This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

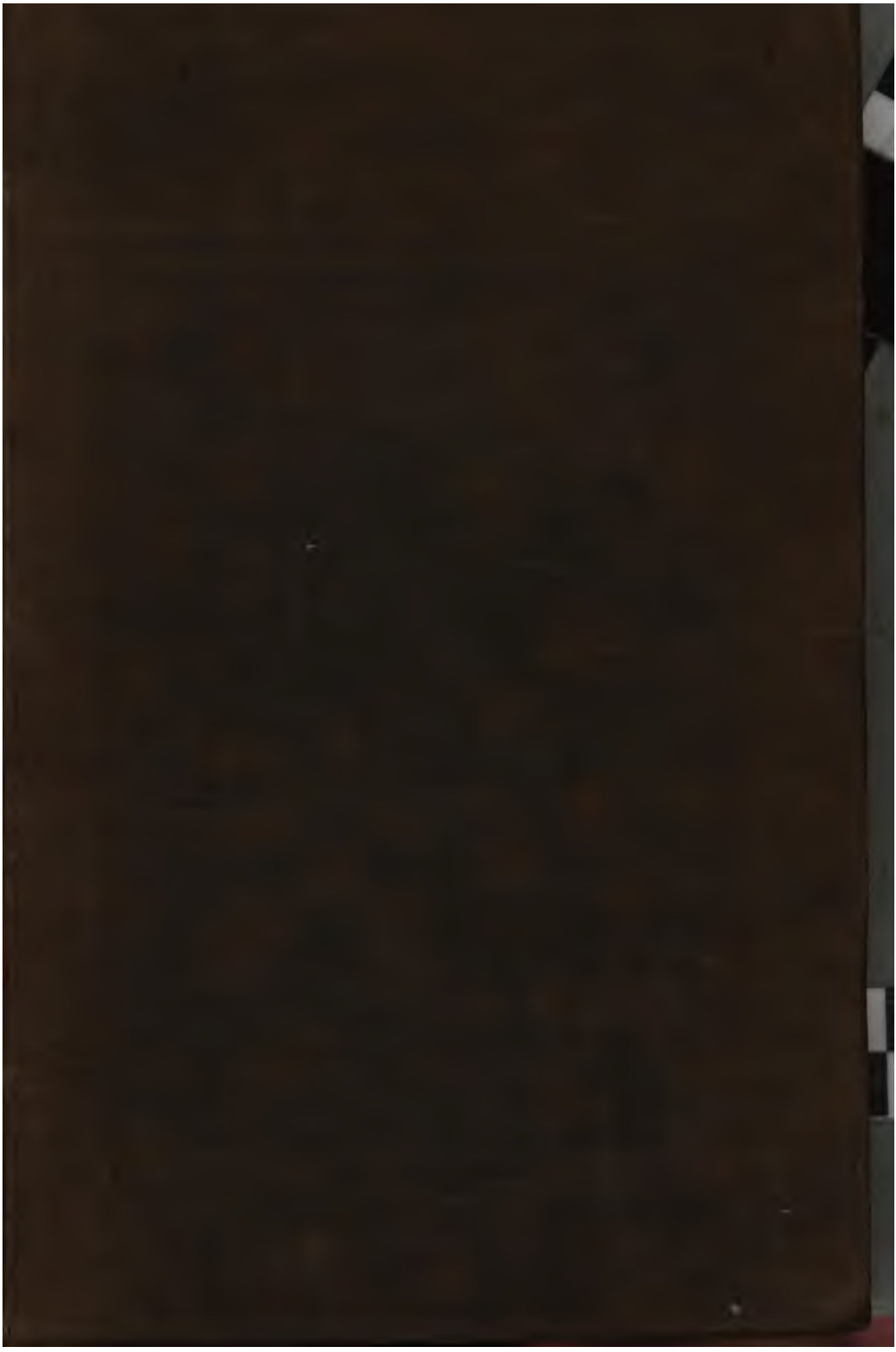
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

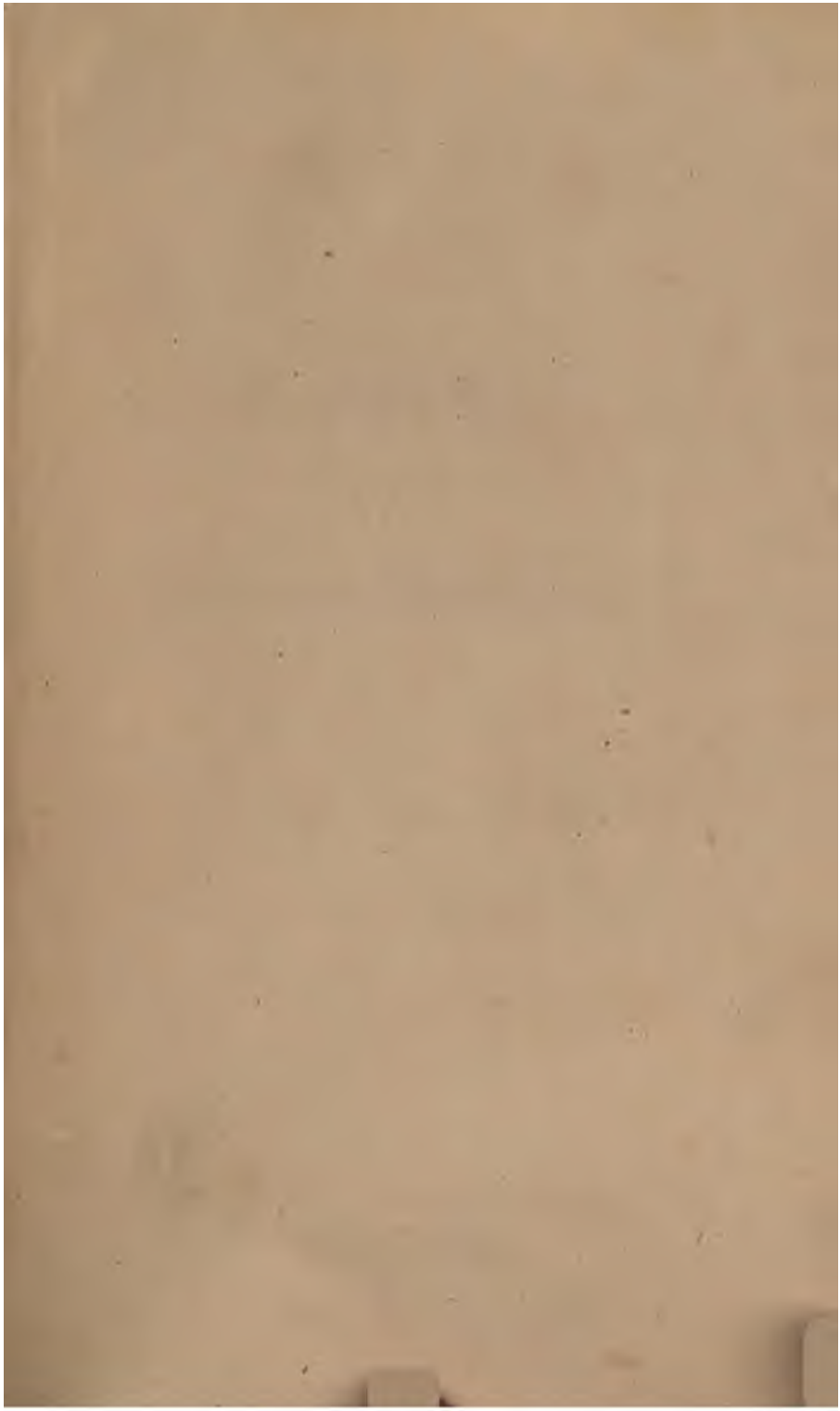
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



F14952



Neorama.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

Dritte Sammlung.

Neorama.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

In drei Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.

Skizzen

zur

Kultur- und Kunstgeschichte.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.

LG

CB81
C3
v.3

Inhaltsverzeichniß.

I. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

	Seite
1. Die drei religiösen Conglomerations-Epochen	3
2. Gottseligkeit und Selbstseligkeit	5
3. Pantheon	9
4. Christus	12
5. Das Naturrecht und die Christenpflicht	15
6. Sieg des Christenthumes über die jüdische Priesterschaft, die römische Weltherrschaft und die griechische Theologie	19
7. Recht und Religion	21
8. Natur und Gnade, Erbrecht und Weiherecht	23
9. Die weltliche und geistliche Aristokratie in ihrer Gestaltung und Entwicklung zur Monarchie	32
10. Ueber Ordalien und Zweikampf	37
11. Das eilfte Jahrhundert	43
12. Die mittelalterliche Weltordnung und ihr unausbleiblicher Zerfall	44
13. Die Stützen des Papstthums	55
14. Die Reihenfolge der Autoritäten seit Christo	58
15. Das Universum — Gottes Tempel	62
16. Welteinigkeit	63
17. Christus und die Freiheit	67
18. Rückkehr in das Ursprüngliche	69
19. Der allgemeine Stand	70
20. Das Einheitsband in der alten, mittleren und neueren Zeit	72
21. Entstehung der Forderung einer wahrhaft allgemeinen Religion	74
22. Die drei aufeinander folgenden Weltreligionen	76
23. Weissagung	77
24. Die drei Bünde	78
25. Das Wort der Versöhnung	

Seite
26. Die höchsten Bestrebungen der neueren Zeit 81
27. Geist der Geschichte 82

II. Zur Kulturgeschichte.

1. China 87
2. Das Alttestamentarische in Oberasien 94
3. Israeliten in Afrika, Asien und Amerika 95
4. Die Chronik des Rabbi Joseph 96
5. Seltsamer Gebrauch bei Todtenbestattung der Juden zu Algier . . 99
6. Talmud und Talmudgläubige 100
7. Rabbinisches Anathem gegen Talmud-Uebersetzer 101
8. Ueber die Stellung der Frauen im Judenthum 102
9. Klagschreiben aus Jerusalem über das Erdbeben im Januar 1837 . 103
10. Wiederherstellung des Volkes Israel 104
11. Messianische Hoffnungen Israels 105
12. Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie von Geiger . . 107
13. Die Israeliten in Deutschland, England und Frankreich 124
14. Die Synagoge in Frankreich 125
15. Emancipation der Juden 126
16. Die erste Kammer und die Juden in Sachsen 146
17. Die Italiäner und ihre Republiken 150
18. Die Tellsage 153
19. Die Communeros im XVI. Jahrhundert und Juan de Padilla . . 156
20. Die Iberische Halbinsel 158
21. Die Wiedergeburt des griechischen Volkes 162
22. Das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich 173
23. Die Macht der Religion und des Fanatismus 174
24. Aufhebung der Klöster 180
25. Ueber Sclaverei und Negerhandel 181
26. Channing über Sclaverei 184
27. Das Penitenziarwesen in Frankreich und Amerika 186
28. Geschichte und Statistik der Taubstummen-Erziehung 188
29. Die Taubstummen-Erziehungs-Anstalt in Frankfurt a. M. . . 189
30. Oeffentliche Turnanstalt in München 193
31. Geschichte der Mäßigkeitsvereine 194
32. Das englische Staatsleben 196
33. Rußland's welthistorische Bestimmung 198
34. Rußland und Europa 200
35. Entdeckungen (im Monde, in Frankreich, in Deutschland) . . . 212

Seite

36. Selbstbekenntnisse des Grafen von Stolberg und des Baron von Eckstein über die Beweggründe ihres Uebertrittes in die katholische Kirche 213
37. Das achtzehnte Jubiläum der ersten christlichen Kirchenversammlung 225
38. Zeitstimmen 236
39. Denkgläubig-biblische Kirche in Deutschland 240
40. Prophezeihungen 241
41. Die drei Welttheile der nördlichen Hemisphäre 243
42. Divinationen 244

III. Tabletten zur Völker- und Weltkunde.

1. China 249
2. Japanesische Tablette 263
3. Siamesische Kindbettquälerei 265
4. Borneo 266
5. Kaschmir 266
6. Indien 267
7. Zigeuner 282
8. Perser 283
9. Die Circassier 285
10. Die Moschee El Sak'rah zu Jerusalem 286
11. Aegypten 287
12. Die Kolonien freier Neger in Afrika 292
13. Abyssinische Bardinnen 292
14. Türkei 293
15. Hellas 299
16. Rußland 300
17. Böhmen 305
18. Moldauische Literatur 306
19. Ungarn 307
20. Sizilien 309
21. Statistik der italiänischen Literatur 310
22. Rom 310
23. Criminalstatistik von Corsika 321
24. Portugal 322
25. Spanien 327
26. Frankreich 333
27. Belgien 344
28. Holland . . . . . .

Seite
29. Norwegens Verfaſſung 351
30. Schweden 352
31. Dänemark und Island 353
32. Irland 355
33. Schottland 359
34. England 361
35. Vereinigte Staaten Nordamerika's 378
36. Mexiko 390
37. Neugranada 392
38. Die Irokeſen 392
39. Die Arrawaks in Guyana 395
40. Boothia 396
41. Die Sandwichsinſeln 397
42. Auſtralien 398
43. Sechſter Welttheil 399
44. Allgemeines 399

IV. Artiſtiſches, Sociales und Religiöſes.

1. Die Kunſtausſtellungen in Frankfurt a. M. 409
2. Der Dom von Cöln 442
3. Einige Worte über ein Denkmal für Göthe 446
4. Denkmal für Hermann, den Befreier Deutſchlands 454
5. Erinnerungen zum Jahreswechſel von 1837 — 1838 456
6. Coloniſation 460
7. Epilog zur Cholera 464
8. Religiöſe Tendenz der neueſten Zeit 466
9. Die Bewegung der religiöſen Ideen in Deutſchland, im Laufe des 18. Jahrhunderts, von Frankreich aus angeſehen 468
10. Die religiöſen Intereſſen der Zeit 471
11. Religiöſe Journaliſtik 473
12. Einige Worte über die Lebensfrage des Jahrhunderts 477
13. Die Emancipation der Juden 483
14. Die drei Worte des Lebens 485

I.

Ideen

zur

Philosophie der Geschichte der Menschheit.

Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

1.

Die drei religiösen Conglomerations-Epochen.

Wie man in den Erdschichten nachgrabend auf immer weniger zusammengesetzte Körpermassen trifft, so, daß Bruchstücke der tiefer liegenden, älteren Fossilien sich mit den höheren, später erzeugten und leichter verwitternden verbunden finden, so auch, wenn man in den Weltgeschichtungen auf den Anfang zurückdringt.

Alle Kritik geht nun auf richtige Sonderung der Ueberlieferungsmassen und auf gehörige Chronologisirung des Gesonderten. So hat die neuere Forschung besonders die h. Schrift zu sichten und zu richten angefangen, und u. a. in der Genesis zwei bis drei verschiedenartige Elemente erkannt.

Eine gleiche Conglomeration bietet aber auch das erste Kapitel von Menu's Gesetzbuch dar, und wie Rhode auf eine ähnliche Verschiedenartigkeit der Elemente in einigen Theilen des Zendavesta (namentlich im 8. Fargard des Vendidad) aufmerksam gemacht, so ist ebenwohl in Hesiod's Theogonie eine solche Conglomeration nicht zu verkennen. Uebersehen wir nur im Großen die welthistorischen Religionsurkunden, so finden wir drei wesentlich verschiedene Conglomerationsepochen.

In der ersten verknüpft sich mit einer uralten, einfachen, kindlichen Naturverehrung — eine Offenbarungs-, oder Priestersage, welche einestheils zur Erklärung des Ursprungs der Uebel und des Bösen, andertheils zur Wegräumung beider in und außer dem Menschen gegeben oder erfunden scheint.

Dieſe heilige Sage trägt durchaus den Charakter des Zwieſpaltes, aus dem ſie hervorgegangen. Ein gutes und ein böſes Machtweſen, — Opfer und Reinigungen, — und ein Prieſterſtand, als Vermittler; — zugleich aber mit den Vermittlungsceremonien ſchon ethiſche Vorſchriften, die bereits über jene ſelbſt hinausweiſen, und Verheißungen künftiger allgemeiner Erlöſung.

Wie ſich dann einerſeits jene äußerlichen Vermittlungen beſtimmter ausbilden und herrſchend werden, ſo erſtarkt dagegen auch das innere Leben, und es tritt ein Moment ein im Leben der Völker, wo einerſeits das altgewordene Opfer und das davon untrennbare Prieſterweſen ſich metamorphoſirt und mehr oder minder vergeiſtigt, wo anderſeits das Ethiſche zur Hauptſache wird, und die Einigkeit des geheiligten Menſchen mit dem urheiligen Gott ebenſo unmittelbar und kindlich zum Gefühle kömmt, wie im Anfang die des Natur-Menſchen mit dem Natur-Gott.

Aber noch iſt die Prieſterſage und der Opferglaube nur conglomerirt mit den Vernunftgeboten und der menſchlichen Freiheit, und die Vermittlung des ſündigen Menſchen mit Gott geſchieht zwar nicht mehr auf körperliche Weiſe, aber doch noch theilweis auf von Außen kommende geiſtige Einwirkung.

Auch dieſe erinnert — und der Menſch verſelbſtſtändigt ſich allmählig mehr und mehr, ſo daß bei einer zweiten Reformation der Opferidee und einer erſten der bisherigen Vermittlungweiſe — die heilige Sage zu einem an ſich untergeordneten Momente wird gegen die ſelbſtthätige Vernunft und das Gewiſſen, und das Opfer und die Vermittlung faſt völlig aufgehen in der rein menſchlichen völlig freigelaſſenen Frömmigkeit und Sittlichkeit des Denk-, Gefühl- und Gewiſſens-Gläubigen.

2.

Gottſeligkeit und Selbſtſeligkeit.

Pythagoras forderte auf, nach Homologie (Einhelligung) mit dem Göttlichen zu ſtreben, und wie dann Sokrates ſeinen Gott als vorſorgende Vernunft beſtimmte, ſo ſtellte er auch dem Menſchen als Ziel auf, durch vernünftiges Rechtthun — (wir möchten das letztere die nachſorgende Vernunft nennen) Gottes in höchſtem Maße theilhaftig zu werden.

Plato endlich beſtimmte dieſe Theilhaftwerdung näher als möglichſte Verähnlichung mit Gott (ὁμοιωσις κατα το δυνατον) und feierte die Liebe als höchſte Macht und ſomit als höchſten Gott.

„Die Liebe nämlich geht aus auf die Erzeugung und Ausgeburt „des Schönen [1]),“ und wie Gott ſich die Welt am ähnlichſten machen wollte [2]), ſo „entſtand aus der Liebe zum Schönen alles Gute bei „Göttern und Menſchen [3]),“ und mit Recht „herrſcht Eros über die Götter [4]).“

Aber auch das „Verlangen und Suchen nach dem Ganzen iſt „Liebe [5]),“ und wie ſie das Wirkende in aller Natur, in Kunſt, Wiſſenſchaft und Tugend [6]), ſo iſt auch im Allgemeinen „jedes Begehren des Guten „und der Glückſeligkeit die größte und heftigſte Liebe für Jeden [7]),“ „alle „Gottloſigkeit hingegen beſteht darin, daß Einer nicht in Allem der „Weltſchönen (κοσμιῳ) Liebe folgt und ſie ehrt und verehrt [8]).“ So iſt alſo die Liebe auch zugleich das höchſte Gut und das allgemeinſte Verlangen darnach. Ebenſo iſt Eros für uns „der Verleiher „(αἰτιος) der größten Güter,“ — „begeiſternd zu den größten Thaten, hinführend zur wahrhaften Tugend, und jegliche Glückſeligkeit uns bereitend [9]).“

---

1) Das Gaſtmahl b. Schleiermacher S. 425.
2) Timaeus. —
3) Gaſtm. b. Schleiermacher S. 410.
4) Symp. ed Steph. p. 195. —
5) Gaſtm. b. Schl. S. 403.
6) Symp. ed. St. p. 186. sqq.
7) Gaſtm. b. Schl. S. 423.
8 Symp. ed. St. p. 188.
9) Ebd. p. 178. 179. 185. 188.

„So hat die Liebe, alles Gute vollendend bei uns und den Göttern, „die größte Macht, und gewährt uns alles Glück, indem wir (nicht nur) durch sie unter uns und mit den Göttern Freundschaft pflegen," sondern auch durch sie das Ewige, Anundfürsichseiende, das Urschöne, das Göttliche erreichen, und, wenn wir es erreicht haben, schlechthin tugendhaft, gottgeliebt und unsterblich sind [10]).

Aber diesem Gefühls- und Phantasie-Glaubengegenüber entwickelte sich eine andere Weltanschauung aus unmittelbarer Erfahrung und berechnendem Verstande.

Furchtbare Nothwendigkeit im Hintergrunde, selbstselige, unsterbliche Götter, wie die Gestirne auf schwarzblauem Firmament, theils nur Werkzeuge des verborgenen Fatum's — und insofern selbst nicht frei von Furcht, — theils in Beherrschung der Erdenwelt nur ihre eigene Verherrlichung erstrebend! —

Diese Weltanschauung wurde durch die griechischen Atomistiker und Eudämonisten auf ihren einfachsten Ausdruck hingeführt.

So läßt Leukippos (um 500) die Atome nach Nothwendigkeit die Welt gestalten, und weißt hiermit das Selbst des Menschen auf sich selbst zurück. Nothwendigkeit ist nicht nur starr und gleichgültig gegen die Wünsche und Besorgnisse des Menschen, sondern macht diesen auch gleichgültig gegen alles Aeußere, wie der Geist des Weines am erstarrenden Nordpol aus dem Phlegma auf sich selbst zurückgedrängt wird.

Ein solches Insichgegangensein spricht sich schon in der höchsten Lebensmaxime Demokrit's (440), in seinem „εὖ ἐστω" — „und dem daraus hervorgehenden Zustande, der εὐθυμια, (Wohlgemuthheit), überhaupt also durch Wohlsein in „Gleichmuth," — aus. Es ist in der That ein Sich-Verhärten gegen die Härte der Nothwendigkeit, ein Sich-Gott-werden nach Entgottung der Natur.

Ist aber Wohlsein in Gleichmuth Endzweck für den Menschen, so ist auch, wie Demokrit's Schüler, Protagoras (420) es aussprach, „aller Güter Maß der „Mensch" (παντων χρηματων μετρον ἀνθρωπος), und es war dann blos Sache der Individualität, ob der Mensch als solches Maß mit Aristipp von Cyrene (380) seine Befriedigung in verständiger Auswahl oder mit Antisthenes (380) in kraftübendem Entbehren zeitlicher Genüsse zu finden hoffte.

Ebenso, wenn Protagoras mit Demokrit die Natur der Nothwendigkeit unterwarf, mußte ihm das Dasein von Göttern zweifelhaft werden, daher denn auch schon sein Schüler Prodikos v. Cos, sie nur

10) Ebd. p. 210—212.

für ein Produkt menſchlicher Dankbarkeit, alſo für vergötterte Nützlichkeiten hielt.

Indeſſen fiel das ſchöne Griechenland in Trümmern, und der Wurm, deſſen Saame, der Blüthe eingeſenkt, in der reifenden Frucht gewachſen und erſtarkt war, durchfraß die purpurglühende Hülle des Apfels vom Baume der Erkenntniß. Das Auge des Beobachters wurde betroffen von dem mannigfachen Elend in der eigentlichen Welt jenes Menſchen, der das Maß aller Dinge ſein ſollte. Der Menſch ſollte der höchſte Zweck ſein; — die Außenwelt, in der die Nothwendigkeit herrſchte, widerſprach in ſo Vielem jenem höchſten Zwecke; — ihre Nothwendigkeit wurde alſo eine gebrochene, eine größtentheils zweckwidrige, überhaupt genommen alſo eine Endzweckloſe — ſie wurde Zufälligkeit (τυχη).

Der menſchliche Verſtand konnte keine Verſtändigkeit als herrſchend in der Natur anerkennen, welche ſeinen eigenen Endzwecken nur zu ſehr widerſprach. Orakel, Himmelszeichen und Träume, durch welche er früher noch von einer übernatürlichen, vorwiſſenden Macht Kunde zu haben gemeint, waren längſt durch vielfache Erfahrung ihres Nichteintreffens des Anſehens verluſtigt. Von den früheren Vorſtellungen der Götter blieb nur zurück, was der Menſch für ſich ſelbſt als das Höchſte anerkannte, was ihm ſelbſt das Wünſchenswertheſte war:

Selbſtſeligkeit und Unſterblichkeit.

Das Syſtem Epikur's (blühte um 305) faßte dieſe Reſultate in der Lehre zuſammen, nach welcher in der Erfahrungswelt der bewegliche Zufall waltete, während jenſeits derſelben unſterbliche Götter in Selbſtſeligkeit ruhten, dem Menſchen aber als Lebensaufgabe blieb, ſich durch Verſtandesübung des Zufalls möglichſt zu bemeiſtern, und hierdurch den Göttern möglichſt gleich zu werden, die ihm keine Furcht — aber auch keine Ehrfurcht mehr [11]) einflößen konnten.

Es bedurfte dann nur mehr geringer Ueberlegung, um der Ueberflüſſigkeit ſolcher Götter inne zu werden, und ſie auch aus den letzten Weltwinkeln zu vertreiben, in denen Epikur — vielleicht nur aus einer, für ſeine Ruhe beſorgten Accommodation an den Volksglauben, — ſie noch geduldet hatte.

---

11) Vgl. Cic. de N. D. I, 2. — Treffend und gewiſſermaßen ſchon die Lehre Chriſti poſtulirend wendete er gegen die Epikuriſchen Götter beſonders Folgendes ein: At est eorum eximia quaedam praestansque natura, ut ea debeat ipsa per se ad se colendam elicere sapientiam. An quidquam eximium potest esse in ea natura, quae sua voluptate laetans, nihil nec actura sit unquam, neque agat, neque egerit? . . . tollit id, quod maxime proprium est optimae praestantissimaeque naturae. Quid enim est melius, aut quid praestantius bonitate et beneficientia? eod. c. 17. 41. 43.

Euhemeros (um 300) vollzog dieſe Weltentgottung, indem er in ſeiner ſg. heiligen Geſchichte (ἱερα ἀναγραφη) alle Volksgötter für vergötterte Menſchen erklärte, eine Aufklärung, deren Ergebniß von Theodorus (um 300) dahin unumwunden ausgeſprochen wurde, daß es überhaupt keine Götter gebe.

So hatte die Vorſtellung von der unverbrüchlichen Nothwendigkeit zu der einer allgemeinen Zufälligkeit, die Vorſtellung von ſelbſtſeligen Göttern zu deren Läugnung hingeführt. Als nun die, in den Geiſt des Menſchen aufgenommene Welt, in ein formelles Chaos zuſammengeſtürzt war, wie ſie aus einem materiellen emporgeſtiegen ſein ſollte, — da erſchauderte und entſetzte ſich auch der — ſich ſelbſt Gott gewordene — Menſch vor dieſem zweiten Chaos, wie das erſte ein Grauen geweſen — ſelbſt den vermeintlich unſterblichen Göttern! Die in ſich abgeſchloſſene Selbſtſeligkeit, nach welcher der Menſch, ſeinen Göttern folgend [12]), geſtrebt hatte, ſchlug um in die tiefſte Unſeligkeit. Den zu Hirngeſpinnſten gewordenen Göttern gegenüber wurde der Menſch ſich ſelbſt zum Geſpenſt vereinſamt, und ſchwindelnd am Abgrund der entgötterten Welt, — ſuchte er nun ſich ſelbſt und ſeiner unendlichen Verarmung zu entfliehen, — mit eigenen Händen den Tod ſich gebend, der ihm urſprünglich als das Schmerzlichſte und Entſetzlichſte erſchienen war. —

---

12) Noch in der den Plutarch zugeſchriebenen Lehrmeinungen der Philoſ. heißt es I. 7. „Anaxagoras und Plato fehlten darin, daß ſie annähmen, Gott richte ſeine Aufmerkſamkeit auf die menſchlichen Dinge, und daß er zu dieſem Ende die Welt gebildet habe. Das ſelige und unvergängliche Weſen, das alles Gute im vollſten Maße hat und keines Uebels fähig iſt, beſchäftigt ſich ganz allein mit dem Inbegriff der ihm eigenen Seligkeit und Unvergänglichkeit, und bekümmert ſich durchaus nicht um menſchliche Dinge. Ja es würde unglücklich ſein, wenn es ſich wie ein Taglöhner oder Handwerker ſolchen ſauren Arbeiten unterziehen und mit Aufbauung der Welt plagen müßte.“

„Wie tief aber dieſe Anſicht ſich in die Vorſtellungsweiſe der alten Welt eingelebt, zeigt ſich dadurch, daß ſelbſt noch Arnobius (adv. Gent. L. II. p. 44. sqq. rec. Elmenhorst. 1610. fol.) es für gottesläſterlich hält, zu meinen, der höchſte Gott habe ſelbſt die gebrechlichen Menſchenſeelen hervorgebracht, oder vollends Ratten, Mäuſe u. d. gl. Und (p. 52) bemerkt er: neque necessaria nostra illi salus est, ut compendii aliquid dispendii re patiatur, si aut Deos nos fecerit, aut ad nihilum redigi corruptionis dissolutione permiserit...

Auf ähnliche Weiſe verſetzt noch Ende des 4. Jahrhunderts Martian Capella (II. 9.) die höchſten Götter in den Aether (bis herab zum Sonnenzirkel), wo ſie, die Reinen, das verborgene Geſchick knüpfen, aber von den Sterblichen wenig Kenntniß nehmen.

3.

Pantheon.

Die Götter sind die Hieroglyphen der Völker und kirchlichen Generationen. Sie sind die ersten, jugendlichen Träume, Ahndungen, Sehnsuchten, die Phantasieblüthen, die Herzensideale, die höchsten Poesien und Musterbilder derselben.

Das Pantheon der Vergangenheit läßt sich in dieser Beziehung auf folgende Weise ordnen.

Beginnen wir mit dem Anfang, bei der Rechten, welche den Lebenskreis eröffnet. Hier ruhen mit ineinanderverschlungenen, fast ganz unsichtbaren Bewegungsorganen der selbstbeschauliche Weltschöpfer Brahma und um ihn her zahllose, ruhend sich in seine Betrachtung versenkende Göttergestalten. Ruhendes Schauen ist der allgemeinste, einfachste Ausdruck für diese äußerste Rechte.

An diese schließen sich die, aufrecht sitzenden oder auch stehenden ägyptischen Götter mit ihren Thiermasken; mysteriös, räthselhaft, wie die Sphinx, auf den Tod hinweisend, wie die Mumien, — ein in Crystallisation übergehendes Leben.

Es ist ein Volk, welches das große Räthsel des Todes zu lösen sucht, aber vor seinem Medusenhaupte in Erstarrung sinkt.

Aber wenn ein Fortschritt in der Welt Statt finden soll, dann erzeugt sich ein Gegensatz; das Fortschreiten ist selbst ein Sich-spalten der Bewegungsorgane, von denen das eine stehen bleibt, — während das andere sich ihm entgegensetzt.

Der ruhende Centralgott Aegyptens[1]) erhebt sich, zum Kampfe

1) Plutarch (über Isis und Osiris) berichtet, „nach Eudoxus Versicherung habe Jupiter (Ammon, Osiris?), weil ihm die Beine zusammengewachsen waren, nicht gehen können, und deswegen aus Schaam in beständiger Einsamkeit gelebt; Isis aber diese Theile durch einen Schnitt von einander getrennt, und ihm hierdurch zum ordentlichen Gebrauch der Füße verholfen." —

gegen seine Mitgötter. Der Oberherr, (Suzerain) will als unumschränkter Alleinherr (Souverain) herrschen, und, um seine Pairs sich zu unterwerfen, ruft er die geknechteten Unterthanen derselben zu den Waffen — und mit diesen zur Freiheit. —

So beginnt die Geschichte, als Gedächtniß des Fortschreitens, des Geschehenen, mit Jehova, dem Herrn der Heerschaaren, der sich von den vielen Göttern Aegyptens entfernt, um aus unnahbarer Himmelshöhe seine vernichtenden Zornblitze auf sie herabzuschleudern.

Nur Ein Gott, nur Ein Volk; — nach Außen Vernichtungskriege, nach Innen stolzer Selbstgenuß im Gedanken an künftige Alleinherrschaft, — und stete Unruhe zur Erkämpfung derselben. So steht auf der äußersten Linken der unablässig kämpfende und zürnende, hier segnende, dort verfluchende Jehovah dem ruhig selbstseligen Brahma gegenüber.

Das menschliche Antlitz, welches in Indien die übermenschlichen Götter symbolisirt, hatte sich in Aegypten hinter Thiermasken versteckt, und war auf dem Sinai völlig unsichtbar geworden. Die absolute Ruhe Brahma's war in die absolute Unruhe Jehova's übergegangen.

An diese äußerste Opposition schloß sich auf der Linken, nach der versöhnenden Mitte hin, — die Götterschaar der Griechen an. Dort war es nur dem einen Moseh vergönnt gewesen, schauernd und bebend zum Sinai aufzusteigen, um des Alleingottes flüchtige Nähe im vorüberziehenden Säuseln der Lüfte zu empfinden. In Hellas rufen Sänger und Bildkünstler die himmlischen, aber menschengestaltigen Götter vom hohen Olymp herab, und die Götter folgen ihrem Rufe; denn sie selbst lieben und zürnen, wie die Menschen; ihre Freuden, ihre Leiden, ihre Kämpfe und ihre Genüsse sind mit denen der Menschen verflochten und verwoben. Und wie nun das Leben des Volkes fortschreitet, wie es sich verschönt und vergeistigt und versittlicht, so verklären sich auch die Götter, und aus der ersten jugendlichen Umarmung des Himmels und der Erde, aus der unschuldig leidenschaftlichen Vermählung des Göttlichen und Menschlichen geht die Schönheit hervor, und in allen drei Welten, über Götter und Menschen herrscht mit stiller Zaubergewalt — Aphrodite.

Ruhe in Bewegung, Einklang im Mannigfaltigen, vollendete Darstellung gemessener Triebe, Leidenschaften, Gefühle und Gedanken, nur durch freibildende Thätigkeit vermittelte Gegenwart des Göttlichen auf Erden, des Unendlichen im Endlichen, — dies die allgemeine Signatur der griechischen Götter.

Aber Schönheit ist Maß und Vollendung; Gemessenheit ist Begrenzung, Begrenzen ist Abschneiden, Ausschließen; Vollendung ist —

Verendlichung. Ueber das Schöne hinaus reicht das Ueberſchwängliche. Das Zerſprengen der Begrenzung, das Erliegen des Endlichen unter dem Unendlichen, der Sieg des Unermeßlichen über das Maß — iſt das Erhabene.

Wie nun das menſchliche Herz nichts ſchlechthin ausſchließen kann, wie ihm das Gefühl des Unendlichen, der Trieb nach demſelben einwohnt, wie ſeine Phantaſie alle Grenzen überfliegt, wie ſein Geiſt nach dem Ueberſchwänglichen trachtet, ſo muß er auch über die Schönheit hinausſtreben und im Erhabenen ſeine Wohnſtätte ſuchen.

Das vollendete Endliche, das ſchöne Menſchliche mußte ſich ſelbſt zerbrechen, es mußte ſich ſelbſt zum Opfer bringen, um ſich die Pforte des Unendlichen zu eröffnen.

Herkules, der ſich ſelbſt in die Flammen ſtürzt, Prometheus, der, „ob der großen Liebe zu den Sterblichen,“ — ſich vom Geier zernagen läßt,[2]) Sokrates, der um des Geſetzes willen den Schierlingbecher leert, ſind die lebendigen Stufen zum Throne des Gottmenſchen, der, ein vollkommener Menſch, in der Mitte der Menſchheit und ihrer Geſchichte ſich aus Liebe an's Kreuz ſchlagen läßt, und — ſiegreich zur Hölle hinab, verherrlicht zum Himmel emporſteigend, — die Macht des Unendlichen offenbart und dem kommenden Menſchengeſchlecht die reinſte, ſeelenſchönſte Erhabenheit zur ſtaunend anbetenden Verehrung aufrichtet.

In ihm hatte das Göttliche ſich zum letztenmale ſichtbar perſönlicht; denn ſeine Gottesthat war eben, alles Irdiſche dem Himmliſchen, das Zeitliche dem Ewigen zum Opfer darzubringen, ſeine Endlichkeit zum Unendlichen zu verklären. — Um Gottes und des Menſchen willen — ließ er ſein Haupt mit Dornen krönen, ſein Antlitz zerreißen, ſeinen Leib durch Geiſeln zerfleiſchen, und Hände und Füße mit Nägeln an das Kreuz feſtſchlagen.

So wurde er, deſſen Haupt nur Gottesgedanken hegte, deſſen Antlitz nur Demuth und Liebe verkündete, deſſen Wille nur Gott gehorſamen wollte, deſſen Hände nur Segen geſpendet, deſſen Füße ihm nur Hülfe zu bringen gedienet hatten, und deſſen Leib ein reines Gefäß einer reinen Seele geblieben, — er wurde zugleich das Erhabenſte und Liebenswürdigſte; das Höchſte, was menſchliches Denken erreichen, das Aeußerſte, bis wohin das Göttliche ſich den Menſchen durch Menſchen offenbaren konnte.

Jeſus Chriſtus am Kreuze Gott bis in den Tod gehorſam, nach der Menſchheit die Arme ausbreitend, für ſeine Mörder bittend, dem

---

2) Aeſchyl. Prometh. 82 ff. 106 ff. 119 ff. u. ſ. w.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

für ein Produkt menſchlicher Dankbarkeit, alſo für vergötterte Nützlichkeiten hielt.

Indeſſen fiel das ſchöne Griechenland in Trümmern, und der Wurm, deſſen Saame, der Blüthe eingeſenkt, in der reifenden Frucht gewachſen und erſtarkt war, durchfraß die purpurglühende Hülle des Apfels vom Baume der Erkenntniß. Das Auge des Beobachters wurde betroffen von dem mannigfachen Elend in der eigentlichen Welt jenes Menſchen, der das Maß aller Dinge ſein ſollte. Der Menſch ſollte der höchſte Zweck ſein; — die Außenwelt, in der die Nothwendigkeit herrſchte, widerſprach in ſo Vielem jenem höchſten Zwecke; — ihre Nothwendigkeit wurde alſo eine gebrochene, eine größtentheils zweckwidrige, überhaupt genommen alſo eine Endzweckloſe — ſie wurde Zufälligkeit (τυχη).

Der menſchliche Verſtand konnte keine Verſtändigkeit als herrſchend in der Natur anerkennen, welche ſeinen eigenen Endzwecken nur zu ſehr widerſprach. Orakel, Himmelszeichen und Träume, durch welche er früher noch von einer übernatürlichen, vorwiſſenden Macht Kunde zu haben gemeint, waren längſt durch vielfache Erfahrung ihres Nichteintreffens des Anſehens verluſtigt. Von den früheren Vorſtellungen der Götter blieb nur zurück, was der Menſch für ſich ſelbſt als das Höchſte anerkannte, was ihm ſelbſt das Wünſchenswertheſte war:

Selbſtſeligkeit und Unſterblichkeit.

Das Syſtem Epikur's (blühte um 305) faßte dieſe Reſultate in der Lehre zuſammen, nach welcher in der Erfahrungswelt der bewegliche Zufall waltete, während jenſeits derſelben unſterbliche Götter in Selbſtſeligkeit ruhten, dem Menſchen aber als Lebensaufgabe blieb, ſich durch Verſtandesübung des Zufalls möglichſt zu bemeiſtern, und hierdurch den Göttern möglichſt gleich zu werden, die ihm keine Furcht — aber auch keine Ehrfurcht mehr [11]) einflößen konnten.

Es bedurfte dann nur mehr geringer Ueberlegung, um der Ueberflüſſigkeit ſolcher Götter inne zu werden, und ſie auch aus den letzten Weltwinkeln zu vertreiben, in denen Epikur — vielleicht nur aus einer, für ſeine Ruhe beſorgten Accommodation an den Volksglauben, — ſie noch geduldet hatte.

---

11) Vgl. Cic. de N. D. I. 2. — Treffend und gewiſſermaßen ſchon die Lehre Chriſti poſtulirend wendete er gegen die Epikuriſchen Götter beſonders Folgendes ein: At est eorum eximia quaedam praestansque natura, ut ea debeat ipsa per se ad se colendam elicere sapientiam. An quidquam eximium potest esse in ea natura, quae sua voluptate laetans, nihil nec actura sit unquam, neque agat, neque egerit? ... tollit id, quod maxime proprium est optimae praestantissimaeque naturae. Quid enim est melius, aut quid praestantius bonitate et beneficientia? eod. c. 17. 41. 43.

Euhemeros (um 300) vollzog dieſe Weltentgottung, indem er in ſeiner ſg. heiligen Geſchichte (ἱερὰ ἀναγραφη) alle Volksgötter für vergötterte Menſchen erklärte, eine Aufklärung, deren Ergebniß von Theodorus (um 300) dahin unumwunden ausgeſprochen wurde, daß es überhaupt keine Götter gebe.

So hatte die Vorſtellung von der unverbrüchlichen Nothwendigkeit zu der einer allgemeinen Zufälligkeit, die Vorſtellung von ſelbſtſeligen Göttern zu deren Läugnung hingeführt. Als nun die, in den Geiſt des Menſchen aufgenommene Welt, in ein formelles Chaos zuſammengeſtürzt war, wie ſie aus einem materiellen emporgeſtiegen ſein ſollte, — da erſchauderte und entſetzte ſich auch der — ſich ſelbſt Gott gewordene — Menſch vor dieſem zweiten Chaos, wie das erſte ein Grauen geweſen — ſelbſt den vermeintlich unſterblichen Göttern! Die in ſich abgeſchloſſene Selbſtſeligkeit, nach welcher der Menſch, ſeinen Göttern folgend [12]), geſtrebt hatte, ſchlug um in die tiefſte Unſeligkeit. Den zu Hirngeſpinnſten gewordenen Göttern gegenüber wurde der Menſch ſich ſelbſt zum Geſpenſt vereinſamt, und ſchwindelnd am Abgrund der entgötterten Welt, — ſuchte er nun ſich ſelbſt und ſeiner unendlichen Verarmung zu entfliehen, — mit eigenen Händen den Tod ſich gebend, der ihm urſprünglich als das Schmerzlichſte und Entſetzlichſte erſchienen war. —

---

12) Noch in der den Plutarch zugeſchriebenen Lehrmeinungen der Philoſ. heißt es I. 7. „Anaxagoras und Plato fehlten darin, daß ſie annähmen, Gott richte ſeine Aufmerkſamkeit auf die menſchlichen Dinge, und daß er zu dieſem Ende die Welt gebildet habe. Das ſelige und unvergängliche Weſen, das alles Gute im vollſten Maße hat und keines Uebels fähig iſt, beſchäftigt ſich ganz allein mit dem Inbegriff der ihm eigenen Seligkeit und Unvergänglichkeit, und bekümmert ſich durchaus nicht um menſchliche Dinge. Ja es würde unglücklich ſein, wenn es ſich wie ein Taglöhner oder Handwerker ſolchen ſauren Arbeiten unterziehen und mit Aufbauung der Welt plagen müßte."

„Wie tief aber dieſe Anſicht ſich in die Vorſtellungsweiſe der alten Welt eingelebt, zeigt ſich dadurch, daß ſelbſt noch Arnobius (adv. Gent. L. II. p. 44. sqq. rec. Elmenhorst. 1610. fol.) es für gottesläſterlich hält, zu meinen, der höchſte Gott habe ſelbſt die gebrechlichen Menſchenſeelen hervorgebracht, oder vollends Ratten, Mäuſe u. d. gl. Und (p. 52) bemerkt er: neque necessaria nostra illi salus est, ut compendii aliquid dispendii re patiatur, si aut Deos nos fecerit, aut ad nihilum redigi corruptionis dissolutione permiserit...

Auf ähnliche Weiſe verſetzt noch Ende des 4. Jahrhunderts Martian Capella (II. 9.) die höchſten Götter in den Aether (bis herab zum Sonnenzirkel), wo ſie, die Reinen, das verborgene Geſchick knüpfen, aber von den Sterblichen wenig Kenntniß nehmen.

3.

Pantheon.

Die Götter sind die Hieroglyphen der Völker und kirchlichen Generationen. Sie sind die ersten, jugendlichen Träume, Ahndungen, Sehnsuchten, die Phantasieblüthen, die Herzensideale, die höchsten Poesien und Musterbilder derselben.

Das Pantheon der Vergangenheit läßt sich in dieser Beziehung auf folgende Weise ordnen.

Beginnen wir mit dem Anfang, bei der Rechten, welche den Lebenskreis eröffnet. Hier ruhen mit ineinanderverschlungenen, fast ganz unsichtbaren Bewegungsorganen der selbstbeschauliche Weltschöpfer Brahma und um ihn her zahllose, ruhend sich in seine Betrachtung versenkende Göttergestalten. Ruhendes Schauen ist der allgemeinste, einfachste Ausdruck für diese äußerste Rechte.

An diese schließen sich die, aufrecht sitzenden oder auch stehenden ägyptischen Götter mit ihren Thiermasken; mysteriös, räthselhaft, wie die Sphinx, auf den Tod hinweisend, wie die Mumien, — ein in Crystallisation übergehendes Leben.

Es ist ein Volk, welches das große Räthsel des Todes zu lösen sucht, aber vor seinem Medusenhaupte in Erstarrung sinkt.

Aber wenn ein Fortschritt in der Welt Statt finden soll, dann erzeugt sich ein Gegensatz; das Fortschreiten ist selbst ein Sich-spalten der Bewegungsorgane, von denen das eine stehen bleibt, — während das andere sich ihm entgegensetzt.

Der ruhende Centralgott Aegyptens[1]) erhebt sich, zum Kampfe

1) Plutarch (über Isis und Osiris) berichtet, „nach Eudoxus Versicherung habe Jupiter (Ammon, Osiris?), weil ihm die Beine zusammengewachsen waren, nicht gehen können, und deswegen aus Schaam in beständiger Einsamkeit gelebt; Isis aber [illegible] Theile durch einen Schnitt von einander getrennt, und ihm hierdurch [illegible]en Gebrauch der Füße verholfen." —

gegen seine Mitgötter. Der Oberherr, (Suzerain) will als unumschränkter Alleinherr (Souverain) herrschen, und, um seine Pairs sich zu unterwerfen, ruft er die geknechteten Unterthanen derselben zu den Waffen — und mit diesen zur Freiheit. —

So beginnt die Geschichte, als Gedächtniß des Fortschreitens, des Geschehenen, mit Jehova, dem Herrn der Heerschaaren, der sich von den vielen Göttern Aegyptens entfernt, um aus unnahbarer Himmelshöhe seine vernichtenden Zornblitze auf sie herabzuschleudern.

Nur Ein Gott, nur Ein Volk; — nach Außen Vernichtungskriege, nach Innen stolzer Selbstgenuß im Gedanken an künftige Alleinherrschaft, — und stete Unruhe zur Erkämpfung derselben. So steht auf der äußersten Linken der unablässig kämpfende und zürnende, hier segnende, dort verfluchende Jehovah dem ruhig selbstseligen Brahma gegenüber.

Das menschliche Antlitz, welches in Indien die übermenschlichen Götter symbolisirt, hatte sich in Aegypten hinter Thiermasken versteckt, und war auf dem Sinai völlig unsichtbar geworden. Die absolute Ruhe Brahma's war in die absolute Unruhe Jehova's übergegangen.

An diese äußerste Opposition schloß sich auf der Linken, nach der versöhnenden Mitte hin, — die Götterschaar der Griechen an. Dort war es nur dem einen Moseh vergönnt gewesen, schauernd und bebend zum Sinai aufzusteigen, um des Alleingottes flüchtige Nähe im vorüberziehenden Säuseln der Lüfte zu empfinden. In Hellas rufen Sänger und Bildkünstler die himmlischen, aber menschengestaltigen Götter vom hohen Olymp herab, und die Götter folgen ihrem Rufe; denn sie selbst lieben und zürnen, wie die Menschen; ihre Freuden, ihre Leiden, ihre Kämpfe und ihre Genüsse sind mit denen der Menschen verflochten und verwoben. Und wie nun das Leben des Volkes fortschreitet, wie es sich verschönt und vergeistigt und versittlicht, so verklären sich auch die Götter, und aus der ersten jugendlichen Umarmung des Himmels und der Erde, aus der unschuldig leidenschaftlichen Vermählung des Göttlichen und Menschlichen geht die Schönheit hervor, und in allen drei Welten, über Götter und Menschen herrscht mit stiller Zaubergewalt — Aphrodite.

Ruhe in Bewegung, Einklang im Mannigfaltigen, vollendete Darstellung gemessener Triebe, Leidenschaften, Gefühle und Gedanken, nur durch freibildende Thätigkeit vermittelte Gegenwart des Göttlichen auf Erden, des Unendlichen im Endlichen, — dies die allgemeine Signatur der griechischen Götter.

Aber Schönheit ist Maß und Vollendung; Gemessenheit ist Begrenzung, Begrenzen ist Abschneiden, Ausschließen; Vollendung ist —

Verendlichung. Ueber das Schöne hinaus reicht das Ueberſchwängliche. Das Zerſprengen der Begrenzung, das Erliegen des Endlichen unter dem Unendlichen, der Sieg des Unermeßlichen über das Maß — iſt das Erhabene.

Wie nun das menſchliche Herz nichts ſchlechthin ausſchließen kann, wie ihm das Gefühl des Unendlichen, der Trieb nach demſelben einwohnt, wie ſeine Phantaſie alle Grenzen überfliegt, wie ſein Geiſt nach dem Ueberſchwänglichen trachtet, ſo muß er auch über die Schönheit hinausſtreben und im Erhabenen ſeine Wohnſtätte ſuchen.

Das vollendete Endliche, das ſchöne Menſchliche mußte ſich ſelbſt zerbrechen, es mußte ſich ſelbſt zum Opfer bringen, um ſich die Pforte des Unendlichen zu eröffnen.

Herkules, der ſich ſelbſt in die Flammen ſtürzt, Prometheus, der, „ob der großen Liebe zu den Sterblichen,“ — ſich vom Geier zernagen läßt,[2]) Sokrates, der um des Geſetzes willen den Schierlingbecher leert, ſind die lebendigen Stufen zum Throne des Gottmenſchen, der, ein vollkommener Menſch, in der Mitte der Menſchheit und ihrer Geſchichte ſich aus Liebe an's Kreuz ſchlagen läßt, und — ſiegreich zur Hölle hinab, verherrlicht zum Himmel emporſteigend, — die Macht des Unendlichen offenbart und dem kommenden Menſchengeſchlecht die reinſte, ſeelenſchönſte Erhabenheit zur ſtaunend anbetenden Verehrung aufrichtet.

In ihm hatte das Göttliche ſich zum letztenmale ſichtbar perſönlicht; denn ſeine Gottesthat war eben, alles Irdiſche dem Himmliſchen, das Zeitliche dem Ewigen zum Opfer darzubringen, ſeine Endlichkeit zum Unendlichen zu verklären. — Um Gottes und des Menſchen willen — ließ er ſein Haupt mit Dornen krönen, ſein Antlitz zerreißen, ſeinen Leib durch Geiſeln zerfleiſchen, und Hände und Füße mit Nägeln an das Kreuz feſtſchlagen.

So wurde er, deſſen Haupt nur Gottesgedanken hegte, deſſen Antlitz nur Demuth und Liebe verkündete, deſſen Wille nur Gott gehorſamen wollte, deſſen Hände nur Segen geſpendet, deſſen Füße ihm nur Hülfe zu bringen gedienet hatten, und deſſen Leib ein reines Gefäß einer reinen Seele geblieben, — er wurde zugleich das Erhabenſte und Liebenswürdigſte; das Höchſte, was menſchliches Denken erreichen, das Aeußerſte, bis wohin das Göttliche ſich den Menſchen durch Menſchen offenbaren konnte.

Jeſus Chriſtus am Kreuze Gott bis in den Tod gehorſam, nach der Menſchheit die Arme ausbreitend, für ſeine Mörder bittend, der-

2) Aeſchyl. Prometh. 82 ff. 106 ff. 119 ff. u. ſ. w.

reuigen Sünder Verzeihung, dem unschuldig Leidenden seliges Leben verheißend — ist am Schluße des schöpferischen Weltalters, die höchste Blüthe des Morgenlandes, — eine Liebessonne, — das Tagesgestirn durch Ueberstrahlung verfinsternd, — am Horizont der Menschheit aufgestiegen, — der göttlichste Mensch und der menschlichste Gott, — wonach die Menschheit sich Jahrtausende lang gesehnt, den sie geahndet, wovon sie in ihren größten Momenten geträumt und gedichtet, — dem, als er erschienen, die Herrlichsten als ihrem Herrn gehuldigt, dem sie ihr ganzes Herz geschenkt, und zu welchem, so lange noch Menschen auf Erden leben und fühlen und denken, — sie, als zu ihrem erhabensten Musterbild, hinschauen werden, und nur durch innigste Vereinigung mit ihm in das Herz der Gottheit selbst eindringen können. —

4.

Christus.

Christus lebte in der Liebe, im Wohlthun; er beherrschte die Triebe, die ihre Befriedigung für hienieden fordern, und wesentlich aus der Natur des Menschen, als eines irdischen Wesens hervorgehen; er vergab seinen Feinden, und opferte freiwillig sein irdisches Dasein zur Bezeugung der Wahrheit, der Liebe und des Gehorsams.[1])

Sein Leben, Wirken und Sterben war also ein thatsächlicher Beweis, daß Etwas in ihm, daß Er selbst etwas war, was über seine Einzelnheit hinausreichte, was über das Leben hinausstrebte, daß Er etwas war, dem das beschränkte irdische Dasein nur als Mittel diente.

Dieses Etwas war also erhaben über das Selbstische und Irdische, und wie es an und in sich selbst in Gemeinschaft stand mit dem allgemeinen Wesen, so mußte auch Christus das Gefühl der Einigkeit mit demselben, und die Gewißheit seiner Unvergänglichkeit haben.

War das eigene Erdenleben nur Mittel, so war Dasjenige, welches dies, sein Eigenthum, hingab, stärker als das Ueberwundene; —

---

1) Joh. 18, 37. 14, 31. 10, 14—19. 15, 13.

es hatte vernünftigerweise eine das Erdenleben übergreifende Bestimmung. In der Ursache kann nicht weniger liegen, als in der Wirkung. Ebendarum kann auch, da Jesus Christus seinen Todfeinden vergeben, das Wesen, das er seinen und unser Aller Gott nannte, — es kann nicht unversöhnlich sein gegen irgend eines seiner Geschöpfe.

Jesus wirkte aber selbst auch auf höhere Weise, als solches bis dahin noch anderen Menschen verliehen;[2]) diese höhere Wirkenskraft mußte ebenwohl einen höheren Ursprung haben. —

Seines Wesens und Wirkens und ihres Ursprungs innewerdend, fühlte Jesus sich als Sohn des lebendigen Gottes.[3])

Bevor aber sein höheres Wirken begann, war er versucht worden; diese Versuchung war die stärkste, die dem Menschen begegnen kann. Sein Volk erwartete einen weltlichen Befreier, der die Herrschaft über die ganze Erde gewinnen sollte. Der Gedanke, daß es Ihm gelingen könne, jene Erwartung zu erfüllen, trat versuchend vor seine Seele. Aber er überwand den Versucher und erfuhr im Siege die Macht des freien Geistes.

Durch Selbstüberwindung war Jesus des ihm einwohnenden Göttlichen gewiß geworden; so predigte er seinem Volke auch Selbstumkehr.[4])

Dieses Göttliche verwirklichte sich auf das Herrlichste im Mitleiden mit den noch in den Banden der Selbstischkeit Gefangenen, und in Verzeihung des zugefügten Bösen; so verkündigte Jesus die Vergebung der Sünden.[5])

Die Ueberwindung aller Forderungen des irdischen Lebens ging hervor aus der Gewißheit ewigen Lebens; so verhieß Jesus unvergängliches Dasein.[6])

Das Bewußtsein der weltüberwindenden Macht der Liebe gab die Gewißheit ihres Sieges, und so verkündigte Jesus das Nahen des Reiches Gottes.

Indem er aber an die Majestät des menschlichen Willens appellirte, mußte er auch ein göttliches Gericht verkünden; denn, war beseli-

---

2) Joh. 15, 24. „Hätte ich nicht die Werke gethan unter ein Anderer gethan hat ꝛc."

3) Joh. 13, 3. 16, 27. 28.

4) Math. 4, 17. ꝛc. ꝛc.

5) Matth. 6 und 9.

6) Joh. 12, 49. „Der Vater, sandt hat Gebot gegeben... 50. Und ich weiß, ist da

gende Gemeinſchaft mit Gott als die weſentliche Wirkung des Sich-hingebens an und in das Allgemeine ausgeſprochen (thut das Gute, ſo werdet ihr ſeelig in der That), — ſo mußte auch die entgegengeſetzte Urſachlichkeit eine entgegengeſetzte Wirkung haben; die Folge des Sich-Verſtockens wider die Liebe mußte ſchmerzlichſtes Gefühl der Verſelbſtiſchung ſein. Dieſe Folge aber, die von dem Selbſtiſchen nicht zugleich mit dem vereinzelnden Zweck gewollt werden kann, mußte nothwendig als ein von außen geſetzter Zwang vorgeſtellt werden; dieſer war das Gericht.

Da jedoch die Möglichkeit des böſen Wollens nur bei dem Weſen ſtatt finden kann, welches zugleich auch das Gute zu wollen vermag, ſo kann der Wille ſeine Freiheit, alſo ſich ſelbſt, nicht vernichten; denn das Vermögen iſt mehr, als irgend eine ſeiner Aeußerungen. Das allgemeine Weſen aber, die göttliche Liebe, kann nicht den Willen zur Strafe — auf ewig böſe machen, weil ſie ſonſt nicht die wahrhaft allgemeine Liebe wäre.

Jenſeits des Gerichtes liegt alſo, wie jenſeits der Mitternacht, der Wiederaufgang der Liebesſonne, und wie die ſchöpferiſche Liebe das Erſte, ſo iſt, nach göttlicher Nothwendigkeit, die allverſöhnende das Letzte; wie die Schöpfung Himmels und der Erde das Alpha, ſo iſt Wiederbringung aller Dinge das Omega des Wortes Gottes.

5.

Das Naturrecht und die Chriſtenpflicht.

In der alten Zeit und — Welt, — die noch immer ihren Schatten weit in den Tag der chriſtlichen Welt und Zeit hineinwirft, wurde Beſitz ergriffen durch Arbeit und behauptet durch Wehr und Waffen. Daurend Beſitzer, Eigener war der Stärkere, darum auch durchgängig nur der Mann eigentlich eigenthumsfähig. —

Ebenſo wurde die Ehe faſt allein durch den phyſiſchen Geſchlechtsunterſchied beſtimmt, wonach der Mann der Stärkere iſt (freilich auch der ſelbſtiſchere). Das Weib iſt ihm ein Eigenthum[1]), das er gegen fremdes Gelüſten eiferſüchtig verſchließt. Und wie das Weib, — ſo iſt noch mehr das Kind, das der Mann in ſeiner Machtvollkommenheit gezeugt, das von ſeinem eigenen Weibe geboren, — ſein Eigenthum, und er ſchaltet darüber nach Gutdünken. Es iſt ſein wie die Frucht des Baumes, wie die gereifte Saat ſeines Ackers.

Eigenthum iſt auf dieſem Standpunkte dasjenige, was ein Weſen durch Kraftäußerung zu dem Seinigen gemacht, oder als ſolches in's Daſein gerufen oder geſetzt hatte, — wie überhaupt in der Natur das Stärkere des Schwächeren ſich bemächtigt und es ihm zu dienen zwingt.

Das Gemeinweſen bildet ſich durch natürliche Abſtammung, und es kommt zu ſich ſelbſt, es wird für ſich — durch Selbſtvertheidigung gegen fremde Stämme, oder zunächſt dadurch, daß der Starke eines Stammes den Schwächeren eines anderen Stammes angreift, beraubt oder raubt, und deſſen Stamm-Verwandte zur Wehr oder zur Rache anreizt. Wie daher das Gemeinweſen durch natürliche Vererbung wird, ſo wird das in's Daſeingetretene durch natürliche Noth zum Fürſichſein gebracht

1) Im Hebräiſchen bezeichnet בָּעַל (von בָּעַל = habuit, possedit, uxorem duxit, dominatus est, imperavit, potitus est etc.) zugleich Ehemann, Herr, Beſitzer, Habender, ὁ ἔχων, — und iſt Name des höchſten Gottes bei den Phönikern. Auch im Sanskrit bedeutet pati — Ehemann, eigentlich Herr, (seigneur.)

Wie dann der natürlich Stärkere ſiegt, und des Beſiegten Herr wird, ſo erweitert ſich das Gemeinweſen durch Ueberwältigung Schwächerer, und das Recht des Stärkeren erhebt die freien Sieger über die Leibeigengewordenen, Ueberwundenen, Unterjochten.

Indem nun auch die Leibeigenen ſich fortpflanzen, combinirt ſich das natürliche Abſtammungsverhältniß mit dem natürlichen Rechte des Stärkeren, und der Sohn der Leibeigenen wird auch leibeigen, und wie in der Familie der Mann über Acker und Heerde ſchaltet, wie er über ſeine Weiber, Kinder und Leibeigenen herrſcht, ſo beherrſcht im Gemeinweſen der Stamm der Sieger die Nachkommenſchaft der Beſiegten. —

Das Familien- und Gemeindeweſen beruht hier alſo auf dem natürlichen Eigenthumsrechte, und dieſes auf der natürlichen Stärke und der natürlichen Abſtammung. — Der Mann iſt Herr ſeiner Heerde und ſeines Ackers, weil er ſich in ihrem Beſitze behauptet; er iſt Eigenthümer ſeines Weibes, weil er der Stärkere iſt und, es beſchützend, ihm hierdurch gleichſam das Leben gibt. Der Vater iſt Eigenthümer ſeiner Kinder, weil er der Stärkere iſt und ſie erzeugt hat. Der Herr iſt Eigenthümer des Sklaven, weil er, als der Stärkere, ihn ſich unterworfen und, Herr ſeines Lebens geworden, ihm daſſelbe geſchenkt, ihn ſo gewiſſermaßen zum andernmale gezeugt hat.

Der Sohn des Herrn endlich iſt Eigenthümer des Sklaven ſeines verſtorbenen Vaters, weil er, und weil der Sklave natürlich Eines iſt mit dem Erzeuger und dieſer in dem Erzeugten ſich fortpflanzt.

So beruht alſo das alte Familien- und Gemeinweſen auf dem allgemeinen Naturweſen, in welchem jedes Einzelweſen ſich räumlich ſo weit ausbreitet, als ſeine Kraft reicht, und zeitlich ſich durch Zeugung fortſetzt.

Das Einzelweſen gilt hier nur ſo viel, als es durch angeborene Kraft und Stellung zu gelten vermag.

Sollte der Menſch — als ſolcher — zum Daſein kommen, ſo mußte das Naturweſen zerbrochen werden; des Weibes Saame mußte der Schlange den Kopf zertreten; denn die Schlange iſt das Symbol der natürlichen Selbſtiſchkeit.

Sollten das Weib, das Kind, der Sklave nicht mehr Eigenthum eines Anderen ſein, ſo mußte der Begriff des Eigenthumes ſelbſt verändert werden. Die natürliche Stärke mußte aufhören, das Herrſchende zu ſein; die natürliche Abſtammung mußte ihre bisherige Bedeutung verlieren.

Da aber das alte Naturweſen auf unmittelbare, irdiſche Wohlfahrt abzweckte, und unmittelbarer Lebensgenuß der allbewegende Endzweck war, ſo mußte vor Allem ein anderer, mächtigerer Endzweck aufgeſtellt werden, durch welchen jener überwunden würde; —

dem zeitlichen Wohl und Wehe mußte ein ewiges, dem irdiſchen ein jenſeitiges entgegengeſetzt werden.

Von dieſem Stützpunkte aus konnte dann auch die alte Erde aus den Angeln der Naturkraft und der natürlichen Fortpflanzung gehoben werden. Dies geſchah, indem die freiwillige Entſagung auf irdiſchen Lebensgenuß, ja ſogar die freiwillige Uebernahme von Schmerzen, überhaupt alſo Unterdrückung der Sinnlichkeit und Selbſtaufopferung — als das Höhere, und zugleich als Mittel zu ewigem Beglücktwerden zur Anſchauung gebracht wurden.

Dieſe Selbſtbezwingung war aber nicht mehr abhängig von natürlicher, oder richtiger — von körperlicher Stärke. — Das ſchwächere Weib war ſchon von Natur aus hingebender, aufopfernder als der Mann; — ſomit trat auch der Geſchlechtsunterſchied zurück, und die Jungfrau trat als ſelbſtaufopferungsfähig und als beſtimmt, im Himmel nicht mehr geſchlechtsverſchieden vom Manne zu ſein, dieſem als ein ſelbſtherrliches Weſen gegenüber.

War aber der Mann ſeiner Wiederauferſtehung in einer anderen Welt gewiß, ſo hörte die natürliche Fortſetzung durch Nachkommenſchaft auf, ein Hauptzweck zu ſein.

Wurde vollends ein Gottmenſch nicht durch natürliche Geſchlechtsvereinigung, ſondern durch göttliche Begeiſtung einer Jungfrau erzeugt[2]), wurden die Verkünder und Blutzeugen der neuen frohen Botſchaft aus den niederſten Ständen berufen, ſo konnte die natürliche Zeugung nicht mehr vorgeſtellt werden, als Eigenthumsrechte begründend, und natürliche Abſtammung von Sclaven konnte nicht mehr gedacht werden, als Hörigkeitsverhältniſſe rechtfertigend.

Der von einer Jungfrau Gezeugte, der auf die Ehe und jeden Lebensgenuß freiwillig verzichtet, der ſein Leben lang Allen gedient und freiwillig den ſchmählichen Tod eines Sklaven geſtorben, der die Kranken geheilt, die Geſunden von der Todesfurcht, die Sünder von der Gewiſſensqual befreit hatte, — war in der That Stammvater eines neuen Geſchlechtes, war geiſtiger König einer neuen Gemeinde geworden. Alle Verhältniſſe mußten eine andere Geſtalt gewinnen.

Zeitliche Entſagung und Aufopferung für ewige Verherrlichung und Seligkeit wurde Princip des neuen Lebens.

---

2) Ob dies geſchehen konnte, ob es wirklich [illegible] Betrachtung völlig gleichgültig. Der Glaube, daß [illegible] den Gläubigen durchaus daſſelbe [illegible] was die freie Zeugung hätte wirken [illegible]

Dieſemnach wurde die Ehe nach der einen Seite ein Mittel zur Zügelung des Geſchlechtstriebes, — nach der anderen weſentlichen aber ein Verhältniß wechſelſeitiger Uebung, Hingebung, Aufopferung, Läuterung und Erbauung.

Der Vater war nicht mehr Herr, ſondern Verpfleger und Erzieher der ihm anvertrauten Kinder, und der Erzeugte mußte den leiblichen Vater verlaſſen, wenn er ihn hinderte, dem geiſtigen Vater zu dienen. Jener vermittelte nur das zeitliche, — dieſer gab das ewige Leben.

Auch konnte weder Körperſtärke, noch Erbſchaft mehr eine Leibeigenſchaft begründen, denn Jeder, als durch freiwillige Selbſtbezwingung zur Vollkommenheit und Seligkeit beſtimmt, — war ſein eigener Herr, und als von Gott zu Beidem berufen und befähigt, — nur dieſem ſeinem geiſtigen Herrn in Wahrheit pflichtig. Wer zu ſterben weiß, iſt Niemandes Knecht. Ohnehin konnte unter Gläubigen gar keine Leibeigenſchaft mehr entſtehen; denn Krieg war zwiſchen denen als unmöglich geſetzt, die auch den Rock geben ſollten, wenn der Mantel von ihnen gefordert, die den linken Backen darreichen ſollten, wenn ſie auf den rechten geſchlagen worden (Luk. 6, 29. Matth. 5, 39).[3])

Ueberhaupt endlich hatte alles bisherige Eigenthum ſeine bisherige Bedeutung verloren; denn Alles, was der Menſch in ſeiner Gewalt hatte, war in Wahrheit nicht mehr ſein unbedingtes Eigenthum, ſondern ihm nur verliehen, um es einestheils nur zu ſeiner Nothdurft, anderestheils — und weſentlich — zur Vertheilung an andere Nothdürftige zu verwenden. Kein Einzelner hatte zwar das Recht, einem Anderen ſeinen Ueberfluß zu entziehen; nicht aber, weil dieſer ein unbedingtes Recht auf die Sache, ſondern weil Jener die Pflicht hatte, die Selbſtſtändigkeit des Anderen zu reſpectiren, welchem gerade dieſer Ueberfluß von Gott verliehen, um ſeine Freiheit darin zu haben und zu üben.

Dem chriſtlichen Principe zufolge iſt nämlich das irdiſche Leben von Gott verliehen und Gott erhält es nach ſeiner Weisheit und Güte, ſo lange es dem Menſchen frommt. Darum ſoll der Menſch am erſten nach der Gerechtigkeit des Reiches Gottes trachten, dann wird ihm das Nothdürftige ſchon zu Theil werden. (Matth. 6, 25. ff.) „Welche (aber) leiden nach Gottes Willen, die ſollen ihm ihre Seelen befehlen, als

---

3) S. auch 1 Kor. 4, 12. „Man ſchilt uns, ſo ſegnen wir; man verfolgt uns, ſo dulden wir's; man läſtert uns, ſo flehen wir." Und 6. 7. „Es iſt ſchon überhaupt ein Fehler an euch, daß ihr mit einander rechtet. Warum laſſet ihr Euch nicht lieber Unrecht thun? Und warum laſſet ihr euch nicht lieber vervortheilen?" —

dem treuen Schöpfer in guten Werken." (1 Pet. 4, 19.) Und „wer an Christum glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe." (Joh. 11, 25). „Wer (hingegen) sein irdisches Leben (als solches) zu erhalten sucht, der wird seine Seele verlieren" (Luk. 17, 33). Da nun das Leben gerade dazu verliehen, daß die Seele in Glauben, Gottvertrauen, Gehorsam und Geduld nicht sich, sondern Christo lebe[4]), so ist es gerade wahrhaft christlich, selbst die äußerste Lebensnoth als von Gott verhängte Prüfung dahin zu nehmen und zu bestehen.

Wie nun das alte Gemeinwesen das alte Recht, so hatte das neue Gemeinwesen die neue Pflicht zu wahren. Wie aber das neue Princip zunächst nur im Gegensatze gegen das alte sich erheben und verwirklichen konnte, so schied sich auch unausbleiblich die neue von der alten Gemeinde, und trat — als Kirche — der Gewaltherrschaft, sie trat als Gottesreich — dem Naturstaate — gegenüber. Dieser, ausgehend von irdischer Kraft und unmittelbarer auf physischer Stärke beruhender Selbstständigkeit des Einzelen als solchen, hielt fest am äußerlich, am geschichtlich Bestehenden, an seinem guten alten Rechte. Das neue Gemeinwesen, ausgehend von unendlicher Bestimmung, von vermittelnder Selbstverläugnung und Selbstaufopferung, von freiwilliger Unterordnung unter den Edleren, und völliger Ergebung in Gottes unmittelbar allwaltende Vorsehung, stützte sich dagegen auf die ewige, göttliche Pflicht und den längst verheißenen, von allen Gedrückten heißersehnten Fortschritt.

6.

Sieg des Christenthumes

über die jüdische Priesterschaft, die römische Weltherrschaft und die griechische Theologie.

Als Christus der zum Pfaffenthume herabgesunkenen jüdischen Priesterschaft entgegentrat und sie sich in ihrer uralten Despotie über die Gewissen durch ihn bedroht fühlte, rief sie den weltlichen Arm zu Hülfe, wiegelte das gemeine Volk gegen ihn auf, und ruhte nicht eher, als bis das nur dem Wohlthun gewidmete Leben des gottseligen Reformators

4) Röm. 8, 12. ff. 14, 7. f. 2 Kor. 5, 15. 2 Tim. 2, 11.

an ſchmählichem Kreuze ausgehaucht war. Aber ſein Blut war das Siegel eines neuen Bundes, und eine ganze Schaar begeiſterter neuer Prieſter ging vom heiligen Grabe des Geopferten aus in alle Welt.

Und als die alten Prieſter des auserwählten Volkes ſahen, daß auch die unreinen Heiden in die neue Gottesgemeinde berufen und aufgenommen wurden, und der Brüderbund der Geſetz-Freien und Gut-Gleichen nicht durch weltliche Gewalt unterdrückt werden konnte, da ſtießen ſie die Chriſtgläubigen mit einem fürchterlichen Fluche aus der alten Gemeinſchaft aus. Aber gerade hierdurch wurde die neue Gemeinde veranlaßt, ſich immer tiefer in ihrer Eigenthümlichkeit zu erfaſſen, ſich immer freier über die Beſchränktheiten des Judenthumes zu erheben.

Indeß fühlten auch die weltlichen Gewalthaber der Heiden, daß der Glaube an einen allmächtigen Gott, die aufopfernde Liebe zum Gekreuzigten und Auferſtandenen und die begeiſternde Hoffnung auf ein ewigſeliges Leben — ihre, nur auf Weltluſt und Todesfurcht (Geld und Schwerdt — Gladiatoren und Lictoren) ſich ſtützende Weltherrſchaft bedrohten. Und auch ſie meinten, durch Kerker und Qualen die geiſtige Macht dämpfen zu können, und ſie ließen nicht eher ab, als — bis ſich nicht mehr Schergen genug fanden, die freudig dem Martertode entgegeneilenden Liebgläubigen zu ſchlachten.

So ſiegte das Chriſtenthum über die jüdiſche Prieſterſchaft und die römiſchen Schwerdtführer, indem es der erſteren ein Prieſtervolk entgegenſtellte, welches alle übrigen Völker in das Reich Gottes aufzunehmen ausging; indem es die weltliche Gewalt durch einen Heldenmuth freudigſter Duldung und weltfreieſter Aufopferung entwaffnete.

Noch eine dritte Macht ſtand ſeiner Ausbreitung entgegen: die griechiſchen Naturtheologen und weltprieſterlichen Dogmatiker; — Olympiodor nannte ſie: Philoſophen und Hieratiker. Zuerſt ſahen ſie nur ſelbſtgenugſam dünkelnd auf die ungebildeten Anhänger der neuen Secte herab. Aber dieſe Secte war im Beſitze einer einfachen, herzergreifenden Lehre; ſie war Trägerin eines wunderhaft wirkenden Geiſtes und verlieh mit erhebendem Glauben begeiſternde, zuverſichtlichſte Hoffnung. Dagegen konnte die alte Naturreligion, konnten Abſtractionen und Naturmyſterien ſich nicht behaupten. Zunächſt jedoch kämpften die alten Gedankenkünſtler mit mancherlei Waffen gegen die neue Religion, und als dieſe gerade im Kampfe und durch denſelben immer mehr erſtarkte, — verſuchten die Theolgen der alten Welt durch Umbildung, Umdeutung und Vergeiſtigung ihrer Ueberlieferungen ihre Herrſchaft zu ſichern. Wie künſtlich ſie aber die morſchen Glaubensmeinungen der alten Welt mit ihren Deutungen umſponnen, die gute Bot-

ſchaft von der liebreichen Herablaſſung Gottes, von der brüderlichen Gemeinſchaft der Heiligen und von der ewigen Seligkeit in Gott — triumphirte über alle noch ſo künſtliche Idealiſirungen der Hieratiker.

Das Judenthum ſchied aus dem Reiche des Lebens und erſtarrte zur Mumie; die weltliche Gewalt mußte ſich unter die geiſtliche beugen; — die alte Naturreligion ging unter, und eine neue Weltordnung erhob ſich triumphirend über den Trümmern der alten Kirche, des alten Staates und der alten Dogmatik.

7.

Recht und Religion.

Tritt ein Menſch aus der ruhigen Beſchaulichkeit heraus, äußert er ſich, wirkt er irgendwie auf oder in ein anderes Weſen, dann greift er hiermit aus ſeiner Sphäre in die des Anderen; er bindet ſeinen Kreis an den anderen, er geht eine Verbindung ein, er ſetzt eine Veränderung, die einmal aus ihm entlaſſen, nicht abſolut mehr zurückgenommen werden kann.

Aber ſowohl das Weſen, in welches ich eigenmächtig eine Veränderung, als ich ſelbſt, der durch dieſe beſtimmte Aeußerung eine Veränderung auch in mir geſetzt habe, — wir beide ſtehen unter ewigen Weltgeſetzen, wir beide werden durch meine Wirkſamkeit zu beſtimmter Rückwirkung angeregt.

So hat jede That beſtimmte Folgen, und dieſe Folgen beſtehen in den unmittelbar bewirkten Einwirkungen, und in den hieraus hervorgehenden Fort- und Rückwirkungen, welche aus der allgemeinen Weſen- und Geſetzverkettung entſpringen.

In meiner Hand iſt die Wahl, iſt das Wollen, das Beſchließen, die Ausführung gegeben; ich entlaſſe ein Geſchöpf meiner Freithätigkeit; ich übergebe es der Welt außer mir; — in Gottes- und der anderen Weſen Hand ſteht es nun, was aus dem Geſchöpfe meines Willens, was aus mir ſelbſt werden ſoll.

Was ich gethan, iſt meine That; mein Wille, — ich ſelbſt alſo liege darin; ich habe mir darin ein Daſein, ein Bleiben, einen Willensleib gegeben; ich habe mich in das unendliche Wechſelwirken der Weltweſen eingelaſſen; ich habe mich in doppelte Beziehung geſetzt, — nach Auß-
— nach Ur-Innen, nach meinem Centralweſen, — wie der

ßende Saame von der einen Seite in Beziehung tritt zur offenbaren Tageswelt, von der anderen Seite zum verborgenen Erdmittelpunkte.

Da aber die gesammte Weltsphäre die Sphäre des Weltcentrums ist, so ist die doppelte Beziehung auch wesentlich eine einige. Spricht mein Wille eine That in die Welt hinein, so antwortet mir Gott unmittelbar aus meinem Allerinnersten, und mittelbar durch die Außenwelt; unmittelbar durch die in mir selbst an die Willensthat geknüpften Folgen, mittelbar durch die Rückwirkung der anderen Wesen.

Wenn also ein Wesen sich äußert, wenn es sich als Ursache setzt, so ist an die bestimmte Ursachlichkeit auch eine bestimmte Wirkung geknüpft; — diese Wirkung ist eine nach Außen gehende und zugleich eine im Ursachenden selbst stattfindende.

Jede dieser beiden unmittelbaren Wirkungen wird dann selbst wieder Ursache, und insoweit dieselbe auf das Willensselbst sich zurückbezieht, — Rückwirkung.

Daß nun eine bestimmte Ursache eine bestimmte Wirkung hat und jede bestimmte Wirkung eine bestimmte Rückwirkung hervorruft, die dann selbst wieder auf die erste Ursache als solche eine bestimmte Wirkung ausübt, ist die in sich selbst zurückkreisende Nothwendigkeit.

Da aber der freigelassene Mensch der von seinem Schöpfer ihm vorgezeichneten Bahn folgen oder von ihr abweichen kann, so besteht für ihn auch nothwendig eine doppelte Weltordnung, die eine für den Fall, daß er den rechten Weg verfolgt, die andere für den Fall, daß er sein Belieben an die Stelle des göttlichen Gebotes setzt und somit von der ihm vorgezeichneten Bahn abweicht.

Wie nun der Mensch sich das Machtwesen vorstellt, welchem er sich untergeordnet weiß, so wird durch diese Vorstellung auch die doppelte Weltordnung bestimmt, die er aus jenem Machtwesen ableitet. Andererseits erfährt aber auch der Mensch die substanzielle Weltordnung selbst, und das Bewußtsein, welches er davon gewinnt, wirkt zurück auf die ihm überlieferte Vorstellung von Gott.

So kann also auf zweifache Weise ein Widerspruch in der Weltanschauung des Menschen entstehen. Entweder erhebt der zum Idealischen aufstrebende Menschengeist in freier Selbstentwickelung sich über den traditionellen Gott, oder es wird ihm eine Vorstellung von Außen her dargeboten, welche über die aus ihm erwachsene hinausragt.

Auf beide Weisen wird er aber zur Ausgleichung angeregt; im ersten Falle wirkt die menschliche Erkenntniß auf die Ueberlieferung, im anderen die vollkommene Gotteslehre auf die menschlichen Verhältnisse läuternd und fortbestimmend ein.

Wie nun Recht und Unrecht aus dem Tiefinnersten des Menschen hervorgehen und ebenso dieses Allerinnerste am lebhaftesten ergreifen, so zeigt sich auch in der Geschichte der Menschheit am bemerklichsten die Wechselwirkung zwischen der menschlichen Rechtskunde und dem Gottesglauben, und wir sehen z. B. bei den Griechen diesen durch jene, bei Ausbreitung des Christenthumes hingegen vielfach die Rechtsverhältnisse durch die Glaubenslehre, in der neueren Zeit aber wieder diese letztere durch die fortschreitende Umgestaltung der ersteren bestimmt.

Das aber ist das wahrhaft Göttliche der heiligen Schrift, daß sie Gedankenkeime enthält, welche unendlicher Entwickelung fähig sind, Worte ewiges Lebens, welche nur des erforderlichen Sonnenscheines harren, um zum allumschattenden Lebensbaume zu erwachsen; — wie denn auch jede, im Verlaufe der Jahrhunderte, in oder über der Christenheit neu aufgegangene Sonne, möge sie Natur oder Kunst, Recht oder Sitte, Griechenthum oder Orient, Weltkunde oder Philosophie heißen, — immer wieder neue, bis dahin noch schlummernde Keime aus jener Urkunde erweckt und zur Blüthe entfaltet hat. Eben darum ist jedoch der göttlichen Vorsehung wie für die heilige Schrift, so nicht minder für alle jene andere Elemente der menschheitlichen Entwickelung zu danken, und vor Allem für den gottmenschlichen, heiligen Geist, der diese stets von Neuem mit jener zu vereinigen und zu immer herrlicheren Gestaltungen zu verwenden bestrebt ist. —

8.

Natur und Gnade, Erbrecht und Weiherecht.

Charakteristisch für das Mittelalter ist die Mannigfaltigkeit und Schroffheit der Gegensätze, die dessen wesentliche Elemente sind, die früher sich nicht so begegnet, und später sich nicht mehr so begegnen können.

Natur und Gnade, Thatkraft und Leidenspflicht, Selbstgefühl und Zerknirschung, Schwerdt und Kreuz, derbe Lebenslust und Sehnsucht nach dem Himmel, Unerschrockenheit und Höllenfurcht, Zorn und Barmherzigkeit, Haß und Liebe, — Gott und Satan, — Alles gegen Alles, Alles widereinander, — Nord und Süd, Orient und L

mel und Hölle, Zeit und Ewigkeit im Kampf und doch untrennbar aneinander gekettet!

Beſonders merkwürdig unter jenen Elementen des Mittelalters iſt das Geburts-recht einer-, und das Weihe-recht anderſeits und ihr anfänglicher Gegenſatz, ihre allmählige Verſchränkung ineinander, und demnächſt — erſt der theilweiſe Sieg des Letztern über das Erſtere, ſpäter die Uebermacht des Erſteren über das Letztere. —

Das Geburts- oder Erbrecht geht von der unmittelbaren Naturbetrachtung und — Naturverehrung aus.[1]) Jedes Geſchöpf zeugt Weſen ſeiner Art; die Natur der Erzeuger geht über auf die Erzeugten; Roſen bringen Roſen und Diſteln tragen Diſteln; der gute Baum trägt gute, der ſchlechte ſchlechte Früchte.[2]) Kraut und Unkraut, nutzbare Thiere und Ungeziefer, alles pflanzt ſich fort, wie es ihm einerzeugt, wie es den Urzeugern einerſchaffen iſt. Nicht nur das Sein, ſondern auch das Weſen wird geſetzt durch die Erzeugung, bei Göttern und Menſchen, wie bei Thieren und Pflanzen. Die Reiche der Weſen, ihre Gattungen, Arten, Individuen ſind ſtreng geſchieden und urbeſtimmt. Die Götter ſind die unvergänglichen, alle anderen Weſen ihrer Individualität nach vergänglich; eben ſo dann dieſe Vergänglichkeit wieder ſtreng beſondert.

Aber die Zeugung iſt das geheimnißvolle Band (die ἀναγκη), welches die vergänglichen Geſchöpfe in gerader Aufeinanderfolge miteinander verknüpft;[3]) ſie iſt die magiſche, magnetiſche Verkettung, welche die Eigenthümlichkeit der Erzeuger fortleitet; daher auch durchgängig in der alten Welt das Recht des Vaters das Heiligſte war.[4]) Wie die Götter ihrer Natur nach ewig und unveränderlich, ſo ſtreben die vergänglichen Weſen durch Fortpflanzung ſich ſelbſt auf zeitliche Weiſe zu verewigen.

Kein Weſen aber kann ſeinen Nachkommen übertragen, was es ſelbſt nicht iſt oder beſitzt, und jeder Nachkömmling muß es ganz natür-

---

1) Darauf weiſt noch die angeblich phönikiſche Sage, die Plato anführt Rep. B. III. S. 444 ff. (b. Fähſe I.) Ariſtoteles (Polit. VII. 9. überſ. v. Garve S. 590 f.) weiſt auf die ägyptiſche Verfaſſung als die älteſte und auf Minos hin; — nationaliſirt aber auf ſeine, wie Plato auf andere Weiſe. —

2) Vrgl. Herod. V. 39. Thucid. I. 13. Plato Rep. II. III. VIII. Legg. VI. IX. XI. Charmid. Crit. Arist. Pol. I. 2. 5. 6. 13. II. 9. III. 13. Dion. Hal. II. IV. c. 23. Herodot. VII. 156.

3) Nach der Seite hin vereinen ſich nur die Gleich-Artigen; Vermiſchung mit Geringerartigen iſt Gräuel, mit Anderartigen zum Wenigſten Verunreinigung der natürlichen Art. Später hieß es: „keine Gemeinſchaft zwiſchen Licht und Finſterniß."

4) S. noch Liv. I. 26. Dionys. Hal. II. 26.

lich finden, durchaus in die Fußtapfen seiner Erzeuger einzutreten; — denn auf dieser Lebensstufe weiß der Mensch sich noch nicht als ein Mensch überhaupt, als eines Menschen Sohn (in abstracto); sondern als dieses durchaus individuellen Vaters Sohn[5]). So werden Priesterthum und Adel, so Freiheit und Knechtschaft übertragen, vererbt; so pflanzen später selbst Ehre und Schande, so Schuld und Sünde sich natürlich fort, so vererben sich Segen und Fluch.

So hat das Mittelalter seine erblichen Fürsten und seine Ritterschaft; aber ebenwohl seine erbliche Leibeigenschaft und Unehelichkeit; so vererbt es seine Feindschaften und seinen Haß, und es ehret aus demselben formalen Grunde die Abkömmlinge seiner Könige, aus dem es die Juden verfolgt und verbrennt.

Was nun aber auf der einen Seite Berechtigungen und Schuldigkeiten begründet, das gerade ist von der mittelalterlichen Kirche als das Aufzuhebende, Schlechte, Widergöttliche bestimmt. Die Natur ist das Gottlose, Gottwidrige, und diese ihre sich vererbende Schlechtigkeit soll aufgehoben werden durch die göttliche Gnade. Frömmigkeit, Gottseligkeit ist ihr das Höchste, ja das einzige Werthvolle, Erstrebliche, Bleibende, und gerade dieses Einzige ist der Natur unerreichbar.[6]) Diese widerstrebt vielmehr dem Göttlichen und vererbt dieses Widerstreben, dienstbar dem Bösen, der der Gott dieser Welt.[7]) Schönheit, Reichthum, Ruhm und Ehre, selbst alle blos natürliche Tugenden sind nichtig,[8]) eben weil sie nur Erzeugnisse der Natur sind, — und, — was das merkwürdigste ist, — alle blos angeerbten Vorzüge, selbst die natürliche Abstammung von dem Volke Gottes[9]) sind werthlos durch die ebenwohl angeerbte Sünde.

Somit hat das Princip des Erbrechtes sich selbst vernichtet, da alle Erbgüter verschwinden vor der einen — Erbschuld. — Ueberdies sind die Erbgüter alle nur besondere Güter; die Erbschuld hinge-

---

5) Selbst noch Christus tritt zuerst auf als David's-Sohn, obgleich er sich selbst demnächst als des Menschen Sohn bezeichnet, daß er aber auch Gottes Sohn — weiß Petrus nur durch Gottes Offenbarung.

6) Röm. 8, 7. διοτι το φρονημα της σαρκος, ἐχθρα εἰς θεον· τῳ γαρ νομῳ του θεου οὐχ ὑποτασσεται, οὐδε γαρ δυναται· κτλ.

7) 2 Cor. 4, 4. ἐν οἰς ὁ θεος του αἰωνος τουτου ἐτυφλωσε τα νοηματα των ἀπιστων .. Und 3, 14. ἀλλ' ἐπωρωθη τα νοηματα αὐτων (sed obduruerunt cogitat. eorum, scil. Israel.)

8) Augustin. de Adult. Conj. „Omne quod non ex fide, peccatum est.

9) Röm. 3, 9. 23. (vergl. Luk. 9, 29 — 41. Röm. 2, 11 ff. 10, 1

gen ist eine Allen gemeine. Sie kann nicht durch die menschliche Natur getilgt werden; denn diese Natur ist nicht nur die schuldige, sondern auch die ohnmächtige.

Nur der ursprüngliche Herr der Natur, nur der Schöpfer, der das Gesetz der Vererbung ihr eingepflanzt hat, kann es modifiziren oder ganz aufheben. Der Mensch, so lehrt die Kirche, ist durch die erste Sünde jenem Gesetz verfallen; durch die Sünde ist es zum Fluch für ihn geworden. Nur der Gesetzgeber kann dieses Fluchband (ἀναγκη bedeutet auch die Bande des Gefangenen) — lösen; — nur Er kann den Menschen aus dieser Gefangenschaft befreien — nur Er die Naturkette zerbrechen, indem er selbst — schuldenfrei, — freiwillig alle Sündenfolgen auf sich nimmt, alle menschliche, endliche Schulden durch ein göttliches, unendliches Selbstopfer bezahlt.[10]) Wie nämlich Recht, Adel, Freiheit und jedes Gut als ein Vererbliches angesehen wird, so auch jede Schuld, — daher denn der Sohn ebenso für den Vater büßen muß, wie er für ihn genugthun kann.

Indem nun der Sohn des lebendigen Gottes als der Erbe der göttlichen Macht[11]) freiwillig auf alle natürlichen, besonderen Vorzüge und Güter verzichtet, hat er dieselben als nichtig gesetzt; durch freiwillige Uebernahme von Armuth, von Schmerzen, von Schande und unbedingtem Gehorsam, von Entbehrung jeder Art und dem Qual-Tod eines Sklaven — hat er sogar alle natürlichen Uebel und Leiden geadelt. Ebendamit ist die freiwillige, oder doch gottergebene Uebernahme der Leiden selbst zu einer Bedingung der Wiedergeburt geworden, so daß jetzt, um mit dem Sohne des Menschen aufzuerstehen, man auch mit demselben in den Tod gehen muß.[12])

Da aber die Natur sich nicht selbst aufheben kann, so muß dem Menschen eine übernatürliche Macht, es muß ihm die göttliche Gnade zu Hülfe kommen, die ihm die Einsicht in seine natürliche Ohnmacht[13]) und Schuld (Reue), den Glauben an die göttliche Hülfe und die Kraft zur Abtödtung des Natürlichen verleiht. Diese Hülfe

---

10) 1 Petri 3, 18. und Hebr. 9. Vgl. Esai 53, 6. 11. 12. Joh. 1, 29.

11) Möhler's Symbol. 2. A. S. 185 „dem ererbten Verderben tritt ein Erbe von geistlicher Macht in Christo entgegen, die jenem in allweg siegreich begegnen kann." —

12) Röm. 6, 3 ff.

13) 2 Cor. 3, 5. *οὐχ ὁτι ἱκανοι ἐσμεν ἀφ' ἑαυτων λογισασθαι τι, ὡς ἐξ ἑαυτων, ἀλλ' ἡ ἱκανοτης ἡμων ἐκ του θεου κτλ.*

iſt vermittelt durch den heiligen[14]) Geiſt, und theilhaftig deſſelben (μετοχους γενηθεντας πνευματος ἁγιου. Hebr. 6, 4.) wird der Menſch zuerſt nur durch unmittelbare, dann durch vermittelte Weihe. (Röm. 8, 8. 9.).

Dieſe Weihe iſt es nun, welche auf der Erde das über ſie hinausragende Himmelreich, über der Naturwelt das Reich der Gnade, über der ſchuldbeladenen Welt die Gemeinde der Heiligen, über dem Finſterreich des Argen das Lichtreich des Heilandes und ſeiner Auserwählten eröffnet.

Die erſte Weihe empfing die Jungfrau, und durch dieſe Ueberſchattung (Luc. 1, 35.) wurde zuerſt auf übernatürliche Weiſe die Kette der natürlichen Fortpflanzung und Vererbung durchbrochen und ein zweiter Anfang in die Menſchheit geſetzt[15]). Die menſchliche Natur wurde zur Braut des göttlichen Geiſtes geweiht; die Jungfrau wurde die Gebenedeite des Herrn, (Luc. 1, 28.) „gebenedeiet war die Frucht ihres Leibes," (v. 42.) und der Sohn, den ſie gebar, — ſollte „ein Sohn des Allerhöchſten genannt werden." (v. 32.).

Aber „das Heilige, das von der Jungfrau geboren worden" (Luc. 1, 35.) empfing ſelbſt noch eine höhere Weihe, als er das große Werk beginnen ſollte, zu dem er geſandt war. Durch den h. Geiſt, der bei der Taufe auf ihn herabkam (Matth. 3, 16. Luc. 3, 22.)[16]), wurde Jeſus zum Geſalbten des Herrn[17]). (Luc. 4, 18. Joh. 3, 34. Apg. 10, 38.).

Und als Chriſtus ſein Werk begonnen, da berief er ſich Gehülfen aus den niedrigſten Ständen und ertheilte ihnen eine erſte Weihe, indem er ihnen „Macht gab über die unſaubern Geiſter, daß

---

14) 2 Cor. 3, 17. ὁ δε κυριος πνευμα ἐστιν. οὐ δε το πνευμα κυριου, ἐκει ἐλευθερια. 1 Joh. 5, 6. ὁτι το πνευμα ἐστιν ἡ ἀληθεια. vgl. Joh. 6, 65. Eph. 3, 16. 20.

15) Matth. 11, 11. Wahrlich, ich ſage euch, unter Allen, die von Weibern geboren ſind, iſt nicht aufgekommen, der größer ſei, denn Johannes der Täufer; der aber der Kleinſte iſt im Himmelreich, iſt größer denn er. Vgl. Joh. 1, 12—14. u. Gal. 4, 29. wo ὁ κατα πνευμα γεννηθεις entgegengeſetzt dem κατα σαρκα γεννηθεντι. (Hebr. 7, 16.).

16) Nach der Taufe heißt es bei Luc. 4, 1. Ἰησους δε πνευματος ἁγιου πληρης κτλ. gerade, wie es demnächſt von ſolchen heißt, auf die der h. Geiſt herabgekommen. Apg. 6, 3. 5. 8. 9, 17. und wie zuvor von Eliſabeth. Luc. 1, 41.

17) Basil. M. de Spir. S. c. 12. Ἡ του χριστου προσηγορια του παντος ἐστιν ὁμολογια, δηλου γαρ τον χρισαντα θεον, και χρισθεντα υἱον, και το χρισμα το πνευμα; faſt ebenſo Ambros. de S. S. I. 3.

„ſie dieſelben austrieben, und heileten allerlei Seuchen und aller-
„lei Krankheit" (Matth. 10, 1.) Und als er ſein Werk vollendet, da
ertheilte er ihnen eine zweite Weihe, indem Er, dem „gegeben war alle Ge-
„walt im Himmel und auf Erden" (Matth. 28, 18.) die Jünger „anblies, u.
„zu ihnen ſprach: nehmet hin den h. Geiſt; welchen ihr die Sün-
„den wegnehmet, denen ſollen ſie weggenommen ſein und welchen ihr
„ſie behaltet, denen ſind ſie behalten." (Joh. 20, 22. 23.) Zugleich aber
„gab er ihnen den Auftrag und die Gewalt „zu lehren und zu
„taufen im Namen des Vaters, des Sohnes und des h. Geiſtes."
(Matth. 28, 18. ff. Marc. 16, 15—19. Luc. 24, 50. 51. Apg. 1, 2.).

Eine dritte Weihe endlich empfingen ſie, als, nachdem er aufge-
nommen worden, ſie „mit dem h. Geiſte getauft wurden" (Apg.
1, 5.) und „die Kraft des h. Geiſtes empfingen," (v. 8.). Denn
„Alle wurden voll des h. Geiſtes und fingen an zu reden mit ande-
„ren Zungen, nachdem der Geiſt ihnen gab auszuſprechen."
(Apg. 2, 4. Mark. 16, 17.) Somit empfingen alſo die Jünger zuerſt die
übernatürliche Heilkraft, dann die Vollmacht zur Erlaſſung der
Sünden und die Tauf- und Lehrgewalt, und zuletzt noch die Gabe
der Sprachen, mit welcher verknüpft waren die Gaben der Weiſſa-
gung, — (Apg. 2, 17. 18.) und der Erkenntniß. (Joh. 14, 26.
und 16, 13. vbd. mit Matth. 10, 20. Luc. 12, 12)[18]).

Noch aber war der alte Bann der Vererbung nicht völlig ge-
löſt. Maria war ja vom Stamme David's und ſelbſt der Pflege-
vater Chriſti ſollte aus königlichem Geblüte ſtammen; Chriſtus
war nur zu den Israeliten geſendet[19]), die Apoſtel nur aus dem
Saamen Abrahams erwählt, der h. Geiſt nur über die Chriſtgläubi-
gen aus dem Volke Gottes herabgekommen.

Da wurde zuerſt Saulus der eifrigſte Verfolger der Chriſten von
einem Himmels-Licht umſtrahlt und von Jeſus auf den Weg des Heils

---

18) Da nach 1 Cor. 12, 4 ff. die verſchiedenen Geiſtesgaben auch Einzel-
nen vereinzelt ausgetheilt werden können, ſo konnten auch mehrere oder Alle
dem Einzelnen nach und nach mitgetheilt werden. Ein Anderes iſt aber die
Gabe des Geiſtes χαρισμα, — ein Anderes der Auftrag, die Voll-
macht des Herrn (J. C.) zu deren Verwaltung (διακονια. I Cor. 12, 5.
II Cor. 5, 18.), — ein Anderes die Wirkſamkeiten (ἐνεργηματα)
Gottes (I Cor. 12, 6.) mittelſt des im Auftrage Chriſti wirkenden Geiſtes.

19) Ausdrücklich erklärt dies Jeſus Matth. 15, 24. Vgl. Marc. 7, 27.,
daher Matth. 8, 11. 12 und 21, 13. (vgl. Marc. 12, 11. Luc. 20, 17.) nur
ſo zu nehmen ſind, daß ſie den Israëliten, weil ſie dem Geſandten ihres
Gottes nicht Gehör geben, als Strafe verkünden, das Reich Gottes werde
von ihnen weggenommen werden. S. beſonders Luc. 19, 12 bis 27.

gelenkt (Apg. 9, 3 ff.) und zu Ananias sprach der Herr im Gesicht, jener Saulus „sei ihm ein auserwähltes Rüstzeug, daß er seinen Namen trage „vor Heiden und ihren Königen."... (Apg. 9, 15. 13, 2. 22, 17—21. 26, 17. 18.).

Und nun auch wurde selbst ein frommer und gottesfürchtiger Heide (Cornelius) durch einen Engel Gottes angewiesen, Petrum zu sich zu berufen; Petrus aber in einer Verzückung durch ein Gesicht belehrt, daß Gott nicht auf die natürliche Abstammung sehe; „sondern daß in allerlei Volk, wer ihn ehrfürchtet und rechtthut, „ihm angenehm sei." (Apg. 10, 1—36.).

Und, siehe, als der Apostel dem Heiden von Jesu von Nazareth spricht „den Gott zu den Kindern Israël gesendet" (36.), der den Aposteln „geboten zu predigen dem Volk, und zu zeugen, daß er „verordnet sei von Gott zum Richter der Lebendigen und Todten," und „von dem alle Propheten zeugen, daß durch seinen Namen Alle, die an „ihn glauben, Vergebung der Sünden empfangen" (42. 43.), — „da fiel der h. Geist auf Alle, die dem Worte zuhöreten," so „daß sie „mit Zungen redeten und Gott hochprieſen." (44. 46.) Und ob auch „die Gläubigen aus der Beschneidung sich darob entsetzten" (45), und die Gläubigen zu Jerusalem mit Petro zankten, daß er mit den Heiden verkehret (Apg. 11, 2. 3.), so wurden sie doch durch Petri Zeugniß von der Ausgießung des h. Geistes[20] zum Glauben gebracht, daß „Gott auch den Heiden die Buße gegeben „zum Leben" (4—18.). Und auch zu Antiochien werden Griechen bekehrt (20. 21.), und als auch gläubiggewordene Pharisäer noch Beschneidung für unentbehrlich zur Erlösung halten (Apg. 15, 5.), beschließen die versammelten Apostel auf Petri und Jacobi Einreden, den Heiden des Gesetzes Joch nicht aufzuladen (7—32).

Eröffnet war hiermit eine neue Weltordnung neben und — über der alten; denn gebrochen war die Kraft und das Gesetz der Natur. Erhoben über den Naturstarken, über den irdisch Begüterten, über den weltlich gelehrten, angesehenen, herrschenden war der Gnadenstarke, der Arme, der Gottbegeisterte, Einfältige, Verfolgte, Geknechtete. Der Geringste im Reiche der Himmel stand hoch erhaben über

---

20) „Gleichwie auf uns am Anfang." (11, 15. 17. 15, 8.) Auch als zu Ephesus die Jünger, die auf Johannes Taufe getauft worden, auf den Namen Christi getauft und Paulus ihnen die Hände aufgelegt, „kam der h. Geist auf sie, und redeten mit Zungen und weissagten." (vgl. 2, 17. 18. 8, 16. 17.

den Reichſten und irdiſch Gewaltigſten. Durchbrochen waren alle natürlichen Beſonderungen der Geſchlechter, der Familien, der Stände, der Stämme und Völker; denn alle Geweihten ſind Einer in Jeſu Chriſto" (Gal. 3, 28.); alle ſollten ſich als Brüder einander lieben, und wer der Höchſte unter ihnen ſein wollte, der ſollte Allen am demüthigſten dienen. Gebrochen endlich war das Naturgeſetz der Vererbung; denn Jeder konnte durch die heilige Weihe ein Kind Gottes (Röm 8, 14—16.), ein Bruder Chriſti (Matth. 12, 50.), ein Sohn des Allerhöchſten werden (Luc. 6, 35).

Dies iſt das „allen früheren Geſchlechtern verborgene, nunmehr den „Apoſteln offenbarte — Geheimniß Chriſti: daß nämlich die Heiden „Miterben und mit eingeleibet und Mittheilhaber der (göttlichen) Ver„heißung in Chriſto ſind, durch das Evangelium[21])." (Eph. 3, 3—7).

Es lag aber in der Natur der Dinge, daß die Taufe zur Kindertaufe wurde. War ſie zur Seligkeit nothwendig, wie konnte ein Mutterherz auch nur einen Augenblick zögern, dem Kind ihrer Liebe das Koſtbarſte zu verſichern, ohne welches das Daſein ja nur Dunſt und Rauch?

Ebenſo nothwendig wurden zunächſt auch alle weltlichen Benefizien erblich; denn um dem Herrn für ein verliehenes Landgut das Leben ſtets opfern zu können, muß ein höherer Antrieb walten.

Der Vater muß wiſſen, daß er auch für die Seinigen in den Kampf gehe; der Fürſt aber, dem ein Treuer im Kampfe das Leben geopfert, — kann ſeine Dankbarkeit nur bezeugen durch Belohnung des Vaters in ſeinen Kindern; nur durch ſolche Dankgerechtigkeit andere Treue zu gleichen Opfern bewegen.

So wurden Glaube und Treue vererbt, und man wußte bald nicht mehr anders, als daß man in dieſer doppelten, — Geiſtlich-Weltlichen Religion der Väter leben und ſterben müſſe. —

Im Anfang erwarb man durch Treue ein Gut; ſpäter ſollte das Gut, das man erbte, zur Treue verpflichten.

---

21) Eph. 3, 6. *εἶναι τα ἔθνη* (d. h. die übrigen Völker außerhalb des Erbvolkes) *συγκληρονομα και συσσωμα, και συμμετοχα της ἐπαγγελιας αὐτου* (? *του πνευματος* v. 5) *ἐν τῳ χριστῳ, δια του εὐαγγελιου.* — Gal. 3, 1—10. beweiſt Paulus den Gal., daß die Heiden durch Glauben Abrahams Kinder, dann 10 ff. daß die Abraham geſchehene Verheißung auf Chriſtum gezielt, ſo daß nun alle die an Chriſtum glauben, durch ihn den verheißenen Geiſt empfangen und Gottes Kinder werden.

Im Anfang gewährte man den Gläubigen und Gebeſſerten die Taufe als eine Gnade; ſpäter ſollte die Taufe zum Glauben verpflichten und zur Gottgefälligkeit wirken. Zuletzt wurde das Homagium eine Formalität, die Treuſchuldigkeit eine Feudallaſt; die Taufe eine Zauberformel, die Glaubens- und Gehorſamspflicht ein — ſklaviſches Joch.

Im eigentlichen Mittelalter aber war Ein ganzer Menſch als irdiſches Weſen nur der Adlige, der Herr ſeines Gutes war, unter ſeinen Leuten als Richter, gegen ſeine Nachbarn als Ritter ſein Recht handhaben konnte.

Als geiſtiges Weſen war nur der Prieſter ein vollſtändiger Chriſt; denn nur auf ihn war die Vollmacht Chriſti und die Vollkraft des Geiſtes übergegangen.

Der Adlige ſpendete beliebig ſeine Gnaden und legte nach Gutdünken Laſten und Frohnden auf.

Der Prieſter begnadigte den Sünder oder ſtrafte ihn, gewährte oder verſagte nach eigenem Ermeſſen die Speiſe des Geiſtes und den Trank der Unſterblichkeit.

Vollendet wurde dieſe doppelte Lebensordnung durch ihre wechſelſeitige Verſchränkung. Das Prieſterthum erhielt eigenes erbliches Gut, der Adlige erhielt perſönlich die kirchliche Weihe.

Der Klerus wurde Landſtand, der Adel ein ritterlicher Orden.

Nachdem aber dieſe Geſtaltung bis in die äußerſten Verzweigungen vollendet, wurde die erzeugte Form zur hemmenden, drückenden, endlich zur empörenden Feſſel für den ewig lebendigen bildenden und entbildenden Geiſt. Wie er erſt die Formen geſtaltet, ſo war fortan ſein Trachten auf deren Sprengung gerichtet.

Die Reformation hat die eiſernen Banden des Prieſterthums, die Revolution hat die Adelskette zerbrochen. Das natürliche Erb-, und das chriſtliche Weihe-Recht werden zu untergeordneten Momenten, werden aufgehoben in dem Rechte des Allerſchaffenden, Allgegenwärtigen, Allvereinenden Göttlichen Geiſtes, welcher durch Auswirkung des Schönen, durch Erkenntniß des Wahren und Vollbringung des Guten Alle, und Jeden [illegible] ſeiner Fähigkeit, Empfänglichkeit und Mitwirkung, zu immer [illegible] keit im Schauen, Lieben und Schaffen hinzuführen.

9.

Die weltliche und geistliche Aristokratie in ihrer Gestaltung und Entwicklung zur Monarchie.

Der griechische und römische Geist der Gleichheit hatte an der Natur- und Stadt-Religion eine gemeinsame Grundlage, die man den heidnischen Katholicismus nennen könnte. Bei den Griechen war aber der plastisch-künstlerische Geist so vorherrschend, bei den Römern der strategisch-politische und darum despotische, daß hier das Priesterwesen nur in einer untergeordneten Bedeutung gedeihen konnte, während es bei den Römern durch die Auspicien und Auguren ein ungemeines Staatsinteresse hatte und sich so zu einem Pontifex maximus ausbildete. Das Augurenamt und Gedächtniß und Gesetz in der griechischen war in der römischen Welt aber der praktisch-politische Individualismus, wonach die Einen als ihre Gesetzgeber in Krieg und Frieden nur sich für gemeinen den Herrn Anderen Leben nahmen, während die Anderen, mit gemeiner Arbeit machen, sowohl von dem adligen Leben als von der näheren Gemeinschaft mit den Herren ausgeschlossen waren.

In Griechenland und Rom war daher in der Zeit des heidnischen — der politische Katholicismus d. h. der Kultus der Stadt und der d. Heil. Aber in Griechenland war vollständig das Leben und Denken in der Anschauung von d. h. Organismus oder natürlich-plastischen Gestalt- und im Gegensatz zu römischen Volk die Idee.

Indessen in Hellas und Rom wurde das Christenthum ein Kind der Zeit und nahm es zum Heil. welches d. h. war die Idee [illegible] von der Welt d. h. in den Gestalten gefunden, so [illegible] und [illegible] zum d. Heil der Seelen und durchdrungen,

---

1) Der [illegible] Staat in d. Kirche. d. [illegible] Gesetz [illegible] die [illegible] Welt. in [illegible] [illegible] [illegible]

im Kampfe mit dem Satan, der irdiſchen Welt und dem Fleiſch ſich ausbreitendes Reich Gottes. An die Stelle der natürlichen Rechtsgemeinſchaft ſollte treten die übernatürliche Pflichtgemeinſchaft, und wie jene von Edelgeborenen, wurde dieſe von Wiedergeborenen gebildet. Wie jene das gelobte Land, ſo beſaßen dieſe den h. Geiſt in ungetheilter Gemeinſamkeit, der ſie dann auch antrieb, den Bedarf des leiblichen Lebens als ein Gemeingut anzuſehen. Wie jene aber nach vollſtändiger, natürlicher Freiheit in der Welt, ſo ſtrebten dieſe nach vollkommenſter übernatürlicher[2]) Freiheit — außer der Welt.

Waren nun zunächſt die wenigen Geiſtbegabten in Beziehung auf die noch nicht Wiedergeborenen allgeſammt „Prieſter" (1 Petr. 2, 9. 5, 3.) und „Freunde und Auserwählte Gottes," die eine einige „Brüderſchaft" bildeten[3]), ſo war dieſe Auswahl (dieſer Klerus)[4]) doch gleich urſprünglich unterſchieden durch die verſchiedenartige von Chriſtus ausgehende Berufung und Annahme zu Apoſteln und Jüngern. —

Ein fernerer Unterſchied ergab ſich durch die Verſchiedenartigkeit der Gaben des h. Geiſtes (1 Cor. 12, 1—29. Eph. 4, 11.); — ein dritter endlich durch die ſowohl für die Oekonomie der Brüderſchaft, als in Beziehung auf die Uneingeweihten nothwendige Anordnung verſchiedener Aemter. (Apg. 13, 3. 1 Tim. 5, 22. 2 Tim. 1, 6.)[5]).

So findet ſich denn ſchon bei dem Römiſchen Clemens († 101) und bei Ignatius († 110) der durch jene beſondere Auswahl ſich ergebende Unterſchied zwiſchen kirchlichen Beamten und „Laien," zwiſchen „geordneten Prieſtern" und der „Heerde Chriſti," welcher letzteren geboten wird, ſich jenen, den Aelteſten „zu unterwerfen[6])."

Je weiter ſich dann die Kirche ausbreitete, je mehr die Aufnahme

---

2) Von den Stoikern hauptſächlich dadurch unterſchieden, daß dieſe mit eingeborenen Gotteskräften über die Leidenſchaften herrſchen, die Chriſten hingegen mit inſpirirten Gotteskräften Gott dienen und nur ſo mit ihm über die Welt herrſchen wollten. Vgl. noch Iren. adv. haer. 4, 20. Tertull. de orat. 28. Orig. Hom. 9. in Lev. 11, 9.

3) Clemens ad Rom. c. 2. 3. 8. 64.

4) Ephes. 1, 11. 14. Col. 1, 12. I Petr. 5, 3. werden alle Gläubige unter κλῆρος begriffen. Apg. 1, 17. „και ἐλαχε τον κληρον της διακονιας ταυτης"— kann nicht, wie von Walter, K. R. 5. A. §, 22 geſchieht, dagegen angeführt werden; denn hier bezieht das κλῆρος ſich nicht auf die Perſon, ſondern auf das Amt, welches dem Judas durch den von Chriſtus an ihn ergangenen Beruf zu Theil wurde.

5) Clem. ad Rom. c. 54, 56.

6) A. a. O. c. 70. u. 74.

Neorama.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

Dritte Sammlung.

Neorama.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

In drei Theilen.

Dritter Theil.

Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.

Skizzen

zur

Kultur- und Kunstgeschichte.

Von

Friedrich Wilhelm Carové.

Leipzig, 1838.

Verlag von Otto Wigand.

LB

CB81
C3
v.3

Inhaltsverzeichniß.

I. Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

	Seite
1. Die drei religiösen Conglomerations-Epochen	3
2. Gottseligkeit und Selbstseligkeit	5
3. Pantheon	9
4. Christus	12
5. Das Naturrecht und die Christenpflicht	15
6. Sieg des Christenthumes über die jüdische Priesterschaft, die römische Weltherrschaft und die griechische Theologie	19
7. Recht und Religion	21
8. Natur und Gnade, Erbrecht und Weiherecht	23
9. Die weltliche und geistliche Aristokratie in ihrer Gestaltung und Entwicklung zur Monarchie	32
10. Ueber Ordalien und Zweikampf	37
11. Das eilfte Jahrhundert	43
12. Die mittelalterliche Weltordnung und ihr unausbleiblicher Zerfall	44
13. Die Stützen des Papstthums	55
14. Die Reihenfolge der Autoritäten seit Christo	58
15. Das Universum — Gottes Tempel	62
16. Welteinigkeit	63
17. Christus und die Freiheit	67
18. Rückkehr in das Ursprüngliche	69
19. Der allgemeine Stand	70
20. Das Einheitsband in der alten, mittleren und neuren Zeit	72
21. Entstehung der Forderung einer wahrhaft allgemeinen Religion	74
22. Die drei aufeinander folgenden Weltreligionen	76
23. Weissagung	77
24. Die drei Bünde	78
25. Das Wort der Versöhnung	80

9.

Die weltliche und geiſtliche Ariſtokratie in ihrer Geſtaltung und Entwicklung zur Monarchie.

Die griechiſche und römiſche Welt vor Chriſtus hatte an der Natur- und Orakel-Religion eine gemeinſame Grundlage, die man den heidniſchen Katholicismus nennen könnte. Bei den Griechen war aber der künſtleriſche Geiſt ſo vorherrſchend, bei den Römern der kriegeriſche und darum disziplinariſche, daß dort das Prieſterweſen nur zu einer untergeordneten Bedeutung gelangen konnte, während es bei den Römern durch die Auſpizien und Auguren ein integrirendes Staatselement blieb und ſich bis zu einem Pontifex maximus aufſtufte. Das Urſprüngliche und Geſtaltende und Höchſte in der griechiſchen wie in der römiſchen Welt war aber die natürliche Ariſtokratie, wonach die Einen als edlere Geſchlechter in Gemeinſchaft und Freiheit ein, wie ſie glaubten, den Göttern ähnliches Leben führten, während die Anderen, mit gemeiner Arbeit beladen, ſowohl von dem adligen Leben als von der näheren Gemeinſchaft mit den Göttern ausgeſchloſſen waren.

In Griechenland und Rom trat ſpäterhin an die Stelle des heidniſchen — der chriſtliche Katholicismus, d. h. der Glaube an Chriſtus und den h. Geiſt[1]). Aber er durchdrang nicht vollſtändig das Leben, und konnte es nicht durchdringen, weil er als Oppoſition wider daſſelbe entſtanden, ſeine eigenthümliche Geſtalt auch im Gegenſatz zur vorhandenen alten Welt ſich gegeben.

Urſprünglich ſollte und wollte nämlich das Chriſtenthum ein Reich ſein und bleiben bis zum Gericht, welches nicht wäre von dieſer, ſondern von jener Welt, d. h. ein von Chriſtus geſtiftetes, beſtimmtes und beherrſchtes, vom h. Geiſte belebtes und durchdrungenes,

1) Der weſentliche Inhalt des chr. Kathol. iſt nämlich zuhöchſt: Chriſtus als ſchaffendes Wort, als durch Leiden genugthuender Verſöhner und als künftiger, mit aller Gewalt bekleideter Richter; dann aber der h. Geiſt, als Chriſtum mit den Auserwählten d. h. mit der katholiſchen Ecclesia vermittelnd.

im Kampfe mit dem Satan, der irdiſchen Welt und dem Fleiſch ſich ausbreitendes Reich Gottes. An die Stelle der natürlichen Rechtsgemeinſchaft ſollte treten die übernatürliche Pflichtgemeinſchaft, und wie jene von Edelgeborenen, wurde dieſe von Wiedergeborenen gebildet. Wie jene das gelobte Land, ſo beſaßen dieſe den h. Geiſt in ungetheilter Gemeinſamkeit, der ſie dann auch antrieb, den Bedarf des leiblichen Lebens als ein Gemeingut anzuſehen. Wie jene aber nach vollſtändiger, natürlicher Freiheit in der Welt, ſo ſtrebten dieſe nach vollkommenſter übernatürlicher[2]) Freiheit — außer der Welt.

Waren nun zunächſt die wenigen Geiſtbegabten in Beziehung auf die noch nicht Wiedergeborenen allgeſammt „Prieſter" (1 Petr. 2, 9. 5, 3.) und „Freunde und Auserwählte Gottes," die eine einige „Brüderſchaft" bildeten[3]), ſo war dieſe Auswahl (dieſer Klerus)[4]) doch gleich urſprünglich unterſchieden durch die verſchiedenartige von Chriſtus ausgehende Berufung und Annahme zu Apoſteln und Jüngern. —

Ein fernerer Unterſchied ergab ſich durch die Verſchiedenartigkeit der Gaben des h. Geiſtes (1 Cor. 12, 1—29. Eph. 4, 11.); — ein dritter endlich durch die ſowohl für die Oekonomie der Brüderſchaft, als in Beziehung auf die Uneingeweihten nothwendige Anordnung verſchiedener Aemter. (Apg. 13, 3. 1 Tim. 5, 22. 2 Tim. 1, 6.)[5]).

So findet ſich denn ſchon bei dem Römiſchen Clemens († 101) und bei Ignatius († 110) der durch jene beſondere Auswahl ſich ergebende Unterſchied zwiſchen kirchlichen Beamten und „Laien," zwiſchen „geordneten Prieſtern" und der „Heerde Chriſti," welcher letzteren geboten wird, ſich jenen, den Aelteſten „zu unterwerfen[6])."

Je weiter ſich dann die Kirche ausbreitete, je mehr die Aufnahme

---

2) Von den Stoikern hauptſächlich dadurch unterſchieden, daß dieſe mit eingeborenen Gotteskräften über die Leidenſchaften herrſchen, die Chriſten hingegen mit inſpirirten Gotteskräften Gott dienen und nur ſo mit ihm über die Welt herrſchen wollten. Vgl. noch Iren. adv. haer. 4, 20. Tertull. de orat. 28. Orig. Hom. 9. in Lev. 11, 9.

3) Clemens ad Rom. c. 2. 3. 8. 64.

4) Ephes. 1, 11. 14. Col. 1, 12. I Petr. 5, 3. werden alle Gläubige unter κλῆρος begriffen. Apg. 1, 17. „και ἐλαχε τον κληρον της διακονιας ταυτης"— kann nicht, wie von Walter, K. R. 5. A. §, 22 geſchieht, dagegen angeführt werden; denn hier bezieht das κλῆρος ſich nicht auf die Perſon, ſondern auf das Amt, welches dem Judas durch den von Chriſtus an ihn ergangenen Beruf zu Theil wurde.

5) Clem. ad Rom. c. 54, 56.

6) A. a. O. c. 70. u. 74.

in die Gemeinſchaft zu einer bloßen Förmlichkeit wurde, um ſo ſchärfer beſtimmte ſich der Unterſchied zwiſchen denen, welche das urſprüngliche Reich Gottes wirklich fortzuſetzen behaupteten und ſolchen, die, noch in die Angelegenheiten „dieſer Welt" verflochten, nur erſt nach dieſem Leben in das eigentliche Himmelreich aufgenommen zu werden hofften [7]).

So erhob ſich allmählig die Geiſtlichkeit, (die dann ausſchließlich als Klerus bezeichnet wurde) als ein Weihe-Adel über das gemeine Volk (λαος) der weltlichen Chriſten, die dann in Beziehung auf die Nichtchriſten, (die noch Kinder und Knechte des Satans waren), als Freie, in Beziehung auf die prieſterliche Ariſtokratie aber — blos als deren Unterthanen oder Seeleigene angeſehen werden konnten [8]). Wie daher uranfänglich die heiliggeiſtige Gemeinſchaft der Gläubigen ſich dem weltlichen Gemeinweſen der Nichtgläubigen entgegengeſtellt, um daſſelbe nach und nach ſich zu aſſimiliren, um es völlig zu transſubſtanziiren, ſo war ſie gar bald der Nothwendigkeit inne geworden, dem rohen Naturſtoff, den ſie in ſich aufgenommen, innerhalb ihres Beringes eine eigenthümliche Exiſtenz einzuräumen — und eine theilweiſe Selbſtſtändigkeit zu belaſſen. Das Weltweſen ließ ſich eben nicht vollſtändig verwandeln und abſorbiren; das Reich Gottes, wie es zunächſt in's Leben getreten war, bedurfte ſogar des Reiches dieſer Welt, um ſich nur einigermaßen in ſeiner Ueberſchwänglichkeit zu behaupten. So differenzirte ſich denn die urſprünglich durchaus einige Gemeinde der Heiligen (die ἐκκλησια) in einen Klerus im engeren Sinne des Wortes und in den chriſtlichen Staat, der dem Klerus, als der eigentlichen Kirche, nur untergeordnet ſein ſollte.

Was anfänglich für alle „Auserwählte Gottes" gelten ſollte, das wurde ſofort nur die Norm für den Klerus. Nur dieſer ſollte in Gemeinſchaft der Güter leben [9]); nur dieſer ſich ausſchließlich mit

---

7) So findet ſich ſchon in den Cann. apost. eine verſchiedene Strafbeſtimmung für daſſelbe Verbrechen, je nachdem es von einem Cleriker oder einem Laien begangen ſ. can. 17. u. 18. cf. c. 4. u. 8. D. LV. u. c. 12. D. LXXXI.

8) S. Ambroſ. (a. 387.) in c. 6. C. XII. 9. 1. und Hieronym. (a. 392) in c. 5. eod.

9) Mit ausdrücklicher Beziehung auf die apoſtoliſche Kirche wird als Grundſatz feſtgehalten, daß die Geiſtlichen nichts Eigenes, ſondern Alles gemeinſam beſitzen ſollten, von Ambroſius (a. 387.) c. 6. C. XII. 9. 1., Hieronymus (a. 410) c. 5. eod. Auguſtin (a. 423.) c. 10. eod. Proſper (a. 494.) c. 13. eod. Gregor I. (a. 604.) c. 8. eod. u. ſ. w. Obgleich dann ſchon frühe ſich unter den Geiſtlichen ſolche fanden, die noch ein perſönliches Eigenthum feſthielten (ſ. c. 10. 11. 21. eod.), ſo blieb

den Angelegenheiten des Reiches Gottes befaſſen, und — Gott dienend — über die Geiſter und Seelen der Weltmenſchen herrſchen.

Dieſe nämlich, ſofern ſie im anderen Leben als wirkliche Mitglieder in die Gemeinſchaft der Heiligen aufgenommen zu werden wünſchten, — mußten nun das Geſetz ihres inneren Lebens, die Gnadenkraft zu deſſen Befolgung und die Losſprechung von deſſen Uebertretung — von dem heiligen Stande empfangen, wie früher Geſetzgebung, Güterverleihung und Rechtſprechung in der Hand der edlen Geſchlechter geweſen. Wie dagegen die edeln Geſchlechter der alten Welt ihre Präeminenz auf direkte Abſtammung von Göttern oder Halbgöttern gründeten, ſo leiteten die Kleriker ihren höheren Charakter davon ab, daß ſie unmittelbare Nachfolger ſeien — entweder des Gottmenſchen ſelbſt, — wie die Päpſte durch Petrus, — oder der von ihm zu ſeinen Zeugen und Boten berufenen Apoſtel, — wie die übrigen Biſchöfe, — oder der von dieſen eingeſetzten Aelteſten, — wie die gemeinen Prieſter.

Dieſe geiſtlichen Edelleute ſollten nun dem gläubigen Volke die himmliſche Seelen-Nahrung ertheilen und mit geiſtlichen Waffen, — mit Gebeten und Opfern, mit Segen und Fluch das kirchliche Gemeinweſen im Innern und nach Außen hin gegen die Angriffe des Feindes Gottes vertheidigen; wogegen dann den gemeinen Laien alle zur Friſtung und Vertheidigung des irdiſchen Lebens unentbehrlichen gemeinen Arbeiten zu verrichten oblag.

Daſſelbe Geſtaltungsprincip nun, welches das Verhältniß der Geiſtlichkeit zur Weltlichkeit beſtimmte, durchwaltete demnächſt auch jeden dieſer beiden Lebenskreiſe. Wie die eigentliche Kirche ſich als eine geiſtliche Ariſtokratie aus der Maſſe der Gläubigen, die als kirchlicher Demos zurückblieb, ausgeſchieden, ſo ſchied ſich der Episcopat als ein hoher Adel, als klerikaliſche Ariſtokratie aus der Maſſe des Klerus, und bemächtigte ſich allmählig mit Ausſchluß der gemeinen Prieſterſchaft der geſetzgebenden, verwaltenden, richterlichen und gnadenverleihenden Gewalten.

Die Weltlichkeit aber, wo ſie völlig aufgelöſt ſich frei geſtalten konnte, reproduzirte auf ihre Weiſe das klerikaliſche Reich, und wieder ſah man nun eine natürliche Ariſtokratie ſich erheben über das gemeine Volk, und wie die Adligen ſich durch ein edleres Geblüt zu einer höheren,

---

doch das apoſtoliſche Ideal unangefochten, und immer [illegible] thaten ſich mit Beifall in der Kirche Gemeinſchaften hervor, die erſten Gemeinden nur Gemeinſames, oder ſelbſt wie Chriſten beſaßen.

zum Herrſchen und freien Leben berechtigten Körperſchaft verbunden hielten, ſo ſollte dem gemeinen Mann auch ausſchließlich das Loos aller eigentlichen Arbeit beſchieden ſein.

So hatte alſo die chriſtliche Welt nunmehr zwei Ariſtokratien, eine geiſtliche und eine weltliche, von denen dann ſelbſt wieder innerhalb des allgemeinen kirchlichen Kreiſes die erſte zur anderen ſich verhielt wie ein himmliſcher Adel zu dem irdiſchen Volk.

Jede Ariſtokratie führt aber durch die natürliche Lebensthätigkeit ihrer Elemente früher oder ſpäter zur Geſtaltung einer Monarchie.

Wo viele Gleichberechtigte in unmittelbarer Berührung zu einander ſtehen, ſind Zwiſtigkeiten unter denſelben unvermeidlich. Es liegt auch in der menſchlichen Natur, nach Auszeichnung, nach Herrſchaft zu ſtreben, und ebenſo vertheilt die Natur auf ungleiche Weiſe die Mittel, das Ziel ſolches Strebens zu erreichen. Ebenſo, wo Höherberechtigte in nothwendiger Beziehung zu Minderberechtigten ſtehen, da bleiben einerſeits Bedrückungen und Rechtskränkungen von Oben herab nicht aus; anderſeits erwacht früher oder ſpäter in den Unterdrückten das Streben nach Gleichſtellung mit den Erſteren. Da ſie nun immer die größere Anzahl und ſomit die phyſiſch ſtärkſte Maſſe bilden, ſo kann, wer die geiſtigen Mittel dazu beſitzt, mittelſt der großen Maſſe auch zur Alleinherrſchaft gelangen.

So führt bald die Nothwendigkeit eines Richters für die Irrungen zwiſchen den Gleichberechtigten, wie für die Beſchwerden des gemeinen Mannes, bald die Unentbehrlichkeit der Minderberechtigten zur Erreichung der Oberherrſchaft, deren man ſich nur durch Gewährung größerer Berechtigungen verſichern kann, gleicherweiſe zur Umgeſtaltung der Ariſtokratie in eine mehr oder weniger ſtrenge Monarchie.

In der alten Welt kam dies auf verſchiedenartige Weiſe zur Erſcheinung je nach der Eigenthümlichkeit der Nationen.

Die griechiſchen Ariſtokraten fanden ihren Herrn erſt in Philipp von Mazedonien, dann an der königlichen Roma; Rom ſelbſt aber an ſeinen Diktatoren und Cäſarn. Als demnächſt das Chriſtenthum durch ſein Episcopat ſich der Herrſchaft über die himmeldürſtenden Seelen der alten Welt bemächtigt, fanden die griechiſchen Biſchöfe ihren Herrn im geiſtlich-weltlichen byzantiniſchen Kaiſer, während das abendländiſche Episcopat in immer tiefere Abhängigkeit vom angeblichen Nachfolger Petri verfiel.

Auf gleiche Weiſe erhoben ſich im Abendland weltli
den früher herrſchenden Adel; dem Papſt aber.
Stand (den Klerus) und die große Maſſe der

seiner Seite hatte, gelang es, auf eine Weile, Alleinherr des ganzen Abendlandes zu werden.

Karl der Große, der mittelst des weltlichen Rechtes über Adel und Bürger herrschte, und das Schwerdt im Dienst der Kirche gegen die Ungläubigen führte, sich aber in Demuth von dem Papste, der über die Bischöfe herrschte, krönen ließ, bezeichnet mit Leo III. den Gipfelpunkt der harmonischen geistlichen und weltlichen Entwicklung — der christlich mittelalterlichen Principien. —

10.

Ueber Ordalien und Zweikampf.

(Vorbemerkung.)

Dem Abgott, den die Franzosen *point-d'honneur* nennen, — was man ebensowohl mit „Ehrenpunkt," als mit „keine Ehre" übersetzen könnte, — werden noch immer zahlreiche Menschenopfer gebracht, — nicht blos von unseren raschen und reizbaren Nachbarn, sondern selbst auch von unseren bedächtigen und langmüthigen Deutschen. Vergeblich haben Päpste und Kirchenversammlungen — mit dem Bannfluch, vergeblich Könige und gesetzgebende Körper mit Todesstrafe oder Festung gedroht. Noch behauptet der mittelalterliche Moloch seine Altäre neben dem Allerheiligsten Jehovah's, und selbst der Vorkämpfer des nordamerikanischen Republikanismus, selbst der sonst so strenge und uneigennützige Carrel hat jenem durchaus unrepublikanischen Götzen geräuchert, — denn eben so unrepublikanisch ist es, als unchristlich, sich selbst Recht — oder vielmehr Unrecht — zu nehmen, und eine persönliche Unbill durch Verletzung der allgemeinen Rechtsordnung austilgen zu wollen. Der Christ duldet um Gottes und — seines Feindes willen; der Republikaner behauptet seine Ehre und sein Recht nur auf allgemeinrechtliche Weise, und erträgt, wie Regulus, das Schmerzlichste, wenn er nicht anders sich retten kann, als durch Verletzung des gemeinen Wesens.

Aber der Zweikampf ist nicht nur eine schwere Sünde für den
eine Verläugnung des höchsten Princips für den Republi-
eine Empörung gegen jeden auf die Herrschaft der Ge-

ſetze gegründeten Staat; ſondern noch beſonders eine ſchreiende Inconſequenz bei einem Vertreter der ſg. conſtitutionellen Oppoſition. Dieſe hat nämlich keine andere Baſis als den Grundſatz, daß jedes Mitglied des Gemeinweſens, ſelbſt das gekrönte, verantwortlich ſei für jede den engen Kreis der Individualität übergreifende That. Wer aber in einem Zweikampf zugleich das eigene und des Gegners Leben in Gefahr bringt, der eröffnet eben damit die Möglichkeit, daß er, den Gegner tödtend, ſelbſt auch getödtet werde, womit dann jede Verantwortlichkeit von ſeiner Seite unmöglich wird.

Wenn nun dem ungeachtet ſelbſt Männer, wie Carrel, ihren Ehrenpunkt durch Verletzung der allgemeinen Rechtsſphäre behaupten zu müſſen meinen, ſo bedarf es wohl keiner weiteren Rechtfertigung, wenn wir hier einige Betrachtungen über den Zweikampf mittheilen, die, ſchon vor längerer Zeit niedergeſchrieben, leider ſelbſt jetzt noch als zeitgemäß angeſehen werden dürften.

* * *

Uralt und allgemein verbreitet iſt der Glaube, daß höhere Mächte, daß Götter und göttliche Weſen die Lebensverhältniſſe des Menſchen beſtimmten; — uralt und allverbreitet auch der Glaube, daß die Götter jene vorbeſtimmte Zukunft durch Zeichen, durch Träume, Geſichte und Stimmen vorverkünden und hierdurch die Menſchen leiten und vorbereiten wollten.

Uralt iſt dieſemnach der Glaube an vorwiſſende, vorausſagende und mitwaltende Machtweſen.

Ebenwohl aus den älteſten Ueberlieferungen ragen — als erhabene Glaubenszeugen — die Ordalien hervor — die Gottes-Urtheile und Gottesgerichte, die nur aus der lebendigſten Gefühlsgewißheit hervorgehen konnten, daß die mächtigen und wiſſenden Götter auch die ſchlechthin gerechten ſeien, — die ſchlechthin das Recht wollenden und wirkenden.

Wie tief aber dieſer Glaube an Uebermacht, Allwiſſenheit und Gerechtigkeit göttlicher Weſen gewurzelt, iſt daraus zu ernehmen, daß er auf den verſchiedenen Bildungsſtufen immer — wieder von neuem hervortritt, im Weſen ſtets derſelbe — nur der Geſtalt nach ſich der Zeitbildung gemäß verwandelnd.

Auch die Urkunden des Chriſtenthums ſind ganz durchdrungen von dieſem dreifaltigen Glauben an den Allmächtigen, Allwiſſenden und Allwaltenden. Statt der Geſtirne aber, die

wie der Stern der Könige, und die ſich verdunkelnde Sonne, — waltet der Geiſt Gottes in Träumen, Zeichen und Weiſſagungen; ein Gottesurtheil findet Statt bei Erwählung des Matthias durch das Loos, und Gottesgerichte werden vollzogen an Judas, an Ananias und Saphirä, und verkündigt für das jüdiſche Volk — und die ganze Welt.

Sehr frühe aber ließ der Menſch es nicht bei dieſem durchgreifenden Beſtimmtſein und Beſtimmtwerden von Oben und Außenher bewenden. Er ſuchte die Macht eines Geſtirnes durch die eines mächtigeren zu paralyſiren, — und verſuchte frühe, dem vorbeſtimmten Schickſale zu entgehen, den Weiſſagungen auszuweichen. Zuletzt ſogar verwog er ſich, alle Einwirkung und Vorbeſtimmung von Oben her zu läugnen — und ſeine eigenen Wege zu gehen.

Ebenſo zeigt ſich bei den Gottesurtheilen, deren Unbedingtheit offenbar der kindiſchſten, älteſten Zeit angehört, der Uebergang zur männlichen Selbſtſtändigkeit in den älteſten — noch religiös gefaßten — eigentlichen Zweikämpfen, in denen der Menſch nach allen ſeinen Kräften zur Thätigkeit berufen war, — und Gott ſich gleichſam nur die beſondere Kräftigung des Gerechten und die hierdurch zu bewirkende Entſcheidung vorbehielt.

Beſteht aber das Chriſtenthum nach ſeiner älteſten geſchichtlichen Auffaſſung weſentlich darin, daß Gottes Sohn, in ihm alſo Gott ſelbſt Menſch geworden, daß er freiwillig alle bitterſten Leiden übernommen und duldend getragen, und daß der Gläubige durch Nachfolge Chriſti, durch Aneignung ſeines gottmenſchlichen Weſens der himmliſchen Seligkeit mit ihm theilhaft werden kann und ſoll, — dann iſt auch offenbar, daß der Unrecht leidende nicht ſich ſelbſt Recht ſchaffen, nicht für daſſelbe in den Kampf treten kann. Er muß vielmehr ſolches Unrecht als eine von Gott zugelaſſene Gelegenheit betrachten, ſeine Chriſtlichkeit durch ſtandhafte Duldung zu erhärten, und hiermit die ſchadenwollende Abſicht des Unrechtzufügenden für ſich in eine wirklich beſſernde und verklärende Prüfung verwandeln, und ebendamit feurige Kohlen ſammeln auf das Haupt ſeines Gegners. Das Gericht jedoch über den Böswilligen muß er Gott anheim ſtellen, der allein weiß, wie ſtrafbar derſelbe iſt und auf welche Weiſe er zu ſtrafen, zu züchtigen, zu erziehen, zu beſſern iſt.

Wo nun das urſprüngliche Chriſtenthum mit Völkern zuſammen-
ung ihm entgegen gereift war, da bewahrte es auch in der
igenthümlichen Charakter. Wo hingegen es mit noch
rkraft zuſammentraf, wo es ſich unter Völker

verbreitete, die im ſteten Kampf mit Natur- und Menſchengewalt zur gediegenſten natürlichen Selbſtſtändigkeit erſtarkt waren, — da mußte es ſich zunächſt damit begnügen, die natürliche Rachſucht zu zügeln, und durch Geſtattung des Zweikampfs die unmittelbare Blutrache zu verhindern.

So accommodirte ſich das Chriſtenthum dem nordiſchen Heidenthum, aber durchdrang es nicht. Schon bevor es noch mit demſelben in Berührung gekommen war, hatte die Maſſe der Kirchgläubigen ſich in zwei Stände beſondert, die man füglicher Einweihungsgrade nennen könnte. Die ungeheure Mehrheit blieb auf dem unterſten Grade ſtehen, auf welchem die Eingeweihten den Gott nur unvollſtändig kennen lernten, und ſo auch dem göttlichen Muſterbild nur theilweiſe ſich anzunähern ſtrebten. Ueber ihnen ſtanden die vollſtändig Eingeweihten, deren Lebensaufgabe war, vollkommene Chriſten, — d. h. ſo weit als möglich, wirkliche *Christi*[1]) zu werden. Sie waren es denn auch, welche das Chriſtenthum verbreiteten, und als Prieſter, als Mittler zwiſchen Gott und den Halbeingeweihten — nothwendig den erſten Stand in der neuen geſellſchaftlichen Ordnung bildeten.

Ihnen gegenüber kamen die irdiſch Gewaltigen zu ſtehen, die im Religiöſen zwar unter ihnen ſtanden, aber als weltliche Machthaber ſich ſelbſtſtändig neben ihnen behaupteten. So geſchah es, daß die Geiſtlichen die Wehrmänner ihren Streit mit dem Schwert ausfechten, die Wehrmänner dagegen von den Geiſtlichen ihr Schwert zum Kampfe einſegnen ließen.

Aber das Chriſtenthum hatte ſich bereits zur Kirche geſtaltet, als es mit dem Heidenthum in Wechſelbeziehung trat. Das Heidenthum hatte ſchon ſeine weltlichen Gemeinweſen gegründet, als die Kirche ſich bei ihm auszubreiten anfing. Und wie die Kirche ſich in vollſtändige und theilweiſe Chriſten (Prieſter und Laien), ſo hatte der Staat ſich in vollſtändig und theilweis Selbſtſtändige geſondert. Wie dort die Geiſtlichen über den Laien, ſo ſtanden hier die begüterten, mitregierenden Krieger als Adelige über dem gemeinen Mann, der nur theilweis ſelbſtſtändig war.

Wenn nun auch die Kirche ſich dem Staate mehr oder weniger accommodirte und der Staat ſich der Kirche mehr oder weniger unterordnete und fügte; ſo entwickelten ſich doch beide, je nach den ver-

---

1) Bis auf den heutigen Tag fehlt es nicht an Stellen in prieſterlichen Schriften, in denen in der heiligen (römiſchen) Sprache die Prieſter als *Christi* bezeichnet werden.

ſchiedenen Naturen und Bildungsſtufen der Völker, auf mehr oder minder ſelbſtſtändige Weiſe. — Zur völligen Verſchmelzung und Einigung iſt es ſelbſt zu den Zeiten der höchſten päpſtlichen Macht nirgends gekommen[2]). Vielmehr hat die Ausübung und Steigerung dieſer Macht einen immer ſtärkeren Widerſtand hervorgerufen, und der Papſt, der um des kirchlichen Ungehorſams eines Königes willen das ganze Volk deſſelben mit der ſchwerſten Kirchenſtrafe zu belegen wagte, mußte, dem Stuhl Petri entriſſen, als Gefangener die Uebermacht des weltlichen Schwertes ſchmerzlich erfahren.

Während daher die Kirche den Staat, während das kirchliche Chriſtenthum das heidniſche Staatsweſen abſorbiren zu wollen, und die weltliche Macht ſich zum bloſen Vollſtrecker der kirchlichen Befehle zu geſchmeidigen ſchien, bereitete ſich im Geheimen ihre völlige Trennung und Entgegenſetzung vor.

Die Kirche hatte durch Beibehaltung einer erſtorbenen Sprache, durch ſtrenge Ausſcheidung ihrer Ueberlieferung aus dem Leben und richtenden Geiſte — und durch Abtrennung ihres Klerus von dem lebendigen Stamme der Menſchheit, — ſich eine eigene Welt geſtaltet, welche unter den Geſetzen ſtand, die im Naturreich die Cryſtalliſirung, Verholzung und Verknöcherung beherrſchen. Die Selbſtſtändigkeit und Individualität des Einzelnen, die Eigenthümlichkeit der Völker in Sprache und Bedürfniſſen, die unaustilgbaren Forderungen des irdiſchen Lebens und des allgemeinen Menſchengefühles und Menſchengeiſtes trieben als heidniſche Elemente außer- und unterhalb der Kirche ihr Weſen, und nahmen ſich gewaltſam das Recht, das die Kirche ihnen verweigerte, — und, — den Geſetzen — der Selbſterhaltung zufolge, — verweigern mußte.

Hierdurch wurde das heidniſche Weſen, theils vor der kirchlichen Uebermacht ſich zu verſtellen, theils gegen ſie anzukämpfen genöthigt, und die offenen Bekämpfer waren eben nicht die gefährlichſten.

Je nachtheiliger aber das heidniſche Weſen ſich geltend zu machen und ſein Princip folgerichtig zu entwickeln ſtrebte, um ſo dringender fand die Kirche ſich genöthigt, ſich in ihrer urſprünglichen Eigenthümlichkeit zu erfaſſen, um ſich gegen das feindlich gewordene fremde Element zu behaupten. Was aus Furcht vor bedenklichem Widerſtand und in Hoffnung allmählicher, unvermerkter Bewältigung, — oder auch in Unbedacht geduldet worden, das mußte, als es ſich lebenskräftig entwickelte, unterdrückt oder ausgeſchieden werden. So

2) Vergl. z. B. Dante, de Monarchia. II. p. 44. 47 ꝛc.

wurden namentlich seit Ende des 11. Jahrhunderts die Zweikämpfe als Gottesgerichte — immer häufiger, immer strenger von der Hierarchie verboten. Zur Durchführung der Verbote aber gebrach es derselben an Kraft und die einzige Wirkung derselben war, daß die Zweikämpfe ihre bisherige religiöse Färbung verloren.

Da die Hierarchie, welche das Organ des h. Geistes zu sein behauptete, die Abhaltung von Gottesgerichten für unstatthaft, ja sogar für Versuchung Gottes erklärte, so wurde eben damit bei den Mitgliedern der Kirche der Glaube an das unmittelbare göttliche Walten in menschlichen Rechtsverhältnissen geschwächt. Was übrig blieb, zerfiel nun in zwei Elemente. Auf der einen Seite blieb der Zweikampf — ein naturmenschliches Mittel der individuellen Selbstgenugthuung, indem der Einzelne die gerade ihm — als diesem — von Jenem als einem gleich Individuellen, zugefügte Unbilde einestheils an dem Beleidiger zu rächen, anderntheils sie dadurch als eine ungebührliche, nichtige zu erweisen suchte, daß er das höchste naturmenschliche Gut, — das irdische Dasein, — für die Behauptung seiner individuellen Unverbrüchlichkeit in die Wagschale legte.

Auf der anderen Seite wurde das Rechtswesen von der unmittelbaren Theilnahme der göttlichen Macht unabhängig, und zu einer freien, gottmenschlichen Disziplin verselbstständigt. Das Recht wurde als ein in sich abgeschlossenes Gedankensystem dem immanenten gottmenschlichen Geiste vindizirt, und zugleich als ein göttliches, über welches der Mensch zur völligen Gewißheit kommen konnte, über das von der Kirche dargebotene, nur auf guten Glauben dahinzunehmenden Religiöse thatsächlich hinausgehoben.

So stehen noch überall, — selbst die vereinigten Freistaaten Nordamerika's nicht ausgenommen, — Staat und Kirche sich mehr oder weniger einander entfremdet, — in den meisten europäischen Staaten sogar wesentlich einander widersprechend gegenüber. Ueberall ist noch die Ehre des Kirchenmitgliedes völlig verschieden von der Ehre des weltlichen Gemeinwesens, und bis in die tiefste Wurzel des Lebens hinab reicht nun das Schisma, welches im Mittelalter zuerst nur die dreifache Krone des Stellvertreters Gottes ergriffen.

Wie im heidnischen Alterthume die Helden der kriegführenden Volksstämme miteinander um die Herrschaft gekämpft, während die kampfgerüsteten Familienhäupter ringsumher der Entscheidung harrten; wie im christlichen Alterthume die Väter der Kirche mit den Philosophen des Alterthums um die geistige, wie im Mittelalter Kaiser und Päpste miteinander um die zeitliche Weltherrschaft, wie in der neueren

Uebergangszeit kirchliche und politiſche Reformatoren mit den alten Gewalthabern gekämpft, — ſo ſtehen jetzt das humane Staatsweſen und die kirchlichen Autoritäten ſich gegenüber, und die Völker zweier Welttheile harren ſehnſuchtsvoll der endlichen Entſcheidung.

11.

Das eilfte Jahrhundert.

Im 11. Jahrhundert culminirte der Gegenſatz, der durch das Chriſtenthum für Europa an die Tagesordnung gekommen war.

Damiani brachte die Selbſtgeißelung auf[1]; ſein Schüler, Dominikus, der Gepanzerte († 1064), feſſelte das Fleiſch mit eiſernen Ringen und Panzer[2]; — nicht nur Biſchof Rudolph von Gubbio, ſondern ſogar ein Weib, hielten in kurzer Friſt 300,000 Geißelhiebe aus[3]. Bruno ſtiftete 1086 den Orden der Karthäuſer. Das Fleiſch ſollte völlig vom Geiſt, oder vielmehr von dem abſtrakten Willen beherrſcht, unterjocht werden.

Gregor brachte die völlige Emanzipation der Kirche von der weltlichen Gewalt, d. h. die völlige Unterwerfung der zeitlichen Macht durch die geiſtliche, hierarchiſche in Aufnahme; die ganze Chriſtenheit ſollte dem Stellvertreter Chriſti gehorchen.

In demſelben Jahrhd. aber begannen auch die Aufſtände der Ketzer innerhalb der Kirche, — die heidniſche Verfolgungen der Pilgrime nach Jeruſalem — außerhalb der Kirche. — Gegen jene verſammelten ſich die geiſtlichen Häupter der Kirche; gegen dieſe rief Gregor alle waffenfähigen Chriſten in's Feld. Der Satan ſollte in ſeinen unmittelbaren Vorkämpfern bekriegt und dem Kreuze unterworfen werden. —

Fleiſch, Welt, Satan waren die Feinde; das Kreuz, als Kreuz für das Selbſt, als Hirtenſtab für die weltliche Macht, als Schwert für die Heiden, — und zuletzt wieder als Kreuz für Ketzer — und Juden, — war die Waffe; Chriſtus das Haupt, — der Himmel die

---

1) De laude flagellor. s. opusc. XLIII.).
2) Damiani de vita ss. Rodulphi, et Dominic Loricati.
3) Dam. Epist. L. I. c. 8.

Krone für die unterthänigen Kämpfer. — Fleiſchtödtung, Weltverachtung, Vertilgung der Ungläubigen und Ketzer wurden die kirchlichen Aufgaben der Zeit. —

12.

Die mittelalterliche Weltordnung
und
ihr unausbleiblicher Zerfall.

Die mittelalterliche Weltordnung hatte ſich als Ordnung dadurch vollendet, daß die weltlichen Elemente der Geſellſchaft ſich vom Leibeignen aufwärts zum Bürger, zum Adel, zur Fürſten- oder Königſchaft und zuhöchſt zum Kaiſerthum, — daß die kirchlichen Elemente ſich vom ſeeleigenen Laien aufwärts zum Prieſter, zum Episcopat und zuhöchſt zum Papſtthum aufgeſtuft hatten, und daß, wie in den Nationalangelegenheiten und Nationalverſammlungen der Klerus den erſten Stand über den Adel bildete, ebenſo in den Angelegenheiten und Verſammlungen (Concilien) der römiſch-katholiſchen Chriſtenheit die Kirchenfürſten über die einzelnen Nationen und ihre weltlichen Fürſten erhoben waren, — ſelbſt aber im Stellvertreter Chriſti ihr unfehlbares und unverantwortliches Oberhaupt erkannten.

So waren die Stände, ſo auch Kirche und Staat zwar geſondert, aber zugleich auch durch Ueber- und Unterordnung vereinigt, und das ganze Syſtem durch Unterordnung des Kaiſers, als der höchſten weltlichen Gewalt, unter den Papſt, als den, wie man glaubte, von Gott ſelbſt erwählten und eingeſetzten Oberherrn der Chriſtenheit geeinigt (unifizirt).

Der einzelne Menſch aber erhielt in der That erſt Menſchenrechte dadurch, daß er die göttliche Autorität der Kirche — und ihres Oberhauptes anerkannte, daß er ſich ihr unbedingt unterwarf und von ihr dagegen die Taufe empfing. Der Ritter bedurfte, um in vollen Beſitz ſeiner Vorrechte zu kommen, der Weihung ſeines Schwertes; Kaiſer

und Könige empfingen Scepter und Krone von der Kirche [1]) und waren nur als Gesalbte geheiligt. Alle mußten der Kirche Gehorsam schwören [2]). Ebenso bedarf noch jetzt der Laie, um Priester zu werden, der Ordination durch seinen Bischof, der Priester, um Bischof zu werden, der Inthronisation durch den Papst, welchem er Gehorsam zuschwören muß; — der Papst aber schwört, nur Gott und dem heil. Petrus, denen allein er verantwortlich ist, zu gehorchen.

Von dem Papst, als dem Stellvertreter Gottes auf Erden, ging also in letzter Instanz alle Befugniß aus. Er war in der That die letzte lebendige Quelle aller Rechte; er prägte der ganzen Weltordnung den Stempel der göttlichen auf; auf ihn convergirte aller Gehorsam, alle Verpflichtung; er war das Unbewegte, welches Alles in Bewegung setzen sollte, der einheitliche Mittelpunkt, durch welchen die verschiedenen Standeskreise ihre Rangordnung erhielten, wie jedem Einzelnen in solchem Kreise seine bestimmte Stellung zugewiesen war.

Damit nun diese Weltordnung unveränderlich fortbestehe, wurde erfordert, daß sowohl von Unten nach Oben, als von Oben nach Unten jedes Glied seine eigenthümliche Bestimmung erfülle, mithin auch die aller Uebrigen respektive. —

Leidender Gehorsam des Untergeordneten unter seinen Obern, also militärische oder jesuitische Subordination war aber die erstwesentliche Bedingung zur Aufrechthaltung dieses Systems, und wenn auch in äußersten Fällen ein Rekurs an den Uebergeordneten des nächsten Obern gestattet, so wurde doch geduldiges Leiden als das Sicherste und Christlichste empfohlen, — wie es ja ohnehin in der ganzen Anordnung lag, daß dem Papste selbst der Kaiser unbedingt gehorchen mußte, sollte nicht ein wesentlich Untergeordneter zum Richter über seinen Herrn und hiermit die gesammte Hierarchie umgekehrt werden. Hätte man nämlich etwa einer Versammlung von Bischöfen eine Richtergewalt über den Papst zugestandne, so würde man hiermit auch einer Versammlung aller Priester dieselbe Gewalt über das Bischofthum, und dann auch der Gesammtheit der Laien ein Recht über den Klerus haben einräumen müssen. Auch wäre bei jeder solcher Streitsache das ganze System durch etwaige Theilung der Stimmen mit einer Spaltung (Schisma), die ganze Ordnung mit Anarchie bedroht gewesen. Von Oben kam die (übermenschliche) Offenbarung; von

---

1) Otto IV. nennt sich (1208) Dei et papae gratia Rom. rex.

2) Gregor VII. fo[illegible] alten König der Deutschen, daß er dem h. Petrus veram[illegible] fidelis Petri.

Oben der heilige Geiſt, von Oben jede Gnade, jede Berechtigung; wie durfte da der Untergeordnete annehmen, daß ſein Uebergeordneter das Rechte nicht wiſſe, nicht wolle, nicht könne! —

Wenn aber dadurch, daß die ganze Chriſtenheit dem Einigen Papſte untergeordnet und alle ſeine Unterthanen ihm zum unbedingten Gehorſam durch Eidſchwur verpflichtet, — die Erhaltung der Einheit gewährleiſtet ſchien, — ſo wurde zur Erhaltung dieſer Ordnung doch ebenwohl erfordert, daß auch jeder Obere, vom Papſt an bis hinab zum geringſten Beamten, jeden Untergeordneten in ſeiner eigenthümlichen, durch das ganze Syſtem ihm angewieſenen Stellung anerkenne und reſpektire.

Die Ordnung konnte alſo auf zwiefache Weiſe geſtört, verletzt und zertrümmert werden; entweder durch Aufſtehen (Inſurrektion) und Verſelbſtſtändigung gegen die Oberen, oder durch Uſurpation der Letzteren und durch Abſorbtion der Untergeordneten durch dieſelben. Das Erſtere ſetzte voraus, daß ein Untergeordneter eidbrüchig gegen ſeinen Obern ſich erhob, ſei es nun durch Ungehorſam, Anmaßung ſeiner Rechte oder Vernichtungskrieg; — das Andere, daß ein Oberer ſeine Untergeordnete in der Ausübung ihrer Rechte hinderte oder ſtörte, oder ihnen dieſe Rechte ſelbſt ordnungswidrig entriß.

Nur geſtört wurde die Ordnung, wenn, bei theoretiſcher Anerkennung derſelben, ſie thatſächlich überſchritten wurde; verletzt, wenn, bei formeller Anerkennung ihres Princip's, einzelne Momente derſelben herausgeriſſen und auch theoretiſch — auf ein anderes Princip baſirt wurden; umgeworfen, zerſtört endlich wurde die Ordnung, wenn ihrem Princip ſelbſt ein anderes entgegengeſetzt wurde [3]).

Sollte nun jene Ordnung Beſtand behalten, ſo mußte nicht nur der Glaube an ihre Göttlichkeit unerſchüttert bleiben, ſondern auch Gerichte und eine exekutive Macht mußten vorhanden ſein, welche jede Störung wieder aufhoben, zu der ſich Eigennutz oder Leidenſchaft hinreißen laſſen mochte. Die Aufrechthaltung jenes Glaubens ſetzte vor Allem voraus, daß Diejenigen, welche die Ordnung handhaben ſollten, durch ſtrenge Erfüllung ihres Berufes ſich als wirkliche Organe des göttlichen Willens legitimirten und bewährten. Wie jedoch gerade von dieſen die Gewalt auf alle Weiſe zur Störung und Verletzung der Ordnung mißbraucht wurde, ſo fehlte es in der Ordnung ſelbſt überall an

---

3) Dieſe Stufenfolge wird in der röm. kath. Kirche bezeichnet durch Sünde, Schisma, Häreſis.

zureichenden Gerichten oder urtheilvollſtreckenden Gewalten; oder an beiden, um jeder Ungebühr auf rechtliche und zuverläſſige Weiſe zu ſteuern. Wo aber keine Rechtsbürgſchaft vorhanden iſt, da wird auch das Recht vielfach überſchritten; wo es ungeſtraft überſchritten wird, da ruft es früher oder ſpäter zu eigenmächtiger rächender Gewaltthat auf, und die Geſchichte hat den Ausſpruch beſtätigt, daß, wer zuerſt das Schwert zieht, d. h. wer zuerſt Gewalt beaucht, um das Recht zu verletzen, auch durch das Schwert umkömmt. Eine Uſurpation, die von höchſter Stelle ausgeht, zuckt, wie ein elektriſcher Funke, durch die ganze Kette der Hierarchie, bis ſie, auf ihren Urheber zurückkehrend, ſich ſelbſt wieder aufhebend, die Heiligkeit des Rechtes thatſächlich erweiſt und — zur Aufſtellung oder Ergänzung der Rechtsverbürgungen nöthigt.

In der mittelalterlichen Weltordnung war aber der Episcopat ohne Rechtsbürgſchaft gegen die Uſurpationen des Papſtes; dem niederen Klerus fehlte es an einer zweiten Inſtanz gegen die Biſchöfe; der Laie fand an dem höheren Klerus nur einen kaſtenmäßig parteilichen Richter für ſeine Klagen gegen ſeine nächſten geiſtlichen Vorgeſetzten.

Ebenſo waren Kaiſer und Könige ohne geſetzlichen, d. h. gerichtlichen Schutz gegen die Anmaßungen der geiſtlichen Hierarchie, wie Bürger und Adelige, ohne Rechtsgewährſchaft gegen Kaiſer und Könige. Um die Anmaßungen des Klerus abzuwehren, hatten die Fürſten nur ein weltliches, um die Inſurrektion der Könige gegen die geiſtliche Oberherrſchaft zu bezwingen, hatte dieſe nur ein geiſtliches Schwert. So lange das Letztere (das Anathem) noch in Anſehen ſtand, war das Erſtere nicht zu gebrauchen; — je mehr an dieſes appellirt wurde, um ſo mehr kam die wirkliche Gewalt an die untergeordnete, aber ſtärkere Laienſchaft.

Der Umſturz der geſammten Verfaſſung war alſo thatſächlich unausbleiblich, weil ſie dem, allen Menſchen angeborenen Streben nach Unbeſchränktheit keine nachhaltigen Rechtsinſtitutionen entgegenzuſetzen hatte. Die ganze Ordnung ſetzte ein ordnungsmäßiges Regieren von Oben herab und einen unbedingten Gehorſam von Unten nach Oben voraus. Sollten die von den Oberſten ausgehenden Ordnungsſtörungen auf eine rechtliche Weiſe ausgeglichen werden, ſo hätte das Gericht aus Untergeordneten beſtellt ſein müſſen, wodurch aber die eigenthümliche Ordnung des Ganzen umgekehrt, — ein objektives, allgemeines Geſetz und Recht über die myſterióſe, individuelle Inſpiration erhoben, und in beiden Hinſichten die wirkliche Souveränität verſetzt worden wäre [4]).

4) Hätte Lafayette damals gelebt, ſein Verſtand würde ſi

Aber der Umſturz jener Weltordnung war auch ohnedies vernünftigerweiſe nothwendig, weil ſie, aus einer durchaus einſeitigen Welt- und Gottesanſicht hervorgegangen, auf abſoluten und inſofern unwahren Gegenſätzen, auf theilweis unhaltbaren Vorausſetzungen und auf der Behauptung ihrer Unverbeſſerlichkeit beruhte. Sollte ſie Beſtand halten, ſo hätte fortwährend von allen Gewalthabern und Untergebenen jede Art von Selbſtſucht und Leidenſchaft im eigenen Herzen überwunden, — von allen Untergebenen aber noch überdies in vielfachen Beziehungen und bei unzähligen Veranlaſſungen das menſchliche Gefühl, das Rechtsbedürfniß, der Trieb zur Freiheit des Geiſtes, das Verlangen nach Vernunfterkenntniß und der heilige Drang nach Verwirklichung der Ueberzeugung — unterdrückt werden müſſen.

Faſſen wir nämlich das ganze Syſtem ſowohl in ſeiner Beſonderung als in ſeiner Einheit auf, dann ergibt ſich uns folgendes Schema:

Der Papſt herrſchte über die Biſchöfe; — der mit dem Papſt einige Episcopat über den übrigen Klerus; die geſammte Prieſterſchaft über die in geiſtlichen Angelegenheiten völlig unberechtigten, ſelbſtloſen Laien, die man in Beziehung auf die Prieſter — auch Seeleigene nennen könnte.

Dieſe Seeleigenen aber ſtuften ſich auf ähnliche Weiſe ab vom römiſchen Kaiſer zu den Fürſten, den adligen Vaſallen derſelben, den gemeinen Leuten und den im Weltlichen völlig unberechtigten, ſelbſtloſen Leibeigenen, und bildeten zuſammen das heil. römiſche Reich.

Dieſe ganze im Papſt, als dem einzigen, ſouveränen Stellvertreter Gottes, ſich zuſpitzende Pyramide bildete die einige, heilige römiſch-katholiſche Kirche, welche ſich für die Herrin der Erde hielt, daher auch der Nachfolger Petri, in welchem ſich ihre Souveränität perſonifizirt, ſich dominum urbis et orbis nannte.

Dieſer Kirche nun, welche das Reich Chriſti conſtituirte, ſtand das Reich des Teufels gegenüber, welches ſich ebenſo nach dem Satan ab-, wie jenes ſich zu Chriſtus aufſtufte. In Beziehung auf die Chriſtenheit waren nämlich die Heiden, welche den rechten Glauben nicht kannten, nur rechtlos, die Schismatiker aber, welche

---

erkannt haben: „*que l'obéissance est le plus saint des devoirs.*“ Freilich ſetzt es, um auf Allgültigkeit Anſpruch machen zu können, voraus, daß jeder ſeinem Herrn gehorche, und freilich, wenn der Papſt immer dem lebendigen Gott gehorchte, dann würde er auch von Allen Gehorſam verlangen dürfen.

die legitime Obrigkeit nicht anerkannten, Ungehorſame, die Juden, deren Voreltern, wie es hieß, den Sohn Gottes gekreuzigt, mit einem Erbverbrechen beladen, die Mahomedaner, welche die Kirche bekriegten, Todfeinde, endlich die Ketzer, welche ſich gegen die Kirche empörten, todſchuldige Majeſtätsverbrecher.

Im Weſentlichen beruhte alſo dieſes Syſtem auf den vier abſoluten Unterſcheidungen:

1) von Klerus und Laien, [5])
2) von Adel und Leuten (Bevor- und Benachrechtigten) [6]),
3) von Kirche und Staat [7]),
4) von Gott und Satan, Himmel und Hölle, Zeit und Ewigkeit.

Der erſte Unterſchied aber beruhte auf dem Glauben an eine potenziell-verſchiedene Wirkſamkeit des heil. Geiſtes; — der zweite auf der Annahme einer ſich vererbenden Natur- und Rechtsverſchiedenheit unter den Menſchen; — die dritte auf der Vorausſetzung einer qualitativen Verſchiedenheit von Geiſtlichen und Weltlichen; — endlich die vierte auf dem Glauben an die abſoluten Gegenſätze von Gott und Teufel, von heil. Geiſt und menſchlicher Seele, von Gnade und Natur.

Die erſte Unterſcheidung verleugnete die Einheit des heil. Geiſtes; welcher, der Kirchenlehre zufolge, allen Chriſten durch die Taufe mitgetheilt wird, und deſſen mannigfaltige Gaben nicht willkührlich vertheilt, ſondern erſt aus ihrem Wirken erkannt werden können. Die zweite Unterſcheidung verläugnet die Einheit des Menſchenthumes, deſſen alle Menſchen durch Abkunft von einem einzigen Schöpfer theilhaftig ſind. Die dritte verläugnet die Einheit des ideellen Logos, d. h. der Idee der göttlichen Anordnung aller menſchlichen Lebensverhältniſſe; die vierte endlich nicht nur die Dreieinigkeit — ſondern auch die Einheit des göttlichen Univerſums ſelbſt.

Eben weil nun durch alle dieſe unbedingten Unterſcheidungen, Gegenſätze, Widerſprüche und Todfeindſchaften die Einheit, Einigkeit und Einigung, welche Bedürfniß des Geiſtes, des Herzens und der wirkenden Seele ſind, unmöglich gemacht waren, — darum wehrte oder empörte ſich

---

5) S. die Bulle „*Clericis laicos*“ v. J. 1296.

6) Wie die Prieſterweihe unauslöſchlichen Charakter einprägte, ſo war das Blut der Adligen ſchon von Geburt aus beſſer als das der gemeinen Leute.

7) S. d. Decret „*Unam sanctam*“ v. 1302.

immer eine oder die andere der gekränkten Mächte, darum konnte auch die Idee der mittelalterlichen Ordnung zu keiner Zeit in der gesammten röm. kath. Christenheit vollständig in Ausführung gebracht werden. Schon der Erste, der mit Bewußtsein sie zu verwirklichen gestrebt, — schon Gregor VII. [8]) mußte unüberwindlichen Widerstand begegnen und schon damals, als dieser geistliche Heros der kirchlichen Hierarchie die Krone aufsetzte, hatte die weltliche Hierarchie bereits die ihrige theilweis zerbrochen. Die meisten Könige hatten sich gegen den römischen Kaiser verselbstständigt, und nicht nur der Kaiser bekämpfte den Papst, sondern auch schon König Wilhelm von England weigerte Gregor VII. den schuldigen Eid; eine Versammlung deutscher Bischöfe erklärte diesen sogar für abgesetzt.

In gleichem Maße, wie von dieser Zeit an die geistlichen und weltlichen Gewalthaber ihre Usurpationen immer weiter auszudehnen suchten, — vermehrten und verstärkten sich auch die Insurrektionen der Untergebenen gegen ihre Oberen, und zwar sowohl in der kirchlichen, wie in der weltlichen Ordnung, und sowohl von Seiten der weltlichen Fürsten gegen die geistlichen Oberherren, als von Seiten der Laien gegen die Priesterschaft und das Priesterthum überhaupt.

Namentlich in Frankreich that sich dieses zwiefache revolutionäre Streben auf die verschiedenartigste Weise kund, und hier war es, wo die usurpirende Gewalt mit dem sich steigernden Freiheitsbedürfniß der Unterthanen durch immer sich steigernde Eigenmächtigkeit von oben herab — in so ungeheure Spannung gerieth, daß, nachdem jene nach und nach alle Mittelstufen der mittelalterlichen Ordnung gewaltsam durchbrochen, zuletzt auch die insurrektionelle Gewalt jenen ungeheuren Rückschlag that, der, von den bisherigen Machthabern ausschließlich als Revolution gebrandmarkt, in Wahrheit doch nur der letzte, von ihnen selbst hervorgerufene Akt einer — von ihnen selbst seit Jahrhunderten begonnenen Revolution gewesen.

Wie aber die christliche Kirche vorzüglich durch einseitige Durchführung des monarchischen Princips sich in eine orientalische und eine römische gespalten, und Rom sowohl durch sein ursprüngliches Stre-

---

8) Obgleich die sg. Diktate desselben wahrscheinlich nicht von ihm diktirt worden, so ist doch, wie J. Voigt (Hildebrand ꝛc. I. 425) richtig bemerkt: „eben so gewiß, daß sie den Geist der Zeit Gregor's und seines eigenen Strebens herrlich aussprechen... Sie sind Ein Ganzes, bemerkte derselbe, Ein Geist liegt zum Grunde: der Geist der Freiheit der Kirche, der Allgewalt des Papstes, des Obwaltens des Altars über dem Schwerte." —

ben nach Weltherrſchaft, als durch die logiſche Gewalt der Dinge zur Prätenſion der abſoluten Souveränität des Papſtes hingetrieben wurde, — ſo zerfiel auch das chriſtliche Kaiſerthum in germaniſche und — (wir möchten ſagen) — romaniſche Staaten; — ſo wurde vorzugsweiſe in Frankreich das monarchiſche Princip folgerecht bis zur unbeſchränkten Alleinherrſchaft des Königs durchgeführt, und Alles zum Mittel für Erreichung dieſer abſoluten Souveränität herabgeſetzt. Wie daher das römiſche Papſtthum in Bonifaz VIII., ſo culminirte das franzöſiſche Königthum in Ludwig XIV., und in beiden war es ein und daſſelbe abſtrakte monarchiſche Princip, welches das Aeußerſte ſeiner folgerichtigen Durchführung erreichte.

Gibt man nämlich einmal zu, daß der Papſt der einzige — unmittelbare und zur Erhaltung der kirchlichen Einheit berufene Stellvertreter Gottes, — oder Chriſti, oder auch nur des Apoſtelfürſten Petri iſt, dann kann gegen deſſen Befehle keine Berufung auf irgend eine andere menſchliche Autorität mehr ſtattfinden. Der Papſt muß dann wiſſen, was der Kirche in jedem Augenblicke Noth thut; und, wie die concrete Ordnung und Verfaſſung, wie Lehre und Geſetze der Kirche — von Chriſto und ſeinen Stellvertretern nach und nach aufgeſtellt worden und nur von dieſer göttlichen Macht ihre Sanktion haben, — ſo können ſie auch nur von dieſer perennirenden Souveränität modifizirt und verändert werden, und ſämmtlichen Chriſtgläubigen ziemt dann nur unbedingter Gehorſam. Eine Oppoſition — ſelbſt des geſammten Episkopats gegen die päpſtlichen Machtſprüche, — abgeſehen davon, daß ſie dem Eid der Biſchöfe zuwiderliefe, — würde einen Richter über die beiden Parteien erheiſchen, würde den unentbehrlichen Glauben an die göttliche Einſetzung der Hierarchie und das Vertrauen der Unterthanen zu den Oberen erſchüttern und — zur Sicherung vor Rückfällen — die Permanenz der biſchöflichen Verſammlung, oder eines bevollmächtigten Ausſchuſſes derſelben, alſo eine ſtehende Rechtsvertretung unentbehrlich machen.

Durchaus daſſelbe findet in der weltlichen Ordnung Statt, gleichviel, ob die königliche Souveränität ſich unmittelbar von Gottes, oder von ſeines Stellvertreters — des Papſtes — Gnaden ableitet, und die Analogie iſt zu augenſcheinlich, als daß wir uns veranlaßt finden könnten, uns hier weiter darüber zu verbreiten.

Daſſelbe endlich findet Statt, hinſichtlich des Verhältniſſes von Staat und Kirche, und auch hier fordert das Grundprincip der mittelalterlichen Weltordnung, daß jener ſich unbedingt der letzteren unterordne. Iſt nämlich der heil. Geiſt weſentli[illegible] b) über den menſchlichen erhaben, dann müſſen [illegible] lichen Or-

gane des Erſteren über die des Letzteren herrſchen. Jenen kömmt es dann zu, den Spielraum der weltlichen Gewalten abzugränzen, zu erweitern oder zu beſchränken, und da ſie unverantwortlich (gegen ihre Untergebenen) die Schlüſſel handhaben zu ewiger Glückſeligkeit und ewiger Qual, ſo beſitzen ſie hiermit auch, — ſo lange der Glaube an dieſe Schlüſſelgewalt — lebendig iſt, — die wirklich vollziehende Gewalt. — Der weltlichen Macht kann es aber, nimmt man einmal die Grundvorausſetzungen des Mittelalters, — Inſpiration und Schlüſſelgewalt — an, auf keine Weiſe zuſtehen, irgend eine Selbſtſtändigkeit gegen die geiſtliche Macht in Anſpruch zu nehmen, da ihr gegen dieſe weder Einſicht noch Gewalt zuerkannt werden kann, um eine unüberſteigliche Scheidewand zwiſchen Weltlichen und Geiſtlichen aufzurichten [9]).

So ergab ſich alſo aus dem Lebensprincip des Mittelalters ſelbſt, nämlich aus der, einer Hierarchie anvertrauten — Offenbarung und Gewalt über Himmel und Hölle:

1) daß der Papſt ſich der Souveränität über die Kirche bemächtigen,

2) daß die Kirche nach unbeſchränkter Herrſchaft über den Staat trachten,

3) daß ſie zu dieſem Zweck dem weltlichen Fürſten im Weltlichen eine völlig ſouveräne Macht über ſeine Unterthanen zuerkennen, endlich

4) daß die geiſtlichen und weltlichen Herren die unmittelbar Hörigen (die Seel- und die Leibeigenen) in unbedingter Abhängigkeit erhalten, und mit ihnen nach Außen erſt auf Selbſtvertheidigung, dann auch auf geiſtlich-weltliche Welteroberung — ausgehen mußten [10]). —

---

9) So mußte ſelbſt Dante, nachdem er im dritten Buche ſ. S. *de monarchia* zu erweiſen geſucht: „qualiter officium monarchiae sive imperii (rom.) dependet a Deo immediate," — doch die Abhandlung mit der Erklärung ſchließen: „quae quidem veritas — non sic stricte recipienda est, ut Rom. princeps *in aliquo* rom. pontifici non subjiceat: cum mortalis illa felicitas quodammodo ad immortalem felicitatem ordinetur. Illa igitur reverentia Caesar utatur ad Petrum, qua primogenitus filius debet uti ad patrem, ut luce paternae gratiae illustratus, virtuosius orbem terrae irradiet." S. *Prose e rime* di Dante, ed. Ven. 1758 T. IV. P. II. p. 84.

10) Die Chriſtenheit vertheidigte ſich erſt gegen die Mahomedaner, unterjochte dann bereits die heidniſchen Sachſen, — zog den Feinden

Die beiden Extreme dieſer Weltverfaſſung waren alſo einerſeits der von Gott unmittelbar durch den h. Geiſt eingeſetzte, die göttliche Offenbarung mittelſt ſtäter Inſpiration fortſetzende, an Gottes Stelle die Erde beherrſchende, Himmel, Fegfeuer und Hölle eröffnende und verſchließende, — nur Gott verantwortliche, alſo abſolut ſouveräne Papſt — und anderſeits der abſolut rechtloſe Naturmenſch, der auf ſeiner Ueberzeugung gegen die päpſtliche Offenbarung beharrend, als Ketzer des zeitlichen und ewigen Todes ſchuldig war. Zwiſchen Beiden, in zahlreichen Abſtufungen, die mehr oder minder bevorrechteten geiſtlichen und weltlichen Herren, und die mehr oder minder verknechteten Geiſt-, Seelen-, Willen- und Leib-Eigenen! —

Das formelle Princip des ganzen Syſtems war die von Gott im Himmel ausgehende, auf Erden zuhöchſt durch den Papſt vermittelte, durch die ganze Menſchheit hindurch, bis in die Hölle hinabreichende, geheimnißvolle — unerforſchliche Weltregierung.

In dieſer Eigenthümlichkeit lag unmittelbar begründet:

1) daß die von Rom herabgehende Thätigkeit, alſo die Herrſchgewalt, ihres göttlichen Urſprungs halber, das abſolute Uebergewicht haben mußte;

2) daß eben, weil der göttliche Machtwille der menſchlichen Einſicht unbegreiflich, ja ſogar der Ueberzeugung zuwider laufen konnte, gleich von vornherein eine Verantwortung des unmittelbaren Organs jenes Machtwillens gegen ſeine Untergebenen unzuläſſig war, — eine Unverantwortlichkeit, welche auf jeder Stufe der Hierarchie bezüglich wieder hervortreten mußte; — endlich —

3) daß die ganze Ordnung weſentlich nur in einer von Gott hinab- und in die Maſſe der Rechtloſen auslaufenden Knotenreihe von Herrſchberechtigungen beſtand, neben welcher eine andere von Gehorſamsverpflichtungen von Ganz-hörigen aufſtieg, bis zu dem nur allein Gott verpflichteten, ſichtbaren Weltoberhaupt.

Dieſes Letztere war gleichſam das vom göttlichen Lebensgeiſt (dem πνευμα) geheimnißvoll bewegte Herz, von welchem nach dem Umkreis hin die herrſchenden Arterien ſich verzweigten, veräſteten und verfaſerten, während umgekehrt von dem äußerſten Umkreis die dienenden Venen, ihre Einzelnheit aufgebend, zur herrſchenden Einheit zurückliefen. Eben damit war aber auch der immanente Widerſpruch geſetzt, daß auf je-

---

in's gelobte Land entgegen und ging dann nach Aſien und Amerika auf erobernde Belehrung aus.

der der Mittelſtufen daſſelbe Individuum nach Oben hin unbedingt gehorchen ſollte, während es nach Unten unbeſchränkt herrſchen konnte.

Wie nun die erſte Hälfte der Geſchichte dieſes Syſtemes in allmähliger Geſtaltung der angegebenen Stufenordnung, alſo in Concentration aller Lebenskreiſe zu dem einzigen individuellen Souverän, — ſo beſtand die zweite Hälfte der Lebensgeſchichte dieſer coloſſalen Weltmonarchie darin, daß einerſeits die Herren, als ſolche, ihre Gewalt und ihre Vorrechte in Bezug auf ihre Untergebenen immer weiter auszudehnen, daß anderſeits dieſe zunächſt die bereits in der beſtehenden Ordnung begründeten Rechte gegen jene zu behaupten, dann aber auch die ihnen vernunftgemäß zuſtehenden, aber verkannten oder verkümmerten Rechte zur Anerkennung zu bringen ſuchten.

Das monarchiſche Princip, welches das aktive Moment des ſg. göttlichen Rechtes war, wurde in jeder Sphäre von den Herren gegen ihre Untergebenen mit formellem Rechte geltend gemacht, führte aber Uſurpationen herbei, gegen welche dann die Untergebenen zur Nothwehr reell berechtigt waren. Das Princip der vernunftrechtlichen Freiheit hingegen, welches das ergänzende Moment der ordnunghaltenden Herrſchgewalt iſt, nöthigte gegen die eigenſinnig und eigenſüchtig an ihren poſitiven Vorrechten feſthaltenden Herren zu materiell rechtlichen Inſurrektionen, gegen welche dann die bevorſtehenden Herrſchaften mit formellem Rechte ihre überkommene Gewalt vertheidigten.

Dieſer auf- und abſteigende Kampf hatte weſentlich zum Zwecke, die im Vorhergehenden angegebenen vier Unterſchiede, in ſo weit ſie unbedingte ſein ſollten, aufzuheben, und die vier dadurch verläugneten Einheiten zur Anerkennung zu bringen.

Vor Allem ſollte ein allgemeiner, durchgreifender Rechtszuſtand aufgerichtet werden, in welchem jede Art von bleibender Uſurpation unmöglich, wie jede Art von Inſurrektion unnöthig gemacht werde, — das Erſtere, indem jeder Gewaltmißbrauch auf rechtlichem Wege zur Verantwortung gezogen, das Andere, indem jede vernunftrechtliche Freiheit anerkannt, geſchützt und gewährleiſtet würde.

Näher wurde dann die Löſung jener unbedingten Unterſcheidungen dadurch vermittelt;

1) daß dem, durch Unwiſſenheit und Unſittlichkeit entheiligten Klerus gegenüber die Laien durch höhere Einſicht und Sittlichkeit die wirklich Ausgewählten wurden, und daß der erſtarrten Dogmatik und Caſuiſtik gegenüber die Weltweisheit, die Schriftgelehrtheit

und die Moral durch weltliche Theologen sich verselbstständigten, und hierdurch das Erfahrungswissen, die aprioriſche Vernunfteinsicht und das Gewissen sich ihr Recht nehmen;

2) daß dem Adel gegenüber sich ein bürgerlicher Krieger-, Industrie-, Gelehrten-, Beamtenstand bildete, und durch Tapferkeit, Reichthum, Einsicht, Rechtsansehen und göttliche Begabung sich thatsächlich über den bloßen Abstammungsadel erhob;

3) daß unabhängig von Kirche und Staat und Beide übergreifend, sich von selbst eine Welthandelsschaft, eine Künstlerwelt und eine Gelehrtenrepublik gestalteten, während die fortschreitende Bildung einerseits im Kirchlichen die starke Beimischung von Endlichmenschlichem, anderseits im Staatlichen wesentlich göttliche Elemente erkannte; endlich —

4) daß der Mensch zum Gefühl der Humanität, zum Bedürfniß der Allbefriedung, und zum Streben nach Allbeglückung erwachte, und diesem gemäß auch seine Vorstellung von Gott läutern und ihn nicht nur als den Allmächtig-Alleinigen, sondern auch als den Allgütig-, als den All-Einigenden bestimmen mußte, der sich — seiner würdig — nur durch ein Universum offenbaren konnte, in welchem die unendliche Harmonie durch keine absolut unauflösliche Feindschaft aufgehoben wird. —

13.

Die Stützen des Papstthums.

Der Papst als Bischof der Bischöfe, als Nachfolger der Apostelfürsten hat an den Bischöfen seine unmittelbaren Stützen; durch sie ist er Haupt der Hierarchie. Aber die Kirche besteht aus Hierarchie und Laienschaft, und so ist der Papst nicht nur das Haupt der Hierarchie, sondern auch Oberhaupt der Kirche.

Die Hierarchie bedarf nun zu ihrer Existenz, ihrer Anerkennung, ihrer Wirksamkeit, des Beistandes der weltlichen Regierungsgewalt. Der weltliche Fürst muß sich den Geboten und Weisungen, den Forderungen und Urtheilen des Oberhauptes der Kirche fügen, und nur durch diese Fügsamkeit erhält die Hierarchie ihre volle Wirklichkeit.

Der Biſchof der Biſchöfe, der Fürſt aller Fürſten — kann aber ſelbſt nicht wieder nur ein Biſchof oder ein Fürſt ſein; er muß eine Würde beſitzen, vor welcher ſich Alles beugen muß. Iſt aber der Biſchof als Biſchof dem Papſte — als dem Nachfolger Petri — untergeben, ſo gehorcht er dem Petrus — nicht als dem Apoſtel, ſondern als dem Stellvertreter Chriſti. Ebenſo kann der weltliche Fürſt ſich dem Papſte nicht als dem Nachfolger Petri unterordnen; denn dem Petrus waren unmittelbar nur die Apoſtel untergeben. Er muß im Papſte den Stellvertreter des Sohnes Gottes anerkennen, dem Kirche und Staat unterthan ſind, weil ihm von ſeinem Vater alle Gewalt übergeben iſt im Himmel und auf Erden.

So ſtützt ſich alſo der Papſt als Apoſtelfürſt auf die Biſchöfe, als Kirchenoberhaupt auf die weltlichen Gewalthaber, und ſo lange dieſe beiden Säulen feſtſtehen, ragt auch die dreifache Krone allein in das Empyreum hinauf, und ihr Glanz verbreitet ſich ringsum über die ehrfürchtenden Völker.

Die Kuppel eines Tempels kann aber auf vierfache Weiſe zum Sturz kommen: einmal, wenn ſie ſelbſt ſich ſpaltet, dann, wenn die tragenden Säulen ihren Dienſt verweigern, weiterhin, wenn die Grundlagen, auf welche die Säulen ſich ſtützen, ſie nicht mehr tragen wollen oder tragen können, endlich wenn der Schwerpunkt, auf dem die Grundlagen ruhen, verſchoben wird, — wenn der Boden in ſeinen Grundfeſten erbebt. Das Papſtthum wurde ſchon auf jede dieſer Weiſen mit dem Zuſammenſturz bedroht.

Zuerſt ſehen wir Päpſte und Gegenpäpſte, und im 14 Jhdrt. ſogar die akute Krankheit des Schisma's in eine chroniſche übergehend, von welcher das Papſtthum nur durch die gewaltigſten Anſtrengungen der geiſtlichen und weltlichen Fürſten geheilt wurde, aber für alle Folgezeit durch die Krankheit geſchwächt und von ſeinen Aerzten abhängig blieb. Biſchöfe und Fürſten hatten das Papſtthum hergeſtellt; ſie hatten in der That die Einheit der Kirche erhalten, deren Aufrechterhaltung gerade der Hauptberuf des Papſtthums geweſen.

Auch die beiden Säulen fingen ſchon frühe an, der Kuppel den vollgebührenden Gehorſam zu verſagen, und ſchon im 12ten und 13ten Jhdrt. ſenkte ſie ſich merklich in Frankreich und England, und als beide Säulen zu Piſa, Conſtanz und Baſel ihre Eigenkräfte vereinigten, war der theilweiſe Zuſammenſturz des Papſtthums vorbereitet, der in der Reformation zur Thatſache wurde.

Wie aber das Papſtthum ſich gegen die weltlichen und geiſtlichen Fürſten nur dadurch noch einigermaßen behauptet hatte, daß es den ural-

ten Beſtand ſeiner Rechte zu erweiſen ſuchte, ſo mußte es auch noch auf Erörterung des geſchichtlichen Grundes dieſes Beſtandes eingehen, als die Reformatoren denſelben in Frage geſtellt. In der Reformation war es überdies die Grundlage ſelbſt, auf der die beiden Säulen des päpſtlichen Thrones ruhten, welche ſich mit dieſen zur Abſchüttlung der Kuppel vereinigten. Es war der niedere Adel der Kirche, — (Prieſter und gelehrte Laien), — welcher ſich mit dem hohen Adel, mit den Großen, — den geiſtlichen und weltlichen Fürſten, — vereinigte, um die unerträglich gewordene Kuppel abzuwerfen. Und es gelang einem großen Theile deſſelben, indem er ſich auf die heilige Schrift, — den eigentlichen Schwerpunkt der chriſtlichen Kirche — ſtützte, und auf ihn ſich ſtützend — den größten Theil des kirchlichen Baumaterial's, (nämlich der römiſchen Ueberlieferung), die bisher für unantaſtbar gegolten, — abwarf.

Indeſſen war die Entſcheidung über die hierarchiſch-kirchliche und die gelehrte Deutung der h. Schrift thatſächlich dem Urtheil des Einzelnen anheimgefallen, deſſen Wiſſen und Gewiſſen ſich zu der einen oder der anderen hinneigte. Jeder meinte, der h. Schrift zu gehorchen, während er in Wahrheit nur den Gründen gehorchte, die ihn beſtimmten, gerade dieſe oder jene Deutung für die wahrhafte zu halten. Als dieſe Thatſache den Gläubigen zum Bewußtſein kam, war der Schwerpunkt der Chriſtengemeinſchaft verſchoben und fortan die h. Schrift nicht wehr im Stande, die Grundlagen der Kirche zu tragen.

Das Papſtthum hatte zuerſt auf dem Episcopat und dem Königthum, beide hatten auf der kirchlichen Ueberlieferung, dieſe auf dem Glauben an die h. Schrift geruht. An die Stelle der h. Schrift trat dasjenige, was man als ewige Wahrheit anerkennen zu müſſen ſich im Gewiſſen gedrängt fühlte; an die Stelle des Autoritäts-Glaubens trat dasjenige, was man Gewiſſen, Ueberzeugung, Selbſtbewußtſein, unmittelbares Gottesgefühl nannte; der Menſch gravitirte nicht mehr nach einem gen Himmel gefahrenen Gottmenſchen, ſondern nach dem Göttlichen, welches er in ſeinem eigenen Inneren trug.

14.

Die Reihenfolge der Autoritäten seit Christo.

Wenn in neuesten Zeiten der Bischof von Rom zur Rede gestellt wird, warum seine Vorgänger Jahrhunderte lang den Primat über alle andere Mitbischöfe behauptet, so hat diese Untersuchung dieselbe Wichtigkeit oder Unwichtigkeit, wie die Frage nach dem Supremat des neuen Testamentes über alle andere Schriften, und wie die Grundfrage nach dem Principat Christi über alle Menschen.

Die mehr als Jahrtausend lange Geltung des Papstes als Oberhauptes der Kirche, der h. Schrift, als allerhöchster Offenbarung, — und Christi, als alleinigen Sohnes Gottes und Ober-Königs der Christenheit ist eine unabänderliche Thatsache, und diese drei welthistorischen Mächte haben als solche gewirkt und gewaltet als vollberechtigt.

Ob Christus der verheißene Messias, ob die h. Schrift inspirirt, ob der Papst der wirkliche Stellvertreter Christi und das souveraine Organ des h. Geistes, oder ob von Allem das Gegentheil, — dies Alles kann nicht mehr die Geschichte, und nur wenig unsere Ansicht von derselben verändern. Jedenfalls waren sie gerade in jenen Qualifikationen die gewaltigsten Hebel in der Hand der Vorsehung, und — insofern für Alle, die an sie geglaubt, auch wirklich dasjenige, für was sie gegolten. —

Sobald dagegen die Frage aufgeworfen wird nach dem Grunde, nach der Berechtigung zur Fortgeltung, so liegt in dieser Frage schon, daß Papst, Schrift und Jesus nicht mehr so gelten, wie sie gegolten, und nicht mehr so gelten können, da ihre Geltung nun jedenfalls nicht mehr eine unmittelbare, autoritätische, sondern eine vermittelte, auf freier Anerkennung beruhende sein kann. Die Sanktion dieser Gewalten liegt dann nicht mehr im übervernünftigen, göttlichen Geheimniß, sondern in der menschlichen, freithätigen Vernunft des Einzelnen.

Aber die Frage nach dem päpstlichen Primat ist auch nicht einmal mehr eine Zeitfrage; denn es ist schon längst durch allgemeine Thatsachen darauf geantwortet. Der Primat stützte sich auf das unverkümmerte Ansehen der Tradition. Als dieses erst materiell durch unerhörte

Mißbräuche deſſelben, dann auch formell durch die Reformation von Grund aus erſchüttert wurde, war die Primatfrage in thesi entſchieden; ſie war entſchieden durch das Anſehen der h. Schrift.

Aber dieſes Anſehen ſelbſt war ſchon theilweis ein reſtaurirtes; denn man ſchien zwar nur an die Offenbarung zu glauben und glauben zu wollen; in der That jedoch glaubte man nur an die neue Deutung derſelben, die man ihr auf den Grund anderweitiger Ueberzeugungen gegeben.

So lange man nun noch unbewußt die h. Schrift als gemeinſames Oberhaupt anerkannte, hatte der Primat auch noch einen, wenn gleich erſchütterten, geſpalteten, ſo doch ſich aufrecht haltenden Grund. Der vermeintlich unbedingte Glaube der Evangeliſchen an die Offenbarung — ſtützte noch den Glauben der Römiſchkatholiſchen an den Papſt.

Aber wie der Glaube an dieſen auf dem der Kirche an ihre Ueberlieferung (alſo — an ſich ſelbſt) beruht, ſo mußte auch der autoritätiſche Glaube an die Schrift, die ſelbſt nur eine Ueberlieferung war, bald nach jenem zu Grund gehen. Die eigentliche Zeitfrage wurde daher zunächſt die nach der richtigen Deutung der Bibel, nach dem Vorrang des Symbolums vor den individuellen Deutungen.

So lange die römiſch-katholiſche Kirche noch Eine war, wurde nur nach ihrer Ueberlieferung gefragt; als mehrere Kirchen nebeneinander aufkamen, konnte nur mehr an das, was ihnen gemeinſam geblieben, appellirt werden, an die h. Schrift. Die h. Schrift ſollte nun ſich ſelbſt erklären; ſie ſollte jedenfalls mit ſich ſelbſt in völliger Uebereinſtimmung befunden werden.

Als aber bei dieſer Arbeit die Schrift-Kirche gleich im Entſtehen in ſich zerfallen in Beziehung auf die Deutung der Schrift, — da mußte an die Gelehrſamkeit appellirt werden, an Geſchichte und Sprache, als die nunmehr unentbehrlichen Vorausſetzungen zum richtigen Verſtändniß der Schrift.

Hiermit war die Autorität derſelben abhängig gemacht von Schriften und Thatſachen, die nicht als heilige galten; ſie hörte eben damit auf, eine wirkliche Autorität zu ſein, gerade wie die Kirche als Autorität entſetzt war, als man von ihr verlangte, daß ſie ihre Autorität als in der Schrift begründet, rechtfertigen ſollte.

Da nun die Gelehrſamkeit keine letzte, für alle gleich befriedigende Entſcheidung zuließ, ſo mußte auch noch über dieſe hinausgegangen werden. Der unendliche Progreß mußte abgebrochen, und bei Abwägung

der Zeugniſſe auf die Macht zurückgegangen werden, welche dem einen oder dem andern das Uebergewicht zuerkannte, — und auf den Maßſtab, an welchem dieſe Macht die Gültigkeit, oder vielmehr den Vorrang eines Entſcheidungsgrundes ermaß. Es wurde hierbei nothwendig nach einem Gemeinſamen, d. h. nach einem ſolchen gefragt, welches in ſich ſelbſt die ſtärkſte Nöthigung zur allgemeinen Anerkennung enthielt.

An den blos individuellen Glauben konnte nicht appellirt werden; denn dieſer war bereits für unzureichend erkannt. Nur eine Ueberzeugung konnte gegen bloßes Fürwahrhalten in die Schranken treten.

Aber Ueberzeugung iſt ihrer Natur nach ein Vermitteltes; ſie findet in Wahrheit nur da ſtatt, wo ſo viele und ſo unverwerfliche Zeugen vorhanden ſind, daß die individuellen Einwendungen durch ſie überzeugt werden; das Gewiſſen kann ihnen nicht widerſtehen, es muß ihnen zuſtimmen.

Die Frage iſt hierbei nunmehr: durch welcherlei Zeugniſſe das Gewiſſen zur Zuſtimmung genöthigt wird? Dieſe Nöthigung ſoll nun allerdings eine dem Einzelnen immanente, aber ihrem Inhalte nach ſoll ſie zugleich eine allgültige, eine allmenſchliche ſein. Um dies zu ſein, muß ſie daher in einem nothwendigen Verbande ſtehen mit dem wirklich Allmenſchlichen, Allgültigen.

Es entſteht hiermit die Frage nach dem allgemein Anerkannten, nach dem Allgewiſſen. Und wieder muß die Geſchichte — aber nun auch die Gegenwart, alſo die ganze Geſchichte zu Rath gezogen werden.

Individuen, als ſolche, haben nun ſchon längſt keine Autorität mehr; wie denn überhaupt — ſo lange die Welt ſteht — der Einzelne, als ſolcher, nur inſofern Autorität[1]) hatte, als er irgendwie angeſehen wurde als Organ, oder als Werkzeug Gottes. Iſt nun vollends die Geiſtesthätigkeit bis zur Frage nach einem Allgültigen fortgeſchritten, dann gilt nur mehr die Sache, und — die Perſon — nur vermittelſt dieſer. Wird aber die Menſchheit um ihr Gemeinſames befragt, dann wird zunächſt unter Menſchheit nur das Nächſtbekannte begriffen, und hier dann Recht und Sittlichkeit als Ankergrund gefunden, und — als höchſtes Kriterion der Wahrheit oder Allgültigkeit — die Einigung mit demſelben proklamirt.

Indeſſen iſt hiermit wieder ein Progreß in's Unendliche

---

1) Als geiſtige — wohl zu unterſcheiden von der blos auf körperlicher Stärke beruhenden phyſiſchen Gewalt. —

eröffnet, und die Forſchung reduzirt das wirklich Allgemeingeltende auf immer weniger Punkte. Es ergeben ſich die mannigfaltigſten Widerſprüche nicht nur zwiſchen verſchiedenen Geſchichtsepochen, ſondern auch zwiſchen contemporänen Völkerſchaften. Das Bedürfniß nach Eintracht und Gewißheit und Freiheit, welches den Menſchen vom erſten, unmittelbaren Glauben fortgetrieben von Stufe zu Stufe, von Progreß zu Progreß, — treibt ihn nun auch über den neuen Widerſpruch, der ſich ihm ergeben, hinaus zu einer befriedigenden Löſung deſſelben.

Das zunächſt gefundene Soll — des beſonderen Rechtes und der beſonderen Sitte — hat ſich einem anderen Soll entgegengeſetzt. Der ſchwächere Geiſt löſt dieſe Antinomie durch eine durchgreifende ſogenannte Skepſis, — und da doch in jedem Augenblick gewollt und gehandelt werden muß, ſo fällt der Skeptiker auf den unmittelbaren Antrieb, auf das blos individuelle Gewiſſen zurück.

Gerade in ſeiner Schwäche liegt aber auch die Schranke für ſolche ſcheinbar unbedingte Entſchränkung. Mag er auch theoretiſch ſeine Individualität als höchſten, einzigen Schiedsrichter hinſtellen; in der Wirklichkeit läßt er ſich doch mehr oder weniger durch das bereits herrſchend gewordene Bedürfniß der Allgültigkeit beſtimmen.

Hier kömmt ihm nun ein ſtärkerer Geiſt zur Hülfe. Dieſen befriedigt nicht der Rückfall in die endlichſte Natürlichkeit. Er fragt vielmehr nach dem Grunde jenes verſchiedenen Sollens, — er ſucht die Geſchichte zu begreifen, — er ſucht ein ſchlechthin Allgemeines, welches jene beſondere Allgemeinheiten rhythmiſch verknüpfe. Er fragt alſo nach der ewigen Natur des Menſchen und nach dem Geſetze ihrer zeitlichen und örtlichen Entwicklung, ein Geſetz, welches aus dem gegebenen Ausgangspunkt und den ebenfalls gegebenen Entwicklungsſtufen ſowohl die Beſtimmung im Allgemeinen, als das Soll für die Gegenwart zu erkennen geben ſoll.

Dies iſt der Punkt, auf welchem die fortſchreitende Menſchheit jetzt angelangt iſt, und eben das Fortſchreiten derſelben auf das unzweideutigſte beurkundet. —

*

Zunächſt war nämlich der ganz abſtrakt gewordenen päpſtlichen Autorität, der ſpeziellen Satzung einzelner Kirchenhäupter eine concret formale Autorität entgegengeſetzt worden, — dem Dekret eines heili-

gen Vaters — das Wort des Sohnes Gottes, für deſſen Stellvertreter jener ſich ausgab.

Hierdurch verdrängt aus der abſtracten Souveränität in das hiſtoriſche Gebiet der Ueberlieferung, mußte die perſönliche Autorität ſich auf das Anſehen ſpezieller Offenbarung ſtützen.

Nun mußte die Oppoſition zu allgemeinen Verſtandes- und Gewiſſensgründen greifen, wenn ſie dieſe oder jene offenbarte Stelle gegen die vom Gegenpart urgirte geltend machen wollte. Sie berief ſich auf das allgemeine Zeugniß der Geſchichte, welches ihren Gründen den Stempel der Allgemeinheit aufdrücken ſollte.

Ihren Zeugniſſen wurden andere entgegengeſtellt, welche das Vorhandenſein einer Uroffenbarung erweiſen ſollten, deren getrübte Ausſtrahlungen ſich überall wiederfinden ließen.

Zur Entſcheidung blieb nur mehr die Erhebung in der Welt Urſprung, der unmittelbar auch der Welt Endzweck zu erforſchen nöthigte.

Zwiſchen beiden liegt einerſeits die geſammte Natur und Geſchichte, webt anderſeits das mit dem Vorhandenen unbefriedigte Menſchenweſen.

Das höchſte Beſtreben der Gegenwart geht jetzt darauf hin, das Wort des Friedens zu finden, welches den Zwieſpalt verſöhne, dem der Menſch in allen Kreiſen des Daſeins begegnet. —

Er glaubt an die Möglichkeit der allgemeinen Eintracht, weil es ihn unwiderſtehlich ſie zu ſuchen drängt, und es drängt ihn, ſie zu ſuchen, weil er in keiner beſonderen Harmoniſirung eine volle Befriedigung gefunden. —

15.

Das Univerſum — Gottes Tempel.

Das iſt der Nachtheil der Tempel, daß die Menſchen ſie für Wohnungen Gottes zu halten geneigt werden, nur bei dem Beſuche derſelben an den Herrn denken und draußen den Zufall und mitunter den Teufel walten laſſen.

Es wäre hohe Zeit, daß die Natur wieder zum Tempel der Gottheit eingeweiht würde!

Urſprünglich wurde Gott von der Natur nicht unterſchieden; daher Gott auf Bergen und in Wäldern verehrt.

So auch waren Königthum und Oberprieſterthum Eines.

Aber mit dem Urtheil, welches den Geiſt von der Natur unterſchied, — wurde auch die weltliche von der geiſtlichen Macht geſchieden. Zuerſt fand dieſe Abſonderung nur bei dieſem und jenem Volke ſtatt, bis die einzelnen Abſonderungen zuſammenfloſſen, in die große Spaltung des Papſtthum's und des Kaiſerthum's.

Noch ſind bei keinem Volke die Pole aus der Entgegenſetzung wieder zuſammengetreten, aber Alles ſchmachtet nach Verſöhnung und ſchon regen ſich überall tauſend Hände, um aus den lebendigen Gedanken und Wünſchen und Hoffnungen der Gegenwart an die Stelle des ſteinernen Pantheon's, welches Auguſtus vor Ankunft des Meſſias erbaut hat, das Univerſum ſelbſt zum Tempel des Unendlichen einzuweihen. —

Noch im Gegenſatz ſtehend, aber ſich aufſchwingend über ihn, ſchrieb Keppler (im prodrom. dissertat. cosmograph. ꝛc. nach Herders Ueberſ.) „Wer hienieden die Hinfälligkeit der menſchlichen Dinge erkannt hat, der wird von der Erde himmelwärts ſtreben. Gottes Werke wird er über Alles hochachten und in ihrer Betrachtung eine reine Erquickung finden. Großer Künſtler der Welt! ich ſchaue wundernd die Werke deiner Hände, nach fünf künſtlichen Formen erbaut und in der Mitte die Sonne, Ausſpenderin des Lichtes und Lebens, die nach heiligem Geſetz zügelt die Erden und lenkt in verſchiedenem Lauf. Ich ſehe die Mühen des Mondes und dort Sterne zerſtreut auf unermeßener Flur.

Vater der Welt, was bewegte dich, ein armes, ein kleines, ſchwaches Erdgeſchöpf ſo zu erheben, ſo hoch, daß es im Glanze daſteht, ein weithin herrſchender König, faſt ein Gott, denn er denkt deine Gedanken dir nach!" —

16.

Welteinigkeit.

Wohl hat das biſchöfliche Chriſtenthum die zerfallende alte Welt zu einigen geſtrebt; aber erſt dem römiſch-katholiſchen

Papſtthum iſt's gelungen, das germaniſch-romaniſche Europa zu einem wirklich Einigen Geſchichtsweſen zu erheben. Sein Haupt war der Biſchof von Rom, ſeine Sprache das Altrömiſche, ſeine Beſtrebung von Oben herab — Centraliſation — und nach Außen Welteroberung. Unter römiſcher Obhut erwuchſen die Nationen, und als die Jugendkraft, die Luſt der Fremde, das Verlangen nach Abentheuern in ihnen ſich regte, horchten ſie dem Aufruf zur Befreiung des h. Grabes, — des Grabes — ihres geiſtlichen Vaters, zu dem die geiſtliche Mutter ſich ſehnſüchtig zurückwandte.

Um ſeinen Zweck zu erreichen, überſchüttete Rom ſeine kampfluſtigen Gläubigen noch mit Licenzen, Abſolutionen und Verſprechungen mannigfaltiger Freiheiten und löſ'te mit eigener Hand nicht wenige der mühſam geknüpften disziplinariſchen und hierarchiſchen Bande. Und die Gläubigen lernten die Fremde kennen und im Kampfe mit den Ungläubigen — die Ungläubigen achten[1]); — auch die Feinde ſcheuten ja nicht zu kämpfen und zu ſterben für ihren Glauben, ihren Gott und ſeinen Propheten.

Indeſſen breitete Rom innerhalb der Kirche ſeine Herrſchaft immer weiter aus, — und — Befriedigung der Herrſchluſt wurde nur zu oft der Endzweck des geiſtlichen Völkerkaiſers. Je höher ein Thron ſteht, je weiter der Scepter reicht, um ſo gewaltiger drängen ſich, um ſo berauſchender werden die von ringsum aufſteigenden Schmeichelbüfte, und — im Rauſche vergißt der Erhabene — ſeinen Urſprung und ſeine Beſtimmung!

Rom wurde habgierig und herrſchſüchtig, und wie es durch Beides ſich die Völker entfremdete, ſo wurde es ſelbſt auch dadurch geſpalten. Nun mußten die Völker ſelbſtherrlich werden, um zu entſcheiden, welchem der Kronprätendenten ſie ſich zuwenden wollten; — ſie mußten ſich zu Schieds- und Friedensrichtern aufwerfen, um die Einheit zu erhalten, die der Papſt zu erhalten die höchſte Beſtimmung hatte; — ſie mußten endlich ſelbſt die Ordnung wieder herſtellen, und ſelbſt ſich ein Oberhaupt ſetzen.

Von nun an war aber die Ordnung eine nur hergeſtellte, — das Haupt, — ein nur geſetztes — von der Kirche, und die Nationen hatten ihre Macht kennen gelernt, und die Kirchengroßen waren genöthigt worden, — die Zuſtimmung der Stimmberechtigten als unentbehrlich zu proklamiren für Alles, was Allen als ſchlechthin verbindlich gelten ſollte.

Die nächſte Folge von Allem dieſen war von Unten das Streben

1) Die Erweiſe dafür — in jeder aufrichtigen Geſchichte der Kreuzzüge

nach Decentraliſation, von Oben das zornig-ängſtliche Bemühen, die eigenwillig auseinanderfahrenden immer feſter und ſtrenger zu binden.

Aber das wahrhafte, das magiſche Glaubensband war ſchon gelöſt, und jeder Verſuch, ein inneres Band durch ein äußeres zu erſetzen, empört nur immer tiefer den zur freien Hingebung geſchaffenen Menſchen.

Die Willkühr, die Unſittlichkeit und Selbſtſpaltung des Oberhauptes hatte die Verſammlung der röm. kath. Kirchenſtände genöthigt, die Souveränität der Kirche im Gegenſatz zur Souveränität des Papſtes zu proklamiren, und da Rom und ſeine Anhänger die entgegengeſetzte Lehre feſthielten, ohne Kraft und Muth, die Andersgläubigen von ſich abzuſcheiden (wie doch früher die Griechen waren abgeſchieden worden), — ſo fraß die Wunde ſich immer tiefer ein — und die romaniſch-germaniſche Einheit ſchien unwiederbringlich verloren.

Wie aber im Aufgang der Kirche die Einheit der erſten allgemeinen Kirchenverſammlung — am weltlichen Kaiſer ihre Stütze, am römiſchen Papſte ihr unſterbliches Organ gefunden, um ihren Glaubensbefehlen Nachdruck zu geben, ſo fand jetzt das im Untergang des Papſtthums erwachte Princip der Souveränität der Kirche ſeine Stütze an den nationalen Ständeverſammlungen und ſein Organ — an der Preſſe, — die gerüſtet, eine heilige — unverletzliche Jungfrau zugleich vom Haupte des allmächtigen Blitzſchleuderers und vom Herzen des helfenden Gottes (des Juvans pater) entſprungen, zugleich mit dem Schwert der befreienden Wahrheit und dem Oelzweig der befriedenden Einverſtändigung in die zerfallende Kirche eintrat. —

Die Tochter des Menſchen hatte den Sohn Gottes unterm Herzen und auf den Armen getragen, der doch ſchon als Knabe ihr entweichend im Tempel lehrte und als Mann — Alle, die den Willen ſeines Vaters im Himmel thun würden, ſeiner Mutter gleich ſtellte. Ein Gleiches mußte nun die ehrwürdige Roma erleben. Sie hatte die abendländiſche Menſchheit an Kindes Statt angenommen, ihre Völker eine gemeinſame Sprache gelehrt, und ihnen die h. Schrift — ſo zubereitet, wie ſie dieſelbe eben verſtehen und vertragen konnte.

Aber das Kind überwuchs die Mutter.

Wohl hatte Rom ihm die Schrift überliefert; — aber von Griechenland empfing es freigeiſtige Nahrung (Ariſtoteles — und Plato); — von Oben, vom alleinigen Allvater, war ihm der Geiſt der Freiheit — einerzeugt worden. Und als das Kind zum Knaben gereift, da trat es ſelbſtſtändig lehrend auf, und ſprach das erſte Wort der Befreiung aus, indem es erklärte, — es müſſe einwilligen in das,

was ihm gelten sollte. Noch fehlten ihm aber die Mittel, sein Ja und sein Nein auch zu jeder Zeit und Jedem vernehmlich auszusprechen; — siehe, da erfand der germanische Geist zur allgemeinen römischen Sprache — die allgemeine deutsche Schrift — (den Buchdruck) — und von nun an war immer die Gemeinde des freien Geistes — versammelt, und es fing sich nun eine höhere, reichere Einheit zu gestalten an, als diejenige war, die an die Stelle des altrömischen Kaiserthums getreten.

Dieses Kaiserthum war zu Grund gegangen, während die christliche Kirche sich aus der Vielspältigkeit der Sekten zu sammeln begann. Als das Papstthum zu Bestand gekommen, erstand auch das Kaiserthum wieder, um nun, von der Kirche geweiht, als Anwald des göttlichen Rechtes in der Geschichte aufzutreten. Die Kirche und das Kaiserthum zerfielen nunmehr, — während abermals die ganze civilisirte Welt in immer zahlreichere Sekten und Parteien sich aufzulösen schien. Aber die Zeiten sind vorüber, in denen eine trübe Mischung von Wahrheit und Irrthum der Welt als ewig unverbrüchliche Glaubensnorm imponirt werden konnte. Was jetzt Glauben forderte, mußte erst seine Glaubwürdigkeit erhärten, und je vielspältiger die Meinungen über das Vieldeutige, um so einiger werden die Geister über das Unzweideutige, um so fester klammern sich Alle an das Gewisse, das Alle verbindet. So bereitet die anscheinlich tiefste und allgemeinste Zerrissenheit im Grunde die tiefste und allgemeinste Einigung vor und es nahet nun wohl die Zeit, wo die kämpfenden Völker und Kirchen ihrer Einheit im Wesentlichsten innewerdend, auch das Organ finden werden, diese Einheit als wirkliches Einigungsband anzuerkennen, um von diesem Vereinigungspunkt aus das ganze menschliche Dasein zu verklären.

Nicht mehr wird dann der Cäsar fordern dürfen, daß man nur bei seinem Genius schwöre; nicht mehr wird gesagt werden, gebt dem Cäsar, was des Cäsars, und Gott, was Gottes; auch wird kein Mensch mehr im Namen Gottes alle „menschliche Creatur ihm unterworfen zu sein" behaupten; sondern Kaiser- und Kirchen- und Papstthum werden — aus der Feuer- und Geisttaufe der Freiheit wiedergeboren — die Einheit nicht mehr zerreissen, die Einigkeit nicht mehr stören, zu welcher die Menschheit so gewiß bestimmt ist, als gewiß sie aus dem einigen Schöpfergeist urständet.

17.

Chriſtus und die Freiheit.

Seit dem Anfang des 12. Jahrhunderts wurde immer lauter, immer allgemeiner, immer dringender eine Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern gewünſcht, gebeten, gefordert.

Man glaubte die Kirche reformiren zu können, wenn es die zahlloſen Uebel zu entfernen gelänge, die überall zu Tage getreten waren.

Man überſah, daß die Uebel mit dem Guten aufgewachſen, und daß es für das Ganze lebensgefährlich, das faule Fleiſch ausſchneiden zu wollen.

Ebenſo bedachten die frommen Männer, die ſolche Reformation verlangten, nicht, daß, wenn einmal das Haupt von den Gliedern gemeiſtert, die Oekonomie und Disziplin unwiderbringlich geſtört ſei, und bei immer geringeren Veranlaſſungen immer nachhaltiger geſtört werden müſſe.

Rom ſcheint dies öfters klar eingeſehen zu haben, und es zog vor, die Disziplin, die mit ſeinem ganz beſonderen Intereſſe verflochten war, mit dem Schwert in der Hand bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen.

In der Kirche dagegen wurde gegen die noch immer ſich verhärtende Hierarchie und Autorität jede Lebens- und Freiheitsregung nothwendig zum Aufſtand, zur Empörung, — endlich zur Revolution, die einen Flügel der ſtolzen Peterskirche abriß.

Durch dieſen Abriß, den man Reformation zu nennen pflegt, — wurde das Schiff der päpſtlichen Kirche vollends dem Zudrang der Wogen geöffnet, und alle Kraft der Mannſchaft vergeudete ſich ſeitdem in Ausbeſſerungs- und Abwehrungsverſuchen, durch welche ſie immer um eben ſo viel auf der einen Seite ſich ſchwächte oder verſchlimmerte, als ſie auf der anderen vorübergehend Kraft und Hülfe gewann.

Die Reformation war aber im vollſten Sinne des Wortes eine Revolution; denn ſie kehrte, was freilich ſeit fünf Jahrhunderten vorbereitet worden, — ſie kehrte die Kirchenordnung um, indem ſie die — nur zum Lernen und Gehorchen verpflichteten Laien zum Urtheil aufrief über ihre Lehrer, und zum Widerſtand gegen ihr Oberhaupt.

Eine Revolution, d. h. eine Umwälzung iſt aber überall unvermeidlich, wo ein Lebendiges in todte Formen verſchloſſen wird. Wird dem menſchlichen Geiſte die freie Bewegung verboten, — und wäre das Verbot auch noch ſo wohlgemeint, — das Verbot wird ihn empören, und er wird — wie die eingeſperrte Schwalbe — eher in die Flammen ſich ſtürzen, als auf das Freiheitsſtreben verzichten.

So lange das Kind nicht allein ſich fortbewegen kann, lehnt es ſich gerne auf das Gängelband, das die Mutter liebſorglich in Händen hält. Aber die Mutter beſcheide ſich, und wolle den Jüngling nicht zurückhalten, wenn die Wanderluſt in ihm erwacht, und er nach der weiteſten Ferne und Fremde ſich ſehnt. Die Kirche aber, die große Völkermutter, — ſie mußte ihre Kinder — in eiſernen Bändern gehen laſſen, und als ein Knabe das Band abſtreifen wollte, — da ließ ſie alle Bänder vernieten. Und die Vernietung wuchs feſt in's Fleiſch, — und nur der Starke zerbricht die Bande, während der Schwache ihrem Drucke erliegt, — bis der Befreier ihm naht.

Noch ſind nicht alle Bande geſprengt, die den Menſchengeiſt zur Gewaltſamkeit reizen; aber der Geiſt iſt unverwüſtlich und wenn er zu lange zurückgedrängt wird, — dann wird er zunächſt zum ätzendſten Scheidegeiſt, der alle — ſelbſt heilige — Bande zerfrißt, um ſeine Freiheit zu erobern, — eben weil Freiheit — die Pforte des Allerheiligſten iſt. Dies darf man beſonders in gegenwärtiger Zeit nicht überſehen — oder vergeſſen; denn nur die Erkenntniß dieſer thatſächlichen Wahrheit gibt den Schlüſſel zu ſo manchen auffallenden, ſonſt unbegreiflichen Erſcheinungen und vermittelt ein ſachgerechtes Urtheil über dieſelben.

Chriſtus, Gottes- und des Menſchen Sohn, wie vor ihm und nach ihm keiner, — wie jedes wahrhaft Große und Göttliche ein Einziges iſt, — Chriſtus diente Gott und den Menſchen bis in den Tod. Da es aber in jedes Menſchen Freiheit gegeben iſt, ſeinen Dienſtberuf zu erfüllen, wenn er die ihm verliehenen Talente jeder Art treu verwendet, ſo kann in dieſem Sinne auch jeder Menſch ein Chriſtus werden in ſich und für Andere. Faßt man nämlich die ganze Erſcheinung und Lehre Chriſti in lebendiger, geiſtiger Einheit auf, ſo wird man als das Weſentliche ſeines Lebens in Einklang mit dem Weſentlichen ſeiner Lehre erkennen, „Gott und dem Nächſten zu dienen mit allen „Kräften — von ganzem Herzen — nach beſtem Wiſſen „und Gewiſſen.“ So diente Jeſus, ſo dienten die Apoſtel; ſo feiert jedes Volk zu jeder Zeit treue Gottesdiener, und in dieſem Sinne iſt der chriſtliche Glaube ſo alt als die Welt und ewig wie Gott, der Vater, ewig wie die Liebe, die als willig dienend das Allverbindende

und Allseligmachende ist, und ewig, wie der Geist, der Gottes Willen, der die Liebe als sein eigenes höchstes Wesen wissend, diesem seinem Gewissen folgend, wahrhaft frei ist.

Diese wahrhaft allgemeine Religion der Freiheit wurde aber zunächst in ihr Gegentheil verkehrt, und diese Verkehrung erreichte ihre äußerste Spitze, als ein einzelner Mensch die Schlüssel des Himmels und der Hölle von Gott empfangen zu haben, als Gottes Stellvertreter zu unbeschränkter Alleinherrschaft über die ganze Erde und ihre Menschheit berufen und bevollmächtigt zu sein behauptete, und seinem Eigennutz fröhnend — das menschliche Wissen und Gewissen mit Füßen trat!

Alle Menschen konnten Christen werden, nur Einer konnte Papst sein.

Aber der ungeheuerste Druck rief die radikalste Widersetzlichkeit, die absolute Tyrannei das absoluteste Befreiungsstreben hervor, und die Lehre, daß Jeder Einzelne nur allein für sich nach seiner endlichsten Einzelnheit zu sorgen habe, daß also jeder Mensch Papst, jeder sich selbst schlechthin Gott sei, war der äußerste Rückschlag auf jene äußerste Verkehrung.

Im kirchlichen Papstthum hatte der Mensch als Weltenbeherrscher die höchste Stufe formeller Majestät erstiegen. In der widerpäpstlichen Vereinzlung dagegen hatte die Allgemeinheit sich auf die niedrigste Weise ihr formales Recht genommen.

Dieser Gegensatz, zu dessen Lösung die Gegenwart berufen ist, kann nur dadurch aufgelöst werden, daß Christus in seiner Wahrheit erkannt werde, indem jeder Mensch die Majestät jedes Anderen, sich selbst aber als berufen erkenne, wie Christus nach bestem Gewissen Gott gehorchend, und Allen dienend, nur auf diese Weise sich selbst und die Welt zu beherrschen.

18.

Rückkehr in das Ursprüngliche.

Wenn etwas in seinen Anfang und Ursprung zurückstrebt, dann ist es ein Zeichen, daß es an sein, oder doch an ein Ende gekommen.

Der Greis gedenkt der Kinderjahre; die gealterte Gesellschaft wandert zurück in ein goldenes Zeitalter, — die verdorbene in das unschuldige Arkadien oder in's Paradies.

Die erſtarrte Kirche ſehnte ſich zurück nach der apoſtoliſchen Zeit, und als auch die apoſtoliſche Zeit nicht helfen wollte, wandte das hülfbegierige Europa ſich nach ſeines Lebens Wiege zurück und glaubte auf eine Weile, ſich reſtauriren zu können durch Brahminiſche Weisheit oder gar durch die Moral des Cong-fu-dse.

Auf dieſer Pilgrimſchaft nach dem gelobten Lande des Urſprungs und der unverdorbenen Menſchen-Natur war man aber des wahrhaft Urſprünglichen, nämlich des Göttlichmenſchlichen, — als des Weſentlichen und Nothwendigen inne geworden, und über das uralte China hinaus, — in der neuen Welt, — war dieſes Nothwendige als Urrecht zum allgemeinen Bewußtſein und zur lebenskräftigen Verwirklichung gekommen.

Und der weltumſegelnde Geiſt der Forſchung kehrte in die Heimath wieder, und brachte mit ſich die — langerſehnte Braut, — die — nun zur beſonnenen Jungfrau gereifte Geſpielin ſeiner ſchönſten, heiterſten Kindertage — die Freiheit.

So iſt das Mittelalter an ſein Ende — aber die Menſchheit nur an ein Ende, an das Ende ihrer Unmündigkeit gekommen und das Erſterben des Krieges und der Knechtſchaft iſt die Auferſtehung des Friedens und der Freiheit.

19.

Der allgemeine Stand.

Als der Abbé Sièyes im Januar 1789 die inhaltsſchwere Frage aufwarf: „Qu'est-ce que le *Tiers-état*?“ und ſie mit „*tout*“ beantwortete, ſo hatten dieſe Frage und dieſe Antwort ihre eigenthümliche Bedeutung durch ſeine zweite Frage und Antwort: „Qu'a-t-il été jusqu'à présent dans l'ordre politique?“ — „*Rien*;“ — und ihre Zurechtweiſung in der dritten: „Que *demande*-t-il?“ — „A être *quelque chose*.“

In den zwei vorhergehenden Jahrhunderten hatten die zweierſten Stände alle Herrſchaft an ſich geriſſen; — der hohe Klerus mit dem Papſt, und der weltliche Adel mit dem König an der Spitze waren

hinſichtlich der Berechtigungen Alles, der dritte Stand, — (Pfarrer, Bürger und Bauern) — Nichts.

Die Frage war aber damals nicht blos eine franzöſiſche, ſondern eine europäiſche, wenn auch der Gegenſatz, der ſie veranlaßte, nicht überall zu gleicher Schärfe und Bitterkeit gediehen war.

Im Grunde nämlich war derſelbe kein anderer, als der zwiſchen Vorrechten und Recht, zwiſchen ſg. Freiheiten und Freiheit, zwiſchen beſonderem Adel und allgemeinmenſchlicher Würde.

Und als die Frage in Frankreich aufgeworfen wurde, war ſie durch franzöſiſche und engliſche Aufklärung und mit Hülfe des franzöſiſchen, weltlichen Adels bereits für Nordamerika zur Entſcheidung gebracht. Das Princip einer neuen Welteinrichtung, — das Princip der Humanität — hatte in dem neuen Welttheile ſchon feſten Fuß gefaßt, und es galt nur mehr deſſen weiterer Verbreitung.

Die Idee der Menſchheit, welche, vom chineſiſchen Familienſtaat ausgehend, ſtätig ſich entwickelnd vom äußerſten Oſten nach dem äußerſten Weſten fortgeſchritten, — war, ein zweiter Herakles, an das Ende ihrer arbeitvollen Laufbahn gelangt, und wandte ſich nun wieder zurück, um nach und nach alle Völker an den Früchten der Kultur Theil nehmen zu laſſen, zu deren Erzeugung ein jedes zu ſeiner Zeit und nach ſeinem eigenthümlichen Berufe mitgewirkt hatte.

Schon Alexander, Rom, Mohammed, die Kreuzfahrer, engliſcher Handelsgeiſt, ruſſiſche Bajonette und zuletzt noch Napoleon hatten ſich auf die alte Welt zurückgewendet; aber alle wollten nur erobern, und brachten keinen bleibenden Segen.

Selbſt das Chriſtenthum, in der Auffaſſung, in welcher es zunächſt zur welthiſtoriſchen Macht geworden, vermochte nur nach Weſten hin ſich auszubreiten und fand erſt, nachdem es durch Mohammed mehr orientaliſirt worden, einigen Eingang in die älteſte Welt. Aber in keiner von beiden Geſtalten konnte es die ganze Menſchheit durchdringen, weil es ſelbſt ſich noch nicht vollkommen humaniſirt hatte.

Erſt, wenn es ſelbſt allen abſoluten Prärogativen und ſomit aller unbedingten Ausſchließlichkeit entſagt, kann es, zum humanen Glaubens- und Rechtsprincip geläutert, — auch bildend und läuternd auf alle Völker zurückwirken. Jedes Volk braucht dann nur an das Gottmenſchliche in ihm erinnert zu werden, um ſich deſſen für alle Folgezeit geiſtig zu bemächtigen und — von dieſem höheren Bewußtſein aus — ſeine kirchlichen und politiſchen Einrichtungen dieſem neuen Princip gemäß umzugeſtalten.

Die Selbstbefreiung der Schweizer, der Niederländer und der Nordamerikaner hatte die Anerkennung des Princips nationaler Selbstständigkeit, — also der Freiheit und Gleichheit der Nationen zum allgemeinen Resultat; die Reformation mit allen ihren nothwendigen Consequenzen — hatte die religiöse, die Revolution in ihrer noch fortwährenden Wirksamkeit die politische Verselbstständigung des Menschen als solchen zum bleibenden Ergebniß.

So ist die Anerkennung der Humanität das glorreiche Resultat aller jener besonderen Arbeiten und Kämpfe, und die Fragen nach den Rechten der einzelnen Stände haben zur allgemeinen Antwort die Anerkennung des — allgemeinen hochwürdigen Menschen-Standes erhalten.

20.

Das Einheitsband in der alten, mittleren und neueren Zeit.

Die alte Welt befragte für alle irgend erheblichen Benehmungen des irdischen Lebens die Götter, und diese und ihre Orakel bildeten ein Einigungsband zwischen Aegyptern, Phöniziern, Kleinasiaten, Griechen, Römern und selbst noch mehreren barbarischen Völkern. Delphi, Dodona und das Ammonium waren die einigenden Centralpunkte für die alte, wie später Rom, Byzanz und Jerusalem für die christ-katholische Welt.

Aber dieses Band verknüpfte jene Völker nicht einmal so leicht, „wie die Binse den Kranz;" — die Religion war eine selbstische, und hinderte deshalb nicht die Herrschsucht, immer neue — fürchterliche Kriege zu entzünden.

Und selbst dieses lose Band war schon bis auf wenige Fäden zerrissen, als das Christenthum sich auszubreiten anfing, und es zeigte sich hier, wie immer und überall, daß der Allwaltende — keines seiner Werke sichtbarlich zertrümmert, bevor es nicht schon größtentheils innerlich vermodert oder verkümmert ist. Es zeigte sich dann auch das zweite, — daß er nichts Bestehendes stürzen läßt, als um es durch Größeres zu ersetzen.

Was der alten Welt das Irdiſche, das wurde der chriſtlichen das Ueberirdiſche. Jene befragte ihre Götter um die Mittel, den leiblichen Tod möglichſt weit hinauszurücken und das irdiſche Leben möglichſt reichlich zu genießen. Die chriſtliche Welt befragte den h. Geiſt und ſeine Propheten, — die Prieſter, — um die Mittel, dem ewigen Tod zu entfliehen und im anderen Leben möglichſt wenig im Fegfeuer zu leiden und reichlichſten himmliſchen Lohn zu erwerben.

Der Biſchof von Rom wurde der angeſehenſte Prophet des h. Geiſtes und der Glaube an die Inſpiration ſeiner Ausſprüche das ſtärkſte Vereinigungsband der abendländiſchen Völker.

Aber auch dieſes Band hemmte keinen Völker- und keinen Kirchen- oder vielmehr Sektenkrieg, und nur wenn eine ungläubige Macht die Chriſtenheit bedrohte, ſchaarten ſich die Völker des neuen Bundes unter Eine Fahne. Was den uneinigen griechiſchen Stämmen die Perſer, was den hadernden Römern die Karthager und die nordiſchen Barbaren, das wurden für die Chriſten die Hunnen, und für die Römiſch-Katholiſchen die Mohamedaner und die Mongolen.

Wie aber innerlich Griechenland durch orientaliſchen und das alte Rom durch chriſtlichen Aszetismus, ſo wurde das älteſte Chriſtenthum durch abendländiſche Spekulation, der römiſche Katholicismus durch abendländiſchen Rechts- und Freiheitsſinn aufgelöſ't.

Die Herrſchſucht der alten Welt war zu Rom von den Todten wieder auferſtanden. Während aber Alexander, Cäſar und Attila nur die Erde beherrſchen wollten, ſchwangen die Päpſte den Scepter — im Namen ihres Gottes über dieſe und jene Welt. Leo I. wurde der Romulus des neuen Rom's; aber in Gregor VII., Innocenz III. und Bonifaz VIII. culminirte die Idee der Weltherrſchaft, um die Menſchheit im Allerinnerſten, Allerheiligſten zu empören und ſie zur vollſtändigſten Selbſtbefreiung zu begeiſtern.

Den in den Staub getretenen leiblichen Sklaven der alten Welt hatte Chriſtus durch Verheißung eines jenſeitigen Himmelreiches aufgerichtet; der hier unſchuldig zertretene ſollte dort in Herrlichkeit auferſtehen. Den in Staub getretenen geiſtlichen Sklaven der päpſtlichen Welt richtete der heilige — weil allgemeine — Geiſt der neuen Zeit durch Erinnerung an ſein unveräußerliches göttliches Recht wieder auf, und gab ihm Kraft, die römiſchen Feſſeln zum andern Male zu ſprengen, und mit ſeinem Blute die Fundamente eines Tempels zu verkitten, der, allmählig wachſend, nach und nach die ganze Menſchheit in ſich aufzunehmen geeignet [illegible] mit dem Himmel auf das innigſte zu vereinen beſtimmt iſt

Das Einheitsband dieſer neuen Zeit iſt nun kein anderes, als die, jedes Herz und jeden Geiſt befriedigende Idee der göttlichen Liebe ſelbſt, welche nur im Elemente der Freiheit zu vollkommener Offenbarung gelangt, und ſich auf das Herrlichſte dadurch bezeugt, daß Gott die Menſchen zur Freiheit erzieht, daß die Menſchen ſich freithätig miteinander verbinden, und daß die Freien, in Liebe vereint, auch Gott als all-einigende Liebe verehren. —

21.

Entſtehung der Forderung einer wahrhaft allgemeinen Religion.

Religion iſt die Wurzel des Lebens, und die religiöſe Weltanſicht ſeine höchſte Blüthe.

Um ein Volk, eine Zeit zu verſtehen, muß man ſeine Religion kennen; um eine beſtimmte Religionslehre zu verſtehen, muß man das Volk, die Zeit kennen. Hier, wie überall ſetzen die Momente der Wahrheit einander voraus.

Ebenſo aber, wie das Selbſtbewußtſein das Bewußtſein, und wie die Erkenntniß des Gegenſtandes das Selbſtbewußtſein, ſo ſetzt auch die Erkenntniß einer beſtimmten Religion eine Entgegenſetzung voraus, die erſt aus der Bildung und Entſtellung des Gebildeten hervorgeht.

Wie dann das Allgemeine erſt aus der Zuſammenſtellung und Vergleichung mehrerer Beſonderheiten hervorgeht, ſo konnte das Bedürfniß einer wahrhaft allgemeinen Religion auch erſt aufſteigen, als der Menſch zur Wahrnehmung der Völkermaſſen gekommen, die, verſchiedenen Glaubensſyſtemen huldigend, groß und alt genug waren, um nicht mehr als bloße Entartungen bei Seite geſtellt werden zu können, — die vielmehr als Beſonderheiten die Aufſtellung einer alle begreifenden Weltanſicht erheiſchten.

Die nächſte Erhebung über die Beſonderheiten iſt aber das Aufſteigen zu einem abſtrakt Allgemeinen, und erſt wenn ſich dieſem gegenüber noch jene Beſonderheiten aufrecht erhalten, weil das abſtrakt Allgemeine keinen zureichenden Erſatz bietet für das Concrete, erſt dann

wird das Concret-Allgemeine Bedürfniß, und deſſen Ermittlung die Aufgabe der wiſſenſchaftlichen Forſchung.

Die Wurzel dieſes Strebens iſt ſelbſt wieder die Religion, nämlich das geheimnißvolle Band, welches das menſchliche Einzelweſen an das Allgemeinweſen knüpft, und deſſen es inne zu werden trachtet, weil es nur in dieſem Innewerden zum gottmenſchlichen Daſein, zum höchſten Genuſſe des Einen und Allen gelangt.

Dieſes Streben beurkundet ſomit ſelbſt ſchon den Aufblitz einer höheren religiöſen Weltanſicht; denn nur weil das Herz mehr bedarf, als das bis dahin Ausgeſprochene ihm darbietet, hat es ein Allgemeineres — und zuletzt das Allgemeinſte, das Allbegreifende zu ſuchen angefangen. Es glaubt ſchon wirklich an daſſelbe, eben weil es daſſelbe ſucht, wie die bewegliche Magnetnadel durch ihr Schwanken das Daſein des anziehenden Nordpunktes erweiſt.

Wie aber alle Wirkſamkeit vom Einzelnen und vom eingeſchränkteſten Saamenzuſtand ausgeht und zu immer mannigfaltigeren Verknüpfungen fortſchreitet, wie jede ſolche Entwicklung in einen reichhaltigeren Einigungspunkt ſich ſammelt, ſo iſt auch die Aufgabe, die jetzt der höchſten Bildung vorliegt, das Ergebniß früherer, beſchränkterer Entwicklungen.

Schon die Urvölker waren innerhalb ihres einzelnen Lebenskreiſes zu einem Allgemeinen aufgeſtiegen, und faſt gleichzeitig mögen die Hauptvölker des alten Aſiens zu jener Entwicklungsſtufe ſich erhoben haben, auf welcher die allgemeinere Faſſung ihrer beſonderen Religionen ihnen Bedürfniß geworden.

Noch höher hatten ſich mehrere Jahrhunderte ſpäter die erſten Miſchvölker, welche das alte Aſien mit dem jüngeren Europa verknüpfen, erhoben. Selbſt aus verſchiedenen Urvölkern hervorgegangen, waren ſie auch untereinander in Wechſelwirkung getreten und das Allgemeine, welches zu Ende der alten Zeitrechnung zum Bewußtſein kam, war ſchon ein Umfänglicheres, als dasjenige, welches die Urvölker erzeugt hatten.

Dieſes Allgemeine war aber zunächſt noch ein unvollſtändiges, weil es nicht aus dem Wechſelverkehr der geſammten Menſchheit hervorgegangen war.

Erſt ſeitdem die ganze Erde umſchifft, die Religionen aller Völker zur Vergleichung gekommen, reiften die gebildetſten Völker Europas zur Erfaſſung des Allgemeinmenſchlichen. Wurde daſſelbe dann zunächſt nur auf abſtrakte Weiſe zum Bewußtſein gebracht, ſo iſt doch alsbald aus dem Gegenſatze dieſes Abſtrakt-Allgemeinen un-

der concreten Besonderheiten, die sich neben demselben behauptet haben, das Bedürfniß und die Forderung eines Allgemeinen hervorgegangen, in welchem die Religionen aller Zeiten und Völker als Vorbereitungen und Hinweisungen auf eine allbefriedigende Menschheitsreligion erkannt werden sollen. —

22.

Die drei aufeinander folgenden Weltreligionen.

Wohl mehr als ein Jahrtausend lang hat bei der patriarchalischen Zeit der höchste Gott als Weltvater regiert, bis er durch Mose ein Gesetz gegeben und als Herr der Heerschaaren und König der Könige verehrt wurde; dann aber als allgewaltiger Geist durch die Propheten die Aufhebung des Gesetzes vorbereitet und eine neue, bessere Zeit verkündigt hat.

Immer aber, vor und nach Mose, war es der Allmächtige selbst, der die höchste Verehrung genoß.

Als aber in Christo der Sohn Gottes als der aus Allliebe Allleidende und seiner Allmacht für sich freiwillig sich entäußernde zur Vorstellung gekommen war, mußte diese zugleich göttlichere und menschlichere Idee die Herrschaft gewinnen. Wirklich trat seitdem der Vater in die unnahbare Ferne des Himmels und in die schauervolle Ewigkeit zurück, und wie das *Credo* fast nur von dem Wesen, den Thaten und der Zukunft des Sohnes zu sagen wußte, so wurde derselbe auch der vorliebige Mittelpunkt des gesammten religiösen Lebens; — Erneuerung seines Opfertodes — höchste Anbetungsfeier; — Genuß seines Fleisches und Blutes — innigste Vereinigung mit ihm; Reinigung von Sünden durch Taufe auf seinen Namen und durch Lossprechung kraft seiner Vollmacht — die beruhigende Vorbereitung auf seine richtende Wiederkunft; überhaupt Glaube an ihn, Liebe zu ihm, Hoffnung auf ihn das Wesentliche des religiösen Lebens.

Wie aber Mose in der alten, so erhob die römische Hierarchie in der mittleren Zeit den Glauben und den gesammten Kultus zum Gesetz, und wie der Geist Gottes durch die Propheten auf reineren Glauben und auf Herzensbesserung als höheren Ersatz für die Opfer hingewiesen, so wiederholte sich auch diese Erscheinung in der alternden christlichen Kirche.

Wie einerſeits gegen das Kirchengeſetz angekämpft wurde, ſo war auch die Hoſtie der Hauptgegenſtand der religiöſen Forſchung, und Heiligung des Willens Hauptaufgabe des Lebens.

Aber von dem Augenblick an, als unbedingte geiſtige Freiheit von den Höchſtgebildeten in Anſpruch genommen, als das Abendmahl zu einer rein geiſtigen Liebesfeier erhoben, als die Gott erkennende Vernunft als höchſte Richterin über Wahrheit und die geſammte Weltordnung als Offenbarung des göttlichen Weſens anerkannt wurde, war die mittlere Zeit zu Ende, und der Geiſt Gottes, als ſich offenbarend durch allgemeine, ewige Wahrheit, in weltbildender Schönheit und durch allgemeine reine Liebe, wurde der Gegenſtand der höchſten Verehrung. Alles erhielt nun eine andere Stellung und Bedeutung und mußte ſie erhalten, da der Standpunkt des Menſchen ein ganz anderer geworden.

23.

Weiſſagung.

Die alte Zeit hat — bei den Heiden auf Untergang, bei den Juden auf Reſtauration des davidiſchen, bei beiden auch auf Rückkehr der goldenen Zeit geweiſſagt. Das Mittelalter weiſſagt jüngſtes Gericht und — neues Jeruſalem — d. h. goldenes chriſtl. Zeitalter, — aber das Mittelalter iſt zu Ende! —

Die Weiſſagungen ſind Frühwolken, bald roth gefärbt — und Regen, bald golden — einen ſonnigen Tag verkündend; — aber weder die blutigen Roſen, noch das glänzende Gold iſt das Licht ſelbſt, ſondern Vermittlung zwiſchen Licht und Nacht.

Alle jene Weiſſagungen ſind nur theilweiſe Ahndungen der im Innern ſich vorbereitenden Zukunft geweſen. Ungeahndetes trat hervor und rechtfertigte ſich ſelbſt.

Die neuere Zeit weiſſagt nicht mehr, ſondern vollbringt; ſie hat das Bewußtſein ihres Strebens und dies Streben iſt ihr Geiſt.

24.

Die drei Bünde.

— καὶ πᾶν κατανάθημα οὐκ ἔσται ἔτι —.
Apoc. 22, 3.

Die Juden rufen Gott zuweilen als ihren Vater an, weil er ſie zum Volke gemacht, ſie als Volk gezeugt, durch Berufung Abrahams, durch Sendung Moſis, Befreiung aus Aegypten, Verleihung des gelobten Landes und Begeiſterung ſeiner Könige und Propheten.

Die Chriſten beten das Vaterunſer, weil ſie es von Chriſtus empfangen, weil Gott ſie durch Chriſtum zu ſeinem Prieſtervolke geweiht, ſie von dem dreifachen Joche des Geſetzes, der Sünde und der Götter-, Menſchen- und Todesfurcht befreit (Röm. 8, 2. 15. 17. ebenſo 7, 6), und noch täglich die Kinder des Satans durch die Taufe an Kindes Statt annimmt.

Abraham hat den alten, Chriſtus den neuen Bund zwiſchen Gott und den Erwählten geſchloſſen, und dem Glauben der Juden zufolge wird der Menſch erſt durch Beſchneidung rein, alſo geeignet, ſich Gott vertraulich zu nahen, ebenſo dem kirchlichen Chriſtenglauben zufolge der Menſch erſt durch die Taufe von dem unreinen Geiſte befreit und damit befähigt, dem Tiſche des Herrn zu nahen, und für ſich und für Andere zu beten.

So ſind die Juden dem Fleiſche nach Söhne Abrahams, dem Geiſte nach aber Söhne des Gottes ihres Stammvaters. Ebenſo ſind die Chriſten dem Fleiſche nach Söhne ihrer leiblichen Aeltern, aber dem Geiſte nach Söhne des Gottes Chriſti. Rufen nun die Chriſten den Schöpfer als ihren Vater an, wie ſollten ſie da nicht auch Chriſtum als den Sohn des lebendigen Gottes erkennen, der ſo gern alle ſeine Brüder, — alle verlorene Söhne ſeines Vaters — wieder dem harrenden Vater zuführen möchte? —

Aber das neue Band verhärtete ſich im Meinungskampfe, und wurde eiſern, wie das alte Geſetz es geweſen. Und als es völlig erſtarrt war, und die Verbundenen noch fortwuchſen, da mußte es endlich zerbrochen werden, ſollte nicht das prieſterliche Volk darin verkümmern. Und

wie das Volk Iſrael ſich geſpalten, noch bevor ein neuer Bund geſchloſſen, ſo ſpaltete ſich auch die Chriſtenheit, noch bevor ein dritter Bund den zweiten erſetzt.

Und auch darin ähnelt der zweite Bund dem erſten, daß in dem Einen wie im Andern ein künftiges, ewiges Bündniß geweiſſagt [1]) und daß viele Jahrhunderte hindurch die Weiſſagungen beſſerer Zeiten ſich gemehrt haben, nachdem der aufgerichtete Bund ſich als unzureichend erwieſen.

Gerade damit aber fing der neue Bund erſt an, welthiſtoriſch zu werden, daß die Verbündeten zur gläubigen Ueberzeugung gelangten, Gott ſolle nicht nur des erſterwählten Volkes Vater ſein, ſondern auch Alle zu Kindern annehmen, die aus andern Völkern an ihn glaubten, und ihren Mitmenſchen wohlthäten (Apoſtelg. 10, f.). — Durch die Sendung Chriſti und ſeine frohe Botſchaft war nur erſt zwiſchen Jehovah und Iſrael der neue Bund geſchloſſen; — erſt durch die Sendung des heiligen Geiſtes über Heiden und die Weiſung an die Apoſtel zur Bekehrung derſelben war der neue innigere Bund auch weſentlich erweitert worden. Chriſtus hatte Gott verklärt; der heilige Geiſt verklärte ihn zum anderenmal, als er ſeine größere Güte offenbarte.

Ein dritter Bund bereitet ſich vor, ſeit Gott tiefer erkannt wird und das Verbündniß unter den Menſchen über alle eiſerne Schranken hinausreicht. Als Chriſtus erſchien, waren Menſchen jeglicher Abſtammung im römiſchen Reiche zu ſtaatsbürgerlichen Ehren gekommen... In neueſter Zeit ſind Menſchen jegliches Glaubens oder Unglaubens zu Anſehen und Würde gelangt... — Iſt nicht ſchon jetzt ein neuer dritter Bund im Geiſte und in der Wahrheit geſchloſſen? —

Der Geiſt Gottes iſt es, der lebendig macht. Was aber regt ſich ſeit hundert Jahren immer lebenskräftiger in den gebildeten Völkern der neuen und alten Welt, als das Verlangen, als das Streben, *ohne Rückſicht auf die altkirchlichen Glaubensbekenntniſſe* ſich als Brüder mit einander zu verbinden und das Allgemeinmenſchliche als ein unverbrüchliches Band, als *offenbare Religion* zur Anerkennung zu bringen? Welche Wahrheit iſt bereits allgemeiner anerkannt, als die, daß jeder Menſch Gott nur nach ſeinem *Gewiſſen* zu verehren habe, daß er für Alles, was nicht dem Allgemeinrechtlichen zuwider, nur *allein Gott* verantwortlich ſei, und daß der Werth und die Würde ſeines Glaubens, alſo der Religion im engeren Sinne des Wortes, — ſeinen Maßſtab

1) Jer. 31, 31 ff. (Hebr. 8, 8.) vergl. Ezech. 36, 26. 27.

daran habe, daß er ſich werkthätig als wohlthuend erweiſe gegen alle Menſchen ohne Unterſchied der Kirche, zu welcher ſie gehören? —

Wir glauben daher die Frage wiederholen zu dürfen: „iſt nicht eine neue Religion, — wie das Chriſtenthum neu war in Beziehung auf das Judenthum, — bereits in das Leben getreten, — iſt nicht wirklich ſchon ein neuer Bund im Geiſte und in der Wahrheit geſchloſſen?“

25.

Das Wort der Verſöhnung.

Mitten unter die Streitenden trat in der alten Welt das Chriſtenthum, und ſprach ein Wort der Verſöhnung. „Friede ſei mit Euch“ — war der Gruß und Segensſpruch ſeiner Apoſtel; —„liebet euch unter einander und dienet einander“ — das neue Gebot, das ſie verkündeten.

Aber der alte Kampf und der neue Widerſtand, den die neue Lehre fand, wurden einem böſen Weſen zugeſchrieben, und Chriſtus war durch — aber nicht für den Satan gekreuzigt. Gott ſollte unverſöhnlich gegen den Teufel ſein, wie konnte da der Menſch, der zu Gottes Ebenbild geſchaffen war und dem Sohne Gottes nachfolgen ſollte, — ganz vom verſöhnenden Geiſte der Liebe durchdrungen werden? Er mußte den Teufel und Alle, die ihm angehörten oder anzugehören ſchienen, haſſen, und die Zahl derſelben war Legio!

Das Dogma gewann die Oberhand über das Gebot der Liebe; es bildete ſich zum Kirchenthume aus, und die Kirche verſteinte ſich im Zornkampfe gegen die Andersgläubigen.

Aber wie das Oel des Friedens in Mitten der Kirche ewig in mildem Lichte fortbrannte, wie ein heller Waſſertropfen im ſcharfen Kryſtalle, wie eine Perle in mißgeſtalteter, finſterer Auſterſchale ſtill beſchloſſen ruhte, — ſo glomm der einmal entzündete Liebesfunke in der ſtachlichten Schale des Kirchthumes fort[1]) und liebedürſtende Gemüther, verſöhnungbegierige Geiſter zerbrachen die harten Schalen und befreiten die ſchimmernde Perle.

1) S. u. a. Gregor's d. Gr. Ep. 62. in L. V.

Fromme Prediger ließen das Liebeslicht wieder allüberall leuchten, das ſie im eigenen Herzen wiedergefunden; edle Myſtiker zerſchlugen den Kryſtall, der den lebendigen Waſſertropfen gefangen hielt; Philoſophen, die in der Natur überall aus dem Kampfe die verſöhnende Einheit hervorgehen ſahen, führten das ewige Licht aus der Kirche auch in den Staat und die Geſchichte ein — und ſprachen zum erſtenmale in das Weltall das Gotteswort allgemeiner Verſöhnung.

Und das göttliche Wort fand ein Echo in dem edlen Geiſte des philoſophiſchen Dichters, und ſeinem übervollen Herzen entſtrömte als Wiederhall:

„Dieſen Kuß der ganzen Welt,
„Und die Hölle ſoll nicht mehr ſein."

26.

Die höchſten Beſtrebungen der neueren Zeit.

Die Habſucht hat das gewaltige Mittel geſucht, durch welches alle anderen Metalle, — die gleichſam auf untergeordneter Wandlungsſtufe fixirt ſeien, — in das reine Gold, wie die Farben in's Licht, zurückgeführt werden könnten.

Ebenſo ſuchte die irdiſche Lebſucht das Elixir der Unſterblichkeit, durch welches alle organiſche Misklänge unfehlbar wieder in die Urharmonie des Lebens, in die Geſundheit aufgelöſt würden.

Aber ein höheres Streben erwachte, und einer der edelſten Geiſter deutſcher Nation ſuchte eine allgemeine Sprache und Schrift, damit alle die verſchieden redenden Menſchen ſich verſtehen und einverſtändigen und hierdurch wieder zu Einer geſunden Gemeinſchaft erwachſen möchten.

Und an dieſes Streben reihte ſich bald das Trachten, aus Einem einzigen Princip die ganze Welt der Gedanken abzuleiten.

Wie nun durch dieſes und jenes die beiden großen Ideen von Allgemeinheit und Einheit aufgegangen waren, ſo wirkten ſie auch bald belebend in alle Sphären ein.

Das Aufſuchen eines Naturrechtes war nichts anderes als ein Streben, das ureinigende Band der Menſchen unter einander aufzufinden, wie das Suchen einer Naturreligion das allgemeine Bindungsmittel erſtrebte, durch welches die ganze Menſchheit mit dem Einigen Gott vereinigt werden könne.

Und nun konnte der erſtarkte Geiſt und das erweiterte Herz ſich auch zurückwenden auf die Vergangenheit, und den erhabenen Gedanken

einer Geſchichte der Menſchheit faſſen, in welcher die ganze Fülle der Ereigniſſe in eine einige harmoniſche Anſchauung zuſammengefaßt würde.

Aber in dieſem Streben wurde das Bedürfniß der Harmoniſirung immer lebendiger; es zog den ganzen Himmel und die ganze Erde in die rhythmiſche Strömung hinein, es eignete ſich jede einzelne Wiſſenſchaft an, und jede Kunſt und jede Kunde, wurde hiermit immer gediegener und energiſcher.

So geht denn jetzt das höchſte Streben der größten und edelſten Geiſter darauf hin, nicht mehr aus einem abſtracten Princip ein ganzes Weltſyſtem hervorzuſpinnen, ſondern alles Wiſſen nach ſeinem immanenten Zuſammenhang zu einem einigen organiſchen Syſteme zu geſtalten; — nicht mehr außerhalb des ſogenannten poſitiven Rechtes ein abſtractes Naturrecht aufzuſtellen, ſondern das alle Menſchen, alle Nationen weſentlich verknüpfende göttliche Vernunftrecht zu einer allgemeinen Wirkensnorm zu conſtruiren; — nicht mehr eine abſtracte Naturreligion über alle poſitiven Religionen zu erheben, ſondern die abſolute Religion zu entdecken, in welche dieſelben ſich auflöſen könnten, weil ſie allen Bedürfniſſen des ganzen Menſchen zu genügen und jede bisher noch forttönende abſolut ſcheinende Diſſonanz in einen einzigen großen Weltakkord aufzulöſen vermöchte. —

27.

Geiſt der Geſchichte.

Vor der Geſchichte liegt die erſte Entwicklung des Gegenſatzes zwiſchen urſprünglicher Natur und erſter menſchlicher Kultur, und der älteſten, nebelhaften Ueberlieferung gehören die Sagen an von gewaltigen Eroberern und friedlichen Zügen völkerbeglückender Könige, als der erſten Religionsſtifter und Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechtes. Natürliche Selbſtſucht wollte ſich die Völker mit dem Schwerte unterwerfen; die erſte religiöſe Bildung durchzog die Länder mit dem Oelzweig, mit Kornähren und Weinranken in beiden Händen, lehrte Ackerbau und Künſte, ſtiftete heilige Ehen und verbreitete mildere Geſetze und Religionen.

Aber dieſe Religionen reichten nicht über das irdiſche Leben hinaus, und die Verheiſungen zeitlichen Segens verloren allmählig ihre ſittigende Macht durch die immer allgemeinere Erfahrung, daß auch Fromme und Gerechte ihr Leben lang leiden mußten.

Und wieder erhoben ſich eroberungsſüchtige Könige und zerbrachen mit der Schärfe des Schwertes die natürlichen Völkerſcheiden, bis zuletzt ein ganzes Volk von königlichen Kriegern ſich alle Fürſten und Völ-

ker der alten Welt unterwarf. Zwar ſuchten die Römer nur die Befriedigung ihres irdiſchen Gelüſtens; aber in der Hand der Vorſehung wurde ihr Schwert zur Pflugſchaar, welche den Acker bereitete für eine himmliſche Ausſaat.

Aus dem niedrigſten Stande des unterdrückteſten und verachtetſten Volkes erhob ſich ein Mann des Friedens, und verkündigte Vergebung der Sünden, das neue Gebot der Liebe und das Nahen eines himmliſchen Reiches. Mit einer Dornenkrone ließ er zum Könige dieſes Reiches ſich krönen, beſtieg den welterobernden Thron durch das erhabenſte Beiſpiel ſelbſtverläugnender Aufopferung, und befeſtigte ihn durch die Verſicherung ewigen Lebens und unverwelklicher Kronen für Alle, die ihm nachfolgen würden.

Und das Abendland glaubte an den herabgeſtiegenen, gekreuzigten und wieder aufgefahrenen Thronerben des Himmelskönigs und an ſein künftiges Himmelreich, und dieſer Glaube vereinigte die Völker Europa's zu gleichem Streben nach einſtiger — ewiger Glückſeligkeit, und dieſes Streben geſtaltete die chriſtliche Kirche.

Aber der neue Lebenskeim, der in die Menſchheit eingeſenkt worden, war zunächſt von einer harten Saamenhülle umgeben, und mußte erſt verweſen, bevor ſein innerſter Kern ſich zur vollen Blüthe entfalten konnte.

Das Göttliche war zunächſt ſelbſt nur als kämpfend mit der Welt und ihrem zeitlichen Herrn aufgetreten, und wie dieſer für's erſte innerhalb ſeines Reiches triumphirt hatte, ſo war dagegen über ihn und ſeine Anhänger eine ewige Gefangenſchaft unwiderruflich verhängt. Der einſtige Sieg Gottes wurde nicht als Verſöhnung, ſondern als rächende Unterwerfung des ewigen Feindes vorgeſtellt. Der Menſch war zugleich Wahlſtätte und Preis des Kampfes, und die einzige ihm geſtellte Aufgabe war, die Verdrängung des böſen Weltlichen durch das Göttliche, Widerweltliche nicht zu hindern.

Dieſer urſprüngliche und unbedingte Gegenſatz hatte unausbleiblich eine doppelte Spannung zur Folge: im Innern der Kirche unbedingte Herrſchaft der vorkämpfenden Vertreter Gottes über alles Weltliche, — nach Außen unverſöhnliche Feindſchaft gegen alles Widerſtrebende, mit anderen Worten: ſchlechthin übermenſchliche Autorität und ſchlechthin widermenſchliche Ausſchließlichkeit.

Wie nun das Gebot und das Beiſpiel der Liebe und das Bezeugniß der Auferſtehung und die Verſicherung der Unſterblichkeit alle Völker Europa's zur Chriſtenheit vereinigte, ſo ſpannte die Lehre von ewiger Feindſchaft ſie feindlich gegen alle Andersgläubigen; ſo ſpaltete die Nothwendigkeit unbeſchränkter geiſtlicher Gewalt und Ausſchließlichkeit die Chriſtenheit ſelbſt wieder in Kirchen, die einander noch haßten, als früher die eigenſüchtigen Völker ſich einander gehaßt;

Und Rom wollte noch einmal die Welt beherrſchen und in ſeiner Hand verkehrte und verwandelte das Leidens- und Liebeskreuz ſich in ein Eroberungs- und Racheſchwert, und mit der Fackel des chriſtlichen Glaubens entzündete es die Scheiterhaufen grauſamer Glaubensgerichte.

Aber alle nur unterdrückten, nicht verſöhnten Mächte, erſtarkten in gleichem Verhältniß mit dem zunehmenden Druck, und in demſelben Maße, in welchem Gegenſatz und Spannung, Widerſpruch und Feindſchaft, ſteigerten ſich auch Bedürfniß, Forderung und Erſtrebung der Ausgleichung, Befriedung und Verſöhnung.

Rechtsgefühl, Gewiſſensfreiheit. Schönheitsſinn, Menſchlichkeit, Vernunftthätigkeit, Frohſinn, Weltgenuß, kurz, alle mehr oder weniger unterdrückten Mächte erhoben ſich nach und nach gegen die Unterdrücker, und nöthigten ſie zur Selbſtvertheidigung. Und jeder Fußbreit des gelobten Landes der Freiheit und Humanität mußte erkämpft werden, weil dem Menſchen nur Kräfte und Stoff gegeben ſind, er aber Alles Andere durch eigene Kraftübung erringen und behaupten ſoll.

Und wie der Kampf ſich fortſetzte, wurde jede der beiden Parteien — ſich ſelbſt immer ſchärfer zu beſtimmen – genöthigt. Die Vertheidiger der Unterdrückung mußten immer erbitterter, — ihre wahrhaften Gegner immer milder und freiſinniger werden. Jene aber mußten eine Verſchanzung nach der andern aufgeben, und, nachdem der weltliche Arm ſich ihrem Dienſte entzogen, ihre Gegner unaufhaltſam vordringen ſehen. Dekretalen, canoniſches Recht, ältere, älteſte Kirchenlehre, Urchriſtenthum, altes Teſtament, mit Einem Worte: die kirchlich feſtgeſtellte, zur unbeſchränkten Autorität erhobene Ueberlieferung — mit allen Vorausſetzungen und Vorurtheilen der Vergangenheit — wurde nach und nach in den Kampf hineingezogen, und im Schmelztiegel freier Forſchung und Prüfung ihrer unbedingten Geltung entblößt,— bis jetzt am Ende, nach Abſtreifung alles nur Abgeleiteten, nur Gefolgerten, die Principien der beiden Parteien, auf den einfachſten Ausdruck zurückgeführt, ſich einander gegenüberſtehen, als ewig unverſöhnliche Feindſchaft und allverſöhnende Liebe.

Dieſe letztere nun iſt der, nach Zerbrechung der harten Saamenkapſeln, zur friſchen Grünung an das Licht hindurchgedrungene göttliche Lebenskeim, der fortan zum menſchheitlichen Lebensbaume ſich entfalten will, um nach Auflöſung des allzerreißenden Widerſpruchs mit ſeiner blühenden Friedenskrone die Menſchheit zureinigen Gemeinde und das Univerſum zum einigen Tempel des alleinigen Gottes einzuweihen! —

II.

Zur Kulturgeschichte.

Zur Kulturgeſchichte.

1.

China.

Am Ende der uralten orientaliſchen Welt liegt ein Land von 120,000 Quadratmeilen, welches nach amtlichen Zählungen nicht weniger als dreihundert Millionen Einwohner haben ſoll. Die Geſchichte ſeiner Kultur verliert ſich in das Geheimniß, welches die Wiege des Menſchengeſchlechtes mit heiligem Grauen umhüllt. Stiegen die Urväter ſeines Volkes von den Anhöhen des inländiſchen Honan herab, oder ſind ſie in der erſten Morgenſtunde des großen Menſchentages vom Himalaya her eingewandert? Wie Aegypten und Indien — birgt China die Anfänge ſeiner Geſtaltung in einer Nacht, aus welcher uns nur die höchſten Gebirge der Erde, das ungeheure Weltmeer überragend, von der Zukunft träumend — entgegendämmern. Während aber Aegypten ſchon ſeit bald zwei Jahrtauſenden zur Mumie geworden, und Indien, wie ein ablebender Greis nur noch von den Trümmern ſeiner Kindheit ſein unſelbſtſtändiges Daſein friſtet, hat China ſelbſt ſeine mongoliſchen Ueberwinder in den urmächtigen Kreislauf ſeines zähen Lebens hineingezogen, und bis auf die neueſte Zeit ſiegreich allen Anfechtungen europäiſcher Neugierde und Habſucht widerſtanden. Selbſt die geſchmeidige Liſt jenes Ordens, welcher ſeinem dreifachgekrönten Oberhaupte und mittelſt deſſelben, ſich ſelbſt die ganze Erde unterwürfig machen wollte, iſt geſcheitert an der Klugheit der chineſiſchen Hierarchie. Erſt, — ſeit die Welteroberungs-Anſichten bornirter Miſſionaire dem Welterkennungs- und Weltbildungsſtreben aufkeimender Humanität zu weichen begonnen, hat eine vorurtheilsfreie Forſchung ſich die Wege zur Erkenntniß jenes räthſelhaften Landes und ſeines unvordenklichen Kulturſtandes gebahnt.

Den reichsten Beitrag hierzu liefert das kürzlich in England erschienene und bereits von Pichard in's Französische übertragene und von Bazin dem Aelteren mit Nachträgen versehene Werk von J. T. Davis, ehemaligem Präsidenten der indischen Compagnie in China. Es enthält eine „allgemeine Beschreibung der Sitten, Gebräuche, gesellschaftlichen, politischen und religiösen Einrichtungen, der Natur-Erzeugnisse, Künste und Wissenschaften, der Manufakturen und des Handels des chinesischen Reiches," und gibt in zahlreichen Holzschnitten treue Abbildungen der merkwürdigsten zur Sprache gebrachten Gegenstände. Da der Verfasser in den zwanzig Jahren, in welchen er in verschiedenen Provinzen jenes Reiches residirt, Gelegenheit gefunden, genaue Kunde von Allem zu gewinnen, was er uns hier beschrieben; so hat er sich durch sein „China" den gerechtesten Anspruch auf den Dank aller Gebildeten erworben, und wir erfüllen nur eine Pflicht gegen ihn und unsere Leser, indem wir durch Zusammenstellung einiger Hauptresultate jener Forschungen die Aufmerksamkeit auf das Werk selbst hinzulenken versuchen; nur hier und dort einige verknüpfende Gedanken einwebend, und die flüchtigen Andeutungen mit einem Rückblick auf Europa beschließend.

*

Die Chinesen selbst bezeichnen ihr Reich mit dem Namen Tschong-Kuë, Reich der Mitte, oder Centralvolk. Die beiden Charaktere, mit denen sie dies bezeichnen, sind ideographisch. Der erste stellt ein kleines Parallelogramm vor, welches in der Mitte durch eine Querlinie durchschnitten wird. Dies bedeutet die Mitte oder die Centralaxe eines Gegenstandes. Das zweite Zeichen ist ein Viereck, — ursprünglich ein Kreis, — womit Grenze oder Umschränkung einer Sache angedeutet wird. In der Mitte dieser Figur sind die Zeichen eines Mundes und einer Lanze. Der Mund bedeutet, daß das Wort das geistige Attribut der Nation ist — und den Endzweck, kraft dessen sie constituirt ist; — die Lanze: daß das Volk sich im Kriegsverhältniß mit allen übrigen Völkern befindet. Das Wort, der Befehl des Oberhauptes stellt die Ordnung im Innern fest, die Waffen sichern ihre Unverbrüchlichkeit nach Außen. — Wie bei allen ältesten Völkern, wird auch von den Chinesen die gesammte sociale Einrichtung als die Verwirklichung des Willens ihrer Gottheit angesehen. Was nicht in diese Ordnung aufgenommen, das ist gottlos, und hat keinen Antheil an dem Rechte, welches Gott nur seinem Volke offenbart. Wirklich bezeichnen die Chinesen alle Völker, die das Reich der Mitte umgeben, als „Söhne des Dämons" als ungläubige, verdun-

kelte Menſchen, die alle ganz oder theilweiſe blind ſind, als Hund-Menſchen (yao-jin) oder Wolf-Menſchen (lang-jin), die man, wie Thiere, nur durch Gewalt oder Liſt im Zaume zu halten habe, in Beziehung auf welche das Religions- und Staatsgeſetz nur Krieg und Diebſtahl geſtattet. Zwiſchen ihnen und den „erleuchteten" Gläubigen iſt kein dauernder Friede möglich. Die Ordnung unter den letzteren möchte ſich wohl, von dem uralten ſtrengen Rechte des Hausherrn ausgehend, in aufſteigender Linie geſtaltet haben. Als Vater beſitzt derſelbe eine faſt unbeſchränkte Gewalt über ſeine Kinder. Er kann ſie ausſetzen und verkaufen. Auf Tödtung des Kindes weiblichen Geſchlechtes iſt keine Strafe geſetzt. Tödtet der Vater ſelbſt den ſchon erwachſenen Sohn, ſo wird er dafür nur mit dem Bambus und einjährigem Gefängniß geſtraft. Wenn aber der Sohn ſich gegen die väterliche Gewalt aufgelehnt, dann fällt ſelbſt dieſe Strafe weg. Hat er vollends dem Vater gedroht oder die Hand gegen ihn erhoben, dann iſt der Sohn der Strafe des „langſamen Todes," oder nach anderer Bezeichnung — „dem Tode der 10,000 Stücke" verfallen. Die Ehen der Kinder werden ebenwohl nur von den Vätern geſchloſſen, wie denn die für einander Beſtimmten nicht eher, als bei der Trauung ſich zum erſtenmale ſehen.

Als Mann iſt der Hausherr faſt unbeſchränkter Gebieter über das Weib. Ausdrücklich erklärt das chineſiſche Geſetz: „als Tochter gehört das weibliche Weſen dem Vater, als Gattin dem Manne, als Wittwe und Mutter — dem Sohne." Scheiden kann der Mann ſich vom Weibe wegen Unfruchtbarkeit, perſönlichen Gebrechen, Ehebruch, Diebſtahl, Ungehorſam, ſchlechten Charakter und ſogar wegen Geſchwätzigkeit, in der That alſo faſt ganz nach Gutdünken.

Ueber den Sclaven (Nü)[1]) ſchaltet und waltet der Herr nach Belieben; er kann ihn ungeſtraft tödten, wenn er einen geſetzlichen Grund dafür hat. Tödtet er ihn ohne ſolchen Grund, dann hat er nur die Strafe des Bambus oder eine Geldſtrafe zu erleiden.

Wie nun der Vater der faſt unbeſchränkte Herr der geſammten Hausgenoſſenſchaft, ſo iſt er dem Geſetz nach auch Eigenthümer des geſammten Familiengutes, obgleich er im gewöhnlichen Leben ſich nur zum Verwalter und Austheiler deſſelben macht. Immer aber bleibt der Vater mit ſeinem Gute der feſte Mittelpunkt, um den die Familie wie um ihr Lebenscentrum ſich ſammelt. Nur auf beſchränkte Zeit können die Mitglieder derſelben ſich von ihm entfernen, und wenn ſie auf der Reiſe ſterben, werden ſie dahin zurückgebracht, um in ihrer Mitte beerdigt zu werden.

---

1) Das Schriftzeichen für einen Nü iſt eine Hand, die auf einer Frau

Vom Familienvater, nach deſſen Tod der älteſte Sohn Herr der Familie wird, ſteigt nun die Staatshierarchie in folgender Weiſe bis zum Kaiſer empor: Je zehn Hausväter bilden ein Kia (Dekurie), je hundert ein Pao (Centurie), von denen jedes unter einem eigenen Oberhaupte ſteht. Die Pao's bilden Bezirke, über deren jeden ein Mandarin geſetzt iſt; die Bezirke laufen wieder in Provinzen zuſammen, von denen jede einem Vizekönig (Fu-yuen) unterthan, wie alle 18 Fu-yuen, die die höchſte Gewalt über ihre Provinzen beſitzen, dem Kaiſer unterworfen ſind.

Der Kaiſer aber iſt der Sohn des Himmels-Gottes (Tien) und der Sonne, Herr der Schätze, des Wortes, König der 10,000 Jahre. Er allein verehrt ſeinen Vater, den Tien; denn das Volk betet eigentlich den Kaiſer an, und die göttlichen Ehren, die ihm, werden ebenwohl auch ſeinem leeren Throne und dem Schirme von gelber Seide, der den Menſchen ſeine Gottheit verbirgt, erwieſen.

Seine Reſidenz iſt zu Peking, welches den materiellen Mittelpunkt und Gipfel des Reiches bildet, wie der Kaiſer ſelbſt das ſittliche Centrum und der Culminationspunkt der Hierarchie iſt. Sein allerhöchſter Willensbeſchluß, auf gelbe Seide geſchrieben, wird an die 18 Oberhäupter der Provinzen geſendet, die bei deſſen Empfang Weihrauchwolken aufſteigen laſſen und ſich zur Erde niederwerfen, das Antlitz nach Peking gewendet.

Er iſt auch Eigenthümer des geſammten Grundes und Bodens des Reiches; er verpachtet denſelben und bezieht von den Pächtern einen Zins von ungefähr 10 vom Hundert. Wie aber alle Unterthanen ihn als ihren unbeſchränkten Oberherrn im Bürgerlichen und Religiöſen zu verehren haben, — ſo opfert er allein mit ſeinem unmittelbaren Repräſentanten, — nämlich ſeinen Söhnen, ſeinen Brüdern und den 18 Vizekönigen, — in den Tempeln des Staates, und bringt als Hoherprieſter ſeines Volkes dem Himmelsgott ſeine Huldigungen, Bitten und Dankſagungen dar.

Seinen Nachfolger ernennt er ſelbſt, und nichts beſchränkt ſeine Wahl.

Auf dieſe Weiſe gipfelt die Staatshierarchie, vom Familienhaupte beginnend, in dem unumſchränkten Kaiſer, und mittelſt dieſes irdiſchen Oberhauptes in dem überirdiſchen Weltherrn, von welchem alles Recht und Geſetz urſtändet.

Das himmliſche Geſetz iſt nun die eigentliche Seele des Ganzen, und in Beziehung auf daſſelbe unterſcheidet ſich der Staatsorganismus in zwei große Syſteme. Ueber dem eigentlichen Nährſtand, als der Grundlage des Staats-Gebäudes, erhebt ſich nämlich einerſeits der Gelehrtenſtand zur Erforſchung und Verwaltung, anderſeits der Wehrſtand zur Vollſtreckung und Vertheidigung des Geſetzes.

Zur Bildung des Gelehrtenſtandes beſteht — oder ſoll zum wenigſten beſtehen — in jedem Pao eine Gemeind- oder Primairſchule. In jedem Jahre begeben ſich die Schüler derſelben in den Hauptort des Bezirkes, wo ſie, nach beſtandener Prüfung den Titel eines Sieu-tsaï (ungefähr ſoviel, als in Frankreich bachelier) empfangen.

Alle drei Jahre werden die Sieu-tsaï's in der Hauptſtadt ihrer Provinz in Gegenwart eines dazu abgeſandten Mitglied's des kaiſerlichen Collegium's der Han-Lin geprüft, und können hier den Titel eines Kiu-jin (etwa Licenziat) erhalten. Dieſe Licenziaten concurriren demnächſt zu Peking, um die Würde eines Tsin-ssé (Doktor) zu erwerben. Die Doktoren endlich haben im kaiſerlichen Palaſte eine letzte Prüfung zu beſtehen, in Folge welcher ſie zum Mitgliede des kaiſerl. Colleges der Han-lin erhoben werden können. Der Kaiſer aber wählt demnächſt ſeine Miniſter und Vizekönige unter den Han-lin's, die Bezirksverwalter unter den Tsin-ssé's, und die niederen Mandarine unter den Kiu-jin's.

Die vier Hauptminiſter des Kaiſers bilden nun die innere Kammer des höchſten Rathes, und vereinigt mit einer gewiſſen Zahl von Beiſitzern — den großen Staatsrath. Neben dieſem giebt es noch ſechs beſondere Rathscollegien (Lou-pou), nämlich: den Rath der Mandarine, der die Perſonalien der Verwaltung beſorgt, den Rath der Einkünfte, den Rath der Ceremonien und Ritualien, den Kriegsrath, den höchſten Rath der peinlichen Rechtspflege und den Rath der öffentlichen Arbeiten.

Außerdem hat noch ein Amt der auswärtigen Angelegenheiten (Li-fan-yuen) die Verhältniſſe des Reiches mit dem Auslande zu reguliren, und ein Cenſoramt (Tutscha-yuen), welches aus 50 Mitgliedern beſteht, die Verwaltung der Provinzen zu beaufſichtigen und darüber dem Kaiſer zu berichten. Dieſe Cenſoren ſind die einzigen im ganzen Reiche, welche die Handlungen der höchſten Staatsgewalt tadeln dürfen — ohne dadurch das Leben zu verwirken.

So findet die Hierarchie des Gelehrten-, und näher des Beamtenſtandes, — der das Wiſſen, das Selbſtbewußtſein des Mittelreiches conſtituirt, in dem Tu-tscha-yuen gleichſam ihr Gewiſſen, welches an des Himmels heilige Geſetze zu erinnern befugt, die vom Himmel herabſteigende, vom Kaiſer bis zum Hausvater ſich abſtufende Herrſchgewalt mittelſt des, von unten nach oben ſich geſtaltenden Gelehrtenſtandes, durch die geiſtige Macht der Cenſoren an den Himmel wieder anknüpft.

Zur Aufrechthaltung dieſer Staatsordnung im Inneren und zu
rer Vertheidigung gegen die A e iſt gegenwärtig der W

stand in folgender Weise constituirt. Der Oberfeldherr (Tsiang-kiun) des eigentlichen activen Heeres befehligt 8 Abtheilungen, jede aus 10,000 Tartaren bestehend, die auf ähnliche Weise bis zum gemeinen Soldaten sich abstufen, wie das bürgerliche Heer der 18,000 Mandarine vom Kaiser herab bis zum Amtmann des einzelnen Bezirkes. Wie in diesem Beamtenheere das Wissen, so bahnen im Kriegsheere den Weg zu den höchsten Würden die körperliche Kraft, die Fertigkeit im Bogenschießen und im Reiten, der Muth und Eifer bei Unterdrückung der nicht seltenen inneren Aufstände. Neben diesem streng disciplinirten, stets schlagfertigen tartarischen Heere ist die ursprüngliche Nationalbewaffnung noch als eine Art von Landwehr vorhanden, die aus 6 bis 8malhunderttausend Chinesen besteht. Diese, ihren Hausstand und ihr Nahrungsgewerb nicht verlassend, beziehen nur eine sehr geringe Löhnung, sind aber auch zum wirklichen Kriegsdienste sehr wenig brauchbar. Da ihnen die Staatsmaxime immer wiederholt wird: „ein kühner Soldat, der einen verwegenen Muth besitzt, müsse gestraft werden" —; so kann man wohl sagen, die Nationalgarde der Chinesen fürchte immer, Muth zu haben. —

Dies ist gegenwärtig die Staatsverfassung des chinesischen Reiches, die in vielen wesentlichen Beziehungen an die streng autokratische Einrichtung des russischen Kaiserthums erinnert, nur mit dem bedeutenden Unterschiede, daß die Tartaren hier den mächtigsten Theil des Reichsadels bilden und der Kriegerstand in gleichem Maße das Uebergewicht ersetzt, wie in China der Stand der Gelehrten.

Im Mittelreiche tendirt der ganze Staatsorganismus auf Erhaltung des inneren bürgerlichen Friedens durch strenge Bewahrung des uralt Herkömmlichen. In Rußland ist die Einrichtung durchaus militärisch und erzielt faktisch die Nation zu einer ungeheuren Kriegsmacht. Während in China vielleicht eine Million Literate den Pinsel senken, um ihre bornirte Weisheit in zierlichen Schriftzeichen auf zartes Seidenpapier niederzulegen, — erhebt sich in Rußland eine Million Bajonette, die einem einzigen unbeschränkten Herrn dienstbar, mit ihren Spitzen bereits Teheran, Stambul und die Hauptstadt des fernen Occidents bestreift haben, und unter den Befehlen eines eroberungslustigen Helden die alte Welt ebenso mit Krieg überziehen könnten, wie China mit seinen Gelehrten nur dadurch so lange seinen inneren Frieden bewahrt, daß es, durch ungeheure Wüsten, Meere und Gebirge von der übrigen Welt geschieden, einem absoluten Conservatismus oder Quietismus gehuldigt.

So bilden China und Rußland durch die indifferente Wüste gesondert, die äußersten ost-westlichen Pole des alten Asiens, einander wesentlich verwandt und doch auch wesentlich entgegengesetzt, während das öde,

ſtarre Siberien mit ſeinen Unglücklichen und Sträflingen den Nordpol bildet zu dem weichen, brahminiſchen Indien mit ſeinen Schätzen uralter, geiſtiger Bildung, und ſeinen Muni's, ſeiner Prieſterherrſchaft und ſeinen Hospitälern für — leidende Thiere! — Wie ſtrenge indeß in jenen zwei colloſſalen Autokratien im Südoſten und Nordweſten von Mittelaſien — die mandariniſche und militäriſche Disciplin auch gehandhabt und Alles — vor Allem auf Wahrung des unbedingten Gehorſams berechnet wird, ſo beſtätigen doch die Angaben des Hrn. Davis in Beziehung auf China, was die Geſchichte in Bezug auf Rußland und mehrere andere europäiſche Länder erwieſen, daß da, wo den menſchlichen Kräften und Strebungen im Inneren kein zureichender Spielraum geſetzlich geſichert, wo nach außen ihr freier Verkehr mit den fortſchreitenden Völkern völlig oder theilweiſe gehemmt wird, im Verborgenen ſich krankhafte Zuſtände entwickeln, die früher oder ſpäter für den bisherigen Staatsmechanismus zu einem lebensgefährlichen Ausbruch gelangen.

So berichtet uns Davis von mehreren geheimen Geſellſchaften in China, von denen die am weiteſten verzweigte, die der San-ho-haei (der Drei-Einigen) weit gefährlicher noch als die der weißen Lilie und der himmliſchen Vernunft, die gewaltſame Abſchüttlung des tartariſchen Joches beabſichtigt und dem jetzigen Kaiſer keine geringe Beſorgniß erweckt. Daß anderſeits dem Vernehmen nach — auch in Rußland im Stillen ſich ein Gegenſatz zwiſchen altruſſiſchem und tartariſchem Adel, zwiſchen Moskau und Petersburg entwickelt habe, iſt der Natur der Sache nach nicht für unwahrſcheinlich zu halten. Es würde dies einer leicht wahrnehmbaren Tendenz der neueſten Zeit entſprechen, in welcher in faſt ganz Europa die Nationalitäten ſich in ihrem eigenthümlichen Weſen zu erfaſſen und demgemäß zu geſtalten beſtrebt ſind. Zu den merkwürdigſten welthiſtoriſchen Thatſachen würde es aber gehören, wenn dieſe Tendenz jetzt ebenſo im fernen China ſich regte, wie vor länger als zwei Jahrtauſenden faſt gleichzeitig mit Sokrates — Kong-fu-dſe ſich als Moralprediger im Reiche der Mitte erhoben. —

2.

Das Altteſtamentariſche in Oberaſien,

(von Bohlen, J. Roberts und de Paravey).

Profeſſor v. Bohlen, einer der ausgezeichneteren Orientaliſten Deutſchlands hat in der kürzlich von ihm herausgegebenen Schrift: Die Geneſis (hiſt., krit. erläutert) nachgewieſen, daß das erſte Buch Moſis erſt im Zeitalter des Jeremia oder um die Zeit des babyloniſchen Exil's, alſo in der erſten Hälfte des VI. Jahrhunderts v. C. geſchrieben, wenn auch bei deren Abfaſſung ältere Urkunden oder Ueberlieferungen benutzt worden ſein mögen. Höchſt wahrſcheinlich liege (worauf ſchon Andere hingedeutet) dem Ganzen der Geneſis eine alte Urſchrift zum Grund, worin Gott: Elohim genannt. Dieſe Urſchrift, welche ausländiſche, beſonders polytheiſtiſche Ideen enthalte, ſei von meſopotamiſchen oder chaldäiſchen Ueberlieferungen ausgegangen, bewege ſich in oberaſiatiſchen Vorſtellungen, ſtehe bis zu Abraham entſchieden auf chaldäiſchem Boden, und trage in der Erzählung der Fluth durch das geregelte Sonnenjahr ein chald. Datum aus dem 7ten Jhdt. Dieſe Urſchrift wäre dann von einem israelitiſchen Dioskeuaſten, dem die Stücke mit dem Namen Jehovah angehörten, eingeſchaltet und überarbeitet worden. Von Bohlen weiſt dann im Einzelnen nach, daß beſonders die eilf erſten Capitel der Geneſis oberaſiatiſche Mythen enthalten, und erläutert bei der Auslegung dieſer Urkunde ſehr vieles aus der Indiſch-Perſiſchen Sprache und Vorſtellungsart. —

Dieſen gelehrten Forſchungen des Königsberger Profeſſors ſchließen ſich J. Robert's Illustrations of the bible (Lond. 1835) an, inſoweit derſelbe nachgewieſen, wie die Sitten und Gebräuche, deren im alten Teſtamente Erwähnung geſchieht, in ſehr vielem mit den noch jetzt in Indien herrſchenden übereinſtimmen. Er glaubt aber hieraus einestheils die Aechtheit jener alten Urkunden, anderntheils die gemeinſame Abſtammung der Juden und Hebräer erweiſen zu können.

Von Paravey aber macht in ſeinem kürzlich erſchienenen — Essai sur l'origine unique et hiéroglyphique des chiffres et des lett-

res de tous les peuples — auf die Uebereinſtimmung aufmerkſam, welche zwiſchen Thatſachen und Daten des alten Teſtaments und denen der älteſten chineſiſchen Bücher ſtattfinden. Zur Erklärung dieſer Concordanz ſucht er es wahrſcheinlich zu machen, daß die Chineſen bei ihrer erſten Wanderung nach dem äußerſten Oſten die vielleicht vorſluthiſchen Schriften der Aegypter, Babylonier und Perſer mitgenommen und demnächſt für eigene ausgegeben hätten. —

3.

Israeliten in Afrika, Aſien und Amerika.

Uralte Judencolonie in Habeſſinien.

Mit Beziehung auf Bruce und Rüppell wird in der bei J. D. Sauerländer erſchienenen wiſſenſchaftlichen Zeitſchrift für jüdiſche Theologie (I. 261) berichtet, daß in Habeſſinien eine Colonie von Juden exiſtire (im Lande heißen ſie *Falasjans*, d. i. Exilirte), aus deren Tradition hervorgehe, daß ſie dahin gekommen, als Judäa von Nebukadnezar erobert worden, und nicht nur ihre Sitten, Geſetze und heil. Bücher, ſondern auch ihre Sprache bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Dieſe Auswanderer wären alſo wohl die einzigen, bei denen das Hebräiſche lebend geblieben.

*

Schwarze Juden.

Vor kurzem ſind in Madras die Reiſen des Rabbiners David, von Beth Hillel, erſchienen. In dieſen wird berichtet, daß in der Stadt Cochin 200 durchgängig verarmte Familien von weißen Juden wohnen, die aber „zu ſtolz ſind, um zu arbeiten, und lieber ihre Zeit in Müßiggang und Elend hinbringen.“ In den umliegenden Dörfern, — Aenalata, Schynoth und Malla, — wohnen aber 1500 Familien ſchwarze, oder vielmehr ſchwarzbraune Juden, welche durchgängig Handwerker ſind. „Ihre Felder und Gärten laſſen ſie von Hindus bebauen.“ Während die weißen kaum noch leſen und ſchreiben, und das A. T. nur wenig kennen, ſind die ſchwarzen im Allgemeinen unterrichtet,

und lesen die h. Schr. im Hebräischen. Die letzteren stammen, der Behauptung der weißen zu Folge, — „von Negersklaven ab, die von ihren Vorfahren gekauft, von einem Reichen bekehrt und in Freiheit gesetzt worden seien; — ihrer eigenen Versicherung nach wären sie aber „die Nachkommen jener Kinder Juda's, die während der ersten Gefangenschaft nach Indien gebracht worden, und dort verblieben seien." —

*

Die zehn Stämme Israel in Nordamerika?

Herr Sam. Frey, ein in Deutschland geborner Israelit, der in England sich hat taufen lassen, gibt jetzt (1837) zu New-York in Nordamerika, unter dem Titel „the jewish intelligencer," eine, zunächst seinen ehemaligen Glaubensgenossen bestimmte Monatschrift heraus. In derselben sucht er, — was schon Andern, namentlich William Penn, James Adair, Dr. Jonathan Edwards u. s. w. wahrscheinlich gefunden, als gewiß darzuthun, daß nämlich die nordamerikanischen Indianer die Abkömmlinge der (angeblich) verkommenen zehn Stämme Israel's seien. Er gründet seinen Wahrscheinlichkeits-Erweis hauptsächlich auf folgende Punkte: 1) Spuren des Hebräischen in der Sprache der Indianer, 2) die Verehrung des „großen Geistes," der an Jehovah erinnre; 3) Verwandtschaft einzelner indischer Volkssagen mit biblischen Ueberlieferungen; 4) Aehnlichkeiten in Sitten, Vorurtheilen, religiösen und andern Einrichtungen der Indier mit denen der Juden. — Man vergleiche hiermit, was im Feuilleton zu Nro. 60 aus Dickenson's Vortrag in der asiat. Gesellschaft zu London, und a. a. O. über eine jüdische Niederlassung im Inneren Afrika's angeführt worden.

4.

Die Chronik des Rabbi Joseph.

Rabbi Joseph, Ben Josua, Ben Meir, der Sphardi (d. h. der Spanier) von vertriebenen spanischen Israeliten abstammend, kam 1496 zu Avignon zur Welt, wurde aber später zu Genua ansässig, wo er seine *Geschichte* — mit gelehrter Nachahmung der alten hebräischen Geschichts-

bücher schrieb. F. Biallobloßky hat sie aus dem Hebräischen in's Englische übersetzt, und 1836 unter dem Titel: Chronicles of Rabbi Joseph the Sphardi in 2 Theilen herausgegeben. — Der erste von Adam bis zum J. 1520 n. Chr. reichende Theil enthält, was R. Joseph von seinen Glaubensgenossen überlieferungsweise in Betreff der Verfolgungen und Mißhandlungen erfahren konnte, welche der, durch die Kreuzzüge entzündete, oder vielmehr gesteigerte Fanatismus über die Juden gebracht hatte. In dem zweiten Theil der sich über die 33 nachfolgenden Jahre verbreitet, erzählt der Chronist uns, was er selbst erlebt, gesehen, oder durch zuverlässige Berichte seiner Zeitgenossen erfahren. Er lebte aber in jener fürchterlich großen Zeit, in welcher die Eroberung Constantinopels, die Selbstemancipation der Fürsten von der päpstlichen Gewalt, ihr Kampf mit dem Adel und vor Allem: die kirchliche Reformation — ganz Europa in Aufruhr versetzten und alle bisherigen Verhältnisse mehr oder minder gewaltsam veränderten. Rabbi Joseph war selbst Zeuge der Auftritte bei der Verschwörung Fiesco's und persönlich mit Andreas Doria bekannt. Er gibt uns eine genaue Beschreibung der Schlacht von Pavia, und erzählt, wie Bourbon's schwarze Banditti nach der Einnahme von Rom alles Silber und Gold aus den Kirchen und Schlössern geraubt, „die Religion der Heiligen auf den Straßen in den Koth getreten, die Kardinäle und Priester verspottet, und in den Gewändern derselben gotteslästernd einhergezogen;" — dann aber auch „die ihnen preisgegebenen Juden beraubt und mehrere von ihnen getödtet haben." — Wie nun die Christen zur Zeit, als sie noch von den Heiden verfolgt wurden, sich um so inniger in brüderlicher Liebe aneinanderschlossen, und einig im Glauben auch noch einig waren in begeisterter Hoffnung auf die zweite Herabkunft des Erlösers und sein tausendjähriges Reich, — so zeigte sich auch bei den Juden, in Folge der mittelalterlichen Verfolgungen, ähnliches festes Zusammenhalten und Glauben und Hoffen. Auch sie hofften auf Erfüllung ihrer Weissagungen, wonach der Saame Abrahams die Welt beherrschen und alle übrigen Völker von Sion herab ihre Gesetze empfangen sollten. Theilweise stimme hiermit die in der katholischen Kirche fortgepflanzte Ueberlieferung, daß in den letzten (immer nahgeglaubten) Zeiten die Juden wieder in Palästina gesammelt und dann zum Christenthume bekehrt wurden. Hieraus erklärt sich, was R. Joseph uns von einem Abentheurer, Namens David und von Salomon Molcho erzählt, und was theilweis hier übertragen werden mag, und eine Anschauung von der schlichten Darstellungsweise des Annalisten zu geben.

Ein Jude, mit Namen David, kam in jenen Tagen aus einer fernen Gegend von Indien an den Hof des Königs von Portugal und

ſprach alſo zu ihm: „Ich bin ein Hebräer, und ich fürchte den Herrn, den Gott des Himmels; und mein Bruder, der König der Juden, ſendet mich zu dir, o König, um Hülfe. Und nun — ſei du uns ein Helfer, und wir wollen gegen den Türken Solyman in den Krieg ziehen und das gelobte Land ihm aus den Händen reißen.“ Und der König ſprach zu ihm: „Friede ſei mit dir! Und nun gehe; ich will dich zu dem Hohenprieſter ſenden, und was immer derſelbe ſagen wird, das will ich thun.“ — Und er ging fort von ihm und verweilte mehrere Tage in Liſſabon. Und die gezwungenen Chriſten glaubten ſeinen Worten, und jeder ſagte zu ſeinem Nachbar: „Er iſt unſer Befreier; denn Gott hat ihn geſendet.“ Und ſie ſammelten ſich um ihn, und ehrten ihn ſehr. Und der Mann zog von dannen und nahm ſeinen Weg durch Spanien hin, und aller Orten, wo er durch kam, ſtrömten Viele herbei von denen, die dort zerſtreut waren, und er war ihnen ein Stein des Anſtoßes. Und er ging hinüber nach Frankreich und kam nach Avignon, und zog weiter und kam nach Italien, und machte ein Panner von künſtlicher Arbeit und ſchrieb darauf die Namen des Heiligen. Und auch nach Bologna, Ferrara und Mantua kam dieſer Mann und ſagte, daß er mit Einwilligung der Könige der Unbeſchnittenen alle Juden, die ſich unter ihnen fänden, an ihren Platz und in ſein Land führen wolle. Und er ſprach auch mit dem Papſt, und die Kinder Israels fürchteten ſich ſehr. Und es geſchah, als ſie mit ihm ſprachen und ſagten: „Und was ſollen wir mit unſeren Frauen thun an dem Tage, wenn wir alle in die Schlacht ziehen, und was mit ihren Kindern, die ſie uns gezeuget haben?“ — daß er ihnen erwiederte: „Fürwahr, es gibt viele Frauen in unſerem Land, wie dieſe ſind; fürchtet nicht, denn der Herr wird uns ohne Aufenthalt retten.“ Und er erfand aus ſeinem Kopfe ein Schreiben, und ſagte: „Mein Bruder, der König, hat es mir geſendet beſiegelt mit dem königlichen Ringe.“ Und es geſchah eines Tages, daß ſein Geheimniß entdeckt ward, und ſie glaubten ihm nicht mehr; denn er erließ nichtsnutzige Befehle. — R. Joſeph erzählt dann weiter, wie Salomo Molcho, der Sohn eines jüdiſchen Renegaten, durch David bewogen worden, zum Glauben ſeiner Vorväter zurückzukehren, und, da er ein Jüngling von großen Talenten war, gar bald eine große Herrſchaft über die Gemüther ſeiner Glaubensgenoſſen gewonnen. Selbſt R. Joſeph meinte: „der Geiſt des Herrn ſpreche aus ihm.“ Molcho erließ ein myſtiſches Rundſchreiben an die Häupter der Synagogen. Zuletzt verwog er ſich ſogar, Kaiſer Karl V. bekehren zu wollen. Aber der Kaiſer, ſo erzählt R. Joſeph, „ließ ihn und ſeinen Freund David und ſeine Anhänger gefangen nehmen; — und er führte ihn gebunden mit nach Mantua. Und der Kaiſer ſprach zu weiſen Männern, denn dies war des Kaiſers

Weiſe, und ſie fanden ihn des Todes ſchuldig und ſprachen: „Laß ihn fortbringen und verbrennen.“ Und es geſchah eines Tages, daß man ihm einen Zügel in den Mund legte. Vor dem Scheiterhaufen angelangt läßt einer von des Kaiſers Edelleuten den Zügel wegnehmen und verſpricht dem Verurtheilten, daß er am Leben bleiben und frei ſein ſoll, wenn er ſich bekehre. Aber er antwortete wie ein Heiliger, wie ein Engel Gottes: — „Thut, was ihr für Recht haltet, aber meine Seele wird in ihres Vaters Haus zurückkehren, wie in ihrer Jugend, und es wird dann beſſer mit ihr ſtehen, als jetzt...“ Und ſie brachten ihn dem Herrn zum Brandopfer. Und der Herr ſchmeckte den ſüßen Geruch, und nahm zu ſich die unbefleckte Seele, und ſie iſt bei ihm, — und lebt immerhin in Freude vor ihm... Aber Viele in Italien waren damals des Glaubens, daß Rabbi Salomon Molcho ſich durch ſeine Weisheit den Händen derer, die ihm nach dem Leben getrachtet, entzogen, und daß das Feuer keine Gewalt über ihn gehabt... Gott der Allmächtige allein weiß es.“ —

5.

Seltſamer Gebrauch bei Todtenbeſtattung der Juden zu Algier.

Thomas Campbell in ſeinen *Letters from the South* (1837) berichtet manches Intereſſante über den nördlichen Theil von Afrika. Bei Beſchreibung eines jüdiſchen Begräbniſſes zu Algier gedenkt er folgendes ſeltſamen Gebrauches: „Wenn ein Jude ſtirbt, glauben ſeine Stammgenoſſen, der Teufel ſtehe im Hinterhalt vor ſeinem Hauſe, um ſich des Leichnams zu bemächtigen, wenn derſelbe zu Grabe getragen wird. Da aber die Rabbinen denſelben auf dem ganzen Wege umringen, ſo wird die hölliſche Majeſtät hierdurch abgeſchreckt. Doch begleitet er den Zug, eine Gelegenheit erſpähend, die Leiche zu ſtehlen oder mit dem Todten in das Grab zu ſchlüpfen. Wenn daher der Sarg bei dem offenen Grabe angelangt, treten die Träger plötzlich mit dem Todten einige Schritte zurück, während deſſen ein Rabbiner einige Goldſtücke, ſo weit er kann verſchiedenen Richtungen hinwirft. Der Teufel, der jetzt entweder Grabe oder in deſſen Nähe iſt, wird nun ſeinen Geldgeier

die Goldstücke aufzulesen. Sofort wird der Sarg rasch in das Grab gesenkt und mit Erde bedeckt. Bei dem Begräbniß von Frauen findet dieser Gebrauch nicht Statt, weil, wie es heißt, Satan schon geplagt genug ist, um sich noch mit Frauen zu behelligen."

6.

Talmud und Talmudgläubige.

Hr. Dr. M. Heß, Oberlehrer an einer Israelitischen Schule zu Frankfurt a. M., unterscheidet (in der Israelitischen Abtheil. d. Univ. Kirchenztg. Nr. 77 v. J. 1837) die Juden in Talmud-Rabbinische, in buchstabgläubige Karaïten, und in denkgläubige biblische; eine Unterscheidung, die in der Hauptsache derjenigen entspricht, welche man bei den Christen in Anwendung bringt, wenn man von Römisch-Päpstlichen, schriftgläubigen Protestanten und — Rationalisten oder Neologen spricht. — Denn auch die denkgläubigen Juden folgen, wie Hr. Heß bemerkt, bei Auslegung der h. Schrift „nur der, von Wissenschaft und redlichem Forschungsgeiste geleiteten Vernunft." — Ueber den Talmud äußert er sich aber in Nr. 78 dess. Blattes in folgender Weise: „der größere Theil des Talmud, sowie des Schulchan Aruch ist — die Rechtslehre abgerechnet — dem Ritualgesetz gewidmet, nur wenige Blätter dem Sittengesetz, jenes steht überall in der ersten Linie und um dasselbe dreht sich fast die ganze, voluminöse, rabbinische Literatur; die sorgfältige Beobachtung desselben, und zwar nach der talmudischen Interpretation und Ausdehnung, ist es hauptsächlich, was den Frommen, Gottesfürchtigen charakterisirt; ja, derjenige, der ihn so, wie die Vfr. der h. Schrift, dargestellt hätte, ohne die Speisegesetze, das Beten, Fasten, Talmudstudiren u. s. w. zu erwähnen, würde in späteren Zeiten schwerlich dem Verdachte der Irreligiosität und Ketzerei entgangen sein." —

7.

Rabbiniſches Anathem gegen Talmud-Ueberſetzer.

Ein gewiſſer Dr. Pinner beabſichtigte, den Talmud in's Deutſche zu übertragen. Er glaubte, bei dem Rabbiner Sopher in Preßburg die Erlaubniß dazu einholen zu müſſen. Dieſer, erwägend, daß das ſehr abnehmende Talmudſtudium dadurch wieder gehoben werden könnte, gab ſeine Zuſtimmung. Als er aber auf die möglichen Nachtheile ſolcher Veröffentlichung aufmerkſam gemacht worden, ließ er (unterm 22. Jan. 1835) ein Schreiben drucken, aus welchem Folgendes wörtlich ausgezogen: „Mit Gott! .. höret mich, meine Lehrer, Große der Zeit, Gelehrte des Geſchlechtes und ſeine Forſcher, die da harren der Gnade Gottes und erwarten ſeine Verherrlichung! Auch ihr übrigen Brüder, Söhne Iſraels, ihr Zerſtreuten, die ihr harret, wieder geſammelt zu werden." Er bemerkt dann, daß die Ueberſetzung des Talmuds „durchaus religionswidrig ſei; deßhalb ſeien ſeine früheren „Worte irrig und er entziehe ſeiner Approbation alle Gültigkeit." Er führt weiterhin die Gründe dieſes Beſchluſſes an und erklärt feierlich: „ich verbiete „es daher ausdrücklich, meine Approbation für dieſe Talmudüberſetzung ab„zudrucken; wer dagegen handelt, den wird die Schlange beißen. „(Pred. 10, 8.)" Zum Schluſſe heißt es: „Hr. Dr. Pinner ſehe „nun, daß alle Rabbinen Iſraels von allen Orten her ſich gegen „ſein Unternehmen auflehnen... Sollte er es aber nicht aufgeben, ſo „wäre er wohl würdig, daß man, falls die Regierungen es erlauben, den „härteſten Bann über ihn ausſpräche; da jedoch dies nicht erlaubt ſei, ſo „wiſſe er wenigſtens, daß die Sünde um ſeine Ferſe gewunden „ſei und Gott ihn ins Gericht bringen werde...

8.

Ueber die Stellung der Frauen im Judenthum.

In einem Aufſatze über „die Stellung des weiblichen Geſchlechtes in dem Judenthume unſerer Zeit," welche im dritten Bande der gehaltvollen „Zeitſchrift für jüdiſche Theologie" (1836 Heft 3) ſich findet, leſen wir u. a. Folgendes: „Die Stellung des weibl. Geſchlechtes hat, nach dem beſtehenden Judenthume, ſo viel Unnatürliches und Zeitwidriges, hat ferner ſo viel Uebelſtände im Leben und ihrem Gefolge, daß eine ſchleunige und genügende Abänderung mehrerer beſtehender Gebräuche dringend nöthig iſt. . . ." „Die völlige Unterordnung der ledigen Tochter unter den Willen des Vaters, der ſie ſogar zur Sclavin verkaufen kann; die Hingabe derſelben an den Mann, ohne nach ihrer Einwilligung zu fragen; die Beſitzergreifung des Weibes von Seiten des Mannes durch dargereichte Geſchenke, ſei es an den Vater oder an die Tochter; — daß es dem Manne geſtattet iſt, mehre Frauen zu ehelichen, und das Weib, das Mißfallen in ſeinen Augen gefunden, nach Belieben zu entlaſſen; — der Uebergang der Frau in den Beſitz des Schwagers, wenn der Mann kinderlos geſtorben, — dies Alles ſind Zeichen, daß dem Weibe die Selbſtſtändigkeit und das aus dieſer fließende perſönliche Recht (von dem bibliſchen Judenthume) nicht zuerkannt wurde. . ." „Das talmudiſche Judenthum entzieht zwar die völlig herangereifte Jungfrau völlig (?) dem Willen des Vaters, — verlangt die Einwilligung des Mädchens (? auch des noch nicht mündigen) zu ſeinem Eintritte in die Ehe, und erkennt ſogar die ſpätere Weigerung der Frau, wenn ſie in den Jahren ihrer Unmündigkeit von dem Vater dem Manne übergeben worden, als gültig an;" — endlich führten auch „europäiſche Geſittung und germaniſche Anſichten von dem Weibe und deſſen Würde Gerſchom Ben Jehudah (im XI. Jahrh.) zu der alsbald ſanctionirten (?) Beſtimmung, daß von nun an die Vielweiberei verpönt ſei, eine Entlaſſung der Ehefrau nur mit ihrer Einwilligung geſchehen dürfe . . ." „Dennoch bleibt die geſellſchaftliche Stellung des Weibes im Judenthume unnatürlich; denn

es ist gesetzlich mit Schranken umgeben, die nicht die Natur ihm gesteckt hat . . ." „Frauen, Sclaven und Kinder werden auf eine Stufe gestellt, und selbst die Förderung des geistigen Lebens unter den Frauen wird als gefährlich betrachtet . . ." „Ja, man scheut sich noch immer nicht, in unseren Gotteshäusern das unwürdige Lob auszusprechen: „gepriesen seist Du Herr, daß Du mich nicht zum Weibe gemacht!" . . . „Nicht genug, daß das Weib von jedem höheren Leben ausgeschlossen ist, — muß auch das zarte Gefühl des denkenden Weibes durch den Eintritt in die Ehe, wie durch die Stellung in derselben tief verletzt werden . . ." Denn „gewöhnlich erkauft man (dem Mädchen) einen Gatten, und, wenn dies Geschäft vorüber ist, läßt das Gesetz es wiederum vom Manne erkaufen!" . . . Dies und mehreres Andere — „sind abgestorbene, aber noch mit ihren Leichenhänden die Gegenwart umklammernde Anordnungen, welche das Glück so manches Weibes zerstören!" . . . Zur Abschaffung derselben werden Vorschläge gemacht, und wo so klar das Uebel eingesehen, so offen es bekannt wird, da ist der erste Schritt zur Heilung desselben geschehen, dem bald der zweite nachfolgen wird.

9.

Klagschreiben aus Jerusalem über das Erdbeben im Januar 1837.

Aus einem von Jerusalem aus datirten „Schreiben Israels, Vorstehers und Aufsehers der pharisäischen Gemeinde im Lande Israel," — welches die Universal-Kirchenztg. Nr. 40 v. 1837 mittheilt, entnehmen wir folgende Stellen:

— „Mit dem innigsten Schmerze muß ich sagen, daß der Theil einer alten Prophezeihung (Sota gg. Ende) „Galiläa wird zerstört werden," eingetroffen ist. Am 24. Tebeth (1. Januar 1837) zur Zeit des Abendgebets (Nachmittags) kam ein entsetzliches Erdbeben von dem Herrn, „welcher auf die Erde herabschauet und sie erbebet." " — (In Jerusalem seien viele Häuser und Höfe beschädigt worden; doch kein Mensch zu Schaden gekommen.) „In dem heiligen Galiläa aber, ach! wurden Saffet und Taharia völlig umgestürzt . . . sämmtliche

Häuſer gänzlich zerſtört, darunter auch alle Synagogen der ſpaniſchen (portugieſ. aus dem 15. und 16. Jahrh.), der Chaſſidim- (polniſchen und ruſſiſchen Juden), und unſerer Phariſäer- (d. h. rabbiniſchen) Gemeinde ... Der See Kinnereth (Geneſareth) trat aus und überſchwemmte die Stadt ... In Saffet ſtarben insgeſammt mehr als 2000 Perſonen und in Tabaria ebenfalls ſehr viele." (Nach Angabe mehrerer höchſt betrübender Details, ruft Iſrael ſeinen Glaubensgenoſſen in Amſterdam die Worte zu:) „ſeid erbarmungsvoll und erweiſet euch wohlthätig mir und den Ueberreſten unſerer galiläiſchen Gemeinden, deren Mehrzahl des Herrn Rathſchluß ertragen und Sühnopfer geworden ſind für ganz Iſrael!" —

10.

Wiederherſtellung des Volkes Iſrael.

Zu Anfang d. J. (1838) erſchien eine Schrift, unter dem Titel: Beweis, daß die amerikaniſchen Indianer die Abkömmlinge der verlorenen Stämme Iſraels ſind, aus dem Engl. des M. M. Noah, Majors der Miliz zu Newyork und Nordamerik. Geſandten zu Tunis. Schon im Vorhergehenden iſt auf die engl. Abhandlung aufmerkſam gemacht worden, von welcher dieſes die deutſche Ueberſetzung iſt. Die Hauptdata ſind aus einer Schrift geſchöpft, welche Adair, der 40 Jahre unter jenen Indianern gelebt, im J. 1775 herausgegeben. Hr. Noah meint, die den Iſraeliten prophezeite Wiederherſtellung ſei „vielleicht nahe genug, um auch einen Theil jener (indian.) Völker zu umfaſſen.... Die Rabbinen, bemerkt er, „glauben, daß das Wunder der Wiedergeburt ſich offenbaren werde, wenn die Sünden der Nation gebüßt ſeien." Er glaubt, „daß Syrien an die jüdiſche Nation durch Kauf zurückfallen werde, und daß der angehäufte Wohlſtand derſelben ein von der Vorſehung beſonders gemachtes Geſchenk ſei, ſie in den Stand zu ſetzen, in einer paſſenden Zeit ihre alten Beſitzthümer durch Gold ſtatt Eiſen wieder in Beſitz zu nehmen... Man habe von 12—13 Millionen Dollars für die Abtretung jenes Landes geſprochen — eine Summe, die für den Paſcha von Aegypten zu lockend, als daß er ſie bei dem jetzigen ſchlimmen Zuſtande ſeines Schatzes ausſchlüge." —

11.

Messianische Hoffnungen Israels.

---

a.

Verkündigung der Wiederkunft des Messias.

Seit Sternsohn (Barcochba), später Lügensohn (Barchozbah) genannt, der zu Hadrians Zeiten als Messias viele hundert tausend Juden und Nichtjuden gewaltsamem Tode zugeführt, haben sich noch manche angebliche Messien unter den Juden hervorgethan. Im 12. Jahrhundert folgten sich deren sieben rasch aufeinander. Die reichhaltige, von Dr. Geiger herausgegebene wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie berichtet im ersten Hefte ihres zweiten Bandes (1837), daß ein gewisser Joseph Wolff, der früher in den Diensten der englischen Judenmissions-Gesellschaft gestanden, jetzt aber auf eigene Rechnung reise, in einer Ankündigung, die er zu Alexandrien an die Mauern geheftet, die Wiederkunft Jesus auf das Jahr 1847 festgestellt, „wo dann die Juden nach Jerusalem zurückkehren würden und das türkische Reich fallen würde." Im Frühlinge 1830 vom Pascha aus Aegypten weggewiesen, „begab er sich über Rhodus, Scio, Mytilene, Tenedos, Lemnos nach Salonichi, wo 22,000 Juden wohnen und in der Umgegend sich noch 60,000 befinden sollen. Auch dort machte er einen ähnlichen Maueranschlag, um den sich in einigen Stunden 2000 Juden versammelten." Aber auch dort scheint er keinen Glauben gefunden zu haben, dann erst entschloß er sich, eine Reise in das Innere von Afrika zu machen, „in der Absicht, die zehn Stämme zu suchen," deren Nachkommen er dort oder im Innern Asiens zu finden hoffte, dann aber gab er den ersten Plan wieder auf, durchreis'te Armenien, Persien, Khorassan, Turkistan, drang bis an den Himmalaya, und kehrte dann über Malabar und Abyssinien nach Malta zurück, wo er, vor zwei Jahren angelangt, nun mit Herausgabe seiner „Forschungen und Missionsarbeiten unter Juden, Mohamedanern und anderen Sekten" beschäftigt ist. —

b.

Erwartung des Messias.

Der Herzog von Ragusa bemerkt in der Beschreibung seiner im Jahre 1834 durch Palästina gemachten Reise von der Umgegend am galiläischen Meere (1837), daß viele europäische Juden sich bei Tiberias in Safed angesiedelt. „Nach dem Glauben der Juden wird dort der Messias ankommen, und voll Vertrauen erwarten sie ihn daselbst. Sie begeben sich von allen Gegenden der Welt nach Safed, um ihre Tage in dieser Stadt zu beschließen, welche ihrer Meinung zufolge eines Tages mit großem Glanze verklärt und vor Allem der Hauptort ihrer Macht werden wird. Es ist erstaunlich, welch tiefer Glaube noch heutzutage die Juden beseelt, und wie beharrlich sie sich weigern, die strafende Hand zu erkennen, welche sie getroffen hat, und deren Fingerzeig überall zu erblikken ist.“ Möchte der Herzog die Frage beantworten, wie er seine Straftheorie mit dem allgemeinmenschlichen und göttlichen Recht, und wie mit der heil. Schrift vereinigen könne, wonach Christus für seine Kreuziger Vergebung erbeten, weil sie nicht gewußt, was sie thaten! Auch ist zu fragen, was die Millionen, von getauften Unmenschen mißhandelter Neger oder deren Voreltern, was die 600,000 in alle Welt zerstreuten Zigeuner, was die wie das Wild von Europäern gehetzten Uramerikaner und Südafrikaner, was die von Anglikanern dem Hungertod preisgegebenen Irländer oder ihre Vorfahren verbrochen, um so Schweres zu erleiden? — Wenn aber am ersten Januar 1837 Tiberias und Safed durch ein Erdbeben zertrümmert und weit über sechstausend Juden, die des Messias dort harrten, unter dem Schutte begraben worden, so kann diesem wie jedem andern physischen Ereigniß eine andere als eine blos physische Bedeutung nur von demjenigen zuerkannt werden, dem die Geheimnisse der göttlichen Weltökonomie zu durchschauen vergönnt wäre, ein Schauen, dessen bis jetzt noch kein Sterblicher gewürdigt worden ist.

c.

Der jetzt erwartete Messias.

Semilasso erzählt im 4ten Bande seiner afrikanischen Wanderungen (1837), daß ihn zu Susa (bei Tunis) ein deutscher Rabbiner und Talmudist aus Jerusalem besucht, welcher nach Deutschland zu reisen versicherte, um hier einflußreiche Leute für sein Projekt zu interessiren, „in Jerusalem eine Bildungsanstalt für die verwahrlos'te israel. Jugend zu

gründen." Derselbe habe u. a. auch behauptet: „es sei gar nicht wesentlich, daß der Messias, den er und seine Glaubensgenossen erwarteten, nothwendig als ein Jude geboren werden müsse; wenn er nur die Menschen erlöse und eine glücklichere Zeit herbeiführe, als die jetzige, was das Christenthum doch bis jetzt nicht vermocht hätte. Dies aber könne nur der einzige Beweis für die Aechtheit des wahren Messias sein. Wunder u. dgl. Dinge brauche er gar nicht zu thun, und die Welt könne im Uebrigen im alten Gleise bleiben!"

12.

Wissenschaftliche Zeitschrift für jüdische Theologie,

herausgegeben von einem Vereine jüdischer Gelehrten. Bd. I. 3 Hefte. 476 S. 8. 1835; in Verbindung mit einem Vereine jüdischer Gelehrten herausgegeben von D. Abraham Geiger, Rabbiner in Wiesbaden. Bd. II. 3 Hefte. 608 S. 1836. Verlag von Joh. Dav. Sauerländer, Frankfurt am Main.

Die vorliegende Zeitschrift nimmt schon gleich durch ihren Titel unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. — Noch ist die jüdische Religion durch ihr Alter, ihre ursprüngliche Erhabenheit und ihre welthistorische Wirksamkeit diejenige, welcher unbedenklich die erste Stelle gebührt. Ihr Pentateuch ist gleichsam der Urpatriarch der monotheistischen Glaubensgenossenschaften, denen von der Providenz die großartigste Bestimmung zugetheilt worden. Ihr Gedächtniß reicht hinauf bis in die Wiege des Menschengeschlechtes; ihre Urkunden sind bis jetzt noch die erweislich ältesten; ihre Ueberlieferungen liegen den zwei Religionen zu Grunde, die sich am weitesten über den ganzen Erdball verbreitet, die am meisten zur Humanisirung der alten und neuen Welt beigetragen haben. Mögen auch die Juden späterhin, wie die unglücklichen Chamiten in die Dienstbarkeit der anderen Abkömmlinge des Erzvaters Noah, so in die Abhängigkeit von den Christen und Islamiten gerathen sein, doch haben sie, — einzig in der Geschichte — bis auf den heutigen Tag ihre Eigenthümlichkeit, ihre Religion sich erhalten und hierdurch die wunderbare Lebenskraft derselben bewährt. So ist das Judenthum unstreitig die altehrwürdigste Erscheinung in der Geschichte der Menschheit.

Andererſeits iſt Wiſſenſchaft im wahrhaften Sinne des Wortes zugleich die neueſte und größte Forderung der Zeit, vorausgeſetzt nämlich, daß man darunter nicht eine bloße Anordnung von Erkenntniſſen nach abſtrakten Gemeinbegriffen, ſondern ein wirkliches Spiegelbild der lebendigen, thatſächlichen Weltordnung verſteht, in welchem unſer geſammtes Wiſſen zu einem organiſchen Ganzen vereint iſt. Wie nun das wiſſenſchaftliche Streben darauf ausgeht, den goldenen Faden zu entdecken, welcher die geſammte Welterſcheinung durchſchlingend — ſie an die Gottheit religirt, — und die Worte in allem Daſeienden zu vernehmen, durch welche es zu einem einzigen Welthymnus ſich geſtalte, — ſo iſt dagegen das Judenthum, je länger es innerhalb der rings umher fortſchreitenden Menſchheit ſtehen geblieben, im Verhältniſſe zu derſelben eben durch ſeine Stabilität immer particulariſtiſcher geworden, da ſeine Beſchränktheit immer ſchroffer mit der immer allgemeineren Entſchränkung der übrigen civiliſirten Welt contraſtirte. Es iſt aber ein allgemeines, auch in der Menſchheit ſich bewährendes Naturgeſetz, daß, je ſtrenger irgend Etwas iſolirt, — um ſo heftiger es im Verborgenen zu ſeinen Ergänzungen hingezogen, und je länger dieſem Hinzuge Gewalt angethan wird, um ſo gewaltſamer es demnächſt ſeiner erſten Eigenthümlichkeit verluſtig wird. Beiſpiele hiervon haben in neuerer Zeit die Völker gegeben, welche entweder in religiöſer, oder politiſcher Hinſicht mit Gewalt gegen zeitgemäße Reformationen iſolirt worden ſind, und eben ein ſolches Beiſpiel gibt uns die neueſte Geſchichte der Juden. Wie lange und hartnäckig, zum Theil auch nothgedrungen, ſie iſolirt geblieben, endlich iſt doch die Zeit gekommen, in welcher auch ſie aus ihrer Vereinzelung herausgeriſſen worden, und welches die Folgen hiervon geweſen, wird uns die vorliegende Zeitſchrift ſelbſt auf das Sprechendſte zur Anſchauung bringen. Zugleich wird ſich uns aus dem, was wir daraus anzuführen haben, ergeben, ob ſie mit Recht — ſich eine wiſſenſchaftliche und ihre Theologie eine jüdiſche nennt, oder ob vielleicht keine dieſer beiden Bezeichnungen dem Mitgetheilten entſpricht.

Als Mitarbeiter an derſelben werden aufgeführt die Hrn. Doctoren J. Aub (zu Baireuth), Creizenach (in Frankfurt a. M.), Joſ. Dernburg (Amſterdam), Formſtecher (Offenbach), A. Geiger (Wiesbaden), Herzheimer (Bernburg), M. Heß (Lengsfeld), Joſt (Frankfurt a. M.), Kley (Hamburg), Steinheim (Altona) und Zunz (Prag); dann die Hrn. Arnheim (Glogau), Grünbaum (Birkenfeld), Munk (Paris) und Rapoport (Lemberg), — faſt Alle — Prediger oder Rabbiner an den ihren Namen beigefügten Orten, — ein Umſtand, der dieſer Zeitſchrift allerdings eine eigenthümliche Färbung ertheilt,

wie es andererseits auffallen kann, weder Johlson, den gelehrten und freisinnigen Uebersetzer des A. Test., noch Rießer, den scharfsinnigen und feingebildeten Vorkämpfer um Emancipation, noch Weil, den geistreichen Belletristen, die alle Drei in oder nahe bei Frankfurt a. M. wohnen, als Mitarbeiter genannt zu sehen.

Ueber die Einrichtung der Zeitschrift selbst haben wir nur zu bemerken, daß jedes Heft aus drei Abtheilungen besteht, von denen die erste theils kritische und literär-historische, theils dogmatische und raisonnirende größere Abhandlungen, die zweite Recensionen, die dritte „Nachrichten aus der Synagoge" und sonstige auf die Verhältnisse der Judenschaft bezügliche Mittheilungen enthält. Daß übrigens im Laufe eines ganzen Jahres nur drei oder höchstens vier Hefte erscheinen, und sowohl Abhandlungen, als Recensionen öfter durch mehrere Hefte fortlaufen, dürfte sich wohl dem Aufkommen dieser Zeitschrift nicht förderlich erweisen. Die Zeit hat jetzt einen rascheren Verlauf als jemals, da Ereignisse, Entdeckungen und Productionen sich in unerhörter Fülle einander drängen und verdrängen. Wer in den Gang der Entwicklung eingreifen will, muß entweder seine Kräfte zu einer größeren, gediegenen Arbeit sammeln, oder ein stets fertiger Mitsprecher über die Fragen und Angelegenheiten des Tages sein, keinesfalls aber die Forderung stellen, daß man Aufsätze lese, deren Fortsetzung und Schluß erst nach drei und resp. sechs Monaten zu gewärtigen stehen. Ueberdieß hat sich jetzt oft binnen so langer Frist in den Verhältnissen und Erkenntnissen so Manches verändert, daß der Anfang einer Abhandlung schon mehr oder weniger antiquirt sein kann, bevor das Ende derselben erschienen.

Was den Inhalt der vorliegenden Zeitschrift betrifft, so würde es uns zu weit führen und dem Endzwecke, den wir uns vorgesetzt haben, nicht entsprechen, wenn wir über alles hier Mitgetheilte berichten, wenn wir auf die manchen werthvollen und interessanten Bemerkungen eingehen, und die mancherlei Unrichtigkeiten und die mehr oder weniger falschen und schiefen Ansichten releviren wollten, denen wir hier begegnen.

Im Allgemeinen genommen können wir diese literarische Erscheinung nur als eine erfreuliche begrüßen. Die Männer, die sich zur Herausgabe vereinigt haben, sind zum Theil schon — wie namentlich Zunz, Jost, Rapoport, Munk und Geiger — durch schätzbare Leistungen auf dem Gebiete der neu-israelitischen Literatur rühmlich bekannt und die meisten Mittheilungen in der vorliegenden Zeitschrift beurkunden gründliche Gelehrsamkeit in Beziehung auf die ältere rabbinische Literatur, theils ein ernstes und eifriges Bestreben, die jüdischen Zeitgenossen in die geistige, fortschreitende Bewegung hineinzuziehen, deren

jetzt selbst die Katholiken und Islamiten sich nicht mehr zu erwehren vermögen, wenn auch das Glaubenssystem derselben ebenso wesentlich stabil ist, als das Mosaisch-Talmudische Lehrgebäude. Besonders schätzbar ist in der letzteren Beziehung die Aufrichtigkeit, mit welcher zugleich auf die Erstarrung und auf den gegenwärtigen Zerfall des Judenthumes aufmerksam gemacht wird; denn erst aus der gründlichsten Erkenntniß der Krankheit erwächst auch die Möglichkeit gründlich heilender Behandlung. Wir werden daher versuchen, durch Zusammenstellung der hier und dort zerstreuten Andeutungen das Eine, wie das Andere, anschaulich zu machen. —

„Die Geschichte des Judenthumes, bemerkt Hr. D. Geiger (Bd. II. S. 94), stellt uns die Thatsache dar, daß in ihm sich sehr wenige Secten ausgebildet haben, und beständig blos eine einzige den Sieg davon getragen hat. In den älteren Zeiten, in denen des zweiten Tempels," waren es die Pharisäer, welche das Uebergewicht hatten. Diese nahmen bekanntlich an, daß zur Erklärung und Ergänzung des geschriebenen Gesetzes, welches Moseh offenbart, demselben noch Anderes von Gott mitgetheilt worden, was sich durch mündliche Ueberlieferung fortgepflanzt und gleiche Gültigkeit habe, wie das geschriebene. Die Sadduzäer, die erst Zadok, einem Schüler des Antigonus Socho, ihre Entstehung verdanken sollen, verwarfen die mündliche Ueberlieferung; aber „die Pharisäer hatten die Mehrheit des Volkes für sich, und das Ansehen der Tradition wurde befestigt und drang überall durch." (II. 95.) Die Essäer, die mehr einer theosophisch-mystischen und asketischen Richtung sich hingaben" (94), zählten selbst zu Josephus Zeiten, nach dessen Angabe, in Palästina nur 4000 Anhänger.

Die Streitigkeiten, welche sich über die mündliche Lehre erhoben, gaben demnächst Veranlassung, die Bestimmungen derselben zu sammeln, zu ordnen und schriftlich zu verfassen. R. Elieser ben Jakob, R. Akiba, Jehudah der Heil. und m. A. gaben (im zweiten Jahrhunderte n. Chr.) solche Sammlungen unter dem Titel Mischnah heraus (II. 264 ff. 475); aber nur die Mischnah Jehudah's (Hakadosch, 141 n. Chr.), die er „in Uebereinstimmung mit den Schriftgelehrten seiner Zeit" verfaßt, gewann eine bleibende Autorität. Bald nach ihrem Erscheinen durch die Thosephtha und die Baraitha ergänzt — und demnächst (um 250 n. Chr.) von R. Jochanan in der G'mara commentirt, bildete sie mit diesen Schriften den Talmud, der seit dem Ende des dritten Jahrhunderts n. Chr. die Grundlage des Judenthumes geblieben. „Von hier an, bemerkt Hr. D. Geiger (II. 476), datirt sich der erste Stillstand in der *Entwicklung* des jüdisch-religiösen Lebens." — Erst in der Mitte

des achten Jahrhunderts trat eine neue Art von Sadduzäismus unter dem Namen Karaïsmus — der talmudiſchen Synagoge gegenüber, deren traditionsgläubige Anhänger „von nun an, wegen ihrer Folgſamkeit gegen die Rabbinen, Rabbanim, oder Rabbaniten genannt wurden." (II. 96.)

Die Karäer aber, die wie die muhammedaniſchen Schiiten und die chriſtlichen Proteſtanten, behaupteten: Die ganze Heilswahrheit ſei in der heiligen Schrift enthalten, die Schrift ſei nur aus ſich ſelbſt zu erklären und es dürfe ihr Nichts zugeſetzt, Nichts von ihr weggenommen werden, — ſie bildeten nur eine, im Vergleiche zu den Rabbaniten, unſcheinbare Secte, die, wie D. Geiger (II. 110) bemerkt, nur „die traurige Erſcheinung eines erſtarrten Freiſinnes darbot, wo man ſich gleichſam fürchtet vor dem kühnen Schritte, den man gethan, und immer wieder rückwärts geht, um die Bedenklichkeit ſeiner Folgen abzuwenden ...." — „Wären, — meint Hr. D. G. ebendaſelbſt S. 118 — wären die Karäer tief eingedrungen in ihrer Polemik, hätten ſie die Erforderniſſe bei Behauptung einer Tradition gehörig erwogen und die Anſprüche der geiſtlichen Macht der Talmudiſten und ihre Interpretationsregeln ſcharf gefaßt, ſo wären die Rabbiniten zu einer wiſſenſchaftlichen Begründung ihrer Anſichten, zu einer hiſtoriſchen Sicherſtellung genöthigt worden, und unſere Zeit ſtände nicht jetzt da in Verlegenheit vor dem Chaos, das ihr vorliegt, wo ſie durchaus keine beſtimmte Antwort zu geben weiß, wenn man ihr die wichtigen Fragen vorlegt: Was erkennt der Talmud als Tradition an? Wie weit dehnt er die geiſtliche Macht aus? u. ſ. w. .."

Die Kabalah endlich, d. h. „die geheime Lehre von Gott und der Welt, welche aus den Buchſtaben des A. Teſt. künſtlich erſchloſſen wird"[1]), — deren älteſte Schriften nicht über das zweite Jahrhundert nach Chriſtus hinausreichen, hat auf das ſynagogiſche Judenthum keinen erheblichen Einfluß ausgeübt. Ihr Studium wurde vom dritten bis zum zehnten Jahrhunderte n. Chr. faſt ganz vernachläſſigt; „ihre emanatiſtiſche Schöpfungs-Anſicht hat nie im Judenthume Fuß gefaßt", (II. 343) und — dieſer grundweſentlichen Differenz ungeachtet — hat ſie nicht einmal eine eigene Secte zu bilden vermocht.

Iſt alſo vom Judenthume, als einem von den älteſten bis auf die neueſten Zeiten ſich continuirenden Glaubensſyſteme die Rede, ſo kann darunter nur dasjenige verſtanden werden, welches in der älteren Zeit

---

1) Philos. cabbal. v. D. Freyſtadt p. 12.

durch die Phariſäer, demnächſt durch die Rabbiniten ſeine Herrſchaft behauptet hat.

Als Grundprincipien des Talmud's ſtellt nun Hr. D. Creizenach (II. 22 ff. und 255 ff.) folgende auf:

1 und 2) „Alle Vorſchriften des Pentateuchs ſind Moſeh aus dem Munde Gottes", — und zwar „auch dem Texte nach" — „am Berge Sinai offenbart worden."

3 und 4) „Wegen der Unvollſtändigkeit der Vorſchriften (im Texte des Pentateuchs), der Unverſtändlichkeit der Ausdrücke und der darin vorkommenden ſcheinbaren Widerſprüche" — „ſind die näheren Erläuterungen der Vorſchriften des Pentateuchs Moſeh gleichzeitig mit dieſen ſelbſt am Sinai offenbart worden", und ſind deshalb, wie dieſe unveränderlich.

5 und 6) „Die mündlich geoffenbarten Geſetzbeſtimmungen„ haben ſich von Moſeh herab bis zu deren ſchriftlichen Abfaſſung mündlich fortgepflanzt, und „der Talmud iſt (ſeitdem) die Hauptquelle derſelben." — Schon Maimonides bemerkte aber (Hilchoth theschabah III. 8.), daß der Talmud jedem Iſraeliten, der den göttlichen Urſprung der mündlichen Lehre nicht anerkenne, als einem Läugner (Khopher), den Antheil an der ewigen Seligkeit abſpreche. (II. 259.)

Ihm nun (dem Talmud), „hat die Vorzeit auch mit der kleinlichſten Treue angehangen, weil, wie ſich Maimonides ausdrückt: „ganz Iſrael darin übereingekommen iſt"" (I. 349), und „die jüdiſche Theologie hat in dem langen Zeitraume, der unſerer Zeit vorangegangen, — einzig und allein im Studium deſſelben beſtanden" (II. 2). „Er war das Buch, das alle Anleitung fürs Leben, alle Kenntniſſe, die als wahrhafte galten, in ſich ſchloß; — das Glaubensbewußtſein der Synagoge hatte mit der vollſten Hingebung ſich ihm angeſchloſſen; was in ihm enthalten war, das trat im Leben aller Enden entgegen; ſein Verfahren war ſo unzweifelhaft, ſeine Anſichten in eines jeden Bruſt ſo feſtgeſtellt, ein Zweifel, ob der Gehalt der Bibel in ihm richtig entwickelt und dargeſtellt war, ein Zweifel an der ungetrübten Ueberlieferung lag ſo fern, daß der Gedanke an eine feſtere Begründung ganz ſchwinden mußte" (II. 2. 3.)

Nach der gänzlichen Auflöſung der Schulen in Babylon, und nachdem die Juden ihren letzten gemeinſchaftlichen Mittelpunkt verloren (J'cheskia, Sohn von David Sakai, war der letzte Roſch Galutha, d. h. Oberhaupt der Lehrſchulen, wörtlich aber „Haupt der Gefangenſchaft"), — hatte allerdings ſeit Anfang des elften Jahrhunderts eine neue Glanzepoche für die jüdiſche Literatur begonnen, und im Verkehre mit den to-

leranten Arabern in Afrika und Spanien das Studium der Aristotelischen Philosophie, der Astronomie und Medicin — Eingang bei den Rabbonim's gefunden. Schon „Abulwalid wagte Correcturen in manchen Stellen der Bibel" (I. 19); „bei Vielen wurde die Philosophie dem Judenthume fast gleichgestellt und man suchte sie gegenseitig zu modifiziren. . . ." Man wagte sogar zu behaupten, es seien ganze Stellen des Pentateuchs in späteren Zeiten hinzugefügt worden." (21.) „Gerschom, die Leuchte der Zerstreuten" (um 1170) traf selbst einige, seitdem beibehaltene Einrichtungen[2]) welche „nicht im Geiste des palästinensischen Judenthumes lagen" (25) und der Rab. Samuel Bar Mejir (Rasch Bam) (um 1180) „drang mit dem größten Nachdrucke auf das Recht einer freien Exegese" (32). „Je mehr man sich von der Hülfe der Gaonim (der Erhabenen, dies war der Titel der Vorsteher der jüdischen Hauptschulen von 564 bis gegen 990) verlassen sah, — desto selbstständiger mußten auch bald die talmudischen Forschungen werden, und so wenig auch eine freie philosophische Geistesentwicklung kräftige Wurzel schlagen wollte oder konnte, so sehr fand die eigenthümliche Bearbeitung des heiligen Religionsschatzes mit gewissenhaftem Fleiße und Eifer einen fruchtbaren Boden" (I. 26). Immer aber blieb der Talmud die unverbrüchliche Grundlage der gelehrten Arbeiten. — „Isaak ben Jakob (Alfasi, auch Rif genannt) stellte am Ende des elften Jahrhunderts nach der Ordnung des Talmuds die Resultate desselben auf, so daß sein Werk, Halachot genannt, zur Richtschnur werden konnte für alle Anhänger des Talmuds, und der Mann, wie das Werk sich bald der ungetheiltesten und anerkanntesten Hochachtung erfreuten" (I. 23.)

Auch Maimonides, „der allen neueren Bestrebungen Anknüpfungspunkt war und ist" (II. 20), trat „keineswegs dem Talmud entgegen; sondern bewies in den verschiedensten Epochen seines Lebens durch Schriften und Briefe urkundlich seine Anhänglichkeit an Tradition und mündliche Lehre" (I. 214). Ausdrücklich zählt er zu den Läugnern (Khophrim), die er als Häretiker bezeichnet, diejenigen: „1) die nicht den ganzen Pentateuch für göttlichen Ursprunges halten, 2) die die Echtheit der Tradition läugnen, 3) die annehmen, daß Gott einen Theil des Mos. Gesetzes abgeändert habe (mit anderen Worten: „die die offenbarte Lehre für veränderlich halten"), und 4) die an keinen Messias glauben, der einst aus dem Stamme Davids kommen wird,

2) „Er verbot die Vielweiberei und setzte fest, daß bei einer Scheidung auch das Weib seine Einwilligung geben müsse" (I. 25).

Israel zu erlösen" (I. 46. 47). Uebrigens bilden seine Schriften, und besonders seine Bearbeitungen des Talmud und seine Commentare zu demselben gleichsam den Kern der mittelalterlichen Blüthe der israelitischen Gelehrsamkeit. Mit seinem Tode, der in das Jahr 1205 zu setzen ist, fing auch jene Blüthe zu welken an (II. 11), und wenn nun, in Folge der gelehrten Streitigkeiten, die sich während des elften und zwölften Jahrhunderts in Afrika und Spanien — und später in Frankreich entsponnen, „eine laxe Beobachtung des Judenthumes eingerissen" (I. 34) — wenn der ausgezeichnete Rabbi Aschер († 1321) klagte, „daß die Verwirrung hinsichtlich der Glaubensprincipien (bei den Israeliten) so sehr um sich gegriffen, — weil sie ohne Propheten und ohne Weisen von gültiger Autorität sind, — ohne obere Religions-Behörde und ohne ordinirte Geistlichkeit leben" (II. 76), so sammelte sich doch Israel, immer allgemeiner, immer ingrimmiger von den Katholiken verfolgt und gedrängt, — allmählig wieder einträchtig um die heilige Fahne des Talmud, und D. Dernburg bemerkt namentlich in Beziehung auf Deutschland, daß hier „seit Jahrhunderten jeder Hang nach Wissen unter den Israeliten erstickt, der vernünftige Glaube dem Studium des Talmud mit seiner Alleinherrschaft gewichen, und an den sogenannten hohen Schulen, selbst das Lesen der älteren Schriften eines Saadiah, Maimonides, Albo u. A. verketzert war" (II. 335). Ebenso wird an einer anderen Stelle (II. 139) „jene felsige Starrheit des absoluten Stehenbleibens beklagt, die im Judenthume seit Jahrhunderten Gesetz gewesen."

Erst in der neueren Zeit wurde „Maimonides (wieder) der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, vielfacher Thätigkeit und hoher Bewunderung. So hat Mendelssohn, der Schöpfer und das sichtbare Haupt unserer (d. h. der israelitischen) neuen Periode, das erste Feuer seines Geistes an dem Lichte des trefflichen Moses (Maim.) angezündet, so hat Salomon Maimon, der tiefsinnige Schüler Kant's, sich, wenn auch unglücklich, an der Erklärung seines unsterblichen Moreh Nebuchim versucht" (I. 98). Aber „die plötzlich durch Mendelssohn angeregte Begeisterung für die Philosophie mußte zur verzehrenden Flamme und die Verbreitung des Kant'schen Kriticismus zum schneidenden Schwerte für den positiven Glauben und das Ceremonialgesetz sich gestalten" (II. 335). „Man verfolgte nun das Bestreben, das Licht der natürlichen Religion nicht nur über das positive Ceremonial strahlen zu lassen, sondern das Gerüste dieses als weder ort-, noch zeitgemäß gänzlich abzutragen, und statt seiner aus den Bausteinen seines Fundamentes und Zweckes das neue Gebäude zu errichten. Als Repräsentanten mögen hier Lazarus Bendavid, Friedländer, Wolfssohn genannt

werden" (II. 335), welche „die Principien der Vernunftreligion zur ausschließlichen Unterlage des positiven Judenthumes machten" (345). „Anders war es in Italien, wo das Talmudstudium weniger zu unnatürlicher Streitsüchtelei herabgewürdigt worden, — und ein strenger Gegensatz zwischen dem talmudischen Glauben und dem philosophischen Wissen sich nie hervorgebildet hatte ... Wie (daher) Mendelssohn selbst seinen Bildungsgang immer in einer mit dem Glauben engverschwisterten Schule verfolgt hatte, so schlossen ihn die Italiener auch ihren Studien an, und setzten zu den Namen Abrabanel, Chisdai — nun den Mendelssohn's" (336).

Nur bis hierher reichen die in den vorliegenden sechs Heften zerstreuten historischen Andeutungen in Beziehung auf das Judenthum, und wir sehen daraus, daß der Glaube an eine unverbrüchliche, göttliche Offenbarung, die dem jüdischen Volke vor drei Jahrtausenden zu Theil geworden sei, bis auf die neueste Zeit bei demselben die Oberherrschaft behalten und als das Charakteristische des Judenthumes bezeichnet werden kann. Mit Recht bestimmt daher Reggio in seiner Schrift: „Thorah und Philosophie in ihrer Versöhnung" — als Grundlehre des jüdischen Glaubens: „sie (die Israeliten) sollen ein Volk und ich will ihr Gott sein" (II. 338), und übereinstimmend hiermit behauptet Hr. D. Creizenach: „Die Anerkennung eines unendlichen Urhebers aller Dinge, der das Menschengeschlecht regiert, und den Israeliten durch Moses besondere Gesetze offenbart hat, ist eine unerläßliche Grundlage des religiösen Lebens für jeden Israeliten" (II. 68).

Wie nun die Synagoge von der Bewegung der neuesten Zeit ergriffen, wie das Leben der Israeliten seit Mendelssohn in den allgemeinen Umschwung der socialen Verhältnisse Europas verflochten worden, darüber sich auszusprechen, haben die gelehrten Mitarbeiter der „wissenschaftlichen Zeitschrift" keine Veranlassung gefunden. Um so mannichfaltiger sind die Aeußerungen derselben über den gegenwärtigen Zustand der Dinge.

Bald vernehmen wir Klagen über den „Zustand religiöser Bewußtlosigkeit, in welchem Israel leider befangen sei" (II. 22), und über den „allgemeinen Mangel an göttlichem Geiste", der daraus abgeleitet wird, daß „Israel lange Zeit ohne lehrende Priester und ohne Unterricht gewesen"; — denn die Rabbiner seien zwar achtbare Männer, aber „nicht Lehrer, nicht Lehrer des Volkes, der Jugend, nicht Fortbildner der Religion im Geiste Gottes gewesen" (I. 194) — bald wird das nothgedrungene Bekenntniß abgelegt: „daß das religiöse Leben in sei-

ner wahren Bedeutung unter den Israeliten wenig Anregung und Nahrung finde, und mehr in einem kalten Mechanismus, der weder im Gefühle, noch im Verstande gegründet ist, so zu sagen, erstorben sei"! (I. 261 f.) — Dann klagt Hr. D. Herzheimer, daß „die Verstellung und geheuchelte Ceremonieen- und Gesetzübung mit der frivolen Verspottung und leichtsinnigen Verachtung des Gediegenen und Wesentlichen abwechseln" (II. 241). Ein anderer Mitarbeiter schreibt sogar eine ganze Abhandlung darüber, daß „Heuchelei die erste Anforderung an den jungen Rabbiner unserer Zeit sei" (I. 285 ff.), und meint darin, daß „das Schaukelsystem, das bald hierhin, bald dorthin sich neigt, es mit Keinem verderben will, leise und schleichend auftritt, sich selbst und Andere täuschen will, — leider, in gegenwärtiger Zeit die häufigste Erscheinung sei" (290).

Die Abhandlung aber über „das Judenthum unserer Zeit und die Bestrebungen in ihm", welche die vorliegende Zeitschrift selbst bevorwortet, sucht dieses Unternehmen im Wesentlichen durch die nachfolgenden Bemerkungen zu begründen: „das religiöse Leben", heißt es, biete jetzt einen Kampf dar „zwischen dem auflösenden und zersetzenden, daher so viel, wie möglich, verneinenden Verstande, der scharf prüfenden Beurtheilung aller vorliegenden Zeugnisse sowohl der Geschichte, als der Speculation auf der einen, und der vereinenden, zusammenfassenden, daher befestigenden Thätigkeit der Vernunft, dem tiefen Sehnen des Gemüthes mit seiner dichterischen Anschauung religiöser Sagen und Formen, und dem verjährten Vorurtheile auf der anderen Seite" (I. 1). Wir halten nicht für nöthig, die Unrichtigkeit dieser Gegeneinanderstellung ausführlich zu erweisen, da wohl keiner unserer verehrlichen Leser den analysirenden, scharf prüfenden und urtheilenden Verstand, ohne welchen die syntheſirende, vereinende Vernunft des geläuterten Stoffes zu ihren Arbeiten ermangeln würde, — dieser Vernunft selbst feindlich entgegensetzen, und noch viel weniger dieser letzteren das verjährte Vorurtheil zum Kampfgenossen gegen den Verstand beigeben wird.

Zum Schlusse seiner einleitenden Vorrede bemerkt noch Hr. D. Geiger: „Nur die Theologen", wenn sie mit dem geschichtlichen Gebäude ihrer Religion vertraut, auf der Höhe der Zeit stünden, „könnten durch gelehrte und praktische Wirksamkeit das Heil Israels fördern", — obgleich „sie es in den letzten 50 Jahren nicht gefördert hätten" (10).

Worin nun diese Wirksamkeit bestehen müsse, darüber spricht sich Hr. D. Dernburg folgendergestalt aus: „das Gesetzbuch des Theologen

ſei: „die beſtehende Form zu erhalten, aber die Scheidewand zu zerbrechen, welche die Zeit zwiſchen ſie und die ewige Idee geſtellt, in beide wieder neues Leben zu ſchaffen, und ſie in das richtige Verhältniß zu einander zu ſetzen.“ Man müſſe nämlich, „anſtatt ſtets dem Kampfe zwiſchen Geſchichte und Vernunft, Zeitlichem und Ewigem zuzuſehen, ſich beſtreben, beide von einander durchdringen zu laſſen, und ſo einen Weg zu bahnen, den Alle wandeln mögen. . . . Habe man ſich aber überzeugt, daß Vernunft und Religion ſich ſchweſterlich einen müſſen gegen kindiſches Vorurtheil und zerſtörenden Aberglauben, — wo ſollte man zu dieſem Geſchäfte Vorarbeiten ſuchen, wo dieſe Einigung ausgeführt erblicken, als in den Schriften des Maimoniden?“ (I. 99—101.)

Weiter hinauf ſteigt Hr. D. Creizenach, welcher, dem Karäiſchen Proteſtantismus ſich anſchließend, behauptet: „in Glaubensſachen habe die iſraelitiſche Religion Nichts allgemein Gültiges, als die heilige Schrift,“ und „ſie ſei die einzige Quelle, aus der wir (die Iſraeliten) die nöthige Belehrung über das Weſen und die Begrenzung des iſraelitiſchen Glaubens ſchöpfen könnten und dürften“ (I. 335. II. 73.). Da er nun als eine der 3 Hauptwahrheiten aufſtellt: daß „Gott den Iſraeliten ſeinen heiligen Willen durch Moſes offenbart“ (II. 71.), da er weiterhin bemerkt: „ſobald man die moſaiſche Geſetzgebung als den unmittelbaren Ausdruck des göttlichen Willens verehrt, kann nichts dazu berechtigen, irgend einen der göttlichen Befehle für minder wichtig und dringend zu erklären“ (I. 338), — ſo iſt nicht abzuſehen, wie hiernach jede Scheidewand zerbrochen werden ſoll, welche das iſraelitiſche Volk bisher ſo ſtreng von den anderen Völkern geſchieden. — Und doch meint Hr. D. Geiger: „die Idee, die wir als eine vorzüglich begründete betrachten, der Kampf, wie wir ſagen möchten, um Emancipation des Glaubens von der Volksthümlichkeit, d. h. um den Glauben von den Spuren des früher mit ihm verbundenen Staatslebens zu reinigen, dieſe Idee — ſei die ſtille fortwirkende gewaltige Macht, die das ganze Gebiet der Religion umgewandelt“ (I. 177), — womit aber jene particulariſtiſche Anſicht von der Moſ. Geſetzgebung ſich auf keine Weiſe vertragen dürfte.

Wie nun, nach Hr. D. Creizenach's Verſicherung, „faſt keine zwei der ſeit 20 Jahren erſchienenen Lehrbücher des moſaiſchen Glaubens in Beziehung auf die Anzahl und die Begrenzung der Glaubenspunkte übereinſtimme“ (I. 45), ſo finden wir auch in der vorliegenden Zeitſchrift eine nicht geringere Mannigfaltigkeit der Anſichten in Beziehung auf die Strebens- und Hoffnungspunkte. Der Eine gelte

eine Wiedererweckung des erſtorbenen, in bloßes Außenwerk geflüchteten Glaubens," und er ahnet „eine ſchöne Zukunft, wo das Gebäude des Judenthumes wieder aus ſeiner, durch die Zeit (?) herbeigeführten Verunſtaltung hergeſtellt ſein wird (II. 360 f.). Ein Anderer meint, „die Zeit, in welcher das Judenthum in ſeiner herkömmlichen Geſtalt ungetheilt das Herz der Iſraeliten inne hatte, ſei unwiederbringlich dahin," und bezeichnet als Strebensziel die Verwirklichung der (ſchlechthin univerſalen) „Idee des Judenthumes: in jedem Lebensmomente des einen, allwaltenden, heiligen Gottſchöpfers (?) eingedenk zu ſein, jede Handlung — Erfüllung des hohen Menſchenberufes oder Mittel dazu ſein zu laſſen" (II. 209. 211.). Ein Dritter legt ſogar dem Rabbiner die Pflicht auf, „die reine Idee des Judenthumes fortzubilden." Er ſieht nämlich zwei ganz unheilvolle Extreme vor ſich, die Einen verknöchert, die Anderen von jedem Glaubensverbande losgeriſſen;" — „in der Mitte — Leute, die eine Wunde und eine Sehnſucht im Herzen fühlen, die vom Alten losgetrennt — ein Neugeſtaltetes vermiſſen, bange der Löſung harrend"... Nun ſoll der wahrhafte Geiſtliche dieſen allen „anſchaulich machen, wie die Zeit eine Umwälzung hervorgebracht," er ſoll „den Erſtarrten zeigen, daß ſie erſtarrt ſeien", — in den Glaubensloſen „Sehnen und Streben nach belebendem Glauben erregen", — Beiden aber, „wenn ſie erwacht ſind", ſowie jenen in der Mitte Schwebenden „zum Bewußtſein bringen, wie nicht mit flacher Vermittelung und mit theilweiſem Annehmen und Verwerfen Alles abgemacht ſei, ſondern daß die Geſtaltung des Glaubens aus einem Guſſe ſein müſſe"... (I. 290 f.). Leider vermißt aber der wackere Mann in Iſrael Geiſtliche, wie er ſie wünſcht, und findet nur theils ſolche, „die den Ruf unſerer Tage gar nicht kennen, — theils andere, die „den Kampf zwar kennen, aber ſeine Rechtmäßigkeit nicht anerkennen", — ſondern „ſich überreden, es ſei das Alte, das ſie aufgegeben, gar nicht dageweſen, es ſei das Neue, das ſie aufgenommen, nicht eine Fortbildung, ſondern eine unweſentliche neue Form", — theils endlich ſolche, „die nichts Anderes zu ihrem Ziele machen, als eine gute Stelle, die ſie warm hält", und ſich nur fragen: „wie befriedigt man die verſchiedenen Anſprüche, damit man mit uns zufrieden ſei und wir in Anſehen und Einkünften ſteigen? Wie verwirrt man den Sinn, damit Alle glauben, wir thäten nach ihrem Willen?" (I. 292—295.) Fragen wir aber dieſen wohlgeſinnten Mann, wie ſolchen Uebelſtänden abzuhelfen ſei, ſo erhalten wir die ganz unbeſtimmte Antwort, der geiſtliche Führer müſſe „wirken für Reinigung der Lehre nach ihrer urſprünglichen Geſtalt, für die Einigung

der Fortschritte der Zeit mit dem Glauben, für die Durchdringung der reinen Idee!" (303.)

Ist es nun, nach Allem, was wir im Bisherigen angeführt haben, rühmend anzuerkennen, daß in der vorliegenden Zeitschrift mit seltener Freimüthigkeit gar manche Schäden Joseph's aufgedeckt, und die verschiedenartigsten Heilungsprojecte dargelegt werden, so darf es doch nicht unbemerkt bleiben, daß noch Ansichten in derselben vorherrschend sind, welche nicht geeignet scheinen, die Eintracht in der Synagoge herzustellen, und ebenso wenig zu einer Vereinigung mit den übrigen Glaubensgenossenschaften hinführen können.

Gerade wie in der römisch-katholischen Kirche noch häufig von einem ursprünglichen, reinen Katholicismus, und wie in den akatholischen Religionsgesellschaften von einem reinen Urchristenthume, so wird von den meisten Mitarbeitern unserer Zeitschrift von einem reinen Judenthume geträumt und gefabelt. Es tritt hier, wie auch sonst so oft, der Fall ein,

. . . „eben wo Begriffe fehlen,
„da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

Der gemeine Verstand, wenn er sich klar machen will, was unter Katholicismus, Christenthum, Judenthum zu verstehen sei, verfährt hierbei, wie bei Bildung des Begriffes eines jeden lebendigen Wesens. Er geht auf den Ursprung des Namens und der Sache, die damit bezeichnet werden soll, zurück, begleitet den Keim, den er gefunden, bei seinem Wachsthume, seiner Entfaltung und seiner Unterscheidung von anderen, anders benannten Gewächsen, erforscht seine Blüthe, seine Frucht, und bildet sich dann den gewünschten Begriff aus den Elementen, die er gewonnen, — und zwar besonders aus denen, in welchen er den stätigen, wesentlichen Zusammenhang wahrnimmt, der ihn überzeugt, daß es ein und dieselbe Lebensseele ist, welche dem Keime, der Blüthe und der Frucht seine eigenthümliche Gestaltung gegeben. Ein Anderes ist aber der wahrhafte, concrete, lebendige Begriff eines bestimmten Gewächses, ein Anderes der abgezogene Geist, und wieder ein Anderes die ganz abstrakte allgemeine Substanz desselben. Der Geist, die sogenannte Essenz einer Rose ist nicht der lebendige Begriff dieser Pflanze; die vegetabilischen, oder vollends die Urelemente der Rose und die Mischungsverhältnisse derselben, die durch chemisches Verfahren ermittelt werden, sind noch viel weniger als wahrhaftes Rosenthum zu bezeichnen. Durch solches Verfahren bemächtigt man sich allerdings der greifbar stofflichen Theile der Pflanze, — aber

„fehlt leider! — nur das geistige Band, —
„Encheiresin naturae nennt's die Chemie."

Ebenso verhält es sich mit den großen welthistorischen Gewächsen. Was die Herren das reine Christenthum oder Judenthum nennen, das sind nur künstliche Gewächse, nicht lebendige, naturwüchsige Begriffe. Jahrtausende hindurch hat die immense Majorität der Judenheit gewußt, was das Judenthum sei; denn sie glaubte einstimmig, daß sie dasjenige darunter zu verstehen habe, was an Moseh, als dem höchsten Organe göttlicher Offenbarung und an dem alten Testamente seine unverbrüchliche Voraussetzung, was in der mündlichen Ueberlieferung und demnächst in dem Talmud seine Fortsetzung, was in dem geweissagten Messias und dessen Reich seine Zukunft habe. Auf gleiche Weise war die Christenheit anderthalb Jahrtausende lang darüber einverstanden, daß das Christenthum an Christus, als dem einzigen Sohne Gottes und Heiland der Menschen, und an dem neuen Testamente seine unverbrüchliche Grundlage, an den synodalischen Aussprüchen des heiligen Geistes seine Fortsetzung, und in der Wiederkunft Christi zum letzten Gerichte und dem Ende dieser, und dem Anfange einer ewigen Welt sein Endziel habe. Auch sind diese Vorstellungen so tief in die Vergangenheit, in die Ueberlieferung gewurzelt, daß sie sich noch bis auf den heutigen Tag einerseits bei der Mehrheit der Juden (in Asien, Africa, Rußland, Polen, Italien u. s. w.), andererseits wohl auch bei der Ueberzahl der Christen erhalten haben. Eine Unterscheidung zwischen fundamentalen oder wesentlichen und secundären, mehr oder weniger accidentiellen, und darum ausscheidbaren Glaubenslehren, Gesetzen und Geboten hingegen ist immer und überall nur da versucht worden, wo das Eindringen fremder geistiger Mächte die Selbstständigkeit des Juden- oder Christenthumes bedrohte, und man weder jene völlig abwehren konnte, noch diese völlig aufgeben mochte. So, um hier uns auf die Geschichte des Judenthumes zu beschränken, war „Maimonides der erste, welcher eine erschöpfende Aufzählung der Fundamentalsätze des israelitischen Glaubens unternahm" (I. 41.), und Aristoteles war die Macht, welche das damalige Judenthum zu inficiren und aus seiner Eigenthümlichkeit herauszureißen versuchte. Noch aber „fand Maimonides vielseitigen Widerspruch" (I. 47.), und wenn zwei Jahrhunderte später Jos. Albo († 1430) in seinen Ikarim, dem Liber fundamentorum (Soncino 1486) die 13 maimonidischen Grundlehren, welche „das eigentliche Wesen im Begriffe der israelitischen Religion bilden," auf die drei reducirte, wonach jeder Israelit an das Dasein eines einzigen Schöpfers, an die göttliche Weltregierung und an den göttlichen Ursprung der mosaischen Lehre glauben müsse (I. 50),

ſo war doch einestheils damit nichts ſpecifiſch Iſraelitiſches ausgeſprochen, da auch die Chriſten und Muhammedaner ſich zu jenen Glaubenslehren bekennen; anderestheils blieb jene Reduction ohne Einfluß auf das lebendige Judenthum ſelbſt. Iſrael hielt ängſtlich an der geſammten talmudiſchen Ueberlieferung feſt, und erſt in der neueſten Zeit, nachdem das Scheidewaſſer der Kritik die eiſerne Tradition der chriſtlichen Kirchen zu durchfreſſen und das aufgehende Licht der Humanität in das uralte Glaubensgebäude derſelben bereits einzudringen angefangen hatte, — erſt ſeit Mendelsſohn hat man von Neuem verſucht, auch die Synagogen durch Abſcheidung deſſen, was man für das Unweſentliche, Abänderliche, von außen Angeſetzte ausgab, dem neuen Himmelslichte zu öffnen. Man überſieht aber in der Synagoge, wie in den chriſtlichen Kirchen, daß die Unterſcheidungen und Ausſcheidungen oder ſogenannten Reinigungen nicht mehr natürliche Entwickelungen und Fortbildungen der Gewächſe, die man Juden- oder Chriſtenthum nennt, — ſondern Veränderungen ſind, durch welche dieſelben ihrer weltgeſchichtlichen Eigenthümlichkeit mehr oder weniger entkleidet, und zu einem Stoffe bereitet werden, aus welchem ſich ein neues, vollkommeneres, allgemein menſchliches Gewächs zu geſtalten beginnt. Man überſieht den Unterſchied zwiſchen der organiſchen Umwandlung der erſten dürftigen Keim- in vollſtändige Stamm-, und der letzteren in Blumen-blätter einer-, und der Deſtillation und der chemiſchen Reduction derſelben auf ihre Elemente andererſeits. Wenn daher in der vorliegenden Zeitſchrift als „Geiſt des Judenthumes" ausgeſprochen wird: „im Namen und im Auftrage Gottes zu leben, und in jeder Handlung des Lebens eine Pflichterfüllung zu erkennen" (II. 358), — oder wenn die göttliche, d. h. die moſaiſche Offenbarung reducirt wird auf die Lehren von dem einzigen Schöpfer, von der Willensfreiheit und der Unſterblichkeit der Seele (I. 371), ſo ſind dies nur beliebige Abſtractionen und Reductionen, die man allerdings mit demſelben Fuge rein nennen kann, wie man von reinem Roſenöl oder auch von reiner Kohlenſäure oder anderen Produkten chemiſcher Analyſe ſpricht; — einen wahrhaften Begriff vom Judenthume hat man aber damit nicht gewonnen; vielmehr kann es nur zu noch größerer Verwirrung der Begriffe führen, wenn man dasjenige als reines Judenthum bezeichnet, nicht, was das geſtaltende und erhaltende Lebensprincip deſſelben während dreier Jahrtauſende geweſen, ſondern was erſt bei deſſen Auflöſung aus den Trümmern deſſelben abſtrahirt wird. Das wirkliche, wirkſame Judenthum ſteht als eine große, leicht wahrnehmbare Thatſache in der Geſchichte da, und darüber war die Judenheit als ſolche, in der „Hauptſache ſtets einver-

ſtanden", und ſie konnte es leicht ſein, denn Hr. Dr. Geiger bemerkt ſelbſt, daß „die Judenheit in ihrer jetzigen Geſtalt ihre Wurzeln vollkommen ſchon in der frühen Zeit des zweiten Tempels habe," und die zweite vom letzten Makkabäer bis jetzt währende Periode „mit einer vollſtändig ausgeprägten Religion beginne, — die eine ganz entſchieden eigenthümliche Geſtalt habe, die eine jede Vermiſchung kräftig ablehne." (I. 176. 177.) Wie viel oder wie wenig hingegen zu ſolchem reinem Judenthume gehöre, darüber haben ſelbſt, wie wir gezeigt, die wenigen Mitarbeiter der vorliegenden Zeitſchrift ſich nicht verſtändigen können. Während daher, um noch ein paar Beiſpiele anzuführen, Hr. Dr. Geiger — beiſtimmend — aus Ben Uſiel's „Briefen über Judenthum" anführt: „daß Iſrael bloß daſtehe zum Beiſpiel, zur Warnung, zur Erziehung, und ein ſtilles Lebensbeiſpiel, ein Lehrer der Allgerechtigkeit und Allliebe," und daß „das Ideal Iſraels ſei: „daß jeder Iſſroeilsſohn ſei geachteter, mitwirkender Beiſpielspriester der Gerechtigkeit und Liebe, nicht Iſſroeilthum — was ihm verboten, — aber reines Menſchthum unter den Völkern verbreitend," (II. 544) — meint Hr. B. H(errheimer?): „ſowie die Laſt des auf uns laſtenden Druckes ſich vermindert hat, — ſo kehrte auch das Bewußtſein unſerer Würde als Menſchen und als Iſraeliten in ſeiner ganzen Stärke wieder," und fügt dann hinzu: „wir wollen die Selbſtſtändigkeit unſeres religiöſen Lebens, — denn nur dieſes iſt das innere Band, das uns umſchlingt (?), — wahren und in ſeiner ihm eigenthümlichen Entwicklung fördern." (I. 227.) Hr. Dr. Geiger aber iſt des „Dafürhaltens, daß das Judenthum einzig und allein die Beſtimmung habe, die Iſraeliten — zu wahren, echten Menſchen zu erziehen," um — endlich mit den Nichtiſraeliten „in brüderlicher Gemeinſchaft und völliger Gleichheit ein gleiches Lebensziel zu verfolgen" (II. 545.). Während dann, wie früher bemerkt, Hrn. Dr. Creizenach zu Folge, eine der Hauptwahrheiten der iſraelitiſchen Religion iſt, daß „Gott den Iſraeliten ſeinen heiligen Willen durch Moſe offenbart habe," (I. 353. II. 71.) und Joſ. Albo „mit Recht" bemerkt haben ſoll — „man könne allerdings nicht der Gemeinſchaft Iſraels angehören, wenn man nicht den ganzen Inhalt der moſaiſchen Bücher glaube" (I. 49.); wird anderwärts zugeſtanden: „die allmählige Entſtehung und Bereicherung des Pentateuchs werde wohl Reſultat (der Kritik) bleiben, und das — neuer Unterſuchung unterzogene factum — allerdings auch dafür ſprechen" (I. 461.). — Während endlich Hr. Dr. Creizenach (I. 338) mit Maimonides (I. 46) und mit dem Deuteronomium ſelbſt (c. 4, *1. 2 f.) die angeblich* Moſe ertheilte göttliche Offenbarung für unver-

brüchlich hält und Hr. Dr. Geiger zugesteht, daß das israelitische Religionsgebäude schon vor 2000 Jahren vollständig ausgebildet war, behauptet Hr. El. Grünbaum: „jede Religion müsse in ihren Lehren entwickelnd fortschreiten; — eine Offenbarung, die sich als unveränderlich darstellt, einer ewigen Stabilität huldigen würde, trüge eben damit den Stempel ihrer Ungöttlichkeit unläugbar in sich," — und versichert uns dann: „das Judenthum trage in allen seinen Institutionen den grundwesentlichen Charakter an sich, daß es in immer fortschreitender Entwicklung, in immer größerer Perfection dem Geiste des Betrachtenden sich zeige!" (II. 296—299) (!)

So bietet also die vorliegende Zeitschrift uns in kleinen Raum zusammengedrängt ein ähnliches Schauspiel dar, als dasjenige ist, dessen Rollen innerhalb der christlichen Glaubensgenossenschaft an eine Menge von Zeitschriften vertheilt sind. Außer der rechtgläubigen, rabbinisch-talmudistischen und der völlig ungläubigen — finden sich die meisten Zwischen-Nüancen in derselben repräsentirt. Mit Recht aber klagt einer der ausgezeichnetsten Mitarbeiter: „es zeigt sich der Mangel an gediegenen wissenschaftlichen Leistungen ganz besonders in dem Schwankenden unserer Zustände; — die Wissenschaft, und daher die Begründung, läßt man auf ihrem alten Standpunkte, und dennoch soll das Leben eine Aenderung erfahren. Daher der Zwiespalt in unserem ganzen Treiben, daher Unklarheit und Mangel an folgerichtigen Annahmen; und so lange die Wissenschaft nicht ihre Wurzeln tiefer zu schlagen vermag, werden auch die Früchte unserer Aufklärung schal bleiben" (II. 12.). Auch in der vorliegenden Zeitschrift macht dieser Uebelstand, wie wir gezeigt haben, sich noch gar sehr bemerklich, und wir können in keiner Beziehung sie als eine „wissenschaftliche" anerkennen. Die gelehrten Forschungen zur Berichtigung der jüdischen Literaturgeschichte, die darin angestellt werden, sind allerdings schätzbar; aber Gelehrsamkeit ist noch keine Wissenschaft, und selbst das hier ausgebreitete literärische Wissen läßt die alttestamentlichen Schriften völlig unberührt. In der Synagoge, wie in Kirchen und Tempeln, — kann aber — von menschlicher Seite — nur mehr gerade dasjenige zum Heile führen, was in der vorliegenden Zeitschrift zunächst noch unberücksichtigt geblieben: einestheils nämlich die vorurtheilsfreie, sorgfältigste Sichtung aller bisher für heilig gehaltenen Schriften und Geschichten, — anderntheils die echtwissenschaftliche Ergründung und Darstellung der Einen, von Anfang an bis auf heute sich in der gesammten Menschheit verwirklichenden Idee und ihrer Postulate für die Zukunft. Von knechtischer Furchtreligion kann allerdings nur der Glaube an die ewig allväterliche, zu Jedem sich herablassende Liebe Gottes

von der Knechtſchaft unter die mitangeborene Selbſtſucht nur die Begeiſterung für die göttliche Liebe uns frei machen; von dem Zweifel aber, der ſeit Jahrhunderten ſeine Herrſchaft immer weiter ausgebreitet hat, kann jetzt nur mehr die Wahrheit uns frei machen, welche ſowohl dem denkenden Geiſte, als dem liebenden Herzen keinen nachhaltigen Widerſpruch mehr geſtattet. Zu dieſer Wahrheit aber hilft die vorliegende Zeitſchrift nur in ſo weit die Wege bereiten, als ſie durch ihre Bekenntniſſe und Widerſprüche auf das lebhafteſte das Bedürfniß ſolcher Wahrheit fühlbar zu machen und die Sehnſucht und das Streben nach ihr auch in der Synagoge zu erregen ſich in jeder Hinſicht geeignet zeigt.

13.

Die Iſraeliten in Deutſchland, England und Frankreich.

Wie wenig Europa noch in ſich befriedet, wie langſam die Blüthe wahrhafter Humanität ſich entfaltet, kann man unter Anderem auch daraus entnehmen, daß ſelbſt in den civiliſirteſten Ländern noch immer ſich die Reibungen zwiſchen ſ. g. Chriſten und ſ. g. Juden erneuern. Die betrübenden Vorfälle in Hamburg ſind bekannt.

In London wurde zwar unlängſt (1836) der Iſraelite David Salomons erſt zum Sheriff, dann auch zum Alderman (Schöffen) gewählt. Als derſelbe aber ſeinen Amtseid ablegen wollte, forderte man von ihm, daß er eine früherhin vorgeſchriebene Erklärung unterzeichne, welche ein chriſtliches Glaubensbekenntniß enthält, und als er um Ausſtand bat, um einen Anwalt zu conſultiren, wurde ſofort ſeine Wahl annullirt.

In Frankreich, wo ſeit der Julirevolution auch die Vorſteher der Synagoge vom Staate beſoldet werden — und der König jüngſt die Verſicherung erneute, daß er ſtets allen beſtehenden Glaubensgemeinſchaften gleichmäßigen Schutz angedeihen laſſen werde, hat die Gazette de france, welche einen großen Theil der legitimiſtiſchen Partei repräſentirt, ſich auf das gehäſſigſte über ſeine wahrhaft königliche Zuſicherung erklärt, und die Regierung wiederholt des „Atheismus" beſchuldigt, weil ſie die Bekenner der römiſch-katholiſchen Religion gleichſtelle mit den im Irrthume be-

fangenen Proteſtanten und den Iſraeliten, welche „Jeſum Chriſtum läſterten (blasphême.)“ Zugleich läßt ſie ſich von Darmſtadt aus, — wahrſcheinlich von irgend einem exilirten franzöſiſchen Legitimiſten, — einen Brief ſchreiben, der es „natürlich“ findet, wenn eine gewaltſame Reaktion gegen die wohlhabende Judenſchaft ausbreche, und der Welt vorlügt, daß zu Frankfurt a. M. bereits aller geſellſchaftlicher Verkehr zwiſchen Juden und Chriſten aufgehört habe. Daſſelbe, von Neid und Haß überſprudelnde Tagblatt, fordert aber eine Rentendotation für den kath. Klerus als Erſatz für die 300,000,000 Franken Einkünfte der franz. Kirche, welche die Conſtituante confiszirt, und verlangt, daß die Geiſtlichkeit völlig unabhängig werde von der weltlichen Macht! —

14.

Die Synagoge in Frankreich.

Hr. Simon Bloch, Herausgeber der Zeitſchrift: la Régénération, bemerkt in No. 34 der Univerſ. Kirchen-Zeitung 1837, daß die jetzt faſt funfzigjährige Dauer der (bürgerlichen) Verhältniſſe der franzöſiſchen Juden, mit Ausnahme unbedeutender Aenderungen, die Synagogenform ſo gelaſſen, wie dieſe ſolche gefunden.“ Er meint: „gerade dieß ſei vielleicht ein großer Fortſchritt zu nennen, daß die franz. Juden ſich noch nicht bewogen finden, um der Ausgleichung äußerer Verhältniſſe willen, die ehrwürdigen Denkmäler der Vorzeit voreilig abzutragen, — obgleich ſie in allen weltlichen Angelegenheiten mit der Zeit fortgehen.“ Er fügt dann, nach Deutſchland ſchielend, noch hinzu, „daß ſo manche Vorſchläge zu Reformen in andern Ländern öfters das Gepräge einer gänzlichen Verleugnung des Judenthums an ſich tragen, und auf alle Weiſe beurkunden, wie ſehr ſie lediglich dem Wunſche, alles Eigenthümliche abzuſtreifen, ihre Entſtehung verdanken; Vorſchläge, denen ſich die Synagoge nicht fügen könne und dürfe, und denen ſie am wenigſten da ein williges Ohr leiht, wo ihr Beſtand durch die Geſetze des Landes geſichert ſei“ — So macht ſich bei der Synagoge derſelbe Unterſchied bemerklich, der auch hinſichtlich der katholiſchen Kirche in Frankreich und Deutſchland hervorgetreten. In Deutſchland hat die Reformation begonnen und ſich behauptet; in Frankreich hat deren

Unterdrückung die Revolution zur Folge gehabt; die dann wieder in eine ebenfalls nur formelle Reſtauration umgeſchlagen. Wie deutſche Katholiken, ſo arbeiten auch deutſche Iſraeliten an Reformen, und die religiöſen Fortſchritte gehen Hand in Hand mit den weltlichen. In Frankreich will die eigentliche Kirche, nämlich der rechtgläubige Klerus, ebenſo wenig auf Reformvorſchläge hören, als die Synagoge. Wie kann aber das Recht wahrhaft fortſchreiten, wenn die Religion, die daſſelbe begründet und ſanktionirt, nicht auch fortſchreitet? Hr. Simon Bloch möge dieſe Frage ſich zu beantworten verſuchen.

15.

Emanzipation der Juden

mit Bezug auf:

das Staatsbürgerthum der Juden, vom Standpunkte der innern Politik beleuchtet von Robert Haas, evangeliſchem Pfarrer zu Dotzheim bei Wiesbaden. Frankfurt a. M., bei Karl Körner. 1837.)

Kein Volk unter allen Völkern der Erde ſpricht ein höheres Intereſſe an, als das Volk Iſrael. Sein Gedächtniß reicht hinauf bis in den geheimnißvollen, göttlichen Urſprung des erſten Menſchenpaares. Seine Weiſſagungen reichen hinab über alle Zerſpaltungen der Menſchheit bis zur wunderbaren Einigung aller Völker zu einem Reiche Gottes auf Erden. Zwiſchen Anfang und Vollendung der Zeiten liegt eine Geſchichte — auf das Tiefſte ergreifend durch eine Verkettung der härteſten Leiden, wie kein anderes Volk ſie getragen, von der Wiege bis zur Auflöſung — und Wiedergeburt, — aber auch großartig und erhaben, wie keines andern Volkes Geſchichte, durch ihre religiös-energiſche Verkettung mit den Fortſchritten des Menſchengeſchlechtes zur Humanität!

Bis zur Weltſchöpfung hinauf reicht die Familien-Geſchichte des Stammvaters, und bis zur neuteſtamentlichen Weltſpaltung hinab verläuft ſich, in abermals zwei Jahrtauſenden, die Geſchichte des eigenthümlichen Nationallebens. Und ſchon ſind wieder bald zwei Jahrtauſende abgelaufen, ſeit das Volk, aus der Reihe der politiſch lebendigen Nationen abgeſchieden, geiſterhaft, als religiöſe Stamm-Gemeinſchaft,

faſt über den ganzen Erdboden zerſtreut, der von Anfang und oft von Neuem verheißenen Erlöſung entgegen harret und hoffet!

Im Gegenſatze zu den natürlich Entarteten erſcheinen die Urahnen des Volkes (Seth, Sem und Jakob) als die von Gott Geſchenkten, Erwählten, Geſegneten. Im Gegenſatze zu den von Gott Abgefallenen zeichnen die Geſetzgeber dieſes Volkes (Noah, Abraham, Moſes) ſich aus durch Glauben und Gehorſam, um derentwillen ſie gewürdigt werden, als Repräſentanten des erwählten Volkes auf ewige Zeiten einen freien Bund mit dem Ewigen, Allmächtigen zu ſchließen.

Aber auch dadurch unterſcheidet ſich jenes Volk von allen übrigen, daß ſeine ganze Geſchichte ihm ſelbſt ſtets zur Vorſtellung gekommen als Bethätigung jenes einzigen, intimen Verhältniſſes zwiſchen ihm und Jehovah, der ſich daſſelbe erzeugt und erzogen, der es geadelt und geweiht auf ewige Zeiten zum königlichen Prieſtervolk über und für alle anderen Völker der Erde; dem es aber auch ſtrenger als jedes andere Volk, — durch einzige Gnaden und Verheißungen zur höchſten Dankbarkeit, und durch freiwillig eingegangenen Bundesvertrag noch beſonders zum pünktlichſten Gehorſam ſich verpflichtet weiß. Wie es daher jedes Nationalleiden als ein göttliches Strafgericht dahingenommen, ſo hat, des auf ewig geſchloſſenen Bundes und der bis in die fernſte Zukunft hinabreichenden Verheißungen gedenkend, es auch ſtets einer göttlichen Erlöſung entgegengehofft, und um ſich derſelben würdig zu machen, ſtets von Neuem ſich der ſtrengen Beobachtung der Bundes-Satzungen zugewendet.

Von Urſprung an, bald von ſeinen Herren, bald von Nachbarn, fremde Bildungselemente, — ägyptiſche, arabiſche, phöniziſche, aſſyriſche, perſiſche, griechiſche und römiſche, und demnächſt noch hundert andere, in ſich aufnehmend und ſie eigenthümlich verarbeitend, — hat das Volksweſen doch durch alle Zeiten hindurch ſeine ſchon frühe ſcharf ausgeprägte Individualität zu behaupten gewußt. Schon in ſeiner Kindheit mit dem Sklavenjoche belaſtet, nach kurzer, durch Verirrungen und innere Spaltungen verkümmerter Jugendzeit und Selbſtſtändigkeit — ſeiner Heimath entriſſen, und in Ketten geſchlagen, dann verſtümmelt in's Land der Väter zurückkehrend, nur um immer anderen, immer gewaltthätigeren Eroberern zur Beute zu werden, bis es, unwiderbringlich in alle Welt zerſtreut, länger als ein Jahrtauſend hindurch ein Spielball habſüchtiger Zwangsherren und ein Schlachtopfer fanatiſcher Kirchendiener und fanatiſirten Pöbels geworden, — hat es dennoch an dem Geſetz und den Verheißungen ſeines Gottes feſtgehalten, in dieſem Glauben eine Treue bewahrend, die ihres Gleichen in der ganzen Weltgeſchichte nicht findet!

Und was iſt der eigentliche Grund dieſer einzigen Erſcheinung?

Aus welcher Quelle sog dieser Wunderbaum seine Lebenskraft, der, wie eine seltene Adansonia, in der Urzeit seine Wurzeln geschlagen? Ausgesondert von allen übrigen Volksstämmen, mußte Israel durch die Erhabenheit seiner Glaubens- und Sittenlehre, durch die wunderbarsten Fügungen und durch die Ueberschwänglichkeit der ihm gewordenen Verheißungen, sich auch erhaben fühlen über alle umgebenden Völker. Sein Gott war der alleinige Schöpfer Himmels und der Erde. Seine Offenbarung, hinabreichend bis an das Ende der Zeiten, wurde als unverbrüchlich hingestellt und angenommen. Selbst Jesus versicherte, das Gesetz und die Verheißungen nicht auflösen, sondern erfüllen zu wollen, und auch die Christen glaubten eine auserwählte Gottesgemeinde zu sein, und durch den verheißenen Messias eine Lehre und Verheißungen empfangen zu haben, deren Unverbrüchlichkeit noch auf die Heiligkeit des alten Bundes sich stützte. Waren aber die Anhänger der neuen Offenbarung, die das Wort derselben für unverbrüchlich hielten, berechtigt, den Juden es zum Vorwurfe zu machen, daß sie — nach den ihnen verliehenen Geistesgaben — streng festhielten an dem Worte der alten Lehre und Verheißung?

Der Gott der Juden war ein alleiniger Gott, und ihre ganze heilige Geschichte war die seines persönlichen Waltens über seine Auserwählten und des Kampfes gegen diejenigen, die noch andere Götter neben ihn stellten. Als aber die Christen nicht nur die Mißbräuche des altheiligen Gesetzes, sondern dieses selbst größtentheils abschafften, und sich von den Altgläubigen absonderten, fingen sie da nicht schon an, die Gottheit erst als eine zwei-, dann sogar als eine dreipersönliche anzubeten? Kann man es da den Juden zum Vorwurfe machen, daß sie sich ängstlich an ihre uralte Glaubenslehre festklammerten, und sie durch immer dichtere Zäune gegen Angriffe zu bewahren suchten, die ihnen das Allerheiligste selbst zu gefährden schienen? Kann man es ihnen verargen, wenn sie eine neue Lehre im Ganzen verwarfen, die ihnen selbst nur als Offenbarung eines Gottes geboten wurde, dessen frühere Offenbarung ihnen den Glauben an seine Einpersönlichkeit als das höchste Wahrzeichen seiner Propheten angegeben hatte? Konnten späterhin die Juden sich zu einer Religion hingezogen fühlen, deren Bekenner zwar Gott als unendliche Liebe priesen, aber seine frohe Botschaft mit Feuer und Schwert verbreiteten, und über die Widersetzlichen nicht nur, wie Moses, den zeitlichen Tod, sondern eine ewige Rache verhängten? Konnten sie an die weltbesiegende Macht des Erlösers glauben, den ein späterer angeblicher Gesandter Gottes (Mahomed) aus zwei Welttheilen verdrängte und selbst *in dem kleinen* Europa nicht seine Alleinherrschaft behaupten ließ? —

So ist es gekommen, daß die Juden, durch gemeinsame Abstammung, Sprache, Religion und eine davon untrennbare Geschichte verbunden, in mehr als tausendjähriger Zerstreuung ihre Eigenthümlichkeit bewahrt haben, durch immer neue Bedrängnisse zu immer gleich festem Zusammenhalten genöthigt.

Während aber Israel eine Krone nach der andern verlor, erst die königliche, dann die priesterschaftliche, zuletzt auch die der gesetzdeutenden Gewalt, bemächtigte das auserwählte Volk der Christenheit sich nach und nach sämmtlicher Kronen. Wie Israel durch Moses aus Aegypten, so durch Constantin aus der heidnischen Sclaverei befreit, erneuerte die Christenheit in vergrößertem Maßstabe die israelitische Priesterkaste, das jüdische Königthum und das gesetzdeutende Rabbithum, und kraft Mosaischer Gesetze und israelitischer Richtersprüche und in Nachahmung jüdischer Religionshelden wurden Mosesgläubige Juden, wurden Mohamedaner und Heiden und Ketzer verfolgt und geschlachtet!

Aber auch in der Kirche, wie im Tempel Jehovah's, erhielt sich in Mitten der äußeren und inneren Stürme das ewige Feuer des göttlichen Geistes, und wie dicht es auch hier wie dort von Irrwahn und Selbstsucht umsponnen wurde, sein Licht und seine Lebenswärme — Funken der ewigen Wahrheit und der unbeschränkbaren Liebe — gewannen immer neue, kräftigere Nahrung durch die Strahlen, die aus der freien Natur, aus den Ueberlieferungen der alten Welt und aus verborgener Himmelsquelle sich in die umzäunte Lampe ergossen. Und wie die Flamme allmählig erstarkte, durchbrannte sie einen Zaun nach dem andern, und eine Krone nach der andern zersprang auf dem Haupte der Kirche. Die Fürsten bemächtigten sich der weltlichen Selbstherrlichkeit; die Laien schlangen sich die Priesterbinde um die Schläfe, die wissenschaftlichen Forscher deuteten die alten und entdeckten neue gemeinschaftliche Gesetze.

Und, siehe! auch das auserwählte Volk der kirchlichen Priester erlag, wie früher das priesterliche Volk — immer gewaltigeren Eroberern. Die nordischen Machthaber unterwarfen sich die kirchlichen Hierarchen; griechische Philosophen und römische Rechtslehrer erstanden von den Todten, und nöthigten die Kirchgläubigen zu geistigem Tribut; aus der Asche der Scheiterhaufen erhoben verjüngt sich kühne Reformatoren und bekämpften das neue Pharisäerthum durch seit unvordenklich mißachtete Offenbarungen.

Hiermit begann für die Christenheit und eben dadurch auch für die Judenheit eine neue von der mittelalterlichen, wie von der alten — sich immer bedeutsamer unterscheidende Weltzeit.

Das Princip der Gewißheit, der Freiheit und der Umgestaltung constituirte sich dem Principe der Priesterauctorität.

des Glaubens-Zwanges und der Stabilität gegenüber; der Geist rang sich los von der fesselnden Form, die eben dadurch immer größerer Erstarrung verfiel. Wie anderthalbjahrtausend Jahre zuvor die christliche Reformation dem erstarrenden rabbinischen Mosaismus, so trat nun ein freiprüfender Protestantismus dem verhärteten hierarchischen Katholicismus entgegen, und wieder reagirte die alte Kirche durch Anwendung irdischer Gewalt. Die religiöse Freiheit wurde durch zahllose Märtyrer, durch namenlose Leiden errungen.

Die römisch-spanische Inquisition rief den niederländischen Freistaat in's Dasein, der papistische dreißigjährige Krieg befestigte die Freiheit der neuen Kirche in Deutschland; die jesuitischen Verfolgungen der Hugenotten und Jansenisten in Frankreich nöthigten den menschlichen Geist, sich in seiner Freiheit gegen jeden Zwangglauben zu erfassen.

Aber die Noth lehrt nicht nur beten, wie das Sprichwort sagt, sondern auch lieben; sie ruft nicht nur das tiefinnerste Verbundensein mit Gott, sondern auch das wesenhafte Verbündniß der Menschen untereinander zum Gefühl und zum Bewußtsein; sie lehrt nicht nur glauben und um Hülfe bitten, sondern auch mitleiden und hilfwillig werden.

So fanden zu Anfang des XVII. Jahrhunderts aus dem fanatischen Spanien, aus Polen und Deutschland flüchtende Juden zum erstenmale menschenfreundliche Aufnahme im niederländischen Freistaat; — so wurde nach dem westphälischen Frieden der in Deutschland auf den Juden lastende Druck hier und dort schon durch Verträge gemildert; so erhob zu Ende jenes Jahrhunderts im freien England zuerst der freigeistige Toland seine Stimme für die Emancipation der Juden.

Die Akatholiken waren Jahrhunderte hindurch gedrückt, verfolgt, geschlachtet worden, wie die Anhänger des Talmud. Die Unmenschlichkeit der alten Kirchgläubigen hatte die Menschlichkeit in den Herzen der Unterdrückten erweckt. Das achtzehnte Jahrhundert führte die Humanität zum entscheidenden Siege. Schon im Jahre 1723 erklärte eine Parlamentsakte die Juden für Eingeborene und gestattete ihnen zum erstenmale rechtlichen Grundbesitz.

Bis dahin jedoch war der Geist der Judenheit, dreifach umzäunt vom Rabbinismus, von dem Talmud und der Thora, nicht zu reformatorischer Theilnahme am neuen Leben erweckt worden. Ueber Spinoza hatte die Synagoge, wie über Bruno die Kirche, — den Verdammungsfluch ausgesprochen. Erst als die jungen christlichen Reben zu blühen anfingen, begann auch der alte israelitische Wein in dem festen *Verschlusse zu gähren.* — Erst als aus dem Kampfe der besonderen Glau-

bensmeinungen in der Christenheit der Geist zu dem von Christus angebeteten alleinigen wahrhaften Gott sich erhoben, erst als aus der gleichen Verfolgung der verschiedenartigen Glaubensbekenner das Herz sich zum Mitgefühl mit allen Menschen — als Kindern eines Vaters — erweitet, — da wurde die Wahlverwandtschaft erregt, da schlug ein elektrischer Funke aus der neuen, freien Geisteswelt durch alle zeitlichen Umzäunungen hindurch in das Innerste der Synagoge, und Plato und Spinoza vermittelten durch Lessing und Mendelssohn einen seitdem sich immer mehr verinnigernden Lebensverkehr zwischen den Verehrern Jehovah's und den neuen Bekennern eines humanen Theismus. —

Das große Werk der allgemeinen Emancipation, der Befreiung der Menschen von widergöttlicher und menschheitwidriger Gewalt, hatte begonnen; Heroën der Humanität hatten dem ewigen Lichte die Bahn gebrochen. Edle Fürsten erhoben sich über die feindlichen Schranken kirchlicher, nationaler und ständischer Verschlüsse. An die Tagesordnung kam die göttliche Duldung aller Eigenthümlichkeiten, welche der Lebensgemeinschaft, dem rechtlichen Frieden der Menschen nicht widerstreiten. Während edelgesinnte Juden (Mendelssohn, Wessely u. a. m.) ihr Volk von der knechtenden Autorität seiner Rabbinen und seiner Satzungen zu befreien und es zur Theilnahme am allgemeinen Leben zu erziehen strebten, trat ein edler deutscher Staatsmann (Dohm 1781), und, angeregt durch ihn, ein edler französischer Priester (Grégoire, 1787) für das unglückliche Volk in die Schranken gegen tiefeingervosteten Aberglauben und noch härteren Eigennutz.

Aber schon hatte das gemeinschaftliche Recht und die allgemeine Religion in der neuen Welt sich freie Gemeinden gebildet; der alle Ketten sprengende Geist des europäischen achtzehnten Jahrhunderts war in Amerika Staat geworden. Erst durch die Verfolgungen der mosaischen Priester und Schriftgelehrten waren die, anfänglich nur reformatischen Christen zur tieferen Erfassung ihres neuen, allgemeineren Princips gelangt, und erst die aus Jerusalem Geflüchteten constituirten sich im jungen Europa als eine katholische, allen Völkern geöffnete Kirche. Ebenso wurden die europäischen Christen, die anfänglich nur das ursprüngliche Christenthum herstellen wollten, erst im jungen Amerika ihres Lebensprincips inne, welches in dem Worte ausgesprochen: daß „in allerlei Volk, wer Gott ehrfürchtet und Recht thut, Gott angenehm sei." Diese Wahrheit nun in der neuen Welt zu einer Wahrheit geworden, strahlte von dort aus zurück auf ihre geistige Heimath, und — wie von einem Zauberlichte berührt — zerfielen Ketten von Christen und Juden in Staub. Die Verkündigung und Anerkennung der

Menſchenrechte wurde ein welthiſtoriſches Ereigniß; der längſt erſehnte, längſt morgenröthlich aufſteigende junge Tag zuckte neubelebend aus dem Ozean empor und verbreitete mit Allgewalt die frohe Botſchaft des Menſchthumes und ſeiner unveräußerlichen Freiheit. Zwölfhundert Jahre, nachdem zu Paris (im Jahre 615) die alte Kirche verordnet hatte, daß kein Jude ein militairiſches oder Richteramt über Chriſten ausüben dürfe, wurden in derſelben Stadt von geiſtlichen und weltlichen Abgeordneten einer ganzen Nation alle Juden, die den Bürgereid leiſteten, für ächte Franzoſen, und ſomit für zuläſſig zu allen Staatsämtern erklärt. Was immer dann auch von untergeordneten, mehr oder minder hiſtoriſch-berechtigten Standpunkten gegen dieſe Freilaſſung und Gleichſtellung eingewendet worden, — volle vierzig Jahre nach dieſem begeiſterten Aufſchwunge der franzöſiſchen Nation hat die Regierung des wiedergeborenen Staates*) den verſammelten Abgeordneten der Nation die Verſicherung gegeben: daß „die Juden in allen öffentlichen Leiſtungen, wozu ſie berufen waren, unter den Fahnen der unſterblichen Kriegsheere, in den Wiſſenſchaften, den Künſten, dem Gewerbfleiß alle Verläumdungen ihrer Unterdrückten auf die edelſte Weiſe widerlegt haben." — Und die Vertreter des franzöſiſchen Volkes bekräftigten dieſe Verſicherung, indem ſie die Vorſteher des moſaiſchen Gottesdienſtes gleichſtellten den Beamten der anerkannten chriſtlichen Kirchen.

So hat alſo von Seiten der Chriſten die völlige Emancipation der Juden, und, in Folge davon, auch von Seiten der Juden die Selbſtemancipation von ihrem national-religiöſen Partikularismus in Mitten der europäiſchen Civiliſation Wurzel geſchlagen, und Holland und Belgien ſind dem Beiſpiele Frankreichs gefolgt und haben das Zeugniß beſtätigt, welches die Franzoſen ihren neuen Mitbürgern gegeben.

Wie aber das neue, die alte Welt umgeſtaltende Lebensprincip des Chriſtenthums in den erſten Jahrhunderten ſeines Aufkommens auf andere Weiſe von den gläubigen Juden, auf andere von den philoſophirenden Griechen und von den politiſchen Römern aufgenommen und verarbeitet worden, — ſo wiederholt ſich dieſelbe Erſcheinung bei der Ausbreitung des freiſinnigen Humanismus.

Von den allgemeinſten, aber eben darum abſtrakteſten Principien ausgehend, wurde in Frankreichs Hauptſtadt der menſchlichen Gleichheit und geiſtigen Freiheit vom Sturme der Leidenſchaften die Bahn gebrochen, und die franzöſiſche Judenſchaft mit Gewalt in die, alle Dämme

*) Durch das Organ des Staatsminiſters Mérilhou im Jan. 1831.

überfluthende oder zertrümmernde Strömung hineingerissen. Wie die Differenzen zwischen Frankreich und Rom, so wurden auch die zwischen Paris und Jerusalem — nicht von innen heraus aufgelöst, sondern übersprungen.

England dagegen, wo, im altnordischen Geiste, die Einzelnen durchgängig nur so viel von ihrer Selbstherrlichkeit und ihren überkommenen Gerechtsamen ablassen, als die Noth sie zur Bewahrung des Uebrigen drängt, hat die Herkömmlichkeit, — selbst die schon sinnlos, ja sogar sinnwidrig oder widersinnig gewordene, — noch ein solches Ansehen und das partikulare Interesse ein solches Uebergewicht, daß das neue, höhere Princip sich jeden Schrittbreit Landes mühselig erarbeiten oder erkämpfen muß. Wo aber 6 Millionen Katholiken bis jetzt noch vergeblich der Emancipation von der Gewaltherrschaft der Staatskirche entgegenschmachten, da kann es nicht befremden, wenn noch ein Robert Peel im Weihthume der Staatsgesetzgebung es auszusprechen kein Bedenken trug, er sei nicht der Meinung, daß man um nur 27,000 Individuen ein Princip aufzugeben habe! — Dessenungeachtet bethätigt auch in England das neue Princip sich dadurch als lebenskräftig, daß mit jedem Siege des alten partikularistischen Princips sich die Zahl der Anhänger des letzteren vermindert. —

Deutschland aber erweist sich auch in dieser großen Umgestaltungszeit als das Herz des civilisirten Europa's, indem es die Gegensätze, deren Momente ringsum entweder einseitig festgehalten oder auf unvollkommene Weise indifferenzirt werden, von Innen heraus zu vermitteln bestrebt ist. Sowie es früher — neben der Reformation — dem noch theilweis berechtigten Katholicismus, und in neuester Zeit neben dem abstrakten Rationalismus noch der alten Gläubigkeit freien Spielraum gelassen, auf daß beide sich zu höherer Einigung einander verarbeiten sollten, so hat es jetzt neben dem anfänglich noch abstrakten Princip der Humanität auch den älteren Principien sich noch geltend zu machen gestattet, und — aus dem doppelten Bedürfnisse des Geistes und des Gemüthes, — aus dem Bedürfnisse tiefsteindringender Erkenntniß und wahrhafter Innigkeit, — sind alle, das organische Leben theils hemmende, theils bedingende Differenzen um so ernstlicher und vielseitiger erörtert worden, je ernstlicher und gewissenhafter das Bestreben auf eine wahrhafte Versöhnung gerichtet ist. Und gerade dadurch bewähren die in Deutschland heimisch gewordenen Juden sich als werdende Deutsche, als Zöglinge des deutschen Geistes, daß unter ihnen — mehr als unter allen übrigen Nachkommen Israels, sowohl im Theoretischen als im Praktischen, der äußerste Gegensatz mit allen vermitt[illegible]stufen sich auf ähnliche Weise hervorgethan, wie er sich [illegible]nd Gemüthsleben der

ursprünglichen Deutschen entwickelt. Zwischen dem tapfern Gabriel Riesser, der auf den Grund der Gleichheit der Menschen vor Gott und dem Recht die Gleichstellung der israelitischen mit den übrigen Staatsunterthanen fordert, und dem nicht minder tapfern Landrabbiner Raphael Hirsch, welcher, Thora- und Talmudgläubig, die Israeliten noch jetzt für das von Jehovah auserwählte und höher verpflichtete, und seiner höheren, offenbarungsmäßigen Bestimmung zufolge noch ausgesonderte Volk hält, haben zahlreiche vermittelnde Ansichten ebenwohl ihre Vertreter unter den Israeliten gefunden, wie u. a. der treffliche Historiker Jost versichert: „die deutschen Juden wollen verdienen, was sie besitzen oder einst haben werden, Rechte des Menschen; sie fühlen sich gedrungen, sich selbst zu bessern, um ihr Schicksal zu versöhnen.“*) Ebenso stehen den wackern Reformatoren der Synagoge, die den Mosaismus zum humanen Theismus zu vergeistigen streben, noch eifrige Rabbinisten entgegen, welche sogar auf amtlichem Wege jede Reform rückgängig zu machen sich bemühen. Zwischen diesen und jenen aber machen sich die mannigfaltigsten Bestrebungen bemerklich, die erwünschte Emancipation zu bewirken, und bekannt genug ist, daß ähnliche Meinungs- und Strebungs-Differenzen unter den nicht-israelitischen Deutschen noch obwalten.

So hat jede der drei großen Nationen nach ihrer natur- und weltgeschichtlichen Eigenthümlichkeit auf die Anforderungen des allgemeinen Zeitgeistes geantwortet, und diesen großen Thatsachen gegenüber ziemt dem Einzelnen weder Klage noch Vorwurf. Auch die Völker, auch die Menschheit, haben ihre Anerkennung heischenden Natur- und Entwicklungsgesetze.

Aber gerade aus diesen Gesetzen schöpfen wir die freudige Zuversicht, daß die Zeit nicht mehr ferne ist, in welcher auch in Deutschland das neue Princip der Humanität allgemein als das höchste bei Regulirung der Staatsverhältnisse zur Anerkennung, und eine um so innigere Einigung zwischen den israelitischen und den übrigen Deutschen zu Stande gekommen sein wird, je allseitiger und unumwundener alle vorhandenen oder vermeintlichen Differenzen sich ausgesprochen und hierdurch zur Beseitigung sich dargeboten haben.

In dem langen Verlaufe von achtzehn Jahrhunderten haben die Juden auf das Schmerzlichste die Unhaltbarkeit ihres partikularistischen, national-religiösen Standpunktes erfahren und vielfach zur Vergeistigung und Universalisirung ihres irdisch-beschränkten Glaubens sich veranlaßt gefunden. Das Christenthum aber, dessen Reich nicht von dieser Welt sein sollte, dessen Kirche sich Anfangs für die schlechthin allgemeine gehalten, hat sich nach und nach immer mehr verweltlicht, partikularisirt und zerspaltet.

*) Geschichte der Israeliten, IX. S. 187.

Auf dieſe Weiſe ſind Kirche und Synagoge ſich einander thatſächlich nahe gekommen, und in beiden iſt nun das gleiche Streben erwacht, die Widerſprüche zwiſchen Partikularismus und Univerſalismus, zwiſchen Geiſtigem und Weltlichem, Offenbarung und Vernunft, Religiöſem und Rechtlichem, — in denen beide befangen ſind, von Innen heraus aufzulöſen. Als das Wort der Befriedung mit ſich ſelbſt und mit dem Gegenpart iſt ihnen nun jener dreifache Kanon der Liebe zu Gott, zu den Menſchen und zur Tugend wieder zum Bewußtſein gekommen, den vor ſchon bald zwei Jahrtauſenden die Eſſäer aufgeſtellt, den auch Chriſtus als die Erfüllung des Geſetzes bezeichnet. In dieſem Kanon waren die edelſten Juden einverſtanden mit den erſten Chriſten; in ihm auch iſt die Möglichkeit der Wiedervereinigung gegeben. Achtzehn Jahrhunderte haben die Juden auf die Ankunft, haben die Chriſten auf die Wiederkunft des Heilandes gewartet. Dieſe, wie jene, haben den Glauben gehegt, daß nach dem verheißenen Ereigniß die Feindſchaft unter den Menſchen aufhören, daß ein neuer Himmel und eine neue Erde, und nur ein Hirt und eine Heerde ſein werde. Iſt aber beſonders ſeit dem Anfange, noch entſchiedener ſeit der Mitte, und mit dem hellſten Bewußtſein ſeit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, das lebenskräftigſte Streben der gebildetſten Nationen nicht auf Zerſprengung aller feindſchaftlichen Gewalten und Schranken, nicht auf Beſeitigung aller verfeindenden Vorurtheile gerichtet? Wird nicht immer allgemeiner auf Verſöhnung aller eingeroſteten Zerwürfniſſe hin gearbeitet? Iſt nicht der Himmel durch Entdeckung der Sternſyſteme und ihrer Geſetze ein neuer, iſt nicht die Erde durch zahlloſe Erfindungen zum freudigen Vereintleben der Menſchen eine neue Erde geworden? Bereitet die wiederauferſtandene Idee einer einigen Menſchheit nicht die Völker zu einem großen Menſchenreiche? Gewinnt nicht der Gedanke eines allgemeinen Vernunftrechtes, der Glaube an einen einigen, allväterlichen Gott immer größere Herrſchaft in der alten, wie in der neuen Welt? Und iſt dieſer allbelebende, allverjüngende Geiſt nicht ſchon wirklich zum ſtrengen Richter über Feinde der Freiheit und Menſchlichkeit, aber auch zum Heiland für ſchmählich geknechtete Juden und noch ſchmählicher mißhandelte Neger, ſo wie zum milden Hirten über ſolche geworden, die bei allen ſonſtigen Natur- und Meinungsverſchiedenheiten an Gott glauben und Recht thun? Iſt endlich das Ewigwahre, welches dem Menſchheitskinde von ſeinem Vater durch einzelne Erleuchtete in bildlichen Umhüllungen offenbart worden, jetzt nicht ſchon, ſeiner zeitlichen Hülle entkleidet, zur Sache allgemeinen Wiſſens und Gewiſſens geworden.

Mag immerhin von der Vorſehung Iſrael zum prieſterlichen Volke

des Alterthums, und die Christenheit zur priesterlichen Glaubensgenossenschaft des Mittelalters auserwählt gewesen sein; — Volk, Staat und Kirche sind in die Menschheit eingeführt und dem allgemeinen Geiste untergeordnet worden, der jeden Menschen zum Priester in seinem Berufskreise weiht. Nicht Jerusalem, nicht Rom sind mehr zur Weltmitte und Weltherrschaft bestellt; sondern Liebe und Freiheit, allgemeine Religion und allgemeines Recht. Zweimal ist der alte Volkstempel, zweimal auch die hierarchische Kirche, — einmal von weltlichen, das andremal von geistigen Mächten gebrochen worden. Aber an die Stelle des zertrümmerten Tempels ist die Kirche des Kreuzes, an die Stelle der zerfallenen Kreuz-Kirche ist die große Gemeinde der Menschheit, die erdumspannende Halle der Auferstehung und Verklärung getreten, in welcher sich Juden und Christen zu vereinigen haben, um gemeinschaftlich auch die Heiden zum ewigen Menschheitsbunde zu laden. —

Dies der Standpunkt, von welchem aus wir nun über die Schrift berichten werden, die uns zu dieser allgemeinen Erörterung erwünschte Veranlassung geboten.

Was Posaune, was Orgel in der Kirche, was der Contrebaß im großen Orchester, das ist jetzt die gewaltige Stimme der Weltgeschichte im ungeheuren Sprechsaal der Publizität. Das große Thema der Menschheit und ihrer Bestimmung im Rhythmus des Entwicklungsgesetzes stets von Neuem wiederholend, begleitet, trägt, unterstützt sie die Einen, ruft zur Ordnung, übertönt, überwältigt sie die Anderen, und vermag es allein, die achtsamen Zuhörer im Sturme der tausendstimmigen Fuge zu beruhigen, welche gegenwärtig die Lüfte durchbraus't. Auf sie zu horchen — und die leidenschaftlichen Parteien zur Achtsamkeit auf ihren Zuruf aufzufordern, scheint aber besonders nothwendig bei den Verhandlungen über die Emancipation der Israeliten, da kaum eine andere Zeitfrage tiefer, als diese, eingreift in das Gewebe menschlicher Vorurtheile, Interessen und Bestrebungen. Natürliche Differenzen der Abstammung und Gewöhnung, ererbte nationale und historische Antipathien, Erwerbs-Collisionen aller Art, widerstreitende Principien der Rechtskunde und des Staatslebens, endlich Widersprüche der verschiedenartigsten religiösen Weltansichten, die seit drei Jahrtausenden in der Menschheit einander durchkreuzt haben, — Alles wird sich auszusprechen genöthigt, wo es gilt, die mosaischen Semiten aufzunehmen in eine industrielle, bürgerrechtliche und politische, noch mehr oder minder mit ausschließenden Kirchlichkeiten und National-Eigenthümlichkeiten verflochtene Gemeinschaft

christlicher Japhetiten. Jede dieser besonderen Sphären des gesammten socialen Organismus hat aber ihre wesentliche Berechtigung; jeder Gegensatz innerhalb jedes dieser Lebenskreise, in sofern er ein wesentliches Produkt der Geschichte ist, hat auch irgend ein historisches Recht. Der Wissenschaft ist aufgegeben, diese verschiedenen Rechte und Berechtigungen zum Bewußtsein zu bringen, aber zugleich auch — nachzuweisen, in welcher Ueber- und Unterordnung jene Sphären, in welchem Verhältniß die verschiedenen historischen Berechtigungen zu einander stehen. Ihr liegt es ob, auf überzeugende Weise zur Anschauung zu bringen, einerseits, in wie weit die Interessen einer Sphäre sich den Forderungen einer höheren Sphäre zu sakrifiziren haben; anderseits, in wiefern eine historische Berechtigung im großen Entwicklungsgange der Geschichte zum Absterben, oder zur Umwandlung verurtheilt, oder zum Siege über die entgegenstehende berufen ist.

Nur so kann der häufig noch leidenschaftliche Streit auf eine den Geboten der Humanität entsprechende Weise geschlichtet und ein wahrhafter Friede herbeigeführt werden. Nur so kann der Einseitigkeit der beiden Hauptparteien erfolgreich begegnet werden, von denen die eine als die gläubige, die andere als die raisonnirende zu bezeichnen sein dürfte. Die eine nämlich glaubt, oder behauptet zu glauben — an die Unverbrüchlichkeit geschichtlich überkommener Natürlichkeiten, Gerechtsamen, Gesetze und Offenbarungen. Die andere geht raisonnirend, von mehr oder minder abstrakten Grundsätzen, von mehr oder minder allgemeinen Postulaten des Verstandes oder Gemüthes aus und verwirft unbedingt Alles, was der formell-folgerichtigen Durchführung derselben entgegensteht oder widerstrebt. Die erstere verkennt oder verläugnet die Idee der Humanität, zu deren stufenweiser Entwicklung und Verwirklichung die Menschheit bestimmt ist; die andere Partei verkennt die realen Voraussetzungen und Bedingungen dieser Entwicklung. Verläugnen die Einen in ihrer Verblendung oder ihrer Eigensucht die aufgehende Sonne, so flattern die Anderen dem Gestirne des neuen Tages auf Ikarusflügeln entgegen.

Sowohl die Gläubigen aber, als die Raisonnirenden, haben nach und nach eine ganze Menge von Gründen aufgebracht, mit welchen sie sich einander bekämpfen, und da sie hierbei sich auf Voraussetzungen stützen müssen, die mehr oder minder allgemein zugestanden oder in Frage gestellt sind, so hat sich auch gar bald gezeigt, daß die sogenannte Emancipationsfrage auf das innigste mit allen übrigen großen Fragen verflochten ist, an deren Erörterung und Auflösung die gegenwärtige Zeit noch arbeitet.

Es kann nun nicht in Abrede gestellt werden, daß jede der Hauptparteien gewichtige Motive in die Wagschale gelegt hat, und daher kömmt es, daß von denjenigen, welche den Debatten beiwohnen, gar Viele unsicher hin und herschwanken zwischen den extremen Meinungen, je nachdem der eine oder der andere Grund mit mehr oder minder Geschick geltend gemacht wird. Die Streitsache ist aber um so verwickelter, als nicht nur die Israeliten mit den gesetzgebenden Staatsgewalten zu unterhandeln haben, sondern auch die mannigfaltigsten Differenzen sowohl unter ihnen selbst, als unter den Nicht-Israeliten hervorgetreten sind.

Wie dann von den verschiedenen Seiten die mannigfaltigsten objectiven Gründe vorgebracht worden, so sind auch bald Eigennutz, Herzenshärtigkeit und Vorurtheil, bald Ueberspannung, Anmaßlichkeit und despotischer sg. Liberalismus mit in die Schranken getreten, und haben durch vielfache Verwechslung und Verwirrung der Begriffe die Einverständigung erschwert. Wo aber die Frage praktisch zur Entscheidung gekommen, da ist der Knoten durchgängig nicht sowohl durch die Macht des Geistes und vernünftiger Erkenntniß gelöst, als entweder mit dem Schwerte abstrakter Principien durchschnitten, oder von Vorurtheilen, Leidenschaften und Egoismus noch fester zugeschnürt worden.

Die größte welthistorische Thatsache in der neuesten Zeit ist aber die, daß die Völker Europa's aus den ererbten Feindschaften, Verwirrungen und Zwangsverhältnissen nach harmonischer Umgestaltung ihres Daseins, nach Freiheit, Ordnung und Frieden sich sehnen, und mit ihren besten Kräften dieses, mehr oder minder klar vorschwebende Ziel zu erreichen trachten. Denen, die an diesem großen Werke mitzuarbeiten sich berufen fühlen, stellt sich nun eine doppelte Aufgabe zur Lösung dar. Das Erstwesentliche ist, des Zieles klar inne zu werden und die Art und Weise gründlichst zu erforschen, auf welche die vorhandenen Antinomien nachhaltig gelöst werden können. Hierzu bedarf es einerseits der sorgfältigsten Ermittlung der vorhandenen Gegensätze nach ihrem Ursprung und gegenwärtigen Bestande; anderseits der wissenschaftlichen Erwägung der letzten Gründe, auf welche die verschiedenen Parteien sich stützen, und der überzeugenden Entwicklung der Principien, mittelst welcher eine wahrhaft befriedigende Entscheidung herbeigeführt und deren Nothwendigkeit dargethan werden kann.

Hat erst die Theorie den Zwiespalt auf wissenschaftliche Weise gelöst, dann stellt sich als zweite Aufgabe dar, dieser Lösung auch Eingang in die Massen zu verschaffen, das befriedende Wort je nach den verschiedenen Bildungsstufen derselben zu popularisiren.

Hinsichtlich der sogenannten Emancipation der Juden ist die erste Aufgabe bis jetzt noch nicht als gelöst zu betrachten, und — diesem Mangel abzuhelfen — scheint Hr. Pfarrer Haas beabsichtigt zu haben. Er bemerkt nämlich in der Vorrede zur vorliegenden Schrift: „es sei noch kein Werk erschienen, das mit Benutzung der vorhandenen Streit- und Flugschriften, wie der vereinzelten Ansichten, in einem wissenschaftlich geordneten Ganzen die wichtige Angelegenheit unparteiisch behandelt;" er wolle nun seinen Standpunkt nicht in der sg. richtigen Mitte — zwischen, sondern „über den Parteien" nehmen, und bezeichnet denselben dann näher als den „der inneren Politik oder einer religiösen, geistigen," oder, wie es Seite 61 heißt, einer „humanen Staatentendenz."

Der Hr. Vfr. hat sich nun allerdings einen Anspruch auf unsere Hochachtung dadurch erworben, daß er sich ein so großes Ziel vorgesteckt, und mit allen ihm zu Gebot stehenden Mitteln es zu erreichen gestrebt hat. Je freudiger aber wir dieses Streben anerkennen, um so mehr müssen wir bedauren, dem Geleisteten nicht in gleichem Maße unseren Beifall zollen zu können.

Die Abhandlung besteht aus einem historischen, einem raisonnirenden und einem statistischen Theil.

In dem ersten wird uns (v. S. 1—58) ein Abriß der „Geschichte der Juden von Zerstörung des zweiten Tempels bis auf heute" geboten.

Allerdings kann nun die gegenwärtige Lage und Stellung der Judenheit nur dann gehörig gewürdigt werden, wenn die weltgeschichtlichen Verhältnisse in ihrem lebendigen Zusammenhange klar zur Anschauung gebracht werden, die deren wesentliche Voraussetzung sind; wenn also aufgestiegen wird bis zu dem Saamenkorne, welches von Abraham, dem Auserwählten Gottes an, erst zum gottgesegneten Stamme, dann zum priesterlichen Volksstaat erwachsen, um demnächst, als rabbinisch-talmudische Stammgenossenschaft in alle Welt zerstreut, nach Vollendung der Zeiten in die allgemeine Menschengenossenschaft wieder einzutreten, aus welcher der Stammvater zu weltgeschichtlichem Endzweck ausgesondert worden. So weist das rabbinische Judenthum des letzten Jahrtausend's zurück auf die Entstehungszeiten des Talmud, das talmudische Judenthum auf die Prophetenzeit Israel's, das Israelitenthum in den Jahrhunderten der Propheten auf die mosaische Königs- und Richterzeit, so wie diese auf die Jahrhunderte der patriarchischen Abrahamiden.

Anderseits kann die ganze Geschichte des Volks in ihrer welthistorischen Eigenthümlichkeit und Bedeutung nur erkannt werden durch stete Hin[illegible] theils auf die religiösen Beschränktheiten und Entartun-

gen, über welche die Israeliten sich erhoben, und anderntheils auf die fortschreitende Entwicklung der anderen welthistorischen Völker, an welcher Theil zu nehmen sie mehr oder weniger durch nationale Gläubigkeit verhindert worden sind.

Der von Hrn. Haas uns dargebotene Abriß entspricht nun leider keiner dieser Forderungen, sondern ist nur ein flüchtiger Auszug aus dem zweiten Theile von Jost's allgemeiner Geschichte des israelitischen Volkes, und weder die wesentliche Eigenthümlichkeit und die hieraus entspringende historische Berechtigung der Judenheit und der übrigen mit ihr in Conflikt gerathenen Nationalitäten und Religionen, noch die allmählig sich verbreitende Auflösung dieses Gegensatzes — durch das, aus ihm resultirende Streben nach Humanität und universaler Religion — wird in diesem Auszuge zur Evidenz gebracht.

Im zweiten Abschnitt (S. 95—227) soll „das Staatsbürgerthum der Juden" begründet werden. Zu diesem Zwecke werden im ersten Kapitel die Hauptgründe aufgeführt und erwogen, welche bisher gegen die Gleichstellung der Israeliten mit den übrigen Staatsbürgern vorgebracht worden; das zweite Kapitel ist der „näheren Begründung des Staatsbürgerthums der Juden gewidmet."

Als gegen die Ertheilung des Staatsbürgerrechtes erhobene Einwendungen werden von Hrn. H. angeführt: 1) der nationale Gegengrund, worunter er Kleidung, Speiseunterschiede, hebräische Sprache, Eid, Ehegesetze, Beschneidung, Sabbathfeier, Talmud und Messiashoffnung begreift; 2) der numeräre (?), 3) der militärische, 4) der mercantilische, 5) der confessionelle, 6) der christlich- oder kirchlich-politische, 7) der religiöse und 8) der moralische Gegengrund. Für die Gleichstellung aber werden im zweiten Kapitel geltend gemacht 1) der rechtliche, 2) der politische und 3) der moralische Grund.

Wie Manches nun auch gegen diese Anordnung, wie gegen die Behandlung des hier zur Sprache gebrachten reichhaltigen Stoffes zu erinnern sein dürfte, so wird dennoch dieser Abschnitt allen denen eine willkommene Gabe sein, welche gerne das Bedeutendste übersichtlich und mit den eigenen Worten der Stimmführer zusammengestellt zu sehen wünschten, was bisher über die angegebenen Punkte in einer großen Menge von Abhandlungen sich zerstreut findet. Vermißt man aber in den vom Hr. Vfr. hinzugefügten Bemerkungen jene Schärfe, Consequenz und Gediegenheit, welche zur wissenschaftlichen Erörterung und Aufhellung einer so verwickelten, in so viele Gebiete eingreifenden Angelegenheit unentbehrlich sind, begegnet man auch nicht selten Widersprüchen, theilweisen Unrichtigkeiten und unhaltbaren Ansichten, — so wird man doch um

so geneigter sein, hierbei Nachsicht zu üben, als ähnliche Mängel sich mehr oder weniger in den meisten über diesen Gegenstand gewechselten Schriften bemerklich machen, dagegen die vorliegende Abhandlung sich vor manchen anderen vortheilhaft auszeichnet durch unverkennbares Streben nach Unparteilichkeit und regen Eifer für Recht, Sittlichkeit und allgemein-menschliche Religion.

Es würde uns zu weit führen, wollten wir näher auf alle einzelnen Punkte eingehen, welche hier zur Sprache gebracht worden sind. Da aber Hr. H. in der Einleitung zum zweiten Abschnitt als „den einzig richtigen Standpunkt, von dem aus die Angelegenheit entschieden werden müsse, den nationalen" — bezeichnet, und die Meinung ausspricht: „das Staatsbürgerthum trete nur dann aus seinem inneren Zwiespalt heraus (sic), wenn einerseits die Juden ihre längst erstorbene (?) Nationalität aufgeben, und anderseits die betreffenden Staaten ihnen volle Gleichstellung gewähren," — so glauben wir bei diesem Moment einige Augenblicke verweilen zu müssen.

Der Hr. Vfr. will unter Nationalität „nicht den tief religiösen Geist des mosaischen Gesetzes und der Propheten verstanden wissen, sondern solche Institutionen und Lebensregeln, in denen sich ein Volk in temporaler (?), localer und socialer Hinsicht bewegt und entwickelt." Dessenungeachtet bemerkt er weiterhin „die (von Riesser ausgesprochene) juridische Nationalität möchte so lange auf hohlem Boden ruhen, als nicht die Juden ihre absondernden Gebräuche und Messiasträume (?) für aufgegeben erklären."

Hr. H. verkennt hier sowohl das Wesen der Nationalität überhaupt, als die jüdische Nationalität insbesondere, und in Folge davon bestimmt er unrichtig den Standpunkt, von welchem aus ihr Verhältniß zu den modernen Staaten zu reguliren sein dürfte.

Nationalität ist die gesammte Individualität eines Volkes, durch welche dasselbe in seinem ganzen geschichtlichen Lebenslauf sich als eigenthümliches von allen übrigen Völkern unterscheidet, und irgendwie als ein solches sich behauptet. Das religiöse Moment kann aber da am allerwenigsten unberücksichtigt bleiben, wo es, wie bei Israel, gerade als constitutives und fortwährend dominirendes sich kund gibt. Israel — ohne sein religiöses Element — wäre nichts als ein Körper ohne Seele. Allbekannt ist, daß dieses einzige Volk sowohl seine Entstehung als seine sämmtlichen Institutionen und geschichtlichen Führungen einer ihm vorliebig zugewendeten Waltung des Allmächtigen zu verdanken glaubt, der seinen Stammvater auserwählt und mit Nachkommenschaft gesegnet, der seinen Gesetzgeber, seine Pro-

pheten und Helden begeistet, der es wiederholt gezüchtigt und erlöst, und ihm einen gesonderten Bestand selbst während seiner Zerstreuung und für die Endzeit verheißen, in welcher es von einem göttlichen Gesandten wieder in das gelobte Land versammelt werden soll, wo dann die übrigen Völker, bekehrt oder überwunden, nach Jerusalem kommen würden, den Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's als den alleinigen Herrn Himmels und der Erde anzuerkennen und zu verehren.

Diese, die ganze separate Existenz der Israeliten durchdringende Vorstellung constituirt die ideale Individualität dieses Volkes, welche, in Wechselwirkung mit der natürlichen Beschaffenheit und den geschichtlichen Verkettungen desselben — seine welthistorische Nationalität produzirt hat.

Allerdings gehören zu den Resultaten dieser Wechselwirkung auch die vielfachen Abtrünnigkeiten und Spaltungen des Stammes und Volkes, dann späterhin das Verkommen der zehn Stämme und die vereinzelten Uebergänge in andere religiöse und nationale Gemeinschaften, so wie die theilweise Assimilation fremder Bildungselemente; — Alles Thatsachen, welche die natürliche Empfänglichkeit dieses Volksstammes und die Möglichkeit seines völligen Uebergehens in andere Nationen außer Zweifel setzen. Bisher jedoch hat in Mitten der verschiedenartigsten Völker eine Masse von Abrahamiden (Leviten, Juden und Benjaminiten), — durch ihre ursprünglichen national-religiösen Ueberlieferungen und Institutionen eine gesonderte Existenz behauptet, und wenn von Emancipation der Israeliten die Rede ist, kann im Allgemeinen auch nur von der großen Masse der wirklichen Israeliten die Rede sein, nicht von denen, welche den engen Kreis ihrer historischen Nationalität bereits überschritten haben. Anderseits ist nicht zu übersehen, daß bis auf die neuesten Zeiten Israel in seiner ererbten Eigenthümlichkeit durch — ähnlich, wenn auch nicht durchaus gleichartig exclusive Prätensionen anderer Nationalitäten, Rechts- und Religionsgemeinschaften befestigt worden ist, wie denn noch jetzt überall, wo solche ausschließende Vorstellungen ihre Herrschaft behaupten, auch die Judenheit noch in ihrer strengen Absonderung beharret.

Es ist aber bereits im Vorhergehenden angedeutet worden, daß in gleichem Maße, in welchem die Anhänger partikularistischer Religionen zu religiösem Universalismus übergehen, in welchem die natürlichen Volksthümlichkeiten sich der Idee einer einigen Menschheit ein- und unterordnen, in welchem endlich die besonderen positiven und historischen Berechtigungen die Souveränität des allgemeinen Vernunftrechtes, d. h. die Idee der Humanität — anerkennen, — in gleichem Maße auch die verwandten, bisher im eigentlichen Judenthum mehr

oder minder latent gebliebenen, universalistischen Lebenselemente erweckt, und auf das Erfreulichste in Thätigkeit gesetzt worden sind.

Auf diesem Punkte begegnen sich Theorie und Erfahrung, und vereinigen sich zu dem Resultat: daß für diejenigen, welche zum Glauben an den alleinigen, universalen Gott, zum Gefühle für die Eine Menschheit und zur Erkenntniß des allgemeinen Rechtes gekommen sind, es zur heiligen Menschenpflicht geworden, den Juden auf alle Weise Gelegenheit und Mittel darzubieten, aus ihrer national-religiösen Absonderung in die humane Lebensgemeinschaft einzutreten. Können sie auch, insoweit sie in ihrem exclusiven Partikularismus beharren, nicht als ein Recht in Anspruch nehmen, was vom Standpunkt einer religiös-nationalen Bevorzugtheit aus, nicht als Recht gegen die Nichtauserwählten begründet werden kann, so wird hierdurch doch derjenige, welcher humaner Bildung theilhaft geworden, keineswegs der höhern Pflicht entbunden, in dem noch minder Gebildeten den zu gleicher Bildung Bestimmten und Berufenen anzuerkennen, und ihm aus reiner Menschlichkeit zu gewähren, was er, von dem untergeordneten Standpunkte blos natürlicher Wiedervergeltung, demselben zu verweigern berechtigt wäre. Wie der Vater seine Kinder zu freien Menschen zu erziehen, und selbst ihre ephemere Selbstischkeit durch Liebe zu überwinden hat, so ist jetzt die Staats-Regierung, die ihrer providenziellen Bestimmung inne geworden, verpflichtet, die in ihrem Wirkungskreis befindlichen spröden Individualitäten durch zuvorkommende Güte zu freien Staatsbürgern zu erheben, wozu die Rechts-Gleichstellung sich als das zweckmäßigste Mittel thatsächlich erwiesen.

Es ist jedoch hierbei stets zu bedenken, daß von keiner Staatsgesellschaft mehr gefordert werden darf, als was der — in ihr herrschenden — Bildung entspricht, und daß dieselbe Nachsicht, welche für den jüdischen Partikularismus in Anspruch genommen wird, zum Wenigsten in gleichem Maße den übrigen Partikularismen zugestanden werden muß, welche noch neben jenen zum wenigsten ein gleiches historisches Bestandrecht geltend zu machen befugt erscheinen. Wo also die Gesetzgeber eines Staates die Existenz oder das Gedeihen desselben noch für bedingthalten durch den Anschluß seiner Beamten und Vertreter an partikulare öffentlich anerkannte, kirchliche Symbole, da möchten die wahrhaften Menschheitsfreunde ihr Augenmerk wohl vor Allem auf die geistige Emancipation der Gesetzgeber selbst zu richten, und dahin zu trachten haben, dieselben von den partikularistischen Glaubensmeinungen zu befreien, welche sie noch auf einer untergeordneten Bildungsstufe

Aus den hier gegebenen Andeutungen glauben wir Folgendes ableiten zu können:

Die Nationalität der Israeliten besteht wesentlich darin, daß deren Eigenthümlichkeit sowohl hinsichtlich ihrer Abstammung, als ihrer Institutionen und Geschichte durch ihre Religion erzeugt und erhalten, und deren Bewahrung bis zum Abschlusse der Geschichte geboten und verheißen worden. Hierhin gehören also vor Allem die schon Adam gebotene Heiligung des Sabbaths, die in die Noachitische Zeit hinaufreichenden absondernden Speise- und Ehegesetze, die Abrahamitische Beschneidung als Bundes- und Auserwählungszeichen, das Passah-Opfer und die damit verknüpfte Heiligung und Auslösung alles Erstgeborenen, das mosaische Gesetz und Priesterthum der Leviten, endlich alle von den Erzvätern bis zu Maleachi hinab stets wiederholten Verheißungen ewigen Fortbestandes des auserwählten Volkes. Die Abkömmlinge Israels also, welche noch jetzt sich zum Glauben ihrer Väter bekennen, werden eben durch diesen Glauben verhindert, in eine andere Volksgemeinschaft einzutreten.

Das Christenthum hat nun zwar die Schranken der Nationalität in so weit durchbrochen, daß es eine Kirche erbaut hat, in welche Menschen aus allen Völkern einzutreten berufen werden können. Diese Kirche hat aber in ihren bisherigen Formationen Bedingungen zur vollständigen Lebensgemeinschaft mit ihren Angehörigen aufgestellt, die es ihr nicht gestatten, wirkliche Israeliten in die bürgerliche Gesellschaft aufzunehmen, da diese letztere, dem kirchlichen Glauben zu Folge, sich die Erhaltung und Ausbreitung der Kirche zum wesentlichen Endzwecke setzen muß. Nicht die natürliche Abstammung ist hier das Hinderniß der Emancipation der Juden, sondern der damit verknüpfte religiöse Partikularismus.

Ueber den natürlichen und geschichtlichen Volksthümlichkeiten und über den verschiedenartigsten religiösen Eigenthümlichkeiten hat aber in neuester Zeit sich das Streben nach einer allgemeinen Völker- und Kirchengemeinschaft erhoben, als deren providenzielle Organe namentlich auch die gesetzgebenden Gewalten der einzelnen Staaten sich zu erkennen haben. Dieses Streben, welches von den Grundideen einer universalen Religion und eben damit eines allgemeinen Menschenrechtes und der demselben entsprechenden allgemeinen Menschenpflicht ausgeht, erzielt nothwendig eine durchgreifende Umgestaltung aller Verhältnisse, welche im nationalen oder kirchlichen Partikularismus wurzeln. Es erzielt eben damit auch vor Allem die geistige,

sowohl intellektuelle als sittliche Emancipation aller derjenigen, welche noch auf einer der früheren menschlichen Bildungsstufen beharren.

Es ergibt sich hieraus, daß der am weitesten fortgeschrittene Theil der Menschheit gegenwärtig sich in einem transitorischen Zustande befindet, auf welchem die erst nach vollständiger Ausgebärung ringende Weltgestalt in den vielfachsten Conflikt gerathen muß mit früheren religiösen, sozialen und nationalen Formationen, die zwar, der Idee nach, bereits antiquirt, in der empirischen Wirklichkeit aber noch so lange sich berechtigt halten dürfen, als ihnen nicht durch eine höhere religiös-soziale Formation ein überschwänglicher Ersatz dargeboten ist. —

Gerade aus dieser transitorischen Bestimmung der gegenwärtigen Zeit erklärt sich das überhand nehmende Schwanken der Dinge, der Grundsätze und Meinungen, das Zerfließen und Verflüchtigen alles überkommenen Positiven, und das häufige Verkennen und Verwechseln der verschiedenen Standpunkte, von welchen aus die Frühnebel des neuen Tages aufgelöst werden sollen. Um aber wahrhaft zu versöhnen, zu vereinigen, muß man gründlich unterscheiden, und die Differenzen nicht übertünchen oder verläugnen, sondern sie scharf in's Auge fassen und hervorheben, damit in dem Kampf um das Partikulare das versöhnende Allgemeine sich als das Alleinwahre erhärte. Darum möchte auch die sg. Emancipationsfrage dadurch der humanen Entscheidung am sichersten entgegengeführt werden, daß sowohl die Juden, als die Mitglieder der verschiedenen Kirchen, sich ihre Partikularitäten möglichst klar zu machen suchten, wobei sich dann bald herausstellen würde:

1) daß die Juden, welche die staatsbürgerliche Gleichstellung fordern oder wünschen, keine wirkliche Israeliten, und daß die Christen, welche diese Gleichstellung beantragen, keine wirkliche Kirchgläubigen mehr sind;

2) daß sowohl für diese als für jene die Emancipationsfrage sich in die allgemeinere verwandeln muß der Gleichstellung aller an einen Gott, an ein allgemeines Recht und an eine allgemeine Pflicht Glaubenden mit den übrigen Staatsbürgern, und —

3) daß — von dem höchsten Standpunkte der menschlichen Bildung aus, — selbst den wirklichen Israeliten und Kirchgläubigen das volle Staatsbürgerthum dargeboten werden muß, damit sie — durch diesen Erweis wahrhafter Humanität — zu derselben sich zu erheben auf das Nachdrücklichste erregt und bewogen werden.

Nicht also vom nationalen Standpunkte, wie Hr. Haas meint, selbst nicht einmal vom kirchlichen, sondern vom humanen, universal-religiösen Standpunkte kann die fragliche Angelegenheit zur

definitiven Entscheidung gebracht werden, womit aber transitorische Entscheidungen von mehr oder minder untergeordneten Standpunkten nicht ausgeschlossen, sondern eben nur als transitorische Uebereinkünfte bezeichnet werden. —

Nach dieser ausführlichen Erörterung der entscheidenden Momente müssen wir einzelne Punkte, über welche der Hr. Verfasser sich im zweiten Abschnitte verbreitet hat, um so mehr hier übergehen, als dieselben nur in ihrer Vereinzlung, aber weder in ihrem wechselseitigen Zusammenhange, noch in ihrer historischen Bedeutsamkeit aufgefaßt und zur Sprache gebracht worden.

Der dritte Abschnitt (von S. 227—306), welchem der Hr. Verfasser die Ueberschrift „neueste Lage und Bestrebungen der Juden auf dem ganzen Erdkreis, insbesondere in Deutschland" gegeben, enthält unter gesonderten Rubriken der einzelnen Welttheile, Länder und Staaten einen großen Reichthum meistentheils statistischer Angaben, durch deren Sammlung und übersichtliche Zusammenstellung alle diejenigen sich zu Dank verpflichtet finden werden, welche die Geschicke der Israeliten mit der ihnen gebührenden innigen Theilnahme begleiten.

Ueber Styl und Sprache des Buches würden wir, um der Größe des darin verhandelten Gegenstandes willen, zu schweigen für angemessen halten, wenn bereits hinlänglich in den Schulen dafür gesorgt wäre, daß diejenigen, die so viel Zeit und Mühe auf Erlernung fremder Sprachen verwenden müssen, vor Allem richtig und gut in ihrer Muttersprache zu schreiben erlernten. So aber können wir nicht ungerügt lassen, daß in der vorliegenden Schrift Styl und Sprache nur zu häufig sehr vernachlässigt erscheinen.

16.

Die erste Kammer und die Juden in Sachsen.

Von Dr. J. Weil, Vorsteher einer Lehr- und Erziehungsanstalt. Hanau 1837. Bei F. König. 22 S.

Mit Recht beginnt Herr Dr. Weil seine Philippika mit der Bemerkung: „Die Philisterei hat eine Naivetät, die man ergötzlich finden

kann. Ein umgekehrter Galiläi, hört sie vergeblich die überzeugendsten Gründe, daß die Erde sich fortbewegt; sie stampft mit dem Fuße und schreit: „und doch steht sie still!“... Wenn sie sich aber aus ihren Werkstätten und Kramläden hinaus in die Oeffentlichkeit wagt, und ihre Pfenningsleidenschaften da Widerhall finden, wo hochstehende Männer eine Würde gegen Deutschland, eine Ehre gegen die Nachwelt zu behaupten haben, — dann hört die Sache auf ergötzlich zu sein und wird empörend.“ Hierauf könnten die modernen Philister, wenn sie keine Philister wären, nur etwa erwiedern, daß Israel selbst seit achtzehn Jahrhunderten zwischen den Zähnen murmle: „und doch steht die Menschheit still,“ — obgleich das Christenthum über die Volksreligionen und der neuere Humanismus über die Kirchenschranken hinausgeschritten sind, und selbst so manche einzelne Israeliten in die Bewegung hineingezogen haben. —

Mit Recht hebt sofort Herr Dr. Weil hervor, daß, während auf dem vorigen Landtage als Recht erkannt worden, ein Gesetz „zur Beseitigung der gegründeten Beschwerden der Juden“ zu geben, dies auf dem gegenwärtigen „so gedeutet worden, daß es sich selbst zerstört;“ und fährt dann mit bitterer, aber gerechter Ironie fort: „Der Jude — sagen sie — wolle keinen Ackerbau treiben, und sie wollen ihn bessern; darum verbieten sie ihm, Grundeigenthum zu erwerben und erlauben ihm nur in Dresden und Leipzig zu wohnen! Der Jude — sagen sie — hänge am Talmud und wolle vom Alten nicht lassen, und sie wollen ihn erziehen; darum verbieten sie ihm deutschen Gottesdienst und jede neuere Form der Liturgie, doch mit großmüthiger Ausnahme der Leipziger Messe, weil da christliche Liebe nicht gestattet, die reichen jüdischen Käufer aus dem Auslande durch Verbot ihres Gottesdienstes nicht zu verscheuchen! Und wie sie sich fürchten! Anderthalb Millionen Menschen vor achthundert, — worunter wenigstens 600 arme Teufel!“ — „„Aber die Erfahrung hat gelehrt (wurde in der ersten Kammer behauptet), daß die Juden überall, wo ihnen Bürgerrechte eingeräumt wurden, diese zum Nachtheil ihrer Mitbürger mißbraucht haben, und schlechter geworden sind.“ Dagegen erinnert Herr Dr. Weil an die, jener Behauptung auf das Entschiedenste widersprechenden Erklärungen, welche in den französischen Kammern, in Belgien, Holland und Dänemark, schon in den Jahren 1813 und 1814 in Preußen, dann in Hamburg, in den Kammern von Baden, Würtemberg und Hessen abgegeben worden! Ebenso wird mit Recht an die Worte des Domherrn Günther in der sächsischen Kammer erinnert: „Haben nicht tausend Beispiele gezeigt, daß sonst höchst billige (!) Männer, wenn es auf

das Mein und Dein ankam, eben so wenig Nachsicht mit ihren Schuldnern gehabt, als irgend ein Jude?" Und an die Bemerkung des Prinzen Johann von Sachsen: „Der Betrug, der von den christlichen Weinhändlern verübt wird, ist so arg, daß den Juden Nichts übrig bleibt." — Mit Recht auch wird der Behauptung eines Mitgliedes der ersten Kammer: „Sachsen sei ein christlicher Staat, folglich dürfe ein Jude nicht eine Hufe Erde darin besitzen," entgegengesetzt, daß hiernach „das sächsische Christenthum nicht die Religion der Liebe, sondern die des Besitzes und ein christlicher Staat ein solcher sei, wo jeder unter schwerem Drucke leben müsse, der sich von der Wahrheit gewisser Dogmen nicht überzeugen könne!"

Wenn ferner „ein namenloser Redner mit zwei Namen (Herr Ziegler und Klipphausen)" in der ersten Kammer sagen konnte: „Ist denn in der Wahrheit des Juden Zustand so beklagenswerth? Ich kann das nicht zugeben. Im Gegentheil, ihr Zustand ist besser als der der arbeitenden Klassen, ein wahrer Zustand des Wohlstandes" u. s. w.; wenn Herr Vicepräsident Deutrich meint, der Zustand der Juden sei gar nicht so übel; „offen stünde ihnen der Zutritt zu den Künsten und Wissenschaften, offen die unzünftigen Gewerbe, offen das Eintreten in die dienende Klasse;" — dann können wir es Herrn W. nicht verargen, wenn er über die Aeußerungen dieser Herren die scharfe Lauge seines Spottes ergießt, und dabei auf die doppelte Inconsequenz aufmerksam macht, daß man den Juden zwar Aerzte, nicht aber Apotheker, daß man ihnen Schriftsteller, nicht aber Buchhändler zu werden gestattete.

Hinsichtlich der den Juden gestatteten Handwerke macht endlich Hr. W. auf das fast Illusorische dieser Vergünstigung aufmerksam, wonach, da dabei das Verhältniß zur christlichen Bevölkerung festgehalten werden soll, kaum 20 — 25 Individuen sich zum Handwerke bestimmen können.

Zum Schlusse ermahnt Hr. W. seine Glaubensgenossen, „durch würdiges Benehmen, durch kräftiges, zeitgemäßes Streben die Vorurtheile gegen sie auf die edelste Weise zu widerlegen, und die lieblose Gesinnung ihrer Gegner durch die That zu beschämen... In der Neuzeit seien der Beispiele gerechterer und liebevollerer Gesinnungen gegen sie so viele, daß sie sich wohl hüten mußten, in die Ungerechtigkeit zu verfallen, welche gegen sie geübt wird, wegen eines Beispiels über Alles und Alle abzusprechen."

Wir wollen hier nicht mit dem Herrn Verfasser darüber rechten, daß er in dieser Ermahnung durch lebhafte Theilnahme sich zu strafenden Bezeichnungen hat hinreißen lassen, welche, als in das rein Subjek-

tive eingreifend, die Grenze des Gebührlichen überschreiten; aber auch die lebhafteste Theilnahme möchte nicht füglich als Entschuldigung geltend zu machen sein, weder für die gleich zum Eingang vorgebrachte Aeußerung: daß „in der hohen Kammer des Landes, das so lange und so blutige Kämpfe für seine Glaubensfreiheit bestand, Gewissensfreiheit und Menschenrechte gehöhnt werden, um dem schmählichsten Kastengeiste zu genügen;" — noch für die Schlußzeilen, in denen Hr. W. seine Glaubensgenossen mit der Gewißheit tröstet, „der hohe Weltengeist werde auch in ihr Vaterland des Lichtes Strahlen senden, die zu erwärmen, deren Herz kalt und lieblos sich abwendet von Allem, was Menschenglück erhöhen, Menschenliebe befördern und eine bessere Zukunft schaffen könne!" —

Die gesetzgebenden, wie die richterlichen Behörden sind als Geschworene, hinsichtlich ihrer Gesinnung und ihres Gewissens nur dem alldurchschauenden „Weltengeist" verantwortlich. Nur ihre allerkennbar an den Tag gegebenen Aeußerungen und Handlungen verfallen dem öffentlichen Gericht und sind ebenso nach allgemeinen Grundsätzen zu richten. Ein Gesetz kann die Interessen Vieler verletzen, und dennoch der Gesetzgeber dazu durch Wohlmeinung und Gewissen bestimmt worden sein. Kastengeist vorzuwerfen möchte vollends am Wenigsten den Anhängern einer Religion geziemen, deren Grundlehren und heilige Geschichte ihre Angehörigen als eine Kaste auserwählter und alleinreiner Gottesverehrer über die übrige Menschheit erhoben und von ihr abgesondert hat. Allerdings ist dieser Kastengeist auch in die Christenheit übergegangen; aber zugleich ist die Kaste bedeutend erweitert worden und die Theilnahme an den göttlichen Privilegien nicht durch natürliche Abstammung bedingt. Uebrigens hat Sachsen in der Reformation nicht für unbedingte Glaubensfreiheit gekämpft, sondern nur für die Freiheit von der römischen Kirchengewalt.

Von Gewissensfreiheit und Menschenrechten endlich möchte bei dieser Veranlassung zu sprechen sich wohl nicht als statthaft erweisen lassen. Unter jener ist doch höchstens dies zu verstehen, daß man weder zu irgend einem Glaubensbekenntniß, noch zu einer dem Gewissen widerstreitenden Handlung gezwungen werde. Von Keinem von Beiden ist aber in Sachsen die Rede. Ueberdies ist das bloße Gewissen des Einzelnen ein gar bedenkliches Ding, da nicht leicht ein Gräuel zu erdenken, welches Einzelne zu begehen nicht schon durch ihr sg. Gewissen angetrieben worden. Das einzelne Gewissen erhält seine Würde erst durch das Allgemeine, das von einer Gemeinschaft als wahr, recht oder gut anerkannt ist.

Wie nun der Rechtskreis des einzelnen Gewiſſens nur dasjenige begreift, was dem Einzelnen, als ſchlechthin individueller Perſönlichkeit zuſteht, ſo befaſſen umgekehrt die ſg. Menſchenrechte nur dasjenige, was allen Menſchen — nach ihrer allgemeinen Menſchenſchaft — gleichmäßig zukömmt, keineswegs aber das, was der Menſch nur als wirkliches Mitglied einer beſonderen Gemeinſchaft, einer Glaubens-, Volks-, Staats- oder ſonſtigen partikularen Geſellſchaft in Anſpruch zu nehmen befugt iſt. Die Wiſſenſchaft erweitert zwar ſtätig das Ideal des allgemeinen Menſchenrechtes, und die Civiliſation breitet die wirkliche Anerkennung dieſes Ideals immer weiter aus; Hr. Dr. W. hat aber nicht nachgewieſen, daß die erſte Kammer des Königreichs Sachſen wirklich in Deutſchland anerkannte Menſchenrechte geſetzlich feſtzuſtellen ſich geweigert. Wenn übrigens auch von dem Standpunkt der Humanität aus ernſte, dringende Worte für die Emancipation der Juden in Sachſen an die dortige geſetzgebende Behörde zu richten ſind, ſo möchte von Seiten der Iſraeliten, welche ſich für ihre Perſon von dem moſaiſchen Partikularismus losgeſagt und die iſolirenden Geſetzes- und Satzungsſchranken durchbrochen haben, doch ſtets erwogen werden, daß dieſelbe Nachſicht und Milde, die ſie von den Chriſten für die große Zahl von altgläubigen Juden in Anſpruch nehmen, auch von ihnen für die Chriſten erwartet werden darf, welche noch ebenſo in ererbter Spannung gegen die Iſraeliten, wie nicht wenige von dieſen in uraltem Vorurtheil gegen die Nichtiſraeliten und deren Religionsformen befangen ſind.

Wir bedauern übrigens von ganzem Herzen, daß die Hoffnung, welche Hr. W. noch auf die zweite ſächſiſche Kammer ſetzen zu dürfen geglaubt hat, neueſten Berichten zufolge, auf keine Weiſe in Erfüllung gegangen iſt.

17.

Die Italiäner und ihre Republiken.

Als Europa ſich aus der Barbarei zu erheben begann, in welche das Sittenverderbniß der Römer und die Einfälle der nordiſchen Völker es geſtürzt hatten, war Italien das erſte Land, in welchem man die Keime

einer neuen Civiliſation aufſproſſen ſah. Die Erinnerungen an eine alte Herrlichkeit, welche man Tugenden, Einſichten und der Freiheit verdankte, ließen erkennen, was die Völker für ſich ſelbſt zu erſtreben hätten. Noch ſtanden hier mehr große Städte, als in irgend einem andern Theile des barbariſchen Europa's, und durchgängig waren ſie ſehr bevölkert. Dieſe ſtädtiſchen Bürger nun verbanden ſich eidlich, einander gegen Gewalt und Unterdrückung zu vertheidigen. Sie bewaffneten und theilten ſich in Miliz-Haufen, wählten ſich Anführer, bildeten einen öffentlichen Schatz durch freiwillige Beiträge, und, während ſie nur daran dachten, ſich gegen Räubereien zu ſichern, fanden ſie ſich bereits im Beſitz der Gewalt, der Souverainität und einer republikaniſchen Regierung.

Dieſe Conföderation gemeiner Bürger, welche die italiäniſchen Freiſtaaten des Mittelalters gründete, hat die Geſchicke Europa's, ja die der ganzen Menſchheit verändert. Mit ihr begann jenes fortſchreitende Zeitalter, in welchem wir gegenwärtig leben.

Von Neuem hatten die Menſchen das Beiſpiel von Regierungen vor Augen, die nur den gemeinen Nutzen, nur die Wohlfahrt und Förderung ihrer Untergebenen bezweckten, die keine Rechte, ſondern nur Pflichten zu haben glaubten, und nicht von ihrem Ruhm, ſondern von dem Gedeihen des ihrer Sorge anvertrauten Staates ſprachen.

Fünf Jahrhunderte waren verfloſſen von dem Sturze des römiſchen Reichs bis zur Entſtehung jener Freiſtaaten. Die barbariſchen Völker hatten ſich fort und fort ihre Beuten durch Schwertesgewalt und Treuloſigkeit einander entriſſen, ohne irgend einer Bürgſchaft für ihre Siege theilhaftig zu werden. Die Dynaſtien waren auf einander gefolgt, ohne etwas zu begründen oder zu verbeſſern. Die italiäniſchen Freiſtaaten ſetzten dieſer anarchiſchen Barbarei eine Schranke; ſie bildeten ſich und erwuchſen eine Zeitlang unter dem Schirme ihrer Munizipal-Garantien. Aber im XII. Jahrhundert befeſtigten ſie ihre Unabhängigkeit durch ihre Siege über Friedrich Barbaroſſa.

Von nun an erfuhr die Welt, daß es Geſetze, daß es Bürgſchaften, daß es eine öffentliche Ordnung geben könne, unter deren Schutz ſich die Menſchen veredeln. Von nun an begannen die Sitten ſich zu beſſern; die menſchliche Vernunft entwickelte ſich, die Bevölkerung nahm zu, die Gewerbthätigkeit, der Handel — breiteten ſich aus, die Reichthümer häuften ſich, die freien Künſte erblühten, und die Menſchen ſahen dem Glück und der Vervollkommnung entgegen, für welche ſie geſchaffen ſind. Die Ueberlegenheit in den Künſten, in Rührigkeit und geiſtiger Bildung, welche die Italiäner der Freiheit verdankten, brachte ſie mit allen Völkern Europa's in Berührung, weil alle der Erzeugniſſe ihrer Induſtrie bedurften.

Sie theilten Allen die erſten Begriffe von den Rechten der Unterthanen und den Pflichten der Regierungen mit; ſie lehrten die Städte der Provence, Catalonien's und Flandern's, ihre Gemeinden zu verfaſſen, und ihr Beiſpiel, das bald im ganzen weſtlichen Europa nachgeahmt wurde, gab hierdurch jenen Anſtoß zur Verbeſſerung aller Staats-Einrichtungen, welche, ſo hoffen wir, nicht ſtille ſtehen wird, bis die ganze Menſchheit aus der Barbarei ſich erhoben. —

Aber Italien war auch das erſte Land, welches Baumeiſter, Bildhauer, Maler, Dichter und Geſchichtſchreiber von Neuem hervorrief und die Regeln und Ausübung aller freien Künſte lehrte. Alle großen Männer, welche dem Meißel und dem Pinſel der einen, den Geſängen und Gedichten der andern Unſterblichkeit verdanken, würden ihrer nicht ohne den Unterricht der Italiäner theilhaft geworden ſein. So wird die Geſchichte ihrer Freiſtaaten verherrlicht durch die Entwicklung aller Talente, aller Tugenden und aller Vorzüge des Geiſtes, die dem menſchlichen Geſchlecht ſeine Würde und ſeinen Adel verleihen. —

(Nach dem Franzöſiſchen.)

* * *

Nachträglich.

J. C. Beltrami in ſeiner patriotiſchen Schrift: „l'Italie et l'Europe“ (Paris 1834), behauptet, die Italiäner hätten zuerſt das Joch des Aberglaubens und des Despotismus gebrochen, und „Europa verdankt ihnen alle, oder beinahe alle Entdeckungen und Erfindungen der neueren Zeiten.“ — Mag man dieſe Behauptung immerhin italiäniſcher Uebertreibungsſucht oder beſchränkter Kenntniß der Geſchichte der transalpiniſchen Völker zuſchreiben; gewiß iſt, daß von Petrus von Novara (Lombardus) und Thomas von Aquin an bis auf Galiläi und Vico, von Cimabue bis auf Canova, von Dante bis auf Taſſo, von Paleſtrina bis auf Durante, von Pomponatius bis auf Bruno und Campanella, von Machiavelli bis auf Beccaria, und ſo noch in vielen anderen Kunſt- und Kultur-Bahnen die Italiäner den übrigen europäiſchen Nationen vorangeſchritten, und ſtets neue goldene Fäden in das reiche Gewebe der menſchheitlichen Bildung eingeflochten haben. Einer ihrer größten Philoſophen, der edle Campanella, hat ſogar noch auf Erfindungen hingedeutet, welche erſt lange nach ihm wirklich gemacht oder erſtrebt worden ſind. So leſen wir in ſeiner wenig bekannten „Civitas solis poetica“ (erſchien zuerſt Frankfurt a. M. 1623): „Schon haben die Bewohner der Sonnenſtadt die

Kunſt zu fliegen erfunden, und mit Nächſtem erwarten ſie Augengläſer (ocularia), mit denen verborgene Sterne geſehen und Hörhörner (auricularia), mit denen die Harmonie des Himmels gehört werden kann. . ." „Ueberdies haben ſie eine Art Schiffe, welche ſie durch zwei in das Waſſer hinabreichende Räder bewegen, die ſie mittelſt einiger Stricke herumdrehen, welche von einem auf dem Vordertheil des Schiffes befindlichen großen Rade herablaufen und kreuzwegs die Räder am Hintertheile umgürten." —

18.

Die Tellſage.

In der Jugend des Menſchen, der Völker, der Menſchheit ſind die Kräfte vorzugsweiſe auf das Bilden, Geſtalten und Hervorbringen gerichtet. Leicht wird geglaubt, was dem verſteckten Poeten gefällt, was ihm ſeine Ideale als Realitäten zur Vorſtellung bringt oder zu bringen verſpricht. Aber Wirklichkeit und Erfahrung veranlaſſen Vergleichungen, Vergleiche erwecken Zweifel, Zweifel bringen Schmerzen. Die Unmöglichkeit, zum erſten, ſüßen Glauben zurückzuführen, treibt vorwärts zur rückſichtsloſen Erforſchung der Wahrheit. — Mit den joniſchen Philoſophen begann ſolche kritiſche Zeit für die alte Welt; Sokrates, Ariſtoteles waren ihre kritiſchen Heroen; von Alexandrien aus wurde der Kriticismus herrſchender Ton eines Zeitalters. — Für die chriſtliche Welt wurde die kritiſche Periode herbeigeführt durch die Wiederaufnahme der klaſſiſchen Bildung; Bayle, Voltaire, Hume, Leſſing und Kant wurden die Heroen der modernen Kritik und Polemik, die ſeit den achtziger Jahren immer entſchiedener und allgemeiner an die Tagesordnung gekommen.

Natürlich waren die Urkunden der herrſchenden Religion der erſte Gegenſtand der zweifelnden Durchforſchung, da aus ihnen die verletzendſten Prätenſionen abgeleitet wurden, und der Brüſſeler Azt Aſtruc in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wagte ſchon die Geneſis aus zwei verſchiedenen Quellen abzuleiten. In kaum 50 Jahren hat die Kritik ſich bereits der ganzen heil. Schrift bemächtigt, und nachgerade iſt keines ihrer Bücher mehr unbeſtritten, durch Strauß

ſogar verſucht worden, den Stifter der Religion des Kreuzes und der Verſöhnung in eine blos mythiſche Perſon zu verwandeln. War einmal die Grundlage der altehrwürdigen Kirche erſchüttert, was konnte da noch blos auf guten Glauben zu gelten ſich gewärtigen? Daß die Königsgeſchichte Roms viele Spuren von Dichtung in ſich trage, behauptete ſchon Perizanius; Beaufort machte es wahrſcheinlich, Niebuhr bewies es, und ſeine Beweiſe haben in der kürzlich erſchienenen Schrift von Chr. Peterſen (de origin. hist. rom. 1835) neue Beſtätigung gefunden. Keine Urgeſchichte iſt verſchont geblieben, und gar manche poetiſche Geſtalt, die Jahrhunderte, ja ſogar Jahrtauſende hindurch als hiſtoriſche Perſon gegolten, mußte ſich in die Sphäre der Poeſie zurückverſetzen laſſen, aus welcher ſie in die Hiſtorie herauf-, oder wenn man lieber will, — herabgeſtiegen war.

Auch die Geſchichte der Schweiz mußte über die haarſcharfe Brücke des Gerichtes wandern, und die Tellſage war eine der erſten, welche auf derſelben zu wanken anfing. Die erſte Schrift (von Pfarrer Freudenberger, 1760), welche heftig an ihr zu rütteln wagte, wurde zwar (vom Kanton Uri) verbrannt und Johannes von Müller zweifelt noch gar nicht an der „Geſchichte Wilhelm Tell's und der drei Männer," ſondern meinte nur, ſie ſei „nicht der Anfang, ſondern ein Factum zur Behauptung der viel ältern Freiheit und Eidgenoſſenſchaft von Uri, Schwytz und Unterwalden." (XXIV. Buch allg. Geſch. B. XVII. c. 28.) Seine Geſchichte der Schweiz ſchien durch den außerordentlichen, auf ihre Ausarbeitung verwendeten Fleiß jeder Bedenklichkeit den Weg vertreten zu haben; ſie galt durchaus als ein monumentum aere perennius.

Aber das Quellenſtudium wurde immer eifriger betrieben; von abſtrakten Rechtstheorien appellirte man an die concreten Geſtaltungen der Geſchichte; gegen die ſtürmiſchen Forderungen des ſogenannten Natur- oder Vernunftrechtes ſuchte man durch ſogenannte hiſtoriſche Deduktionen das Beſtehende zu ſichern oder das gewaltſam Umgeſtürzte zu reſtauriren. So wurden Gelehrte, Philoſophen und Staatsmänner veranlaßt, die Vergangenheit ſtreng zu durchforſchen, theils nur im Intereſſe der rein wiſſenſchaftlichen Wahrheit, theils nur zur Begründung oder Rechtfertigung anderweitiger Intereſſen. Gegen von Müller's Schweizergeſchichte wurden zuerſt durch das Solothurner Wochenblatt, dann durch einzelne Kantongeſchichten Bedenklichkeiten erregt; die Tellſage insbeſondere wurde von neuem in Zweifel gezogen, als man dieſelbe Sage in noch älteren nordiſchen Ueberlieferungen wiedergefunden. Zwei unlängſt erſchienene Schriften ſchienen nun den Zweifel in Gewißheit verwandelt zu haben.

Herr J. E. Kopp hat nämlich zu Ende 1835 „Urkunden zur Geſchichte der eidgenöſſiſchen Bünde“ herausgegeben, aus denen hervorgeht, daß J. von Müller bei Ausarbeitung ſeiner Schweizergeſchichte mehrere ſehr wichtige Urkunden theils gar nicht gekannt, theils unrichtig gedeutet und namentlich der Chronik von Tſchudi ein zu großes Anſehen eingeräumt hat. Sie beweiſen ferner, daß die Zeitbeſtimmungen, welche J. v. M. für die erſten Zeiten der Eidgenoſſenſchaft gegeben, größtentheils verworfen werden müſſen, und daß die Vogtei Küſſenach niemals bei einem Geßler geweſen. Nach genauer Prüfung dieſer Urkunden findet nun Herr Profeſſor Aſchbach, deſſen geſchichtliche Forſchungen ſich allgemeiner Anerkennung erfreuen, ſich veranlaßt, in den Heidelberger Jahrbüchern (Märzheft 1836) ausdrücklich zu erklären, daß „man nunmehr mit allem Fug und Recht ungeachtet der Tell's Kapelle,“ (ſie wurde erſt 1387 erbaut, erſt ſeit 1562 oder 1581 zum Gottesdienſt gebraucht) „und der Tellenplatte Tell's Geſchichte unter die Volksmärchen rechnen könne, da ſie jeder hiſtoriſchen Grundlage entbehre.“ — Zwar rügt Herr Profeſſor Aſchbach, daß Herr Kopp in den, jenen Urkunden beigegebenen Anmerkungen offenbar Partei ergriffen für König Albrecht und ungerecht ſei gegen Adolf von Naſſau und das Luxemburgiſche und Baieriſche Haus; nicht minder erhebt er gegründete Bedenklichkeiten gegen die Behauptung Kopp's, daß Habsburg landgräfliche Rechte in den Waldſtädten gehabt, und daß deshalb die Bündniſſe der drei Waldſtädte aufrühreriſch geweſen ſeien; auch wird von anderer Seite her bemerkt, daß Herr K., der ſeine Studien in Wien gemacht, in ſeiner ſchweizeriſchen Heimath ſich dem Streben nach zeitgemäßer Feſtſtellung rechtmäßiger Freiheit abgünſtig zeige; — dies alles kann jedoch die Urkunden nicht entkräften, welche der Tellſage ihre hiſtoriſche Grundlage benehmen. Wirklich iſt Dr. J. L. Ideler in ſeiner hiſtoriſch-kritiſchen Abhandlung: „die Sage von dem Schuß des Tell“ (Berlin 1836), auf anderem Wege zu gleichem Reſultat gelangt. Herr Ideler weiſt nach, wie die erſte Kunde jener Sage ſich bei Saxo Grammaticus (in der Mitte des 12ten Jahrhunderts) finde, wo von Toko faſt durchaus daſſelbe erzählt wird, wie von Tell. Er führt ferner an, daß, wie in der Schweiz dieſelbe Geſchichte ſchon zwiſchen einem Tell des 12ten Jahrhunderts und einem Grafen von Sendorf vorgefallen ſein ſoll, ſo auch fände Tell bei dem Geſchichtſchreiber Thorrnodus Tortaeus zwei Mitbewerber an Endrid Panſa und Hemming. Auch in Island habe der Wilkineſage zufolge ſich ähnliches begeben zwiſchen Erigil und König Nidung, und in Nordengland, nach einer alten Ballade, zwiſchen William Cloudesly und einem Londoner König.

Erwägt man nun dies Alles und nimmt man hinzu, daß Johann von Winterthur, der Zeitgenosse des Tell's der Schweizersage, und Justinger, der älteste Chronikenschreiber der Schweiz, von Tell nichts wissen, daß erst 1380 eines Tellliedes in den Schweizerischen Ueberlieferungen Erwähnung geschieht, endlich daß das Urnenspiel Tell's Schuß in das Jahr 1296, Tschudi und Müller in 1307, Cysat gar in 1314 versetzen, so wird man sich allerdings genöthigt finden, die Erzählung von Tell aus dem Contrast der historischen Berichte in die Reihe der poetischen Sagen zu verpflanzen. Keineswegs wird man aber darum die Vermuthung aufzugeben haben, daß im Uebergange vom 13ten zum 14ten Jahrhundert sich in der Schweiz eine Begebenheit zugetragen, bedeutend genug, um die von Norden her eingewanderte Sage auf dieselbe zu übertragen. Daß übrigens die Schweizer ein Recht haben auf nationale Freiheit und Selbstständigkeit, dies ist von der Aechtheit der Tellsage ebenso unabhängig, wie die Pflicht der allgemeinen Menschenliebe von der mythischen oder historischen Auffassung der Evangelien, wie das Recht auf Gewissens-, persönliche und politische Freiheit von den Ereignissen, welche als Reformationen, Revolutionen und Unabhängigkeitserklärungen in die Geschichte eingetreten sind. Thatsachen begründen kein Recht und keine Pflicht, sondern haben nur das Ewige, wenn die Zeiten erfüllt sind, in die Wirklichkeit einzuführen und für die Zukunft im Wissen und Gewissen der Menschen zu befestigen.

19.

Die Communeros im XVI. Jahrhundert und Juan de Padilla.

Ferdinand der Katholische hatte sich einer bis dahin ungewöhnlichen Gewalt über den Adel und die Städte bemächtigt. Als sein Enkel und Nachfolger, Don Carlos, aus der Fremde und durch Fremde das strenge Regiment fortführen wollte, und noch dazu neue Subsidien forderte, um sich die Kaiserkrone zu gewinnen, erhoben sich die meisten Städte und traten mit dem Adel gegen den König in Kampf. Bald aber entzweite sich diese Communidad, da Städte und Adel verschiedenartige Interessen geltend zu machen hatten, und Don Juan de Padilla, der beim Aus-

bruch des Aufſtandes an die Spitze des Heeres der Junten geſtellt worden, unterlag ſchändlichem Verrath. Er wurde zu Villalar enthauptet, und mit ihm und ſeiner heldenmüthigen Gattin, Maria Pacheco, die vergeblich Toledo zu behaupten rang, — ſchwand, auf Jahrhunderte hin, der alte Geiſt und Muth zu nachdrücklicher Behauptung angeſtammter Selbſtſtändigkeit. —

Die Geſchichte dieſes Aufſtandes iſt auf anziehende Weiſe erzählt in der 1836 erſchienenen Schrift: *Les Communeros*, chronique castillane du XVI. siècle, d'après l'histoire inédite de *Pedro de Alcocer;* par *Henri Ternaux*. So wird man u. a. nicht ohne lebhafte Theilnahme den Brief leſen, den Padilla unmittelbar vor ſeiner Enthauptung an ſein edles Weib geſchrieben, und den wir hier in treuer Ueberſetzung mittheilen.

„Wenn dein Schmerz mich nicht mehr betrübte, als mein Tod, dann würde ich mich ſehr glücklich ſchätzen; denn, da jeder Menſch ſterben muß, ſo danke ich Gott, daß er mich in ſeinem Dienſte ſterben läßt, beweint von vielen Leuten. Es bedürfte einer längeren Friſt, als mir vergönnt iſt, um dir Tröſtungen ſchriftlich mitzutheilen; ich verlange nicht, daß man den Augenblick verzögere, in welchem ich die Krone empfangen ſoll, die meiner harret, und meine Feinde würden mir ſolches nicht gewähren. Beweine deinen Verluſt, aber nicht meinen Tod; denn er iſt zu ehrenvoll, um beweint zu werden. Ich vermache dir mein Herz (âme), das Einzige, was mir bleibt. Behandle es wie das, was dich am innigſten geliebt hat. Ich ſchreibe nicht meinem Vater Pedro Lopez, weil ich es nicht wage; denn, obgleich ich von ſeinem Muth geerbt habe, indem ich mein Leben auf's Spiel zu ſetzen wagte, ſo habe ich doch ſein Glück nicht geerbt. Ich ſchreibe nichts weiter, um den Scharfrichter nicht warten zu laſſen, und damit man nicht meine, ich verlängere meinen Brief, um mein Leben zu friſten. Mein Diener Loſſa, der Zuſchauer meines Todes ſein wird, und dem ich meine geheimſten Gedanken vertraut habe, wird dir ſagen, was ich nicht ſchreiben kann; ich ſchließe in der Erwartung des Werkzeuges deiner Bekümmerniß und — meiner Befreiung.“

20.

Die Iberiſche Halbinſel.[1])

Vergleicht man die mannigfaltigen Urtheile, die jetzt über die ſpaniſche und portugieſiſche Verwirrung gefällt werden, mit denen, die in den 90er Jahren über die franzöſiſche Revolution laut wurden, dann muß man leider! geſtehen, daß ſich noch kein erheblicher Fortſchritt in dieſer Beziehung bemerklich macht. Man haftet durchgängig an der Oberfläche; nur Wenige dringen in das Innere, höchſt ſelten wird nach den letzten, tiefſten Gründen gefragt. Die Börſen fluktuiren, je nachdem die Anführer dieſer oder jener Partei irgend einen Vortheil davon getragen; das rohe, pute Faktum iſt ihnen Alles; die ephemere materielle Uebermacht beſtimmt ihr Urtheil über die Zukunft einer Nation. Angebliche Freunde der Ordnung und des Beſtehenden glauben Alles geſagt zu haben, wenn ſie behaupten, der revolutionäre Geiſt ſei auf geheimem Wege eingeſchleppt worden, aber die immenſe, geſunde Majorität des Volkes wolle von dem fremden Weſen Nichts wiſſen und werde das Gift in Bälde ausſcheiden. Sogenannte Staatsphiloſophen endlich geben den geheimen Geſellſchaften alle Schuld, und meinen, der Staatsregierung intervenirend oder cooperirend zu Hülfe kommen zu müſſen, um alsbald Frieden und Ordnung wieder herſtellen zu können. — So war auch die franzöſiſche Revolution den Einen nur Folge finanzieller Verlegenheiten, Anderen nur ein Gemächte von Freimaurern, Illuminaten, ſpäter von Jakobinern und Atheiſten, während die öſtlichen Politiker die Faktion der Republikaner mittelſt blind gehorchender Kriegsheere zu vernichten hofften.

Aber die Revolution warf das ganze alte Frankreich in den Schmelztiegel, und die auflodernde Flamme verzehrte nicht nur das alte Regime, ſondern auch das dürre Holz, mit dem ſie ausgelöſcht werden ſollte. Das alte, in Provinzen zerſtückelte, von einer adeligen und geiſtlichen Ariſtokratie in den Staub getretene Frankreich erhob ſich als eine einige, ſtaatsbürgerliche, von Einem Geſetze, von Einem Geiſte beherrſchte Nation aus ſeiner eigenen Aſche, und eine neue Weltepoche begann für Europa! —

1) Geſchrieben zu Ende 1836.

Nun erkannte eine tiefer eindringende Geſchichtsbetrachtung in den einzelnen, vermeintlich zufälligen Urſachen der Revolution die nothwendigen Wirkungen des alten Regimes in ſeinem Zuſammentreffen mit dem allgemeinen Geiſt der Geſchichte und mit dem ewig ſich verjüngenden Geiſte der Nation.

Wohl hätte man hoffen ſollen, daß dieſe ungeheure Thatſache und das über ihr aufgegangene Licht der Erkenntniß vernünftigere Beurtheilungen ähnlicher Ereigniſſe zur Folge haben würde. Aber die Menge lebt nur der unmittelbaren Gegenwart und ihrem Genuſſe; die ſogenannten Gebildeten wiſſen weit mehr Beſcheid über die Catilinariſche Verſchwörung und den Umſturz des römiſchen Reiches, als über den welterneuernden Geiſt der neueren Zeit und den Zuſammenſturz des mittelalterlichen, hierarchiſch-feudaliſchen Weltreiches.

Und doch kann man die Zerwürfniſſe auf der Iberiſchen Halbinſel nur begreifen und würdigen, wenn man ſie vom weltgeſchichtlichen Standpunkte aus auffaßt, auf den man ſich beſonders durch vergleichende Geſchichtsbetrachtung zu erheben hat. Was hier uns vor Allem in die Augen fällt, iſt, daß gerade das eigentliche Land der Mitte, daß gerade unſer Deutſchland in der wahrhaften Bildung am Weiteſten fortgeſchritten iſt, von allen Seiten her ſich aneignend, was Vergangenheit und Umgebung ihm dargeboten. Wie Gott die Alles durchdringende, überall gegenwärtige Mitte der Welt, wie Religion, als das lebendige Vereinigungsband zwiſchen Menſch und Gott, die zugleich tiefſte und umfaſſendſte Mitte des Lebens, ſo iſt auch die Entwicklung des religiöſen Geiſtes die eigentliche Seele der Geſchichte. Dieſe Entwicklung iſt aber in der neueren Zeit von Deutſchland ausgegangen und hat in unſerem Volke die tiefſten Wurzeln geſchlagen. In Frankreich, wo das germaniſche Volkselement dem römiſch-galliſchen unterlegen, iſt das reinreligiöſe Moment der Reformation beſonders deshalb nicht zum Durchbruch gekommen, weil das Königthum ſchon früher ſich mit Gewalt von der geiſtlichen Oberherrſchaft emancipirt hatte. Aber die gewaltſame Unterdrückung der religiöſen Entwicklung rächte ſich im achtzehnten Jahrhundert durch gewaltſamen Umſturz der geſammten Kirche, ja ſogar durch momentane Verläugnung Gottes ſelbſt.

Spanien und Portugal, durch die Pyrenäen und mehr noch durch den Gegenſatz der Nationalitäten von Frankreich, vom übrigen Europa abgeſchieden, blieben nach Weſten hin auch am ſtrengſten und weiteſten von der fortſchreitenden europäiſchen Bildung entfernt. Nur hier konnte die mittelalterliche Religion ſich bis zu ihren äußerſten Conſequenzen entwickeln. Nur hier konnte die Inquiſition und das Mönchthum ihr erſtickendes Netz weben und ausbreiten, dieſes dahin ſtrebend, den Menſchen

völlig abzuſcheiden vom irdiſchen Leben, jene die Gläubigen, beſonders die Laien abſondernd von allem vermeintlich ſeelengefährlichen Verkehr mit Andersgläubigen, und jede freie Regung des Geiſtes und des menſchlichen Herzens unterdrückend, als die blinde Kirchgläubigkeit gefährdend. Hier endlich, unter dem flammenden Schilde der Inquiſition, konnte die Geſellſchaft Jeſu üppig emporwachſen, und ihr Ideal einer päpſtlichen Weltmonarchie durch ihren geiſtlichen Phalanx ſeiner Verwirklichung ſiegreich entgegenführen.

So iſt es denn auch den vereinten Beſtrebungen der heiligen Hermandad, der Kloſtergeiſtlichkeit und den militäriſch-organiſirten Jeſuiten gelungen, die Iberiſche Halbinſel länger als jedes andere Land zu iſoliren, und hierdurch ihre Civiliſation, ihre Humaniſirung zu retardiren. Jede ſolche, der natürlichen, geſchichtlichen Beſtimmung zuwider laufende Vereinzelung und Abſonderung, hemmt aber nicht nur die Entwicklung, ſondern ſtört auch die Geſundheit, indem die Kräfte, die nicht beſtimmungsgemäß produziren können, ſich verderbend, zerſtörend auf den Organismus ſelbſt zurückwenden. Iſolirte Völker werden hypochondriſch, werden hyſteriſch, wie Anachoreten und von der Welt abgeſchloſſene Nonnen. Die geheimen Krankheiten der Völker, die in Folge der Klauſur entſtehen, ſind aber gedoppelter Art; das Wohlwollen verwandelt ſich in Härte und Grauſamkeit — oder in Apathie; die Religion ſteigert ſich zum Fanatismus oder verkehrt ſich in Atheismus; die heitere Lebensthätigkeit ſchlägt über in finſtern Marasmus oder artet aus in eine ausſchweifende Genußſucht. Wirklich ſind die Spanier und Portugieſen von keiner dieſer Krankheiten verſchont geblieben, und ein Leichtes wäre es, auch bei anderen Völkern gleiche Wirkungen gleicher Urſache bemerklich zu machen.

Das Geſchichtsleben der Menſchheit, wie das Leben der übrigen Natur, duldet aber keine ewigen Abſonderungen. Das göttliche Geſetz der Gemeinſamung, der allgemeinen Communion, iſt das höchſte, das heiligſte, unverbrüchlichſte. Es vollbringt ſich bald durch einen Ausbruch der gewaltſam zurückgedrängten Kräfte, bald durch einen Einbruch des Gemeinlebens in die widernatürliche Klauſur, bald durch beide zugleich. Dann aber kommen mit aller Gewalt die furchtbaren Folgen ſolcher inhumanen Abſonderung zum Vorſchein, und dieſe Folgen ſind um ſo ſchreckhafter, je länger die Iſolirung gewährt, je ſtrenger dieſelbe gehandhabt worden iſt. Wie die zuſammengepreßte Luft zunächſt zerſtörend auseinanderfährt, wenn ihr Kerker auch nur leiſe geöffnet wird, wie ein iſolirtes Element aufbrauſend ſich mit demjenigen vermiſcht, welches ihm gewaltſam entzogen worden, ſo ſehen wir die eingezwängten Kräfte eines Volkes um ſo verwüſtender hervorbrechen, je länger es verhindert worden, an der fortſchreitenden

Entwicklung der Nachbarvölker Theil zu nehmen. Das Erste, was es dann anstrebt, ist eine völlige Ungebundenheit, und in diesem ersten blinden Losbrechen werden dann selbst sonst wohlthätige Beschränkungen zertrümmert. Das Unrecht, das ihm geschehen, wirft sich hinaus auf die Umgebungen, und der Ausbruch des Vulkans sprengt nicht nur den nächsten Verschluß des Kraters, sondern verwüstet auch manches friedliche Dorf, das an dem Abhange erbaut worden. Jeder Widerstand ist zunächst nicht nur vergeblich; sondern steigert noch die Wuth der sich befreienden Elemente. Interventionen, sei es, um zu vermitteln, sei es, um den gesprengten Kerker zu restauriren, sind in solchen Fällen entweder unnütz oder verderblich, indem sie die Krise verlängern oder verstärken.

Wie jede Despotie, so ruft auch jede gewaltsame Intervention jene geheimen Gesellschaften und Verbrüderungen hervor, die um so verderblicher wirken, je gewaltsamer auf ihre Unterdrückung hingearbeitet wird. Nicht sie aber sind die eigentlichen Urheber der Mißstände, die sie zur Folge haben, sondern jene heilige Hermandad, jener jesuitische geheime Despotismus, welche ursprünglich die rechtmäßige Freiheit beschränkt haben. Darum werden auf der Iberischen Halbinsel auch die geheimen Gesellschaften so lange Bestand halten, als seine Völker noch durch irgend eine Gewalt an den religiösen und bürgerlichen Fortschritten offen Theil zu nehmen gehindert werden, deren die Nachbarländer sich zu erfreuen bereits begonnen haben. Je weiter aber dieselben hinter der Bildung Frankreichs, Englands und Deutschlands in jeder Beziehung zurückgeblieben, um so furchtbarer, um so unabsehbarer sind noch die inneren Krämpfe und Kämpfe, welche jenen Völkern bevorstehen, bis jenes geistige Gleichgewicht zwischen ihnen und dem übrigen humanisirten Europa hergestellt sein wird, welches durch geistliche und weltliche Despotie seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts so gewaltsam zerstört worden ist.

21.

Die Wiedergeburt des griechiſchen Volkes [1]).

Von Neuem veranlaßt, Ihre Geduld auf eine Weile in Anſpruch zu nehmen, gehorche ich dem mir gewordenen Berufe, der heiteren Abendunterhaltung durch einige ernſtere Worte gleichſam die erforderliche Schattenpartie einzuflechten. Möge der Gegenſtand, für den ich mir Ihre Aufmerkſamkeit erbitte, Sie die Mängel der Darſtellung überſehen laſſen, die, — ich fühl' es, — ſo wenig den Forderungen entſpricht, zu denen Freunde und Freundinnen der Muſe berechtigt ſind!

Wenn aber irgend eines Gegenſtandes in dem Tempel der Muſen und im Aufgange des Frühlings gedacht zu werden verdient, dann iſt es wohl vor Allem die Wiedergeburt eines Volkes, welches recht eigentlich ein Lieblingsvolk der Muſen geweſen, und gerade in unſerem Volke eine ſo lebhafte Theilnahme, — einen Fürſten für ſeinen wiedergebornen Staat, und nun auch in dieſen Tagen einen edeln Geſchichtsſchreiber ſeiner Metamorphoſe [2]) gefunden!

Laſſen wir den Blick über unſere gegenwärtige Menſchheit hinſchweifen, dann ſtellt ſich uns ein wunderliches Schaubild dar. Völker noch im erſten raupenartigen Zuſtande, nur dem ſinnlichen Bedürfniß und Gelüſten dienend und fröhnend; — andere in ſeltſamer Mißgeſtaltung — gleichſam als Larven — in's Dunkel ſich bergend, oder — als Chryſaliden ſcheintodt und wie eingeſargt; — gewiß aber Jedes im Innern alle Kräfte ſammelnd zu künftiger Transfiguration, um, wenn Alles vorbereitet ſein wird für ein höheres, ein freies Leben im Lichte und in der Liebe, — um dann den Kerker zu ſprengen, und als wiedergeborner Schmetterling ſich aufzuſchwingen in die ſpielenden Lüfte, — frei von den

1) Geſchrieben im J. 1836 zur Vorleſung im Frankfurter Muſeum.

2) Die verehrten Leſer werden leicht errathen, daß hiermit hingedeutet wird auf die meiſterhafte „Pragmatiſche Geſchichte der nationalen und politiſchen Wiedergeburt Griechenland's" von J. L. Klüber (1836).

Geſetzen der ſelbſtiſchen Schwere, nur gebunden durch das höhere Liebesgeſetz der Gattung! . . .

Aber nur erſt wenige Völker ſind wiedergeboren zu ſolchem freien, — zu wahrhaft menſchheitlichem Leben; die meiſten ſchlummern noch in einem larven- oder chryſalidenähnlichen Zuſtand, ſcheinbar feſtgezaubert in enger Gewahrſam, wie gebannt durch das Wort eines gewaltigen Thaumaturgen; — ſo China und Japan, ſo Indien und Tübet, — ſo das alte Iran und Aegypten und die mohamedaniſchen Völkerſchaften . . . Ja ſelbſt von denen, die die mittelalterliche Verpuppung durchbrochen, — ſchleppen noch manche ſich mühſelig fort, halb eingezwängt von der nicht ganz durchbiſſenen Schale, oder die Flügel ſich verwickelnd in die Geſpinnſte aus früheren Zeiten!

Von allen Völkern aber, deren ſcheinbarer Untergang das Ende der alten Welt bezeichnet, iſt erſt Eines wieder auferſtanden, und dieſes Eine iſt dasjenige, dem dieſe Verſammlung ihren Namen, die Menſchheit ſo unausſprechlich Vieles und Herrliches verdankt, daß ſie — nächſt dem Volke Jehova's [3]) — keinem anderen durch heiligere Bande verpflichtet; — es iſt das Volk der Griechen, deſſen Geſchichte mit einem unſterblichen Heldengedichte beginnt, um nach einem Umlauf von drei Jahrtauſenden durch die erſtaunenswürdigſte Heldenthat von Neuem — vielverheißend — in die Geſchichte der Menſchheit einzutreten! —

Ueberſehen wir dieſe denkwürdige Geſchichte, ſo nehmen wir in derſelben eine tief bedeutſame Aufeinanderfolge von welthiſtoriſchen Entwicklungsſtufen wahr, wie — bis jetzt — noch kein anderes Volk ſie durchlaufen.

Die fünfzehn erſten Jahrhunderte zeigen uns Aufkeimen, Wachsthum und Blüthe dieſes Volkes, ſeine Geſtaltung und Entfaltung zur reichſten und herrlichſten Nationalität der alten Welt, und ſeine ſcheinbare Auflöſung, die aber in Wahrheit nichts anderes, als ein zeitweiliges Uebergehen war in die größere Gemeinſchaft der chriſtlichen Kirche, eine Wiedergeburt zu höherem Leben.

Und in abermals faſt anderthalb Jahrtauſenden durchläuft die, in ein chriſtliches Reich übergegangene Nation einen zweiten eigenthümlichen Lebenskreis, um in einem zweiten Tode — zum andernmale wiedergeboren zu werden, — zu dem ſchönſten, auf der Erde möglichen Leben, zu dem Leben in der allgemeinmenſchlichen Gemeinſchaft, in der, erſt in der neueren Zeit erwachten Humanität.

---

3) Genauer: dem Stamme der Abrahamiten, in deſſen Krone die Namen: Moſes, Jeſus und Mohamed prangen.

Die alte Welt wußte nur von einem ſteten Kreislauf des Lebens, durch die drei Stadien des Entſtehens, Erblühens und Vergehens, und ihre große Phönixperiode von beinahe 15 Jahrhunderten [4]) war nur eine ſolche, ſtets daſſelbe wiederholende Cirkelbewegung. Durch das Chriſtenthum verklärte ſich dieſe Vorſtellung zum Glauben an eine herrlichere einmalige Auferſtehung oder Wiedergeburt zu höherem, ewigem Leben. Aber erſt die neueſte Zeit hat ſich zum Gedanken unendlichen Fortſchreitens — in unabſehbarer Spirale und in immer glorreicheren Metamorphoſen erhoben. Nicht nur dem zeitlichen, auch dem ewigen Tode hat ſie den Stachel gebrochen, und wenn die ganze Weltgeſchichte ihr zu einem fortlaufenden Weltgericht, ſo iſt ſie ihr auch zu einem unendlichen Weltgedichte geworden, in welchem der ewige Geiſt ſeinen unerſchöpflichen Reichthum immer herrlicher entfaltet.

Es ſei mir vergönnt, in einigen Umriſſen, — deren Flüchtigkeit die Größe des Gegenſtandes und die Kürze der mir bewilligten Friſt wohl entſchuldigen wird, — den reichen Inhalt der zwei großen Strophen jenes Weltgedichtes, welche die bisherige Geſchichte der Griechen begreifen, — hier — leiſe andeutend — vorüberzuführen.

* * *

In das Dunkel der Mythe, welches die Kinderjahre unſeres Geſchlechtes bedeckt, verlieren ſich auch die Anfänge des griechiſchen Volkes. Nur ſo viel wiſſen wir, daß Hellas das erſte Land war, in welchem Colonien aus den älteſt-cultivirten Staaten der Vorwelt mit rohen, naturkräftigen Einwandrern von Norden her zuſammengetroffen und ſich theilweis mit ihnen zu bürgerlichen Gemeinweſen vereinigt haben, die, frei von prieſterſchaftlicher Despotie, dem eingebornen Streben nach eigenthümlicher Entwicklung Raum geben konnten.

Was in Aegypten, Phönizien, was am Kaukaſus — im Morgenſtrahl der erſten Kultur gereift, das vermählte ſich in Griechenland mit einer jungfräulichen Natur, und Pallas Athene und Aphrodite, — die Göttinnen freier Erkenntniß und vollendeter irdiſcher Schönheit, — entſtiegen dem Aether und den Tiefen des Meeres und wurden die Genien des erſten europäiſchen Volkes. — Menſchen, Ueberlieferungen und Götter aus allen umgebenden Ländern ſtrömten in Hellas zuſammen, und das Streben des Einzelnen, ſich in ſeiner Eigenthümlichkeit zu be-

4) Bekanntlich von 1461 Jahren.

haupten, und die Nothwendigkeit für Alle, sich mit einander zu vertragen, erzeugten jenen Reichthum — und zugleich jene Wohlgemessenheit und Beweglichkeit der Gestaltungen, welche das griechische Volk vor allen übrigen Völkern der Erde auszeichnen, und seiner Geschichte, — neben der der Israeliten — die höchste welthistorische Bedeutung verliehen. Wie diese das eine Ideal unbeschränkter Gottesfurcht verwirklichen — und zu einem Volke von Priestern werden sollten, — so war der Sinn der Hellenen auf die Ideale der Kunst, des Staatslebens, der Wissenschaft und individueller Ausbildung gerichtet. Wie bei jenen die Einheit oder vielmehr die Einzigkeit des göttlichen Wesens und seines gesetzgebenden Gesandten alles beherrschte, so behauptete bei den Griechen die Mannigfaltigkeit ihr göttliches Recht. Zeus, Poseidon und Aidoneus theilen sich in die Oberherrschaft der Welt; Orpheus, Herakles und Theseus werden die Leitsterne des Volkes, Athen, Sparta und Theben — die Vorbilder der übrigen Staaten, ohne darum andere Götter, Heroen und Gemeinwesen auszuschließen. Versammelten die Israeliten sich jährlich einmal um die geheimnißvolle Bundeslade zu ernstfeierlichem Sühnungsopfer, so vereinigten die Hellenen sich zu mannigfachen Spielen und Wettkämpfen. Bekriegten jene ihre Nachbarn im Dienste und zur Ehre ihres Gottes, so zogen die Griechen in den Kampf zur Behauptung ihrer eigenen Ehre, und die erste nationale Heldenthat war die Zerstörung von Troja zur Wiedereroberung einer geraubten Königin. Was jenen die strengen Tafeln des Gesetzes, das wurden für diese Homer und Hesiod, und wie jene ihre Gotteshelden Simson und Samuel, so feierten diese ihre menschlich-heroischen Achilleus und Odysseus. Nur leise, „wie die Binse der Kranz," verbanden Orakel, Amphyctionen und Mysterien, verbanden die olympischen Götter, Heroen, Sänger und Spiele — die mannigfaltigen Stämme und Staaten, und weil nichts deren eigenthümliche Entwicklung hinderte, entfaltete in raschem Fortschreiten die menschliche Natur sich zu unvergleichlicher Blüthe. — Stets auf schöne, wohlgemessene, harmonische Gestaltung des irdischen Daseins und Wirkens gerichtet, schufen die Griechen sich selbst und ihre Werke zu unsterblichen Musterbildern für die staunende Nachwelt! —

Was aber Mit-Bedingung ihrer wunderbar reichen und herrlichen Entwicklung, das war auch Mit-Veranlassung des Untergangs ihres ersten eigenthümlichst nationalen Lebens. Die Freiheit ihrer Bürger war bedingt durch die Sclaverei der Heloten; — die mannigfaltigen Selbstständigkeiten der Einzelnen und ihrer Gemeinwesen riefen stets neue Zwiste und Kriege hervor; — die geistige Freiheit führte zu immer tieferen Wi-

derſprüchen im Sittlichen und Religiöſen, — die Vertiefung in die Gegenwart — zur egoiſtiſchen Genußſucht, über welche nur der Gedanke, nur die Gewißheit des Jenſeits nachhaltig zu erheben vermag. —

Von Troja zurückkehrend, — hatten die überbleibenden Kämpfer ein reges Freiheitsſtreben mit zurück in die Heimath gebracht. Allmählig verwandelten ſich die älteren Königthümer in ſtädtiſche Republiken. Aber wie früher die Königsſöhne Eteokles und Polineikes um die Herrſchaft, ſo ſtritten nun die freien Bürger, ſo ſtritten die freien Staaten um den Vorrang. Zunächſt jedoch entwickelten ſich in dieſem vielbewegten Leben die mannigfaltigſten Anlagen, Talente und Charaktere, und als, gegen Ende des erſten Jahrtauſends der griechiſchen Geſchichte, der ſtolze Perſerkönig das kleine Hellas zu einer zinspflichtigen Provinz machen wollte, da vereinigten ſich die entzweiten Brüder, und bewieſen in glorreichen Schlachten jene heldenhafte Begeiſterung für das gemeinſame Vaterland, die mit unauslöſchlichen Zügen die Namen der Sieger — und den Triumph wahrhaften Enthuſiasmus über rohe Gewalt in die Denktafeln der Geſchichte eingegraben hat. Es war der Silberblick des helleniſchen Lebens, in welchem die Nation, die Schrecken des Todes überwindend, ihr höchſtes Nationalbewußtſein gewann. — Eine neue Welt der Kunſt und Wiſſenſchaft trieb an's Licht und in jeder Blüthe reifte eine köſtliche Frucht. Das Zeitalter des Perikles iſt der ſchönſte Frühlingstag in dem großen Lebensjahre der alten Welt; — aber es war auch der letzte, denn die Sonne dieſes Jahres hatte ihre Akme erreicht.

In Socrates erwachte der griechiſche Geiſt zur Ahndung des ewigen, zur Sehnſucht nach einem höheren, das zeitliche und nationale übergreifenden Leben; in Plato kam er zum vollen Bewußtſein ſeines unſterblichen, allgemeinen Weſens. Socrates ſelbſt hatte Größeres gelebt — als der höchſte Gott ſeines Volkes: die gediegene Einheit des bisherigen Volkslebens war gebrochen. —

So wie die Philoſophie ſich erhob über das im Politiſchen und Religiöſen bis dahin Geltende, fiel das Gemeinweſen mehr und mehr den menſchlichen Leidenſchaften anheim. Athen, Sparta, Theben — bemächtigten ſich nach einander mit Gewalt der Hegemonie über die übrigen verbündeten Staaten von Hellas. Ariſtophanes weinte — lachend — bittre Thränen über die innere Auflöſung der alten griechiſchen Welt, während Sophiſten auch das Gewiſſeſte ungewiß machten, und Ariſtipp den ſelbſtiſchen Weltgenuß, Antiſthenes die ſelbſtiſche Weltentſagung zum Endzwecke des Daſeins erhoben. Vergeblich kämpfte Demoſthenes gegen die drohende Herrſchſucht des macedoniſchen Königs;

die uneinigen Bundesstaaten verloren ihre Selbstständigkeit an den selbstherrlichen Alexander.

Da sammelte sich der Geist des großen Volkes noch einmal in dem besonnensten Denker des ganzen Alterthums, und Aristoteles, — als Weltphilosoph, wie Alexander, als Welteroberer, — führten das griechische Volk über sich selbst hinaus in das Gemeinleben der alten Welt: — Alexandrien wurde die Wohnstätte des auf fast zwei Jahrtausende abscheidenden griechischen Geistes.

Wohl versuchten die Hellenen durch neue Bünde das schwindende Nationalleben zu bewahren; wohl strebten edle Patrioten das alte Staatswesen zu restauriren; — der Gemeingeist war entflohen, — selbst Athen, selbst Sparta, — riefen die Römer zu Hülfe gegen ihre griechischen Gegner, — die erste große Phönixperiode lief zu Ende; in der Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Gründung von Cecropia [5]) wurde Griechenland eine römische Provinz, das schöne Athen, das stolze Sparta, das prächtige Corinth — eine Beute der Römer! —

* * *

Was Heldenmuth, Schönheitssinn, was Patriotismus und Wahrheitsliebe vermochten, davon hatte das griechische Volk Zeugniß gegeben; seine unsterblichen Thaten und Werke folgten ihm nach in das zweite Leben, zu dem es nun überging; seine Kunst, seine Geschichte und Weisheit traten als Bildungselemente ein in das Gesammtleben der Menschheit, um einst, wenn die Zeiten erfüllt wären, sich zu ihm zurückwendend, — seine Wiederauferstehung zu bereiten, und es verklärt einzuführen in den Kreis der humanisirten Nationen. —

* * *

Der zweite Cyclus seines Daseins begann damit, daß seine Bildung sich die welterobernden Römer selbst unterwürfig machte, und daß sie Aegypten und Palästina für das Christenthum vorbereitete. Der Stoicismus in Rom, der Neu-Platonismus und die Naturwissenschaft in Aegypten, der Essaismus in Palästina — waren die ersten Früchte des Verkehrs griechischen Geistes mit den drei größten Nationen der alten Welt. Seine Sprache wurde die des Kaiserhofes in Rom, des

5) Bekanntlich der älteste Name Athens.

Museums in Alexandrien, und, bedeutsam genug, auch der ersten christlichen Kirche in Jerusalem.

Als nun die römische Gewaltherrschaft auch die Hellenen das Ungenügen aller — nur irdischen — Herrlichkeit empfinden lassen, da fand die frohe Botschaft des ewigen Lebens auch freudige Aufnahme bei dem geknechteten Volke, und durch griechische Bildung wurde das jüdische Christenthum zur Gemeinreligion der gealterten Naturwelt. Das glorreiche Hellas, begraben als römische Provinz in der Sündfluth herrschsüchtiger Welteroberung, — erstand von den Todten als Patriarchat in einem geistlichen Reich; — das einst selbstherrliche Griechenvolk wurde Mitglied der christlichen Völkergemeinde.

So begann es, ein zweites, ein anderes Leben, und sein Geist vertiefte sich in die Geheimnisse einer höheren Welt.

Aber dieses andere Leben war zunächst nur ein Leben des Glaubens, der Entsagung und der Hoffnung; die höhere Welt war ein Jenseits, war noch unversöhnt mit der Natur, mit dem Staat, mit der Kunst und der Wissenschaft, — und die neue Lehre wurde sehr bald ein tyrannisches Glaubensgesetz, die liebreiche Brüdergemeinde eine unduldsame ausschließende Kirche; der Verein selbstaufopfernder Hirten – zur despotischen Hierarchie geistlicher Fürsten.

So kam es, daß das Leben der Christenheit ein stetes Kämpfen wurde zwischen dem Reiche dieser und der jenseitigen Welt, — zwischen Kirchgläubigen und Andersgläubigen, zwischen geistlicher und bürgerlicher Freiheit, — zwischen Kirchensatzung und Wissenschaft, — zwischen Himmelsverlangen und irdischer Genußsucht! —

Als vollends Rom zum andernmal nach Weltherrschaft strebte, da spaltete sich auch die Kirche, und die alte Freiheitsliebe der Griechen widerstand beharrlich allen römischen Eroberungsversuchen.

Während aber das neugriechische Kaiserreich im vergeblichen Kampfe zwischen weltlichem und überirdischem Leben immer tiefer mit und in sich selbst zerfiel, bereiteten altgriechische Kunst und Philosophie dem hellenischen Geiste einen neuen Triumph. Aristoteles trotzte den Blitzen des römischen Stuhles, Plato verdrängte die Scholastik, die Kunstwerke von Hellas pflanzten ihre Siegesfahnen selbst in dem Vatikan auf! —

Indessen sollten die Griechen noch einmal dahinsterben; des bittersten, langwierigsten Todes sollten sie sterben, — um aus der Hölle der niedrigsten Sclaverei zum Lichte der Freiheit und Humanität wiedergeboren zu werden!

In sich selbst zersplittert, — ausgeschlossen, verdammt von der rö-

miſchen Kirche, — von den Kreuzfahrern geviertheilt, — verlaſſen, verachtet von der abendländiſchen Chriſtenheit — wurde das griechiſche Reich zuletzt eine Beute der barbariſchen Osmanen, — das ſchöne Hellas zum zweitenmale Beſitzthum eines hartherzigen Kriegervolkes!

Und wie einſt Iſrael unter dem Scepter der Alexandriden, ſo ſollten nun auch die Griechen keine Nation mehr ſein! Sie ſollten den, noch immer ſich fortwebenden Traum von der Unſterblichkeit der Nationen — nicht mehr forträumen; — ſie ſollten der begeiſternden Erinnerung an ihre glorreichen Ahnen, die allein noch das Leben im Knechtthum erträglich macht, für immer entſagen! Miltiades und Leonidas ſollten umſonſt ihr Blut für das Vaterland vergoſſen, Homer und Pindar nur für die Nachkommen fremder Völker geſungen — Demoſthenes nur für Sclaven die Freiheit geprieſen, — und Socrates und ſeine großen Jünger die Saamen der Humanität nur in das Ausland geſtreut haben! Selbſt die Religion des unterjochten Volkes, das Höchſte, woran es noch mit ganzer Seele hing, ſollte nur ſo weit geduldet werden, als es der despotiſche Oberherr einer fremden Glaubensgemeinſchaft duldete! —

So maßte die Uebermacht roher Gewalt ſich frevelnd die Befugniß an, eine Nation, die von Gottes Schöpferhand das Daſein erhalten, die nach göttlichem Rechte zur Freiheit berufen war, — mit der Spitze des Schwertes aus dem Buche des Lebens zu tilgen! —

* * *

Aber Nemeſis wacht, — und auf ihr Geheiß wird früher oder ſpäter, aber unausbleiblich, — das Schlachtſchwert des Unterdrückers zugleich zum Richtſchwert für dieſen, und zum Befreiungsſchwert für den Unterdrückten!

So vertrieb die Grauſamkeit der Osmanen hochgebildete Griechen aus der geliebten Heimath, und gerade dieſe Flüchtlinge waren es zuerſt, die ein tieferes Verſtändniß ihrer Sprache nach dem Abendlande brachten. Hier begegneten ſie längſt genährter Sehnſucht nach den Schätzen der alten Weisheit und Kunſt, und, während das arme Griechenvolk in immer tieferes Elend verſank, erwachten nach und nach im fernen Abendland alle die noch in Pergamenten ſchlummernden Geiſter ſeiner Ahnen. Auch die griechiſch geſchriebenen heiligen Urkunden der chriſtlichen Kirche wurden aus dem Opfer[illegible] begraben lagen, wieder an's Licht gezogen, und das wie[illegible]e Wort wurde zum Poſaunenſchall, vor

dem die römischen Vorwerke — wie Jericho's Mauern — in den Staub sanken! —

Und die wiedergewonnene Religionsfreiheit entzündete das Verlangen nach bürgerlicher und nationaler Freiheit, und das Verlangen suchte und fand erleuchtende Ideen und begeisternde Vorbilder in den Schriften und Geschichten der Griechen. — Da vermählten die Freiheitsgedanken der Hellenen sich mit den Liebesgeboten des göttlichen Menschenfreundes, und aus der Einigung des griechischen Freiheitssinnes und der christlichen Bruderliebe — entsprang der Geist der Humanität, — der allbelebende, allverjüngende Geist der neueren Zeit!

Und der Geist wurde Wort, und das Wort wurde That, und hier löst, dort zerbrach er die Ketten, die weder das Griechen-, noch das Christenthum, — jedes einzeln, — zu sprengen vermocht hatten, und — wie ein electrischer Strahl durchzuckte er die eisernen Schranken, die Völker von Völkern, die Kirchen von Kirchen auf ewig von einander trennen sollten!

Nun erst reifte, — zuerst in unserem gemüthreichen Volke, — dann auch in Frankreich und England, — das rechte Verständniß für die altgriechische Welt, und — als dann der Geist der alten Hellenen die letzten Verhüllungen der Chrysalide gesprengt, und zum erstenmale als reine Psyche die Flügel schwang, und Frühlingslüfte ringsumher die Völker zur Verjüngung, und die Idee der Menschheit in das Leben rief, — da drang es, wie Duft der blühenden Rebe in die Ferne; — und im türkischen Zwinger fing der verborgene Griechenwein zu gähren an. Mit wunderbarer Macht wurde das schmählich geknechtete Volk von Erinnerung an seine glorreiche Vergangenheit, von der nie völlig erloschenen Hoffnung auf einstige Befreiung ergriffen und belebt. Und es sandte seine Jünglinge zu den bildungsverwandten Völkern, den auferstandenen Geist seiner Vorväter zu begrüßen, und zurück sandte dieser Geist ihnen die Freiheitslieder eines zweiten Tyrtäus, des herrlichen Rhigas [6]), begleitet von der zauberischen Hymne der Marseiller [7]) und von tausend und aber tausend Segenswünschen freisinniger Männer!

---

6) Klüber's Pragm. Geschichte S. 5 f. Rhigas (geb. 1753 † 1798) wird von den Neugriechen der „Märtyrer für Religion und Freiheit genannt. . . Seine Schlachtgesänge schallten aus dem Munde aller Hellenen." Vergleiche noch S. 31 und 57.

7) Sie wurde Schlachtgesang der Moreoten.

Erfüllt waren die Zeiten, vollendet die Arbeit der stillwebenden Nemesis! Fast ganz Europa hatte sich erhoben und das Schwertrecht eines ehrsüchtigen Eroberers durch die Begeisterung für das Freiheitsrecht der Nationen überwunden. Selbst die Fürsten hatten — im begeisternden Momente des Sieges — in einem heiligen Bunde die Unterthanen als ihres Geschlechtes, die Völker als Brüder und die Kirchen als Schwestern begrüßt!

So war mit einemmale der Geist der Humanität zum Durchbruch gekommen, und als nun, — schon längst von seinen nordischen Glaubensverwandten zum Aufstand ermuntert [8]), — im Vertrauen auf Gott, auf die Theilnahme der civilisirten Nationen und auf die eigene Heldenkraft, — das Griechenvolk sich aus dem Staube erhob, und die Großthaten von Marathon und Salamis überbot, da erblaßte der despotische Halbmond vor den Strahlen der Freiheitssonne, — und aus zwei Welttheilen strömte jubelnder Beifall der Völker, strömten begeisterte Griechenfreunde, strömten Gaben aller Art nach dem kämpfenden Hellas. Vergeblich pflanzte das Oberhaupt der Koranglaubigen die Fahne des Propheten auf, vergeblich schleuderten servile Anhänger der Gewaltherrschaft ihre Zornblitze auf das, zu verzweifelnder Nothwehr getriebene Volk [9]), — vergeblich hüllten die römischen Hierarchen und ihre glaubenseifrigen Anhänger sich in eiskaltes Schweigen bei dem Märtyrertod des griechischen Patriarchen, und vieler tausend Mitchristen jedes Alters, Geschlechtes und Standes [10]); — die öffentliche Meinung siegte über das Geschrei des Egoismus, wie über das Schweigen eines engherzigen Glaubensstolzes, — die Stimme der Menschlichkeit über die Bannsprüche gefühlloser Berechnung und neidischer Herrschsucht [11]). Der aufopferndste

---

8) „Hatten sie (die Griechen) doch die Erinnerung, — daß Catharina II. in den Jahren 1770 und 1789 die Hellenen unter glänzenden Versprechungen zum Aufstand hatte ermuntern lassen." Pragm. Gesch. v. Klüber S. 4.

9) S. Klüber a. a. O. S. 11. 87 u. s. w.

10) Ebd. S. 11. S. 34 f. „Den griech. Patriarchen des Orients, — den frommen 83jährigen Gregorios, ließ der Sultan am ersten h. Ostertag aufknüpfen; — dasselbe Schicksal wiederfuhr einem Erzbischof, 2 Bischöfen und 8 Geistlichen des Patriarchats; — der Patriarch Cyrillus, der sich in die Einsamkeit zurückgezogen, ward zu Adrianopel hingerichtet, ebenso der dortige Erzbischof Proïsos. Alle griech. Geistlichen, auch in Servien, Kleinasien ꝛc. wurden auf das Grausamste verfolgt" u. s. w. „Der Papst, mit dem glaubenseifrigen Theil seiner Anhänger schwieg; in dem christl. Hellenen sah er nur den Schismatiker, den von römischer Glaubensform Abtrünnigen" ꝛc. — Vgl. noch S. 88.

11) „Das Geheimniß der [illegible]litik, welches seit länger als

Heldenmuth einer ganzen Nation und die barbariſche Grauſamkeit ihrer Zwingherren überzeugte nachgerade die Fürſten Europa's, daß der Aufſtand der Hellenen nicht Empörung einer ſchwindelnden Faction, ſondern der rechtmäßigſte Kampf ſei für das Allerheiligſte der Menſchen und Völker [12]). In raſchen Uebergängen verwandelte die gealterte Politik ſich in humane Liberalität gegen das auferſtehende Volk, und ſo gelang es den edeln Sclaven der Türken, durch althelleniſche Tapferkeit, durch chriſtlich religiöſe Begeiſterung und durch Mitwirkung kosmopolitiſcher Humanität [13]), — wieder aufzuerſtehen als eine freie Nation [14]).

So endlich wurde das Jahr 1830 das denkwürdigſte in den Annalen der Menſchheit; denn mit Jauchzen verkündigte es die Unſterblichkeit der Nationen, den Triumph des Freiheitsrechtes über das Eroberungsrecht und den Sieg der Humanität über politiſchen und kirchlichen Egoismus!

Zum andernmale wiedergeboren, erhebt ſich nun der griechiſche Phönix aus der eigenen Aſche, und, wie der zehnjährige Kampf mit Troja die Hellenen zum erſtenmal in den Kreis der Nationen eingeführt, ſo haben ihre Enkel nun abermals — und auf edlere Weiſe — in zehnjährigem Kampfe mit Iſtambul — das glorreiche Bewußtſein der Nationalität, mit ihr aber — als Kampfpreis ſtatt der ſcheinbildlichen, nun ſich die wahre Zeustochter errungen: die Freiheit, des königlichen Rechtes unſterbliche Braut.

---

einem Jahrhundert das osman. Reich vor dem Untergange ſchützte, iſt längſt zum öffentlichen geworden; es iſt die in der Politik wohlbekannte Macht des Neides (puissance d'envie)." Ebd. S. 17.

12) S. Klüber a. a. O. S. 10. 15. 17 u. ſ. w.

13) Pietro Mauromichalis rief in einer Kundmachung vom 9. April 1821 den Mainoten zu: „Der Peloponnes wirft das Joch der Osmanen ab, um den Glauben zu retten und das alte Vaterland wieder herzuſtellen. . . Von Europa verlangen wir nichts, als Waffen, Geld und Rath." Klüber a. a. O. S. 46. Im Juli 21 forderte ein Aufruf, von Biſchöfen und Häuptlingen unterzeichnet, „im Namen des Kreuzes und des Leonidas" die Hellenen auf, ſich in den Thermopylen zu verſammeln." Ebd. 56. ꝛc.

14) Schon 1972 waren „Tauſende eingeweiht in das Geheimniß der „heiligen Epanaſtaſie." Ebd. S. 5.

22.

Das achtzehnte Jahrhundert in Frankreich.

Kirchgläubige Denker haben jede Erkenntniß der Wahrheit zur Sache göttlicher Inſpiration gemacht, und es war dann nur folgerechte Entwicklung des vorausgeſetzten Princips, wenn auch jedes Wollen des Rechten und Guten als Wirkung göttlicher Gnade vorgeſtellt wurde.

Durch Chauvin (Calvin) und die Janſeniſten machten beſonders in Frankreich dieſe Conſequenzen ſich geltend, und es war auch jetzt nur Folge natürlicher Geſetzmäßigkeit, daß in demſelben Lande auch die entgegengeſetzten Extravaganzen zur vollſtändigſten Ausgeburt kamen.

Der Abbé Condillac ließ die Wahrheit aus den Sinnen, ſpätere Materialiſten ließen ſie ſogar als feinen Dunſt aus der Materie aufſteigen; Helvetius ließ den Willen nur durch ſinnliche Genußtriebe beſtimmt werden, de la Mettrie machte den Menſchen vollends zur Maſchine.

Die erſte — kirchgläubige — Extravaganz war eine Reaktion der menſchlichen Beſchränktheit gegen die Vermeſſenheit der alten Theurgie und der Selbſtvergötterung geweſen; die andere — ſg. philoſophiſche — war eine Rückwirkung der menſchlichen Sinnlichkeit gegen die übertriebene Spiritualiſirung des katholiſchen Aszetismus, — des Bewußtſeins der Selbſtbeſtimmung und der gegenwärtigen und allen eingeborenen Selbſtzwecklichkeit gegen willkührliche Auserwählung und Beſtimmtwerdung von Oben her. Beide Syſteme verkannten das Weſen des eingeborenen Geiſtes und ſeiner Beſtimmung zur vernünftigen Selbſtentwicklung, wie ſeines Vermögens zu ſelbſtaufopfernder Freiheit.

Uebrigens ging die alte Kirche durch dieſelben Grundſätze und nach denſelben Verſtandesgeſetzen zu Grund, durch und nach welchen ſie entſtanden war. Gegenwärtigkeit Gottes und herzerweitende Glaubens- und Sittenlehren, — Gott wolle alle Menſchen ſelig machen, — alle Menſchen ſeien Brüder und vor Gott gleich, — Gott ſei in Chriſto und jeder Menſch ein Tempel des h. Geiſtes u. ſ. w. — dieſe Lehren, von Beiſpielen unerſchrockener Selbſtaufopferung begleitet, — ſie waren es,

welche die Gemüther ergriffen und feſſelten. Und weil dies Alles göttlich ſchien, darum wurde auch noch Vieles geglaubt, was damit zuſammenhing, und weil die Glaubenslehrer ſelbſt ſo göttlich lebten, darum wurde ihnen auf das Wort geglaubt.

Gerade ſo war es im achtzehnten Jahrhundert. Zuerſt wurde durch die Engherzigkeit und Ungöttlichkeit der entſtellten Chriſtuslehre die ganze Doktrin, und durch das Phariſäer- und Tartüffenthum der Lehrer der ganze Klerus verdächtigt, und Männer, welche ſich als Befreier, als Beglücker hinſtellten, kamen zu Anſehen. Jener ungebildete Verſtand, der von einer kleineren oder größeren Anzahl von Fällen gleich ein allgemeines Geſetz abſtrahirt, unterſchied nicht gehörig weder bei der alten Lehre und den alten Lehrern, noch bei der neuen Doktrin und den neuen Predigern. Jene wurden in Maſſe verworfen, dieſen ebenſo zugeſtimmt. So wurde mit Voltaire alles Alte verſpottet, des Helvetius neue Glückſeligkeitslehre, Rouſſeau's neue Staatsverfaſſung gleichſam par acclamation angenommen, und eine neue Kirche und ein neuer Staat gebildet, die aber, als erzeugt aus dem bisherigen Gegenſatze beider, zunächſt nur in die eine, untheilbare Brüdergemeinde zuſammenſchlugen. —

23.

Die Macht der Religion und des Fanatismus. [1])

Zu Bombay, wo über 100,000 Hindus, an 13,000 Parſis (Lichtanbeter), gegen 800 Juden, faſt 28,000 Muhammedaner und über 14,000 eingeborene Chriſten friedlich neben einander wohnten und überdieß an 57,000 Fremde ſich aufhielten, ſtrömten, als im Jahre 1812 und 1813 eine fürchterliche Hungersnoth in der dortigen Gegend herrſchte, noch über 20,000 Hungernde herbei. Was Religion und was Fanatismus vermögen, zeigte ſich bei jener Gelegenheit auf eine ſo auffallende Weiſe, daß wir aus dem Berichte eines zuverläſſigen Reiſenden in der Revue de Paris (im Auguſt 1832 S. 65 ff.) folgende zwei Stellen hier mitzutheilen nicht umhin können.

---

1) Geſchrieben im J. 1833.

„Jeden Tag ſtrömten neue Auswanderungen von Unglücklichen herbei, die nur mit Noth allen Schreckniſſen, von denen ihre Heimath bedrängt wurde, zu entfliehen vermochten. Die ganze öſtliche Küſte von Bombay bedeckte ſich mit Leichen und Sterbenden. Am meiſten fiel mir die wunderbare Geduld, oder wie wir in Europa ſagen: die chriſtliche Ergebung der Schlachtopfer auf. Jeden Tag ſah ich jene armen Hindus jeder Art von Mangel preisgegeben; aber niemals hörte ich eine Klage aus ihrem Munde, niemals bemerkte ich bei ihnen ein Zeichen von Ungeduld."

„Noch auffallender indeſſen war, daß ungeheuere Haufen von Sterbenshungrigen, die ſich um das Feuer herumgelagert, auf welchem der ihnen beſtimmte Reis gekocht worden, — hier gelaſſen harrten, bis die verſchiedenen Portionen abgemeſſen und ausgetheilt wurden, — was oft länger als eine Stunde dauerte, während welcher Zeit ihre Speiſe nur wenige Schritte von ihnen entfernt ſtand, ſo daß ſie dieſelbe leicht hätten erreichen können! Während der ganzen Dauer der Hungersnoth endlich ließ man auf den öffentlichen Plätzen und an ſonſtigen offenen Orten der Stadt ungeheure Reishaufen Tag und Nacht ohne Wache und Hüter aufſtellen, ohne daß auch nur ein Sack geſtohlen oder geöffnet wurde! . . ."

„Die eingeborenen Heiden und die Europäer verbanden ſich, um möglichſt jenem Elende zu ſteuern. Ungeheuere Töpfe wurden in einem Gebüſche von Baumwollenſtauden aufgepflanzt, und da überhaupt ein Hindu, ſelbſt wenn er ſein Leben damit retten könnte, von keiner Speiſe Etwas genießen würde, wenn dieſelbe von dem Mitgliede einer anderen Kaſte, als der ſeinigen, zubereitet worden, ſo trug man Sorge, ſich Köche zu verſchaffen, deren Stirne mit dem charakteriſtiſchen, rothen und gelben Kaſtenzeichen bemalt war. Ich habe mehrmals einen Unglücklichen geſehen, der, von Entkräftung dahinſterbend, die ihm dargebotene Speiſe anzunehmen ſich weigerte, weil es zweifelhaft war, durch welche Hände ſie gegangen war." —

So iſt es in Bombay; aber wo anders findet ſich neben unmenſchlichen Glaubensvorurtheilen zum wenigſten ſo heroiſche Willenskraft? Wo findet ſich noch eine ſo durchgreifende eiſerne Conſequenz? Sehen wir auf den Welttheil, der ſich das Haupt der Civiliſation nennt, und in dieſem auf die chriſtlichen Völker, die ſich für die Gebildetſten ausgeben; begegnen wir hier nicht bei jedem Schritte Vorurtheilen, die ſich weſentlich in Nichts von dem der verhungernden Hindus unterſcheiden? Was dem leiblichen Menſchen das leibliche, das iſt für den Denkenden das geiſtige Brod, das Wort Gottes, — nicht gerade dieſes oder jenes von Menſchenhänden geſchriebene, von Menſchen überlieferte, gedeutete Wort, ſondern das Wort Gottes überhaupt, und zwar nicht gerade dieſes oder jenes nam-

haften Gottes, sondern des Allerhöchsten, der — zu allen Zeiten — in allen Sprachen — zu allen Menschen spricht. Wenn nun ein Religionslehrer — mag er nun Papst oder Pfarrer heißen, — den Glauben Millionen anderer Menschen eine Pest, eine vergiftende Speise nennt, wenn er dieser Giftigkeit halber seine Gläubigen vor der Gefahr der Ansteckung warnt, — nährt er hiermit nicht denselben Fanatismus, der den Hindu in den Hungertod stürzt? — Und dennoch ist das Encyclicum des jetzt lebenden Papstes (vom 15. August 1832) von Anfange bis zu Ende von solchem fanatisirenden Geiste durchdrungen! Dennoch hat keine europäische, selbst keine akatholische Regierung im Namen des allgemeinen Menschenrechtes — gegen dieses brahminische Rundschreiben protestirt! Dennoch hat bald darauf der Papst in seinem Breve (vom 27. Mai 32) in Betreff der gemischten Ehen, jenen — die Menschen gegen einander verfeindenden — Fanatismus noch barbarischer gepredigt; — denn barbarisch ist jede Lehre, welche das Allgemeinmenschliche verläugnet, indem sie absolute Scheidewände zwischen den Menschen aufstellt oder aufrecht zu erhalten sucht. Und auch gegen diese, in die Eingeweide des bürgerlichen, des Familienlebens einschneidende Lehre haben weder Fürsten noch Bischöfe — Verwahrung eingelegt, vielmehr sieht man die neue Saat von Drachenzähnen schon aufgehen, wie z. B. der Herr Bischof von Speier durch ein Ausschreiben vom 22. April d. J. (1833) seinen Gläubigen die Bestimmungen jenes Breves (vom 27. Mai v. J.) eingeschärft hat.

Wie Vieles von jener Saat geht aber auf, was nicht bis ans Licht der Oeffentlichkeit dringt, sondern im Verborgenen um sich frißt und nagt und schneidet — und blutige Thränen auspreßt, die nur der Allwaltende sieht? —

Wie mächtig indeß dieser Fanatismus ist, kann man daraus entnehmen, wenn er selbst noch bei solchen Individuen wieder zum Vorscheine kommt, die lange mit wahrhaft menschlich Gesinnten Umgang gepflogen und selbst sich manches Gute von denselben angeeignet zu haben scheinen. Ein auffallendes Beispiel hiervon bietet eine uns eben mitgetheilte Flugschrift, betitelt: „Einige Worte über das Fröbel'sche Institut zu Williſau, von Georg Sigriſt, Pfarrer zu Wohlhuſen ꝛc. (Luzern 1833.)"

Hr. Sigriſt nennt nicht nur den verewigten Sailer seinen „unvergeßlichen Lehrer" — (freilich ist auch der menschenfreundliche Sailer in seinen alten Tagen ein Papstdiener geworden!), — sondern sagt auch von sich selbst: „ich war Schüler und Lehrer im Pestalozzischen Institute. Unvergeßlich, ewig denkwürdig sind mir die Tage, die ich in der Nähe, ja im täglichen, später sogar vertraulichen Umgange mit dem hochverehrten

Peſtalozzi verlebt habe ꝛc." (S. 6.) Und fürwahr, wenn ein Mann vom engherzigen Katholicismus zur gotteswürdigen Humanität bekehren konnte, ſo war es gewiß dieſer Waiſen- und Armenfreund! Und dennoch iſt die ganze Flugſchrift Nichts, als eine fortlaufende Reihe von Proteſtationen gegen die Grundvorausſetzung der wahrhaften Humanität, gegen den Grundſatz nämlich, daß von keinem Menſchen in religiöſer Beziehung etwas Anderes gefordert werden darf, als daß er der Stimme der ihm von Gott verliehenen Vernunft folge.

So proteſtirt Hr. S. gegen Errichtung und Fortbeſtehen einer proteſtantiſchen Schule — in einem angeblich „rein katholiſchen Cantone" (S. 36), weil — „aus unerſchütterlichen Gründen die Duldung eines proteſtantiſchen Erziehungsinſtitutes für katholiſche Kinder unvereinbarlich ſei mit den Grundſätzen der katholiſchen Religion u. ſ. w." (S. 58), weil „die Gewährleiſtung der katholiſchen Religion — im Cantone Luzern Nichts aufkeimen und ſich verbreiten laſſen kann, was die katholiſche Religion gefährden, oder, wahrer geſagt, von Grund aus zerſtören muß" (S. 36), „weil der Geiſt der Lehrer und Erzieher ſich den Zöglingen mittheile" (S. 31), — weſentlich aber — weil die römiſch-katholiſche Kirche die einzige göttliche „Erlöſungsanſtalt" und außerhalb derſelben keine Wahrheit iſt, weshalb Hr. S. ſich auf Gugler's „herrliche Rede" beruft, „über die Nothwendigkeit des Streites in der Kirche Gottes, oder die in ihrem Weſen liegende Intoleranz" (S. 33.). Daß aber die proteſtantiſche Kirche nicht zur Kirche Gottes gehöre, ſondern, als antikatholiſch, — doch wohl zur Kirche Satans, dies giebt Hr. S. in folgender Stelle deutlich genug zu verſtehen. „Nun iſt aber, heißt es S. 31, die katholiſche Denkweiſe eine der proteſtantiſchen Denkweiſe geradezu entgegengeſetzte. Beim Katholiken entſcheidet in religiöſen und ſittlichen Angelegenheiten die göttliche Autorität, beim Proteſtanten, wenigſtens in letzter Inſtanz, die Privatvernunft; der Katholik hört und folgt der Stimme ſeiner Kirche, an die ihn Chriſtus gewieſen hat, der Proteſtant der Stimme ſeiner Vernunft und der in den heiligen Schriften niedergelegten Offenbarung, aber gleichfalls nur, wie ſie ihm im Lichte ſeiner Vernunft erſcheint; der Geiſt der katholiſchen Religion iſt Ehrerbietigkeit gegen die von Gott geſetzten und gegebenen Autoritäten" (alſo in der Kirche etwa eines zur Ausrottung der Ketzer aufrufenden Pius V., oder eines Alexander's VI., und im Staate etwa eines Geßler oder Alba, eines Philipp II. oder Karl IX.?). „Der Geiſt des Proteſtantismus iſt eine den Glauben beſtimmende Selbſtſtändigkeit und Selbſtgewalt, der nur vor dem Gott das Knie beugt, den er

ſelbſt gefunden, und nur der Religion huldigt, die er ſich mehr oder weniger nach eigenem Gutbefinden ausgebildet hat.“ (Dieſer Unterſcheidung nach ſind alle echte, unbedingte Lamaiſten, Vedaiſten, Moſaiſten und Koraniſten der allein wahren Religion, d. h. dem Katholicismus weit näher, als alle akatholiſche Chriſten!) „Mit einem Worte: der Geiſt der katholiſchen Religion iſt ein durch und durch anderer, als der des Proteſtantismus. Dieſe zwei ſind einander nicht blos in einzelnen Lehrſätzen, ſondern in ihrem innerſten Geiſte und Weſen entgegengeſetzt und einander entgegenwirkend. Die innerſte Quelle, aus der die Gedanken, Geſinnungen und Geſetze des Lebens entſpringen, iſt im Katholiken eine ganz andere, als im Proteſtanten.“ Damit jedoch gar kein Zweifel bleibe, wie dieſer Gegenſatz zu verſtehen ſei, erklärt Hr. S. (S. 40): „es handle ſich (in dieſer Sache) um den Beſtand des katholiſchen Glaubens in dem Herzen des Volkes; und vom Beſtande dieſes Glaubens hänge die Tugend des einzelnen Menſchen, wie die des geſammten Volkes, hänge die Sittlichkeit und ſomit das Fundament ab, auf welchem ohne Widerrede das häusliche und bürgerliche Glück, das zeitliche und ewige Heil der Menſchen ruhe. Das zeitliche und ewige Wohl des Menſchen wird nämlich von der Tugend, dieſe von der Religion, dieſe von dem Einfluſſe und der Heiligachtung der von Gott ſelbſt gegründeten Religionsanſtalten, die Erhaltung der letzteren aber von der Pflichttreue der katholiſchen Prieſter bedingt.“ Die Schlußkette iſt bündig und klar, und um ſie zu vollenden, haben wir nur noch das letzte Glied derſelben zu ſuchen, durch welches die Pflichttreue der katholiſchen Prieſter bedingt iſt Dies finden wir S. 51 und 52 auf folgende Weiſe angedeutet: „Unſer Leitſtern ſei: Eintracht im Einen-Nothwendigen, Freiſinnigkeit im Nicht-Weſentlichen; Liebe aber in allen Dingen (!); dieſe Regel iſt — nach Auguſtin — von Niemandem wörtlicher erfüllt, als von der katholiſchen Kirche. Alſo vor Allem muß das Eine-Nothwendige feſtgeſtellt und geſichert werden. Aber wer ſagt uns, was dieſes Eine-Nothwendige, was Weſentlich oder Unweſentlich in der Religion ſei? Wem dürfen wir uns hier vertrauen? .... Ich ſage aufrichtig und freimüthig: nicht dem frommen und gelehrten G. B. Chiaramonti würde ich in Glaubensſachen vertrauen; ſondern dem Papſte Pius VII.; auch nicht dem hochgefeierten Theologen M. Capellari; ſondern dem heiligen Vater Gregor XVI.“ .... Nun hat aber Gregor XVI. ex cathedra erklärt: „das Urtheil über die heilige Lehre, in welcher die Völker unterrichtet werden müſſen, und die Regierung der ganzen Kirche ſtehe dem römiſchen Pontifex zu u. ſ. w.“; nun hat aber Pius VII. die Unterſcheidung im Kirchlichen vom Weſentlichen und Unweſentlichen, von Dogma und Disciplin u. ſ. w. verworfen, — nun lehren aber alle Päpſte

einmüthig, außerhalb ihrer Kirche sei ewige Verdammniß gewiß, — es ist somit klar, worin das Eine-Nothwendige besteht, — und daß Freisinnigkeit und Liebe in dem Munde eines solchen Gläubigen nur Worte sind, die das Gegentheil von dem bedeuten, was sie dem sonstigen Sprachgebrauche nach aussagen. Das „Eine-Nothwendige" ist also — „dem Papste in Glaubenssachen vertrauen", — oder auch, was auf dasselbe hinauskommt: „in Dingen des Glaubens sich einer vom Nachfolger Petri zusammenberufenen und präsidirten Kirchenversammlung — unterwerfen" (S. 52); — denn der Papst wird nur die Kirchenversammlung präsidiren, die sich seinen Inspirationen willfährig zeigt, und — so lange keine Versammlung berufen worden, ist sich wohl dem Papste allein zu unterwerfen, positiv, weil er „der Stellvertreter Christi" (S. 46), — à contrario aber, weil sonst die Schafe ohne Hirten und Herrn sich nur zu leicht in die Irre — also in's ewige Verderben verlaufen würden.

In letzter Instanz ist also der Papst jene „göttliche Autorität", welche „beim Katholiken entscheidet" (S. 31), und die unbedingte Unterwerfung unter diese Autorität ist es, wodurch „die Denkweise" des echten Katholiken allerdings „geradezu entgegengesetzt" ist der Denkweise des Protestanten, welcher „der Stimme seiner Vernunft und der in den heiligen Schriften niedergelegten Offenbarung" folgt. Zwar versichert Hr. S., — der modernen Sprachweise sich jesuitisch accommodirend, S. 48: „Die katholische Geistlichkeit ist durchaus nicht der naturgemäßen Entwicklung des Menschen, — nicht der wahren Aufklärung entgegen"; aber er selbst fügt gleich darauf hinzu: „Der Katholik hat keine wahre und gründliche Bildung zu fürchten; nur muß sie im Geiste seiner Religion geschehen." — So gibt er sich hiermit als echten Kirchgläubigen, als einen recht guten Katholiken, wie kurz zuvor als echten Römisch-Katholischen oder Papstgläubigen zu erkennen, indem er S. 44 versichert: „so lange ich lebe, und seit ich den Katechismus gelernt habe, durchdrang mich stets eine großartige Ehrfurcht vor Rom, oder vielmehr vor dem päpstlichen Stuhle. Ich gestehe es aufrichtig, daß, wenn mich je in meinem Leben eine Versuchung anwandelte, freieren, der katholischen Kirche bisher fremdgewesenen Grundsätzen beizustimmen, mir sogleich die ehrwürdige Roma vor Augen schwebte, und über ihr die heil. Apostel Petrus und Paulus stehend vor dem Throne des Gottmenschen, vor dem, der da sprach: „ „wer euch verachtet, verachtet mich."" —

So mag denn, „da in gewissem Sinne in der katholischen Kirche mit aller Wahrheit, aber auch mit Recht eine kräftige Intoleranz gefunden wird" (S. 53), — so mag Hr. S. in „großartiger Ehrfurcht — vor dem päpstlichen Stuhle" — mit demselben gegen Türken und Ketzer das Kreuz

predigen, die Juden wieder in den Ghetto einsperren und die Inquisition wieder einführen, — er mag mit dem „heil. Vater, dem Stellvertreter Christi, Nachfolger Petri, und Vater der Christgläubigen" (S. 46) — den freien Vernunftgebrauch perhorresciren und gegen Naturrecht und Friedensschlüsse protestiren, die Preßfreiheit und die Bibelgesellschaften verdammen, — er mag mit „dem apostol. Stuhle stets mit der höchsten Sorgfalt darüber wachen, daß die kirchlichen Kanones, welche die Ehe der Katholiken mit Nichtkatholiken streng untersagen, gewissenhaft bewahrt werden," da solche Ehen mit so großer Entwürdigung und Seelengefahr verbunden sind [2]," — er mag sich stets gegenwärtig halten: „mit welch einer angestrengten und standhaften Bemühung die Päpste den Glaubensartikel festgehalten haben, welcher darin besteht, daß der katholische Glaube und dessen Einheit zur Erlangung des Seelenheiles nothwendig sei [3]"; — aber er enthalte sich dann ferner auch solcher luxurirenden, aus fremden Kornspeichern entwendeten Redensarten, wie: „Prüfet Alles und das Gute behaltet" (S. 49), oder: „Liebe in allen Dingen" u. dgl. m., damit, wie er mit jenen verhungernden Hindus in Bombay hinsichtlich des Fanatismus bemitleidet, er auch wegen eiserner Consequenz mit denselben, wenn nicht gepriesen, so doch bewundert werden könne.

24.

Aufhebung der Klöster.

Ueber tausend Jahre lang sah man es in der Christenheit als ein hochverdienstliches Werk an, der Natur, der Welt und allen Familienverhältnissen *abzusterben*, indem man sich in ein Kloster verschloß, um durch zeitliche Mortifikation den Weltkindern einen Vorsprung in die *ewige Glückseligkeit* abzugewinnen. Reiche und Fürsten aber, die den krumm-graden Himmelsweg nicht einschlagen konnten oder wollten, stifteten, um von den frommen Pilgern an das Schlepptau genommen zu

2) Worte des Breves vom 27. Mai 1833 s. Allg. Kirch. Zeit. vom 27. Sept. v. J.

3) Ebendas.

werden, Klöſter oder beſchenkten bei Lebzeiten oder doch durch Vermächtniſſe die ſchon beſtehenden, und die Kirche pries jederzeit das Kloſterleben als den ſicherſten Hafen gegen die Anläufe des Teufels.

Die Reformation gab das erſte Zeichen, daß die jenem Entweltlichungsſtreben zu Grund liegende Weltanſicht abzuleben beginne.

Ein zweites Zeichen gaben die aufklärenden Fürſten und Miniſter im vorigen Jahrhundert.

Mit der franzöſiſchen Revolution aber ſcheint wirklich der jüngſte Tag für die Klöſter herangekommen zu ſein, und die letzten Vorfälle in Spanien zeigen, daß ſelbſt die Inquiſition den großen Geiſtes-Umſchwung wohl retardiren und krampfhafter machen, aber nicht ihn unterdrücken, ſelbſt nicht einmal auf lange verhindern konnte.

Auch in der Schweiz rütteln die Aequinorialſtürme des Frühlings an den Klöſtern, und im Großherzogthum Poſen wird bald alle Spur derſelben verſchwunden ſein. Hier aber wird mehr und beſſeres erbaut als umgeſtürzt. Von 38 Klöſtern, die 1815 im Großherzogthum beſtanden, ſind ſeitdem 33 theils ausgeſtorben, theils aufgehoben, ſo daß von 272 Mönchen und 72, die im Jahr 1818 noch klöſterlich lebten, jetzt nur noch 17 Mönche und 18 Nonnen ſich in 5 Klöſtern aufhalten. Dagegen ſind allein ſeit 1831 überhaupt 256 neue Schulhäuſer gebaut und blos durch die 42 im v. J. vollendeten iſt 5100 Knaben Elementarunterricht verſchafft worden. So überwächſt, wie an ſo vielen anderen Orten der immer alternden, immer ſich verjüngenden Welt, auch dort der lebendige Weinſtock das verwitternde Gemäuer, an dem er aufgewachſen im Schein der ewigen Sonne. —

25.

Ueber Sklaverei und Negerhandel.

Es iſt der erhabenſte Gedanke menſchlicher Religionen, daß die Gottheit ſelbſt Menſch werde, um den Menſchen aus drückenden Banden zu befreien. Es iſt der erhabenſte Gedanke der chriſtlichen Religion, daß göttliches Weſen, Menſch geworden, als Miſſethäter den ſchmählichen Tod eines Sklaven geſtorben, auf daß jeder Sklave, zum Bruder des Sohnes Gottes geweiht, auch von dem Machtbegabteſten auf Erden als

Bruder erkannt und geliebt werden möge. Eine goldene Spur dieſer Menſchenfreundlichkeit hat ſich noch in der Ceremonie des Fußwaſchens am Charfreitage und in dem Titel des Dreigekrönten erhalten, der ſich einen Knecht der Knechte nennt. — Aber unmittelbare Aufhebung des Sklaventhums war von dem Stifter des Chriſtenthums weder geboten, noch beabſichtigt. Der Menſch ſollte innerlich frei werden, damit er, im Bewußtſein ſeiner Einigkeit mit Gott und in der Zuverſicht künftiger Beſeligung, ſich auch in Ketten frei fühlen möge. Nur als Folge der eigenen Wiedergeburt zur inneren Freiheit von aller Eigenſucht und zur göttlichen Bruder- und Menſchenliebe ſollte es dem Chriſten auch unmöglich werden, einen Mitmenſchen noch ferner als Sklave anzuſehen und zu behandeln. Das rechtliche Verhältniß blieb jedoch unberührt; nur bei künftiger Aufrichtung des Reiches Gottes ſollte faktiſch die Sklaverei ihr völliges Ende finden. Bis dahin war es für den Chriſten vielmehr eine Gnade, in Sklaverei zu verfallen, weil ihm dadurch Gelegenheit zu verdienſtlichſtem Dulden geboten wurde. Wirklich haben auch geiſtliche Orden, die dieſen unchriſtlichen Gedanken feſtgehalten und ausgeführt, ſogar freiwillig einer ſklaviſchen Disziplin ſich unterworfen. Von einem Recht aller Menſchen als ſolcher auf perſönliche Freiheit konnte aber darum nicht die Rede kommen, weil ſchon frühe die volle Rechtsfähigkeit nur den Mitgliedern der Kirche zugeſtanden wurde. Man ſah Heiden und Juden als unter dem Fluche liegend an, und bekannt iſt, daß der eigentliche Negerhandel erſt von den katholiſchen Eroberern Amerika's eingeführt worden. England's Eliſabeth meinte aber: „einen Menſchen als Sklaven ſeiner Heimath zu entreißen, ſei das Verabſcheuenswürdigſte, das die göttliche Rache auf die frevelnde Nation herabziehen müſſe," England's Quäker warnten ſeit 1727 ernſtlich vor jeder Theilnahme an ſolchem Frevel, und machten 1783 dem Parlemente die erſten Vorſtellungen dagegen; endlich hat die engliſche Nation 20 Millionen zur Befreiung ihrer Sklaven bewilligt. Indeſſen ſetzt ſchändliche Gewinnſucht den Negerhandel noch fort, und einige Worte über deſſen Betreibung mögen deshalb hier eine Stelle finden.

In Afrika wie in Aſien iſt das Sklaventhum uralt. Unſtreitig hat es aber im erſteren Welttheile beſonders durch den Verkehr mit dem handelnden Europa eine fürchterliche Steigerung erfahren. Schon früher, wenn Negerſtämme miteinander Krieg führten, wurden die Gefangenen auf die Sklavenmärkte gebracht. Wahrſcheinlich aber erſt ſeit dem reißenden Abſatz, den die Sklavenhändler bei den Europäern gefunden, iſt ein Raubkrieg, den die Neger Tégria nennen, bei ihnen aufgekommen.

Einige hundert Bewaffnete lagern sich in einen Hinterhalt, überfallen Einzelne, Wehrlose und schleppen sie fort. Oft auch, so berichtet Clarkson, werden nächtlich Dörfer überrumpelt und alle Bewohner als Sklaven fortgeführt. Solche Menschenräubereien veranlassen dann meistens die Verwandten zu grausamen Repressalien, und so erben sich Gewohnheit des Raubes und der Rachsucht fort.

Aber auch die sg. Könige oder Häuptlinge, wenn sie nach irgend einer europäischen Waare gelüsten, schicken ihre Krieger aus, um sich Nachts einer bestimmten Zahl ihrer Unterthanen zu bemächtigen, die dann sofort in jene Waaren umgesetzt werden. Trifft sich die Gelegenheit, so üben diese Söldlinge auch für eigene Rechnung solche Gewaltthaten aus.

Endlich hat, seit der Handelsweg nach Südamerika eröffnet, auch die afrikanische Gesetzgebung sich geändert, und fast alle Vergehen werden jetzt mit Sklaverei bestraft. Besonders wird hierzu von den Oberhäuptern das vorgebliche Verbrechen der Hexerei oder Bezauberung benutzt, welches den Verkauf der ganzen Familie des Schuldigen nach sich zieht. Nach Clarkson's Bericht muß der, der Zauberei Angeklagte, ein (giftiges) rothes Wasser trinken, und wenn er denn krank wird oder stirbt, wird seine Familie sofort an Europäer verkauft. Es ist nachgewiesen worden, daß ein Drittheil aller als Sklaven Ausgeführten wegen jenem angeblichen Verbrechen verkauft worden ist. — Zuweilen treibt aber auch der Hunger die unglücklichen Schwarzen, um Lebensmittel zu erhalten, ihre Kinder oder gar sich selbst zu verkaufen. Das Empörendste bleibt aber, daß die Sklavenhändler, wo sie mit ihren Schiffen anlegen, auch noch durch Branntwein und andere Verlockungen die Einwohner zu dem Verkaufe ihrer Angehörigen oder geraubten Individuen anreizen.

Clarkson versichert, daß noch in der letzten Zeit 60 bis 100,000 Schwarze jedes Jahr ihrer Heimath entrissen wurden! Auch sind noch kürzlich mehrere mit Sklaven beladene Schiffe aufgefangen worden, und in einem Schiffe, das in einen französischen Hafen eingelaufen, hat man mehrere Leichname von Negern, die in Oelfässer versteckt waren, entdeckt.

Viele Sklaveneigenthümer suchen nun zwar die harte Behandlung der Schwarzen durch die Rohheit und Unbändigkeit derselben zu rechtfertigen. Aber nicht blos Clarkson, sondern schon Mungo Park, der Major Denham und viele andere Reisende stimmen darin überein, daß die natürliche Heftigkeit der Neger durch viele andere treffliche Eigenschaften reichlich überwogen wird. Auch werden von diesen Reisenden und von Missionairen viele Beispiele angeführt von Liebe der Mutter zu ihren Kindern und inniger Ehrfurcht dieser gegen jene; von Dankbar-

keit für empfangene Wohlthaten, treuem Bewahren alles Anvertrauten und Mitleidigkeit gegen unglückliche Fremde.

Buddha und Moſes haben die Kaſten, Chriſtus und Mahomed die Völkerſcheiden aufzulöſen, das achtzehnte Jahrhundert hat den Menſchen als Menſchen in ſeinem Freiheitsrecht anzuerkennen angefangen; — Iſrael hat Vertilgungskriege gegen die abgöttiſchen Völker, die katholiſche Chriſtenheit Kreuzzüge gegen die Ungläubigen geführt; — mögen die Großthat der engliſchen Nation und die Eroberung Algiers von den künftigen Geſchlechtern als die glorreichen Anfänge allgemeiner Menſchenbefreiung gefeiert und die Neger durch wahrhafte Chriſten genöthigt werden, aus vollem Herzen und mit ganzer Seele den Namen desjenigen zu ſegnen, der ſich ſelbſt nicht Abraham's, ſondern des Menſchen Sohn und Gott nicht der Juden, ſondern der Menſchen Vater genannt, und dieſen ſeinen Brüdern das neue Gebot verkündigt hat, „einander lieb zu haben, wie er ſie geliebet." —

26.

Channing über Sklaverei.

Unter den theologiſchen Schriftſtellern und Predigern der vereinigten Staaten Nordamerikas nimmt Dr. William Ellery Channing, vielleicht die höchſte, jedenfalls eine der erſten Stellen ein. Seine Erbauungsſchriften haben nicht nur ſehr freundliche Aufnahme in England, ſondern theilweis auch Ueberſetzer in der franzöſiſchen proteſtantiſchen Kirche gefunden. Der gegenwärtige Augenblick ſchien dem wackern Manne geeignet, zu ſeinen Mitbürgern ein Wort über Sklaverei zu ſagen. Auch in dieſer Schrift, die unter dem Titel: „Slavery" 1836 zu Boſton erſchienen, bewährte er ſich als einen ebenſo beſonnenen als edelgeſinnten Diener des göttlichen Menſchenfreundes, der ſeine Brüder von Innen heraus frei machen will. Einige Stellen aus der Einleitung zu jener Abhandlung mögen dieſes Urtheil rechtfertigen und dazu beitragen, die Aufmerkſamkeit auf die Schriften jenes tüchtigen Gottesgelehrten hinzulenken. „Es gibt nur ein zuverläſſiges (unfailing) Gut, und dies iſt: Treue dem ewigen Geſetz, welches in das Herz eingeſchrieben, und wiedergeſchrieben (rewritten) und wieder bekannt gemacht iſt in Gottes Wort.

Wer immer nun seinen Glauben setzt in das ewige Gesetz der Rechtlichkeit, der muß dann auch die Sklavereifrage vor allem und vorzüglich — als eine Sittlichkeitsfrage ansehen. Alle andern Erwägungen werden für ihn von geringem Gewichte sein, in Vergleich mit dem sittlichen Charakter und den sittlichen Folgewirkungen derselben... Große Wahrheiten, unveräußerliche Rechte, immerdauernde Pflichten werden die Hauptgegenstände dieser Erörterung sein. Leben wir doch in Zeiten, in denen die Feststellung großer Principien der größte Dienst ist, den man der Gesellschaft erweisen kann; denn die Gegenwart ist ein Augenblick verwirrender Aufregung, in welchem die Gemüther der Menschen von heftigen Leidenschaften und herben Conflikten durchstürmt und verfinstert werden. Nicht minder ist sie ein Moment von absorbirender Weltlichkeit, indem das Moralgesetz je nach der Nützlichkeit (expediency) gebeugt, und seine hohen und strengen Forderungen als metaphysische Abstraktionen oder als unausführbare Theorieen bezeichnet und beseitigt werden. In solcher Zeit große Principien leidenschaftslos und im Geiste ungeheuchelten und allgemeinen Wohlwollens aufzustellen und sie tief und bleibend in die Gemüther der Menschen einzugraben, — ist für die Welt ersprießlicher, als ihr neue Fundgruben des Wohlstandes zu öffnen oder hoffnungsvolle Staatsformen zu entwerfen."

„Unser Land ist seit Kurzem durch die Sklavereifrage erschüttert worden, und das Volk hat in dem Maße oberflächlich oder auch gar nicht darüber gedacht, in welchem es heftig dabei gefühlt hat.... Die Menge ist aufgefordert worden, nun, die Schrecklichkeiten der Sklaverei zu berücksichtigen, nun, zu erschaudern vor dem Ruin und dem Blutvergießen, welches die Folgen der Emancipation sein sollten. Das Wort Metzelei (massacre) hat durch das Land hin gehallt, harte und weiche Herzen mit Schrecken erfüllend und Unwillen erweckend gegen alles, was mit einem solchen Gräuel bedrohen könnte. Die Folge davon ist, daß nicht Wenige jede Erörterung dieses Gegenstandes fürchten. — Aber für ein Gemeinwesen gibt es keine größere Calamität, als der Verlust der Principien... Gerade diejenigen haben jedoch zur Verwirrung der Begriffe beigetragen, die mit unkluger Heftigkeit sich der Sache der Sklaven angenommen haben. Diese sollten bedenken, daß es nicht genug ist, für eine gute Sache in die Schranken zu treten. Wir müssen sie auch in einem ihrer Würde gemäßen Geist vertreten. Darum sollte keiner die großen Interessen der Menschheit berühren, wer es sich nicht angelegen sein läßt, sich selbst für solches Werk zu heiligen, indem er sein Herz von allem Zorn und aller Liebloſigkeit reinigt, — und wer nicht hoffen darf, daß er einigermaßen mit dem Geiste allgemeiner Liebe getau[illegible] Auch

das Mitleiden mit dem Gekränkten und Unterdrückten kann ſchaden, wenn es parteilich ausſchließend und erbitternd iſt... Wir ſollen allerdings über Sklaverei denken, empfinden, ſprechen und ſchreiben; aber was immer wir in Beziehung auf ſie thun, muß mit einem tiefen Gefühl von Verantwortlichkeit geſchehen, und in einer Weiſe, welche den Frieden der Sklaven haltenden Staaten nicht gefährdet... Sklaverei muß ihrer Natur nach ein Grund von Beſorgniß ſein, wo immer ſie beſteht. Indeß müſſen wir nicht durch Voreiligkeit und Leidenſchaft die Gefahr vermehren... Aber als Menſchen, als Bürger, haben wir Pflichten gegen die Sklaven, wie gegen jedes andere Mitglied des Gemeinweſens. In dieſer Beziehung iſt uns keine Freiheit (Willkühr) gelaſſen.

Das ewige Geſetz verpflichtet uns, auf die Seite des in ſeinem Recht Verletzten zu treten, und dieſes Geſetz iſt ganz beſonders verpflichtend, wenn wir dem Gekränkten verbieten, den Arm zu ſeiner eignen Vertheidigung zu erheben." —

27.

Das Penitenziarweſen in Frankreich und Amerika.

Der edle Diſſenter John Howard war der erſte, der in den 70er Jahren die Aufmerkſamkeit der engliſchen Regierung auf das Elend der Gefangenen, auf den ſchrecklichen Zuſtand der Gefängniſſe hingelenkt. Nachdem er hier zu einigen verbeſſernden Geſetzen Veranlaſſung gegeben, brachte er, alle europäiſchen Höfe bereiſend und demnächſt durch ſein treffliches Werk: „The state of the prisons in England and Wales" (1777), die menſchenfreundliche Theilnahme an dem Looſe der Gefangenen allgemein an die Tagesordnung. Ueber der Pforte des Gefängniſſes zu Rom hatte er (1780) die Worte geleſen: „Ein Geringes iſt es, die Böſen durch Furcht vor der Strafe zurückzuhalten, wenn man ſie nicht durch die Zucht, die man beobachtet, beſſert." Der Gedanke war ſchön; aber er ſtand nur auf dem kalten Steine. Howard meinte, alle Regierungen ſollten bei ihren Repreſſiv-Masregeln ſich durch jenes Axiom leiten laſſen. Für die leibliche Geſundheit der Eingekerkerten geſchah nun Einiges; die Idee eines Penitenziar-Syſtems wurde aber erſt in den 90er Jahren in

Frankreich in Anregung, demnächst zuerst in Amerika auf zweckmäßige Weise in Ausführung gebracht.

Von dort ist dann die Kunde der bedeutenden Resultate nach Europa gekommen, die durch jenes System erzielt werden. Man hat auch hier Versuche damit angestellt; durchgängig ist man aber nur bei dem Aeußerlichen stehen geblieben. Die Vereinzlung allein ist es nicht, welche die Gefangenen in Amerika bessert, sondern diese Isolirung — unterstützt durch die mächtigen Hülfsmittel einer vorsorglichen Verwaltung. Nichts wirkt mehr auf den Menschen, als die Einsamkeit. Dieses Mittel kann aber heilsam oder verderblich wirken, jenachdem es mit Einsicht oder ohne Ueberlegung angewendet wird. Der auf sich allein zurückgeführte Mensch wird bald besser, gefühlvoller, mitleidiger. Ist aber die Prüfung zu hart, zu andauernd, dann ermattet die Seele und der Mensch stirbt oder wird verrückt.

Die ersten Wirkungen der Vereinzlung in Amerika waren höchst betrübend. Große Sterblichkeit, Selbstmorde, Blödsinn oder Narrheit, häufige Rückfälle nach der Freilassung, — dies die Folgen des Heilmittels, so lange man bei dessen Anwendung nicht mit verständiger Unterscheidung verfuhr. Die Gefängnisse standen unter Aufsicht von Männern, die nicht besser waren, als die Directeurs de prisons in Frankreich. Aber man forschte nach den Ursachen dieser Mißstände und man entdeckte sie. Edle Bürger machten die Verbrecher und ihre Besserung zum Gegenstand angelegentlicher Forschung. Bald begann die wirkliche Reform der amerikanischen Penitenziarien, als tugendhafte Männer, durch vieljährige Staatsdienste empfohlen, das Ehrenamt suchten, die Verurtheilten zu leiten und zu belehren. Man sah nun Aerzte, Magistrate, Gelehrte, sich eifrig um diesen Beruf bewerben; — die Gefängnisse hatten fortan nicht mehr blos zum Zwecke, die Gesellschaft vor den Verbrechern zu sichern, sondern verirrte Menschen wieder zu ihr zurückzuführen, sittlich Kranken Genesung zu bereiten.

Der Erfolg hat das Werk gekrönt.

Vergleicht man jetzt (1837) aber den Zustand der Gefängnisse in Nordamerika mit dem der Gefängnisse in Frankreich, dann stellen sich folgende für das Letztere höchst betrübende Resultate heraus: In Frankreich ist die Sterblichkeit 1 von 14, in Amerika 1 von 49. In Frankreich ist das Verhältniß der Rückfälligen nach der Freilassung 1 von 4, und bis jetzt hat es noch immer zugenommen; in den ver. Staaten wird nur von 19 einer rückfällig. — Doch ist mit Zuversicht zu hoffen, daß es den vereinten Bestrebungen der Société de la morale chrétienne und vieler anderen Men-

ſchenfreunde gelingen werde, auch für Frankreich bald befriedigendere Reſultate zu erzielen.

28.

Geſchichte und Statiſtik der Taubſtummen-Erziehung.

Herr Ferd. Berthier, Zögling der Pariſer Taubſtummenſchule, und demnächſt einer der geſchickteſten Profeſſoren bei dieſer Anſtalt, hat 1837 eine „Histoire et statistique de l'éducation des sourds-muets“ herausgegeben, aus welcher hier Einiges angeführt werden mag.

Den erſten wirklich erfolgreichen Verſuch, den Taubſtummen eine Bildung beizubringen, ſchreibt man dem ſpaniſchen Benediktiner Pedro de Ponce († 1584) zu, „deſſen Schüler,“ wie ſpaniſche Autoren ſagen, „ſich in den Wiſſenſchaften ſo auszeichneten, daß ſie ſelbſt in den Augen des Ariſtoteles für geſchickt hätten gelten können.“ Im Jahre 1620 gab Pedro Bonnet, Secretair der Connetables von Caſtilien, ſeine Kunſt, die Stummen im Sprechen zu unterrichten (arte para enseñar à hablar à los mudos), heraus. Er erfand oder vervollkommnete das Handalphabet, welches demnächſt mit einigen Modifikationen vom Abbé de l'Epée angenommen, und in allen Schulen von Frankreich, Italien, Deutſchland, Rußland, Schweden, Amerika ꝛc. ſich verbreitete. Er fügte eine Beſchreibung der Stellungen und Bewegungen bei, die man den Stimmorganen geben muß, um Laute und Artikulationen hervorzubringen.

Aehnliche Bemühungen in Italien und England. Hier hatte John Bulwer ſchon 1684 ſeinen „Freund der Taubſtummen“ herausgegeben. In den Niederlanden (nicht, wie Hr. B. ſchreibt, in der Schweiz) machte Conrad Amman 1692 ſeinen „Surdus loquens“ und 1700 eine Diſſertation über die Sprache bekannt, über welche der Abbé de l'Epée einen Commentar ſchrieb. (Was Deutſchland ſchon früher geleiſtet, iſt ſchon von E. Schmalz in ſeiner „Geſchichte und Statiſtik der Taubſtummenanſtalten ꝛc.“ 1830 zuſammengeſtellt worden). Herr Berthier berichtet ausführlich, was der Abbé de l'Epée und ſein Nachfolger, der Abbé Sicard, für den Taubſtummenunterricht gethan, und — was ſie noch zu thun übriggelaſſen.

So viel ist gewiß, daß seit 50 Jahren mehr für diese Unglücklichen geschehen, als in den 5000 Jahren zuvor. Mit Recht dekretirte die Nationalversammlung am 21. Juli 1791: „Der Name des Abbé de l'Epée (des Stifters der Taubstummenanstalt zu Paris) soll unter die der Bürger verzeichnet werden, welche sich am höchsten um die Menschheit und das Vaterland verdient gemacht haben."

Den statistischen Uebersichten zufolge, welche Hr. B. mittheilt, würde jetzt in Europa 3290, in den Vereinigten Staaten 411, auf der ganzen Erde überhaupt 3732 Taubstummen die Wohlthat des Unterrichts zu Theil. Man rechnet aber in Frankreich auf 32 Mill. Einwohner 20,189 Taubstumme, während in 88 Anstalten deren nur 794 Aufnahme finden! — Nach Schmalz (in dem oben angeführten Werke desselben) gäbe es auf der Erde 568,413 Taubstumme, von denen im Jahre 1830 in 117 Anstalten 3320 aufgenommen seien.

29.

Die Taubstummen-Erziehungs-Anstalt in Frankfurt a. M.

Wenn irgend Etwas das Fortschreiten der Menschheit, das höhere Wiederaufleben des wahrhaft christlichen Geistes in der neuesten Zeit unwiderleglich erweis't, so ist es ganz besonders die fürsorgliche Theilnahme, welche den Bedürftigen, Unglücklichen, Leidenden aller Art zugewendet wird. Die ersten Jahrhunderte des Christenthums hatten ihre Apostel, ihre Märtyrer, ihre Diakonen und Diakonissinnen. Das Mittelalter hatte einzelne edle Ritter und wohlthätige Geistliche. Aber die ängstliche Sorge für das eigene Seelenheil und der scharf ausschließende Kirchenglaube hemmten noch den freien Aufschwung des menschlichen Gemüthes; wenn ein Gott nach unbegreiflichen Rathschlüssen auf ewig zürnt und verdammt, kann im Menschen kein unbeschränktes Wohlwollen und Mitleiden erwachen. Seitdem aber Verschiedengläubige sich wechselseitig dulden und achten und lieben gelernt, seit der erhabene Gedanke einer einzigen Menschheit und der unendlichen Vervollkommnung aller Menschen — als solcher — sich als die Blüthe der bisherigen Entwicklung erschlossen, seitdem ist mit dem reineren Glauben und der schöneren Hoffnung auch eine umfassendere

Liebe erwacht. Wie der Gedanke Gottes menschlicher, ist auch das Ideal für den Menschen göttlicher geworden. So hat die neueste Zeit auch ihre Apostel zur Bekehrung der Heiden, ihre Märtyrer für das göttliche Wesen, ihre Pfleger der Armen und Kranken, wie die erste christliche Kirche; sie hat Ritter für Freiheit und Recht und statt der wenigen dem Wohlthun gewidmeten Klöster des Mittelalters immer zahlreichere Vereine von Geistlichen und Laien zur Entfernung und Vermeidung des Elendes unter den Menschen. Aber sie hat noch unendlich mehr als dieses Alles; denn sie hat den Geist wahrhafter Humanität empfangen, sie hat der ganzen Menschheit ihr Herz geöffnet und sinnt nun und arbeitet mit heiligem Eifer an dem Aufbau eines der unendlichen Liebe würdigen Tempels auf Erden. Schon seit einem Jahrhundert ist der Geist überall geschäftig, die Grundsteine zu legen, und schon treten hier und dort wunderherrliche Säulen zu Tage. Haben im Mittelalter sich Hunderttausende vereinigt zur Befreiung eines Grabes, so sehen jetzt wir Millionen sich vereinen zur Befreiung lebendig Begrabener, zur Befreiung von Hunderttausenden aus den Ketten der Sklaverei, der Krankheit, der Armuth, der Unwissenheit, und wie bitter auch ein gereizter, geistlicher Dünkel die Gegenwart schmäht, so hat doch noch kein Jahrhundert göttlichere Früchte getragen, als das gegenwärtige.

Unter diesen Früchten sind die, durchaus erst der neuesten Zeit angehörigen Anstalten zur Erziehung der Taubstummen unstreitig zu den herrlichsten zu rechnen. Erwägt man, daß von den 8- bis 9hundert Millionen Menschen auf Erden mehr als eine halbe Million des Gehöres und in Folge davon auch der Sprache beraubt sind, bedenkt man, daß der des geeigneten Unterrichtes ermangelnde Taubstumme zu den unglückseligsten Geschöpfen gehört, dann wird man gewiß die Zeit preisen, in welcher die Bildung des Geistes und des Herzens so weit gereift war, daß edle Männer aus ihr erwuchsen, die sich die Erziehung der Taubstummen zur heiligsten Angelegenheit ihres Lebens machen konnten. Man wird sich aber noch inniger dieses Fortschrittes der Bildung erfreuen, wenn man erwägt, daß diese Erziehung zu den schwierigsten und anstrengendsten Arbeiten gehört, deren ein Mensch sich unterziehen kann, daß mithin, wie sie die Erlösung der unglücklichsten Geschöpfe zum Ziele, sie die edelmüthigste Selbstaufopferung zur steten Voraussetzung hat. Welch' unerschöpfliche Geduld, welche wahrhaft christliche Liebe aber derjenige in sich hegen müsse, der sich solcher Arbeit unterzieht, davon kann sich jeder überzeugen, der nur einmal dem Unterrichte der Taubstummen, davon konnten Alle sich überzeugen, die den Prüfungen beigewohnt, welche uns zu diesen Zeilen Veranlassung gegeben.

Bekanntlich haben erſt im 17. Jahrhundert einzelne Menſchenfreunde angefangen, auf Mittel zu denken, die Taubſtummen durch Zeichen oder durch artikulirte Töne ſprechen zu lehren! Joachim Paſcha, Camerarius u. m. a. in Deutſchland, Affinati und Lana-Terzi in Italien, Wallis, Holder und Dalgarno in England und Schottland, von Helmont und Konrad Amman in den Niederlanden haben ſich hierdurch unſterbliche Verdienſte erworben. Aber erſt ſeit der Mitte des vor. Jhrdts. ſind zuerſt in Frankreich durch die Abbé's Deschamps und de l'Epée, dann auch in Deutſchland durch Sam. Heinicke förmliche Anſtalten zur Erziehung der Taubſtummen zu Stande gekommen. Erſt ſeit ungefähr zwanzig Jahren haben dieſe Anſtalten ſich raſch zu vermehren begonnen, und bis jetzt iſt unſeres Wiſſens Dänemark der einzige Staat, welcher allen Taubſtummen ohne Unterſchied den geeigneten Unterricht ertheilen läßt. Hier in Frankfurt iſt es Hr. Koſel, der gegen Ende des Jahres 1827 die erſte Erziehungsanſtalt dieſer Art gegründet, und nunmehr, da in Kurzem drei ſeiner Zöglinge den ganzen Curſus vollendet, eine öffentliche Prüfung veranſtaltet hat, um dem Publikum die Methode und die Erfolge ſeines Unterrichtes zur Anſchauung zu bringen. Hiermit war denn auch uns die Gelegenheit geboten, uns von Neuem von der Trefflichkeit dieſer Anſtalt zu überzeugen, die gewiß in jeder Hinſicht zu den zweckmäßigſt eingerichteten gehört.

Eine heitere Wohnung in der Nähe der Stadt mit einem großen Garten beherbergt den Lehrer mit ſeinen Zöglingen, die mit ihm nur eine einzige Familie bilden, daher auch ſeine Anſtalt nicht ſowohl eine Verſorgungs- oder Schul-, als vielmehr eine häusliche Erziehungsanſtalt zu nennen iſt. Wirklich ließ ſich während der Prüfung leicht bemerken, daß Hr. Koſel von ſeinen Zöglingen wie ein zweiter Vater angeſehen wird, und in ihren Geſichtszügen war zu leſen, daß das zweite Leben, das ſie von ihm empfangen, ein heiteres, weil reines und liebreiches und verſtändig geordnetes, ſei. Unterricht in der Sprache, im Rechnen und Schreiben, in Naturkunde, Geſchichte und Religion wechſeln ab mit Anleitung zum Zeichnen und bei Mädchen mit Unterricht in weiblichen Arbeiten, für welche, wie für mehrere andere Unterweiſungsgegenſtände Hr. Koſel eine Lehrerin herangebildet, die ſich dieſer mühevollen Arbeit mit Geſchick und Liebe unterzieht. Auch der älteſte der Zöglinge hat ſich auf ſo erfreuliche Weiſe entwickelt, daß er nöthigen Falls bei dem Unterricht der Anfänger bereits die Stelle eines Lehrers vertreten kann, und aus inniger Theilnahme an dem Schickſale der Taubſtummen ſich der Erziehung derſelben gewidmet. — Für eine gedeihliche Entwicklung des Körpers iſt nicht minder reichliche Vorſorge getroffen, theils durch Beſchäftigungen im Gar-

ten, Spaziergänge und Spiele, theils durch gymnastische Uebungen, deren Leitung Hr. Ed. Schwarz, ein Freund des Hrn. Kosel, sich unterzogen.

So erwachsen und gedeihen die Kinder in schöner Gemeinschaft, und sowohl die vorgelegten Arbeiten als die bei der Prüfung (1836) erwiesenen Fertigkeiten und das heitere, gesunde Aussehen der Zöglinge haben den erfreulichsten Erweis gegeben, wie Vieles in so wenig Jahren von einem Manne geleistet werden kann, der mit der vollständigsten Sachkenntniß eine wahrhafte, nachhaltige Begeisterung für seinen Beruf verknüpft. Vorgelegt waren recht schöne Schriftproben und Zeichnungen auf Papier und auf Stein, und Handarbeiten mancherlei Art. Von der Trefflichkeit der Lehrmethode aber gab ein erst seit drei Jahren aufgenommener, jetzt eilfjähriger Knabe das schönste Zeugniß, indem er durchaus vernehmlich die Parabel von der Taube und der Biene recitirte, die Worte zugleich mit leicht verständlichen Zeichen und Geberden begleitend.

Nachdem nun Herr Kosel auf das Befriedigendste den Erwartungen entsprochen, die man an denjenigen stellen darf, der eine solche Anstalt begründet, dürfen wir auch mit Zuversicht hoffen, daß von Seiten der hiesigen Staatsbehörde und Bürgerschaft alles geschehen werde, was zur Förderung, Befestigung und Erweiterung dieses Institutes beitragen kann. Zwar hat die Staatsbehörde bereits seit dem Jahr 1829 einen jährlichen Aerarialbeitrag von 1000 fl. bewilligt, wofür die taubstummen Kinder aus der weniger bemittelten Klasse mittelst einer bedeutend geringeren Pension aufzunehmen sind. Zu wünschen bleibt indeß noch, daß ein solcher Dotationsfond constituirt werde, mittelst dessen einerseits, wie in Dänemark, alle, auch völlig vermögenlose Kinder in die Anstalt aufgenommen werden können, und anderseits der Begründer derselben in den Stand gesetzt werde, Hülfslehrer zu bilden, durch welche der Fortbestand dieses trefflichen Institutes sich für die Folge gesichert finde.

Vertrat in früheren Zeiten die Kirche die Stelle der Vorsehung in Beziehung auf den Staat, und wurde für die Bedürftigen häufig nur von Sterbenden zur Rettung ihrer Seele gesorgt, so wird jetzt die Staatsregierung immer deutlicher sich ihres providenziellen Amtes hinsichtlich des geistigen und zeitlichen Wohles ihrer Untergebenen bewußt, und ergänzt wird ihre Wirksamkeit durch die freien Vereine der Letzteren. Gewiß aber kann unter allen Bedürftigen keiner gerechtere Ansprüche machen auf die vorsorglichste Theilnahme aller Mitlebenden, als der Taubstumme, der nur durch geeignete, nur durch eine besondere Anstalt vermittelte Erziehung in die Gemeinschaft seiner Mitmenschen eingeführt werden kann. Gewiß wird es daher bald als die heiligste Pflicht eines Gemeinwesens erkannt werden, alle Kräfte aufzubieten, um jedem solchem Unglücklichen

die Wohlthat ſolcher Erziehung zu Theil werden zu laſſen. Der tiefgefühlte Dank der aus öder Einſamkeit und ſchmerzlicher Abgeſchloſſenheit Erlöſ'ten lohnt reichlichſt für jede ihnen dargebrachte Gabe.

30.

Oeffentliche Turnanſtalt in München.

Die Sorge für die Erziehung der Neugebornen hat der Menſch mit den höheren Thierklaſſen gemein. Darin aber kann er ſich von dieſen unterſcheiden, daß er ſeinen Kindern eine vollkommnere Bildung bereitet, als ihm ſelbſt zu Theil geworden. Wer dürfte aber jetzt noch in Abrede ſtellen, daß durch allgemeine Einführung gymnaſtiſcher Uebungen, ein tüchtigeres Geſchlecht herangebildet würde, als das jetzt lebende, jetzt mündige iſt? Die Nützlichkeit, was mehr iſt, die Unentbehrlichkeit der Gymnaſtik für Kindheit und Jugend iſt durch die neuerdings gepflogenen literariſchen Debatten zu einem Axiom geworden; das Princip ſteht feſt, es gilt jetzt deſſen baldigſte Realiſirung. Schon iſt uns mehrmals die Freude geworden, darauf hindeuten zu können, was an mehreren Orten von Staatswegen zu dieſem Endzwecke geſchehen. Bis jetzt aber das Erfreulichſte iſt, was wir im Juni 1837 in Münchner Blättern laſen. Hier findet ſich eine von Dr. F. Maßmann (ord. Prof. an der Univ. und Miniſterialſecretär) unterzeichnete Bekanntmachung, auf welche aufmerkſam zu machen wir uns gerne verpflichtet fühlen. „Zufolge allerhöchſter Fürſorge," ſo lauten die Eingangsworte, „wird die hieſige (Münchner) öffentliche Turnanſtalt durch ſchon begonnene vollſtändige Herſtellung ihrer Gerüſte und Einfriedung, ſo wie durch Erbauung eines eigenen Wächterhauſes mit beſonderem Turnſaale für Winter und Wetter auf dem Platze ſelbſt, in den Stand geſetzt werden, die ebenmäßigen Leibesübungen der hinzutretenden Jugend erfreulich und erfolgreich fortzuführen. Durch deßhalb erlaſſenes Miniſterialreſcript ſind die Rectoren der königl. Gymnaſien, lateiniſchen Schulen, dann die Vorſtände ſämmtlicher Lehranſtalten der Hauptſtadt von der Wiedereröffnung der Anſtalt bereits in Kenntniß geſetzt und veranlaßt worden, die ihnen anvertraute Schuljugend auf den Nutzen fleißigen und regelmäßigen Beſu-

ches dieſer ſo wohlthätigen, durch die väterliche Weisheit und Huld S. K. Maj. dargebotenen Anſtalt entſprechend aufmerkſam zu machen, welche nicht blos auf die körperliche Entwicklung, ſondern auch auf die ſittliche Veredlung der Jugend ihren heilſamen Einfluß üben könne und ſolle." —

Hiermit tritt alſo im Königreich Baiern die Gymnaſtik, wie Minerva, gleich behelmt und beſchildet, — in das Leben. Die Regierung hat ihre Vaterpflicht geübt, ſo wie ſie deren bewußt geworden iſt. Was als heilſam erkannt, wird ſofort Kraft königl. Fürſorge und Autorität in Ausführung gebracht; es ruft mit machtvoller Stimme diejenigen zur Theilnahme, die nicht ſchon zuvor es herbei gewünſcht und gebeten. Die Eltern faſſen zu dem Neuen Vertrauen, welches mit ſolcher Gewährſchaft ihnen entgegen kömmt; die Jugend wird mit doppeltem Eifer ſich auszuzeichnen ſtreben, da der Staat es der Mühe werth gehalten, auch für das, was Viele nur für ein Spiel halten, ſo väterliche Sorge zu tragen. Die Jünglinge, zu voller, gediegener Ehrenhaftigkeit heranreifend, werden die Väter ſegnen, die, wenn ſie nicht ſchon eine Krone tragen, ſie darum verdienen, daß ſie die herangewachſenen Jünglinge zu ganzen Männern erziehen.

31.

Geſchichte der Mäßigkeitsvereine.

Im 9. oder 10. Jahrhundert entdeckten die Araber die Bereitung des Alkohols, welches Anfangs, als Arznei gebraucht, den Namen Lebenswaſſer (aqua vitae) erhielt, und noch zu Ende des 16. Jahrhunderts ließen die Engländer ihren Soldaten ſolches Aquavit als Herzſtärkung verabreichen. Aber bald wurde das Lebenswaſſer zum Todestrank für Millionen. Smollett erzählt, daß, unter Wilhelm und Maria, Brantwein- (Gin-) Verkäufer in England auf ihren Aushängſchilden ankündigten: „für die kleine Summe von einem Pfennig (3 kr.) könne man ſich betrinken und für zwei Pfennige ſich todttrunken machen; den Schläfern gebe man das Stroh umſonſt." Das Parliament beſchränkte in der Folge den Verkauf der geiſtigen Getränke; ſeit aber 1827 dieſe Beſchränkungen aufgehoben, gibt es ſg. Gin-Paläſte in London, wo Tauſende dem Trunke fröhnen, wie es denn Monate gegeben, in denen an 4000 Be-

trunkene, die Nacht auf der Straße liegend, gefunden und auf das Polizei-Amt gebracht wurden.

Vielleicht nirgends hatte aber die Trinksucht mehr überhand genommen, als in Nordamerica, wo von 1790 bis 1832 fast eine Milliarde Flaschen geistiger Getränke eingeführt und im Jahre 1825 der jährliche Verbrauch auf 274 bis 328 Millionen Flaschen (für eine Bevölkerung von circa 12 Mill.) angeschlagen wurde. Wirklich zählte man in jenen Jahren an 30,000 entschiedene Trunkenbolde, und der hierdurch erwachsende Schaden wurde auf 500 Millionen Franken geschätzt.

Aber wo das Verderben auf's Höchste gestiegen, erblühte auch das Heilmittel. Schon frühe hatte man in Flugschriften und Tagblättern und von der Kanzel herab zur Mäßigkeit im Genusse jener Getränke ermahnt. Beides vergeblich. Auch eine 1813 in Massachusets zu diesem Zwecke gebildete Gesellschaft erfreute sich nur geringen Erfolgs. Das Uebel mußte an der Wurzel angegriffen werden. Da vereinigten im J. 1816 einsichtsvolle Menschenfreunde sich zur völligen Abschaffung der geistigen Getränke, und eine Zeitschrift wurde zu Boston gegründet, durch welche die americanische Mäßigkeitsgesellschaft ihren Grundsätzen Eingang zu verschaffen suchte.

Sehr bald zeigte sich eine allgemeine Theilnahme. Die Sache wurde in vielen Flugschriften besprochen, und zu Ende 1818 zählte man schon mehr als 200 Mäßigkeitsvereine mit nahe an 30,000 Mitgliedern. Man sah ganze Regimenter der Miliz, Körperschaften von Geistlichen, Aerzten, Advocaten entsprechende Beschlüsse fassen, und im Jahr 1830 war die Zahl der Vereine auf mehr als 1000 mit mehr als 100,000 Affiliirten gestiegen; mehr als 50 Brennereien und 400 Branntweinwirthschaften waren eingegangen. Zu Lyme in Vermont, wo der Verkauf von 6000 Gallonen auf 600 herabgesunken, hatte die Sterblichkeit von $24\frac{1}{6}$ sich auf $17\frac{1}{2}$ von 100 vermindert.

Im Jahre 1831 fing man nun auch an, die tägliche Branntweinration bei den Soldaten und Seeleuten mittelst einer Solderhöhung abzuschaffen und 1832 hatten von 1107 Seeleuten an Bord der amerikanischen Eskadre im Mittelmeere schon 819 die Entschädigung angenommen. So konnte schon im folgenden Jahre die Branntweinvertheilung im ganzen Heere abgeschafft werden.

Dem letzten Berichte der nordamerikanischen Mäßigkeitsgesellschaft zufolge hatten im Jahre 1836 schon nahe an 2 Millionen Einwohner völlig dem Genusse geistiger Getränke entsagt, und mehr als 8000 Vereine mit ungefähr $1\frac{1}{2}$ Millionen Mitgliedern waren in Thätigkeit zur weiteren Verbreitung dieser Reform. Schon 4000 Brennereien hatten ihre Ar-

heit, und 8000 Verkäufer ihren Debit eingestellt. Wenigstens 1200 Schiffe waren ausgelaufen, ohne Brantwein an Bord zu haben, und man zählte 12,000 gebesserte Trunkenbolde! —

Indessen war die Anerkennung der Mäßigkeitspflicht, wie 50 Jahre früher die Anerkennung der Menschenrechte — auch für die übrigen Welttheile fruchtbringend geworden. Seit 1831 haben in Großbritannien, Irland, Schweden und Rußland sich Mäßigkeitsvereine gebildet, und besonders von der zu London gegründeten britischen und fremden Gesellschaft aus hat diese Reform sich nach allen englischen Colonien hin verbreitet, so daß jetzt Mäßigkeitsvereine in allen fünf Welttheilen bestehen. Daß auch in Frankreich und Deutschland einige, freilich noch sehr unbedeutende Veranstaltungen zu gleichem Zwecke getroffen, ist durch die öffentlichen Blätter bekannt. Um dieses Werk zu fördern, ist im J. 1836 ein edler Nordamerikaner, Herr M. R. Baird, nach Europa gekommen, und hat zu Paris eine „Histoire des sociétés de tempérance" erscheinen lassen, die er demnächst (1837) auch zu Berlin in deutscher Sprache herausgegeben und S. k. H. dem Kronprinzen von Preußen gewidmet hat. Wie nun in Sachsen bereits unter dem Schutze S. k. H. des Prinzen Johann ein Mäßigkeitsverein besteht, so sieht man mit Nächstem auch der Bildung eines solchen in der Hauptstadt Preußens entgegen, was dann hoffentlich auch die übrigen Hauptstädte Deutschlands veranlassen wird, in dieser so heilsamen Reform den Nordamerikanern und Engländern nachzueifern.

32.

Das englische Staatsleben.

Nachdem das heilige, römische, deutsche Reich durch die kirchliche Reformation sich gespalten, und seit dem Westphälischen Frieden für immer aufgehört hat, ein römisches zu sein, dann durch die politische Reformation im 18. Jahrhundert und die völlige Umwälzung zu Anfang des 19. Jahrhunderts, überhaupt als Kaiserreich zu Grabe gegangen, mußte überall das Bedürfniß sich regen, aus den Trümmern des historischen Nationalgebäudes eine neue Rechtsordnung zu gestalten. Dieses Bedürfniß war um so dringender, da nicht blos durch Schwertesgewalt die politischen Verhältnisse, sondern auch durch die mannigfachsten sonstigen

Veranlaſſungen alle übrigen Lebensverhältniſſe die bedeutendſten Veränderungen erfahren hatten. Was ſeit Jahrhunderten ſich geſchichtlich und unabweislich vorbereitet hatte, war in wenigen Decennien zum Durchbruch gekommen; dieſe durchgreifende Veränderung der Anſichten, der Verhältniſſe, der Bedürfniſſe war ſelbſt zu einer unabläugbaren großen geſchichtlichen Thatſache geworden. Wie nun die Franzoſen und die Engländer, ſo hatten auch die Deutſchen auf eine, ihrer hiſtoriſchen Nationalität entſprechende Weiſe die veränderte Sachlage in eine neue Ordnung zu bringen ſich bemüht, und es zeigt einen völligen Mangel ächt hiſtoriſchen Sinnes, die weſentlich veränderten Verhältniſſe in Formen zurückſchrauben zu wollen, welche von dem lebendigen Geiſte der Geſchichte als verbraucht und ungenügend abgeſtreift worden ſind. Und doch wollen die Vernunftſcheuen gegen die lebendige Intelligenz ſolche veraltete Formen grade — und nur als hiſtoriſche wieder in Geltung zu bringen ſuchen, als ob nicht zu jeder Zeit eine Nation das Recht habe, ſich ihren actualen Bedürfniſſen gemäß zu geſtalten! Beſonders gegen Frankreich ſind nun jene Vernunftſcheuen in Zorn entbrannt, und gegen ihre ſtaatliche Reformation wird dann vorliebig England als Muſterbild ſ. g. hiſtoriſcher Rechtsentwicklung hingeſtellt.

Völlig zeitgemäß erſcheint uns daher ein Aufſatz im Januarheft 1837 der Neuen Jahrbücher der Geſchichte der Staats- und Cameralwiſſenſchaften, in welchem Hr. Profeſſor Bülau in Leipzig ſich über das engliſche Staatsleben verbreitet, und wir ſind des Dankes unſerer Leſer gewiß, wenn wir ſie durch nachfolgende, jener Abhandlung entnommene Stellen auf denſelben aufmerkſam machen.

„Das belebende Princip in England," bemerkt Hr. Prof. Bülau, „iſt zuletzt der Alles durchdringende Geiſt der perſönlichen Freiheit, der von Oben bis Unten die Herzen beſeelt, und die Geiſter eitet. Keine Geſetzgebung iſt ſo frei von Herrſchſucht, wie die engliſche. Daß es den engliſchen Staatslenkern gar nicht in den Sinn kommt, anders als im äußerſten Nothfalle das freie Walten der Individualität zu beſchränken, und daß die Geſetzgebung dort lieber einen indirekten und umſtändlicheren Weg wählt, ſobald er, ohne das ſtolze Freiheitsgefühl des Volkes zu verletzen, zum Ziel führt, ſtatt den direkten und leichten, aber der Freiheit weniger günſtigen Weg einzuſchlagen, daß ſie die Menſchen nicht ſo haben will, wie ſie für den Staat am bequemſten ſind, ſondern den Staat den Menſchen, wie ſie ſind, be-

quem zu machen weiß, dies und Aehnliches ist eigentlich der wahre Grund der unverwüstlichen Gesundheit des englischen Staatslebens. Allein es beruht auf dem Gesammtcharakter aller Einrichtungen, auf der unvordenklichen Gewohnheit und der Volkssitte, die alle in Wechselwirkung treten." — Worin aber die wesentlichen Einrichtungen bestehen, darüber belehrt uns folgende Stelle: „Das Land wird, wie selbst der Tory Peel erklärte, wesentlich vom Unterhause aus regiert. Es besteht die ungezügeltste Preßfreiheit; Geschwornengerichte in weitester Ausdehnung; eine persönliche Freiheit, von der wir auf dem Festlande keinen Begriff haben; ein weites Associationsrecht; Volksversammlungen mit 100,000 Theilnehmern; ein Widerstandsrecht gegen, auch nur formell, ungesetzliche Schritte der Behörde, dem jede Gewaltthätigkeit ungestraft ausgeht, dem gegenüber eine exekutive Gewalt fast ohne Beamten, deren meiste Organe dem Volke näher stehen, als ihr; ohne Polizeigewalt in unserem Sinne; mit einem mißtrauisch bewachten, in der Meinung nicht hoch stehenden Heere; ohne Nationalgarde; ohne Mittel zur Verfolgung der Gegner und zur Leitung des Volkes." — Und bei einer solchen Fülle von Freiheit, wie selbst Frankreich sie nicht besitzt, wagt man noch, die Franzosen zu schmähen und den Freisinnigen Deutschlands die Engländer als Muster vorzuhalten!

34.

Rußland's welthistorische Bestimmung.

Generallieutenant Graf von Bismark, in der 1836 von ihm erschienenen Schrift: „Die kaiserlich russische Kriegsmacht im Jahr 1835," — bemerkt u. a. Folgendes: „Rußland's Bevölkerung übersteigt jetzt 56 Millionen Menschen. Seine Einkünfte haben sich seit 1800 mehr als verdreifacht. Die innere Betriebsamkeit, die Kultur des Bodens, — des Handels Aufschwung, Gewerbe und Wohlstand machten Riesenschritte ... Die polnische Revolution hat der russischen Macht eine bestimmte Richtung gegeben, sie geordnet und ihr taktisches System voll-

endet; dieſes taktiſche, tiefdurchdachte Syſtem verbindet die Völkerſchaften des koloſſalen ruſſiſchen Reiches zur Einheit ... Seit 1833 ſtehen immerfort 550,000 Mann zu freier Dispoſition, und immer iſt Rußland im Stande, mit drei bis viermalhunderttauſend auf irgend einem Kriegsſchauplatze zu erſcheinen. Dieſe Operations-Armee hat ihre geſicherte Ergänzung in den Reſervebataillonen ꝛc., welche eine furchtbare Armee des Innern von 200,000 M. bilden. Die Militair-Kolonien reihen ſich hier an," ſo wie die „kaukaſiſche Armee von 80,000 M. Linien-Truppen u. ſ. w. u. ſ. w."

Vom ruſſiſchen Soldaten aber entwirft Hr. v. B. folgendes Bild: „Ein ſtarker robuſter Körper von der größten Ausdauer, wenige Bedürfniſſe, Genügſamkeit, ſeltene Gewandtheit und Geſchicklichkeit, ein leichtes, frohes Gemüth, und von Seite ſeines Geiſtes ein ſchneller Blick und eine durch nichts zu erſchütternde Tapferkeit, ſind in der That Eigenſchaften, welche den Ruſſen zum beſten (?) Krieger machen. Rechnet man hierzu eine leichte Auffaſſungsgabe, ſo wie ein entſchiedenes Talent zur Nachahmung und Anwendung des ſchnell und richtig aufgefaßten, religiöſen Sinn, Liebe zum Vaterlande, Gehorſam gegen Vorgeſetzte, und vor Allem treue Anhänglichkeit und Ehrfurcht für ſeinen Kaiſer; — ſo fehlt dem Bilde eines vollkommenen Soldaten Nichts."

„Rußland," meint Hr. v. B. an einer andern Stelle, „entwickelt ſich wunderbar auf der Bahn ſeiner großen Beſtimmung, hat ſeine Aufgabe in dem Plane der Weltgeſchichte richtig aufgefaßt und wird dieſe Aufgabe löſen. Nicht Unterjochung, ſondern Befreiung von dem böſen Princip, das die Völker wie der Alp drückt, und ihnen das Geſetz der Revolution auflegen möchte, welches alle Rechte umſtürzt, iſt dieſe Aufgabe."

Auf welche Weiſe aber „die Völker" von dem drückenden Alp befreit werden ſollen, darüber gibt uns Hr. v. B. keine beſtimmtere Aufklärung.

34.

Rußland und Europa.

Wenn Tocqueville, vielleicht geblendet von der ungeheuren Kraftentwicklung im induſtriellen und demokratiſchen Leben der Vereinigten Staaten Nordamerika's, und etwa in Erinnerung an wiederholte ruſſiſche Einſchreitungen in Frankreichs Verhältniſſe, die Nordamerikaner und die Ruſſen „auf die erſte Rangſtufe der Nationen" ſtellt; wenn er dann die Einen wie die Andern durch einen geheimen Rathſchluß der Vorſehung berufen glaubt, „die Schickſale einer Hälfte der Erde in ihren Händen zu halten," dann beweiſ't Dies nur, daß dieſer geiſtreiche Mann ſich eine wunderliche Rangordnung der Nationen gebildet, und daß er den materiellen, aber egoiſtiſchen Staatskräften eine zu große Bedeutung in der Geſchichte der Menſchheit zuerkennt. Landesumfang, Bevölkerung und Induſtrie geben nicht den Maßſtab für Größe der Nationen, ſonſt wären die Chineſen die erſte Nation der Welt. Uebrigens mag Hr. Tocqueville ſich unter der Hälfte der Erde bei den Einen wohl nur halb Amerika, bei den Andern halb Aſien gedacht haben. Man iſt bei den Franzoſen an oratoriſche Uebertreibungen gewöhnt. Wenn aber ſolche leichtfertig hingeworfene Phraſen in deutſcher Sprache in Syſtem gebracht und die Uebertreibungen noch geſteigert werden, dann iſt Dies nicht mit Stillſchweigen zu übergehen. So finden wir in den ſonſt ſo pragmatiſchen und nüchternen „Jahrbüchern der Geſchichte und Staatskunſt" von Pölitz, im Oktoberheft 1836, einen Aufſatz des Hrn. Rath v. Meſeritz, in welchem die oben angeführte Aeußerung Tocqueville's auf eine Weiſe ausgeſponnen wird, die uns nicht ohne Entgegnung bleiben zu dürfen ſcheint.

„Mit anderen Staatsphiloſophen" nimmt Hr. v. M. ein allgemeines Weltgeſetz an, das (ihm zufolge) alſo lautet: „Die erſcheinenden Dinge ſollen zuerſt ſein und hervortreten in chaotiſcher „Einheit (sic!!), ſodann ausgehen in den Dualismus ſich entgegengeſetzter Elemente, endlich aber, nach dieſes Gegenſatzes voller Entwicklung, ſich auflöſen in harmoniſche Einheit." Dieſes Geſetz, „angewandt auf Staatsformen," ſoll nun, nach Hrn. v. M. Anſicht, folgende Entwicklung derſelben geben: „Patriarchie, — chaotiſche „oder ungeregelte Einheit, — Demokratie und Ariſtokratie, und „Monarchie." Wir erinnern uns nun zwar nicht, jenes Geſetz und ſeine Anwendung bei irgend einem wirklichen Staatsphiloſophen erwähnt gefunden zu haben; aber auch Hr. v. M. bedient ſich deſſelben keineswegs,

um etwa die Nothwendigkeit der auf Demokratie hinarbeitenden Revolution gegenüber der auf Ariſtokratie baſirten Stabilität daraus zu erweiſen. Auch weiſt er nicht nach, wie der Gegenſatz der Demokratie, (oder nach lateiniſcher Bezeichnung, der Republik) — und der Ariſtokratie — ſich „auflöſe in die harmoniſche Einheit der Monarchie." Sondern er „fordert" nur: „daß jedwede Monarchie, ſie möge abſolut, d. i. autokratiſch, oder durch Konſtitutionen gemäßigt ſein, nach repu„blikaniſcher Art regiere, daß ſie nämlich bei allen ihren Akten ſtets „das öffentliche Wohl, salus reipublicae, im Auge behalte und befördere." — Zum Ausgangspunkt ſeiner Deduktion nimmt Hr. v. M. vielmehr die Anſicht anderer Publiziſten, welche in der „Opinion, d. i. in der „öffentlichen und nationalen Meinung, die Syntheſis aller „politiſchen Macht, das Hauptelement ihres Daſeins, Beſtehens und „Wachsthums erkennen." Hieraus folgert er, daß „der Staat oder „Staatenkomplexus, wo ſich dieſe Opinion am entſchiedenſten, am „ungetheilteſten ausſpricht, wo ſie die Bevölkerung durchdringt und „gleichſam ein Kultus geworden iſt, auf deſſen Altären die Maſſen „opfern, vor allen andern an intenſiver, wie auch, unter Umſtänden, an „extenſiver Kraft der überwiegendere ſein werde;" wogegen „im Zwie„ſpalt der Opinion unter den Maſſen die Grundurſache der eintretenden „Schwäche, des Verfalles und der endlichen Auflöſung der Staaten und „Reiche liege." Da nun, ſo meint Hr. v. M., gegenwärtig nur bei den Ruſſen in der alten, und bei den Anglo-Amerikanern in der neuen Welt die Opinion in vollkommenſter Einhelligkeit beſtehe, wiewohl im äußerſten Gegenſatz der Principien von Autokratie (oder unbeſchränkter Alleinherrſchaft), und Demokratie (oder Allerherrſchaft) — ſo ſollen dieſe beiden Nationen ebendamit zur Hegemonie, — die erſtere über die übrigen Völker Europa's, die letztere über die übrigen Staaten Amerika's — berufen ſein. Wie nämlich Griechenland, zu Themiſtokles Zeiten, — von Barbarei, d. h. von den Perſern bedroht — Sparta zum Hegemon gemacht habe, ſo ſoll nun namentlich Europa, von der Revolution in den moraliſchen, von England in den materiellen Intereſſen bedroht, Rußland mit der Hegemonie bekleiden; — denn dieſes letztere ſei „durch die moraliſche Macht, die ihm die ſeine Bevöl„kerung beherrſchende Opinion verleiht, zum kräftigſten Horte und „Schirm des europäiſchen Civiliſationsprincips", mit andern Worten, „zum Schildhalter und Beſchützer des im europäiſchen Staaten„ſyſtem herrſchenden monarchiſchen Princips berufen."

Wollte man nun auch mit Hrn. v. M. in der Opinion den Inbegriff aller politiſchen Macht erkennen, ſo könnte man gerade deßhalb

der an dieſe Behauptung geknüpften Folgerung nicht beiſtimmen. Von einer Opinion, als einer „öffentlichen und nationalen Meinung," kann nur da die Rede ſein, wo Oeffentlichkeit der geiſtigen Mittheilung ſtattfindet, und hierdurch ein Volk zum Bewußtſein ſeiner Eigenthümlichkeit, ſeiner Selbſtſtändigkeit gelangt, wo alſo ein Volk durch den wechſelſeitigen Gedankenaustauſch des Einzelnen ſich eine nationale Meinung gebildet. Von einer ſolchen kann in Nordamerika, England, Frankreich, den Niederlanden, Skandinavien, und einigermaßen auch in Deutſchland, keineswegs aber in Rußland die Rede ſein, wo der Natur der Staatseinrichtung nach, wie Hr. v. M. ſie ganz richtig geſchildert, der leidende und — ſchweigende Gehorſam des geſammten Volkes das unbedingte Korrelat der abſoluten Souveränität des Alleinherrſchers iſt. Bei den Nordamerikanern hingegen könnte, nach Hrn. v. M's. anderweitiger Behauptung, noch viel weniger von einer einhelligen Nationalmeinung die Rede ſein, da bei denſelben, wie Hr. v. M. ſchreibt, „alle geſetzlichen Bande aufgelöſt oder doch die obrigkeitli„chen Perſonen außer Stand zu ſein ſcheinen, den einzelnen Bür„ger in ſeiner Rechtsſphäre gegen volkiſche (sic!) Gewaltthat zu „ſchützen." Wir können die Richtigkeit dieſer letztern nur „aus einzelnen Vorgängen" erſchloſſenen Behauptung hier um ſo eher auf ſich beruhen laſſen, als anderſeits auch in Beziehung auf Rußland noch in der Didaskalia (Beibl. zum Frankfurter Journal) vom 3 Nov. 1834 zu leſen war: „Vom Jahr 1821 bis zum Tode Alexanders I. hatte die „Eigenmächtigkeit der ruſſiſchen Statthalter ſo zugenommen, daß 16 der„ſelben in 5 Jahren keine kaiſerliche Ukaſen bekannt gemacht hatten. „Bei dem Tode Alexanders I. ſchwebten — nach dem Berichte des Ju„ſtizminiſters Labanow Koſtowsky an den Kaiſer Nikolaus — 2,850,000 „Prozeſſe; 127,000 Menſchen waren eingekerkert; von Ende 1825 bis „Januar 1827 ließ Kaiſer Nikolaus 122,000 frei, welche unſchuldig waren." Daß übrigens durch Veröffentlichung ſolchen Berichtes der jetzige Kaiſer auf Koſten ſeines Vorgängers in der Meinung ſeiner Unterthanen Viel gewonnen haben müſſe, kann hier um ſo weniger in Betracht kommen, als das veröffentlichte Faktum einen Beweis lieferte, daß ſelbſt die Frömmigkeit und das gute Herz eines Alexanders, der, mit Hrn. v. M. zu reden, „nach republikaniſcher Art regierte," indem er „ſtets „das öffentliche Wohl, salus reipublicae, im Auge behielt" — den mißlichen Konſequenzen des autokratiſchen Princips nicht vorzubeugen vermocht hat.

Wollte man aber auch zugeben, daß in Rußland, wie in China, die Opinion in vollkommenſter Einhelligkeit beſtehe, ſo könnte hieraus doch

keineswegs dieſen Staaten ein Vorrang über ſolche zugeſtanden werden, in denen ſich ein „Zwieſpalt der Opinion unter den Maſſen" bemerklich macht. Auch in Perſien und Egypten mag einſt eine ähnliche Einhelligkeit geherrſcht haben, wie jetzt in Rußland und China; darum wird doch Niemand ihnen den Vorrang zugeſtehen über Hellas und Rom, in denen von Anfang an ſich ein „Zwieſpalt der Opinion" kund gethan hat. Dieſer Zwieſpalt war vielmehr ein Symptom des reichen inneren Lebens jener Gemeinweſen, und wenn auch beide nach einer glorreichen tauſendjährigen Entwicklung deſſelben untergegangen ſind, ſo wird doch gewiß jedes Volk lieber auf ſolche Weiſe mit den Griechen und Römern ſterben, als mit den Chineſen Jahrtauſende lang vegetiren wollen.

Ebenſowenig wird man ſich geneigt finden, die Richtigkeit einer Parallele zuzugeſtehen, welche Rußland mit Sparta, und England und die Revolution mit den Perſern vergleicht. Gerade umgekehrt könnte man einerſeits den perſiſchen Autokraten und ſeine Satrapen mit dem obenerwähnten Selbſtherrſcher und ſeinen Statthaltern, anderſeits den griechiſchen Republikanismus und das ſeemächtige Phönizien mit der Revolution und mit England vergleichen, wobei noch an den Umſtand zu erinnern wäre, daß die griechiſche Civiliſation weniger der eiferſüchtigen Hegemonie Sparta's als den atheniſchen Helden von Platäa und Salamis ihre Rettung verdankt, und die Glanzperiode von Hellas erſt mit der Hegemonie des demokratiſchen Athens ihren Anfang genommen.

Wenn aber Hr. v. M. England und die Revolution als die Hauptfeinde Europa's bezeichnet, welche daſſelbe in ſeinen materiellen und moraliſchen Intereſſen bedrohten, ſo iſt er uns den Erweis dafür ſchuldig geblieben, und wir glauben darthun zu können, daß dieſe Behauptung in Beziehung auf England falſch, in Beziehung auf die Revolution nicht in dem Sinne richtig iſt, in welchem Hr. v. M. ſie aufzuſtellen ſcheint.

Was zunächſt England betrifft, ſo iſt vorab zu bemerken, daß auch dieſer Staat zu Europa gehört, und eben ſo berechtigt iſt, nach Erhaltung und Erweiterung ſeines Wohlſtandes zu ſtreben, wie Rußland oder jeder andere Staat vor Allem für ſich ſelbſt zu ſorgen hat. Dann iſt zu erwägen, daß der außerordentliche Aufſchwung, den die Induſtrie und der Handel Englands genommen, in dem großen Haushalt Europa's zum kräftigſten Reizmittel geworden iſt für die induſtrielle und kommerzielle Thätigkeit und Kraftentwicklung der übrigen Staaten. Als ſeemächtiger Handelsſtaat aber iſt England ein ſo gewaltiges und weſentliches Vermittlungsglied im Verkehr aller Welttheile miteinander und zur Verbreitung der europäiſchen Civiliſation über die ganze Erde, daß es

uns Vermeſſenheit dünken würde, wollten wir dieſen Staat ſeiner welthiſtoriſchen Beſtimmung halber als Feind des übrigen Europa's anſehen, welches dem engliſchen Weltverkehr ſo außerordentlich Viel zu verdanken hat. Wollte man deſſenungeachtet von einer Verwahrung gegen jene Handelsmacht ſprechen, ſo beſitzt auf lange hin nur Nordamerika die Mittel, gegen die Oberherrſchaft Großbritanniens über das Meer in Kampf zu treten. Zu einer etwaigen Hegemonie über das Feſtland in Bezug auf die „materiellen Intereſſen" könnte aber nur Deutſchland als das Herz von Europa ſich eignen, wie es denn bereits durch Preußen mittelſt des Zollvereins die Initiative zu derſelben genommen. Rußland hingegen, welches ſchon ſeiner autokratiſchen Einrichtung halber zur Klauſur gegen das nicht autokratiſche Europa genöthigt und im Innern vorzugsweiſe auf den Ackerbau angewieſen iſt, — Rußland könnte nur eine gewaltthätige Hegemonie ausüben, gegen welche ſelbſt Hr. v. M. ausdrücklich proteſtirt.

Die ärgſten Feinde Europa's in Bezug auf die ſ. g. materiellen Intereſſen ſind übrigens nicht von außen, ſondern im Innern der Staaten ſelbſt zu bekämpfen. Dieſe Feinde ſind keine andern, als Leibeigenſchaft, Unzertheilbarkeit der großen Kirchen- und Lehnsgüter, Sperrungen des Verkehrs, Finanzverwaltung ohne Kontrole, mangelhafte Gerichtsverfaſſung und vor Allem große ſtehende Heere. Was Alles nun bereits in Deutſchland, Frankreich und England zur Bekämpfung dieſer Feinde geſchehen, was Alles in Rußland noch dafür zu thun, Das iſt zu bekannt, um hier beſonderer Erwähnung zu bedürfen.

Schwieriger ſcheint es, ſich über den zweiten ſ. g. Hauptfeind Europa's, den Hr. v. M. „Revolution" nennt, auszuſprechen. Dieſe Schwierigkeit entſteht aber nur daraus, daß dieſer Staatsphiloſoph nicht für nöthig oder dienlich erachtet hat, jenen Feind der „moraliſchen Intereſſen" irgendwie zu charakteriſiren.

Unter Revolution kann man entweder eine geſchichtliche Thatſache, oder (jedoch nur uneigentlich) eine vorhandene Tendenz verſtehen. Im erſtern Falle bezeichnet man damit füglich nur große ſociale Umwälzungen, dergleichen die Reformation und die erſte franzöſiſche Revolution waren. Dieſe Thatſachen, hervorgegangen aus alten, immer allgemeiner empfundenen und erkannten ſocialen Mißverhältniſſen, haben ſich gegen die größten fremden Heere behauptet, und auf die fortſchreitende Entwicklung des Kirchen- und Staatslebens Europa's überhaupt genommen gewiß eher einen vortheilhaften als einen verderblichen Einfluß geübt. Wohl kann man einzelnen nachtheiligen Folgewirkungen dieſer Ereigniſſe

zu begegnen ſuchen; jene Umwälzungen ſelbſt können nicht ungeſchehen gemacht werden. Wie ſie nur der kritiſche Ausbruch einer längſt effektuirten Veränderung in der Opinion und in den weſentlichen Elementen des Kirchen- und Staatslebens waren, ſo haben ſie auch nach außen hin zu mannigfaltigen Regenerationsbeſtrebungen Veranlaſſung gegeben, und es lohnte wohl der Mühe, pragmatiſch zu entwickeln, was Alles die katholiſche Kirche der Reformation, was die übrigen europäiſchen Staaten der franzöſiſchen Revolution zu verdanken haben. Zum gewaltſamen Ausbruch iſt übrigens die kirchliche Revolution nur dadurch gekommen, daß die Hierarchie Jahrhunderte lang dem Aufruf der Wohlgeſinnten zur geſetzmäßigen Reformation der Kirche in Haupt und Gliedern kein Gehör gegeben; die franzöſiſche Revolution aber dadurch, daß man der zeitgemäßen ſocialen Reformation von oben herab mit Gewalt Einhalt thun wollte. Man nennt jetzt zwar häufig jede, auch die unbedeutendſte, gewaltſame Veränderung in der Form oder dem Perſonal der Regierung eine Revolution, obgleich ſie nur einzelne Vorläufer, Symptome oder Nachzügler von Veränderungen des ganzen ſocialen Organismus ſind, die ſelbſt wieder nur als unausbleibliche Folgen der ganzen europäiſchen Lebensentwicklung angeſehen werden können.

Da nun weder jene großen, noch die einzelnen kleinen ſ. g. Revolutionen als bekämpfbare Feinde bezeichnet werden können, ſo iſt wohl anzunehmen, daß Hr. v. M. unter dem zweiten Hauptfeind Europa's die Tendenz verſteht, aus welcher jene neueren gewaltſamen Staatsveränderungen hervorgegangen ſind. Nun iſt es allerdings als eine große Kalamität zu betrachten, wenn eine Staatsverfaſſung gewaltſam verändert oder völlig umgeſtürzt wird; denn Gewalt, als ſolche, begründet und reformirt oder reſtaurirt kein Recht. Die ächte Staatsphiloſophie begnügt ſich aber nicht damit, die Tendenz zu ſolchen Gewaltſamkeiten unter irgend einem Namen, wie etwa Revolution, Rationalismus, Neuerungsſucht oder Aufklärung, zu perſonificiren, und dieſes Abſtraktionsgemächte der Welt als ihren Erzfeind zu präſentiren. Sie ſucht vielmehr die Urſachen, die lebendigen Wurzeln ſolcher Tendenz zu erforſchen, um demnächſt das kräftigſte Heilmittel aufzufinden. Bei dieſer Unterſuchung dürfte ſich gar bald ergeben, daß die ſ. g. revolutionaire Tendenz auf Urſachen zurückweiſt, welche keinesfalls durch eine ruſſiſche Hegemonie bekämpft oder beſeitigt werden können.

Von einer Tendenz Einzelner, gewaltſam die geſetzlich beſtehende Ordnung zu ändern, kann hier nicht die Rede ſein; für dieſe ſind überall Polizei und Gerichte vorhanden. Ehrſüchtlinge, Fanatiker, Rachſüchtige hat es zu jeder Zeit gegeben, und die Erfahrung zeigt, daß Autokraten

am meiſten davon zu befürchten haben. Man vergleiche nur die Geſchichten der Czare und Sultane mit denen der übrigen europäiſchen Fürſten.

Allgemeinere Tendenzen weiſen auf allgemeinere Urſachen zurück, die um ſo mannigfaltiger ſein müſſen, je weiter ſolche Tendenz ſich verbreitet. Wie jedem Einzelnen der Trieb der Selbſterhaltung eingepflanzt iſt, ſo waltet auch in jedem Gemeinweſen eine ſelbſterhaltende Macht, welche eben dadurch eine höhere Macht iſt, daß in der Regel die Einzelnen ihre eigene Wohlfahrt durch ſie bedingt glauben oder wiſſen, daher auch in der Regel jede fremde Intervention unnöthig und unſtatthaft iſt. Jene höhere Macht bethätigt ſich aber zunächſt durch die gewalthabenden Individuen, die eben als Menſchen auch ihre providenzielle Beſtimmung vergeſſen oder mißachten können. Die geſetzliche Ordnung ſelbſt, die aus aktuellen Bedürfniſſen hervorgegangen, kann in der Folge der Befriedigung anderer Bedürfniſſe hinderlich ſein, die unter der Obhut jener Ordnung ſelbſt ſich erzeugt haben. In beiden Fällen erwacht früher oder ſpäter ein Streben, den vorhandenen Widerſpruch aufzulöſen, und durchgängig erwacht es zuerſt in Denen, die durch Bildung und Stellung am Erſten zur Erkenntniß deſſelben gelangt ſind. Anfänglich äußert ſich ſolches Streben gewöhnlich durch friedliche Verbeſſerungsvorſchläge. Werden dieſe beharrlich überhört oder gar gewaltſam unterdrückt, dann verwandelt das reformatoriſche Streben ſich in eine leidenſchaftliche Oppoſition, und aus dem Blute einzelner Märtyrer erwachſen Schaaren gewaltſamer Neuerer.

Die neuere Geſchichte Europa's zeigt uns dieſen Verlauf am deutlichſten an zwei großen, bis jetzt noch nachwirkenden Beiſpielen; wir meinen die kirchliche Reformation im 16. und die franzöſiſche Revolution im vorigen Jahrhundert.

Einſetzung und Vollmacht unmittelbar von menſchgewordener Gottheit ableitend und die Schlüſſel führend zu Himmel und Hölle, war die Hierarchie die höchſte Macht des Abendlandes, und wußte ſich als ſolche. Die Macht war durch Einigkeit bedingt, dieſe durch Einzigkeit des Oberhauptes, welchem, als einem mit göttlicher Gewalt Bekleideten, auch ohne Widerrede gehorcht werden mußte. Aber dieſe Gewalt, wenn auch für göttlich gehalten, war doch Gewalt, und ihre Verwalter waren und blieben Menſchen. Als nun die höchſtſtehende Macht auch wirklich Alles beherrſchen wollte, als die Innhaber der höchſten geiſtlichen Gewalt nur zu häufige, zu eklatante Beweiſe menſchlicher Gebrechlichkeit gaben, da erhob ſich eine dreifache Oppoſition, welche durch den Widerſtand, dem ſie von oben begegnete, allmälig bis zu revolutionärer Gewaltſamkeit hingetrieben wurde. Mit Gewalt emancipirten ſich die weltlichen Großen

von der geiſtlichen Oberherrſchaft; Biſchöffe lehnten ſich auf gegen die päpſtliche Souveränität, und um Glaubensfreiheit kämpften, oder vielmehr gegen Bekenntnißzwang oder Gewaltherrſchaft der Prieſter wehrten ſich — religiöſe Begeiſterung, eingebornes Recht-gefühl und alle durch Deſpotismus und Sittenloſigkeit des Klerus aufgeregte edle und unedle Leidenſchaften.... Die geiſtlichen Gewalthaber waren ungeiſtlich, ihre Gewalt war mißbraucht, der ſatzungsmäßige Gebrauch ſelbſt durch theilweiſe Veränderung der Verhältniſſe und Bedürfniſſe auch theilweiſe zum Mißbrauch geworden. Aber das ſichtbare Oberhaupt des kirchlichen Staatenvereins hatte ſich lange zuvor gegen das unſichtbare Haupt der chriſtlichen Kirche aufgelehnt, bevor weltliche Fürſten an dem Stuhle Petri zu rütteln ſich unterfingen, und lange vor Luther hatte der älteſte gekrönte Sohn der Kirche (Philipp der Schöne) eine päpſtliche Bulle verbrannt und durch Mißhandlung ſeines geiſtlichen Oberherrn von ſeiner eigenen Krone die religiöſe Weihe abgeſtreift. Allerdings breitete dann ſeit dem 14. Jahrhundert eine kirchlich-revolutionäre Tendenz in Europa ſich aus, und die Reformation war im vollen Sinne des Wortes eine kirchliche Revolution, die als ſolche erſt in der franzöſiſchen Umwälzung in der gewaltſamen Abſchaffung der katholiſchen Religion ihren Kulminationspunkt erreichte. Aber erweiſen läßt ſich, daß jene Tendenz urſprünglich nur Reaktion war gegen eine deſpotiſirende Tendenz, deren Urſprung in dem Vatikan zu finden; erweiſen läßt ſich ebenwohl, daß die beſtehende Ordnung erſt von den Gewalthabern ſelbſt verletzt worden, bevor Untergeordnete ſich gegen dieſelbe aufgelehnt haben.

Denſelben Verlauf nahm die Geſchichte der weltlichen Ordnung, die ſich auf ähnliche Weiſe geſtaltet, entſtellt und demnächſt umgeſtaltet hat, wie die kirchliche Geſellſchaft. Die abſolute Monarchie erhob ſich auf den Trümmern der Feudalverfaſſung; aber ſowohl der Mißbrauch, als ſpäter ſelbſt der bloſe Gebrauch der unbedingten Gewalt wurde eben als Gewaltherrſchaft empfunden, und erweckte revolutionäre Tendenzen. In Rußland, wo, Hrn. v. M. zufolge, die ganze Staatsgewalt in der Perſon des Autokraten koncentrirt iſt, machte, wie in der Türkei, die Reaktion ſich durch Gewaltthaten gegen den Alleinherrſcher bemerklich. Die gewaltſame Ausrottung der Strelitzen und Janitſcharen iſt nicht ohne gewaltthätige Rückwirkung geblieben. In Frankreich gebrauchte das Königthum Gewalt, um ſich die Großen des Reiches zu unterwerfen, um die Biſchöffe von ſich abhängig zu machen, um hunderttauſende friedlicher Bürger ihres Glaubens wegen ſchlachten oder verjagen zu laſſen. Später ſah die Regierung ein, daß, um den Staats-

bankrott zu entgehen, sie den Adel und Klerus durch den dritten Stand zur Verzichtung auf einen Theil ihrer alten, angeerbten Immunitäten nöthigen lassen müsse, und wenn man nicht auf Worte, sondern auf die Sache sieht, so wird man zugestehen müssen, daß Ludwig XVI. es war, welcher durch Berufung der seit zwei Jahrhunderten nicht versammelten Ständevertreter durch diktatorische Verdopplung der Zahl der bürgerlichen Abgeordneten, und durch seine Versuche, Gewalt gegen die Letzteren zu brauchen, zum Wenigsten Miturheber der französischen Umwälzung geworden. Eben so kann man es jetzt als historisch erwiesen ansehen, daß diese Umwälzung erst dadurch zur fürchterlichsten Katastrophe geworden, daß der Klerus im Innern, der ausgewanderte Adel im Ausland, gegen die neue Ordnung der Dinge konspirirt, und fremde Mächte mit Gewalt eine unhaltbar gewordene Staatseinrichtung zu restauriren versucht. Nicht gewaltsame Neuerungssucht des dritten Standes war es dann, sondern der französische Kaiser, der in Gemeinschaft mit andern Fürsten nach und nach in fast ganz Europa die bestehende politische Ordnung der Dinge umgewälzt, was freilich nur dadurch möglich geworden, daß dieselbe, in sich erstorben, den höheren Bedürfnissen und Forderungen des Zeitgeistes nicht mehr entsprach.

Wie die mittelalterliche hierarchische Kirchenverfassung und die Autorität ihrer Tradition dem erwachten Bedürfnisse fürstlicher, rechtlicher, religiöser und wissenschaftlicher Selbstständigkeit, so erlag die altdeutsche Reichsverfassung dem Bedürfniß politischer Verselbstständigung der einzelnen Stämme und Staaten, und die Säkularisirung der geistlichen, die Mediatisirung so vieler weltlichen Landesherren bezeugten, daß die blos traditionellen und vererbten Gerechtsamen großentheils ihre Geltung auch in den höheren Ständen verloren. Jahrhunderte lang hatte das europäische Kirchensystem mit der Gewalt des Feuers und des Schwertes sich auszubreiten, zu konsolidiren und gegen die Angriffe der Wissenschaft und der Gewissen sich zu behaupten gesucht; Jahrhunderte hindurch hatten die weltlichen Fürsten mit der Gewalt der Waffen ihre Herrschermacht auszubreiten getrachtet und das Recht des Stärkeren über die anderen Rechte erhoben. So ist es gekommen, daß die Ehrfurcht vor dem von Alters her Bestehenden dem Verlangen nach kirchlichen und staatlichen Einrichtungen gewichen, durch welche die zahllosen Mißstände, die aus der mittelalterlichen Kirchen- und Staatsverfassung entsprungen, beseitigt würden. Kirche und Staat hatten sich allmälig in machtvollkommene, unverantwortliche Häupter zugespitzt. Für die mannigfaltigen Kollisionen, die zwischen diesen Gewalthabern und den Untergebenen entstanden, fehlte es an einer recht- und gesetzmäßig vermittelnden Gewalt, deren Unentbehrlichkeit um so tiefer

empfunden wurde, je mächtiger das Rechtsgefühl durch vielfachen Gewaltmißbrauch erregt wurde, je allgemeiner die Laien und der ſ. g. dritte Stand durch Bildung und Vermögen ſich über Klerus und Adel erhoben. Der Prüfungsgeiſt, das Bedürfniß, ſelbſt einzuſehen, zu erkennen, was göttlich wahr, was göttlich recht ſei, waren erwacht; die Ueberlieferungen jeder Art wurden immer ungenügender befunden; aber nur über wenige allgemeine Grundſätze konnte man zunächſt ſich einverſtändigen. Indeß brachten der Buchdruck und neuerdings der Journalismus eine immer größere Menge von Meinungen, Anſichten und Syſtemen in Umlauf, und während die mittelalterliche Weltordnung Stück vor Stück zerfiel, rangen die Principien einer neuen Weltordnung nach Geſtalt.

In dieſer allgemeinen Umänderung des ſocialen Lebens ſind wir nun begriffen, und es iſt leicht einzuſehen und wird auch immer allgemeiner erkannt, daß dieſe Transformation von innen heraus bewerkſtelligt werden muß, und durch Einſchreitungen von außen her nur zu Gewaltthätigkeit aufgereizt werden kann.

Das Grundprincip der jetzigen Umgeſtaltung iſt aber kein anderes, als dies, daß Alles, was als wahr gelten ſoll, ſich vor der allgemeinen Vernunft zu bewähren, zu bewahrheiten, daß Alles, was als Recht gelten ſoll, ſich vor dem allgemeinen Gewiſſen zu rechtfertigen, ſich als verpflichtend zu erweiſen habe.

Daß nun in ſolcher Uebergangszeit, wo eine alte, ganz ausgebildete Weltordnung mit einer neuen, erſt in Geſtaltung begriffenen, wo Anhänglichkeit an das Alte mit dem Enthuſiasmus für das Neue, wo Ueberzeugungen und Intereſſen von beiden Seiten her miteinander kämpfen, auch egoiſtiſche Leidenſchaften ſich entbinden, und fanatiſche Wahnmeinungen auftauchen, die ſich mit Gewalt geltend zu machen ſuchen, kann nicht befremden, darf aber noch viel weniger mit jener reformatoriſchen Bewegung vermengt oder verwechſelt werden, deren welthiſtoriſcher Nothwendigkeit früher ebenwohl die mittelalterliche Kirche und die Feudalverfaſſung ihr Aufkommen zu verdanken gehabt haben. Das Bewegende in der jetzigen Umgeſtaltung iſt übrigens nichts Anderes, als Dasjenige, was Hr. v. M., ohne es näher zu beſtimmen, das europäiſche Civiliſationsprincip nennt, und was ſich auf die zwei Momente zurückführen läßt, daß die Intelligenz zur geſetzlich anerkannten Herrſchaft gelange über jede andere Gewalt, und daß der Menſch — als ſolcher — in ſeine volle unverbrüchliche Würde eingeſetzt werde. So ſind Geiſtesfreiheit und Humanität die beiden eng verſchwiſterten Grundgedanken der neuſten Zeit, und zum „Schirm und Hort" derſelben iſt, der Natur der Sache

nach, nicht eine Volksmasse berufen, in welcher blos eine formelle Meinungseinhelligkeit sich bemerklich macht, gleichviel ob sie eine abstrakte Autokratie oder eine nicht minder abstrakte Demokratie zum Gegenstand hat; sondern die Nation, in welcher jene beiden Momente bereits zur allgemeinsten und nachhaltigsten Herrschaft gelangt sind. Als eine solche erweist sich aber der vergleichenden Geschichtsforschung in Europa nicht die russische, sondern die deutsche. In jener herrscht noch im Kirchlichen ein System, welches für das übrige Europa bereits durch mannigfaltige Reformationen mehr oder weniger antiquirt ist, — im Politischen ein bis zu den äußersten Konsequenzen vollendeter, wesentlich militärischer, absoluter Monarchismus [1]), der ebenfalls im übrigen Europa durch die mannigfaltigste, theils friedliche, theils gewaltsame Umgestaltung beseitigt worden ist. Die deutsche Nation hingegen — man könnte Skandinavien, Holland und die Schweiz noch zu derselben zählen — hat allein zugleich im Kirchlichen und im Politischen sich als wahrhafter „Schildhalter und Beschützer" des Civilisationsprincips erwiesen. Nur in den germanischen Staaten ist die religiöse Reformation zu ihrem vollen Recht gekommen; nur in ihnen ist das religiöse Leben in stätiger Entwicklung geblieben, von Stufe zu Stufe die Gegensätze hervorrufend, durch deren Wechselwirkung jedes Fortschreiten bedingt ist. Eben so ist die deutsche Nation diejenige, in welcher die politische Umgestaltung durchgängig auf die der Civilasation angemessenste Weise bewirkt wird, und Rechtlichkeit und Pietät, Freiheitsstreben und Ordnungsliebe sich auf das innigste durchdringen.

Keine andere Nation hat in gleichem Maße alle Blüten und Früchte des gesammten menschheitlichen Lebens in sich aufgenommen und sich angeeignet, wie die deutsche; keine hat bis jetzt noch die Extreme, in welche das menschliche Wesen sich explicirt, auf gleiche Weise ihrer Versöhnung entgegengeführt. So ist sie recht eigentlich das Herz der Menschheit, in welches alle Lebensströme der übrigen Völker münden, um sich in ihm einander zu temperiren, und neu begeistet in die Welt wie-

---

1) Der erste Artikel der vor einigen Jahren promulgirten russischen Gesetzsammlung lautet, wie folgt: „Der Kaiser aller Ruß-Länder ist ein autokratischer und absoluter Souverain: Gott selbst gebietet, sich dessen höchster Autorität zu unterwerfen, nicht nur aus Furcht vor Züchtigung, sondern Kraft der Religion der Pflicht." Der Art. 42 macht den Czar zum „höchsten Vertheidiger und Wächter der Dogmen der herrschenden rechtgläubigen orientalisch-griechisch-russischen Religion. Er wacht, heißt es dort, über Beobachtung der Orthodoxie im Glauben, und der Disciplin im Gottesdienst." Dem Art. 80 zu Folge „gehört die administrative Gewalt in ihrer ganzen Fülle dem Czar."

der auszuſtrömen. In keinem Lande geſchieht verhältnißmäßig Mehr für die Erziehung; in keinem finden ſich verhältnißmäßig mehr eigenthümliche Lebensheerde künſtleriſcher und wiſſenſchaftlicher, religiöſer und politiſcher Bildung und Entwicklung. Erhaben über den ſtarren Autoritätsglauben, wie über einen Alles verflüchtigenden Skepticismus, erhaben über erſtarrenden Autokratismus, wie über einen Alles nivellirenden Demokratismus, iſt die deutſche Nation in jeder Beziehung zur Vermittlung der Extreme in Europa berufen, während Rußland durch ſeine Stellung und ſeine eigenthümliche Geſtaltung nur befähigt ſcheint, über Nordaſien die Anfänge der Civiliſation zu verbreiten und hierdurch, wie durch ſeine eigene Militärmacht, das übrige gebildete Europa vor einer neuen Völkerflut zu bewahren. Auf keine Weiſe aber kann man der Behauptung beipflichten, daß jene Autokratie „zum Schildhalter des im europäiſchen Staatenſyſteme herrſchenden monarchiſchen Princips," daß es zur Abwehr einer zur „Revolution" hypoſtaſirten Tendenz berufen ſei. Im übrigen Europa herrſcht keineswegs das monarchiſche Princip im ruſſiſchen Sinne des Wortes, ſondern ein von demſelben qualitativ verſchiedenes, welches man füglicher das Princip der Legalität nennen könnte, indem hier durchgängig das Staatsoberhaupt ſich als dem Geſetze untergeordnet erachtet, ſei es nun, daß daſſelbe durch volksvertretende Verſammlungen, Publicität und Gerichte, oder nur durch letztere gemäßigt und beſchränkt erſcheint. Dieſe Ermäßigung und Beſchränkung der Herrſchgewalt iſt aber das erſtweſentliche Kriterion der Civiliſation, zu welcher die türkiſche oder ruſſiſche unbeſchränkte Alleinherrſchaft erſt eine naturnothwendige Stufe bildet.

Wo aber noch im übrigen Europa ſich revolutionäre Tendenzen kund geben, da können fremde Bajonette — und Anderes ſteht dem Czar in Beziehung auf das Ausland nicht zu Gebote — da kann überhaupt eine von außen einwirkende Gewalt nicht nachhaltige Hilfe bringen. Eine ſolche gewährt vielmehr nur das Beiſpiel ſtrengſter Heilighaltung des Rechtes von Seiten der Gewalthaber, entgegenkommendes Gewähren zeitgemäßer Forderungen, angelegentlichſte Fürſorge für Erziehung der Jugend und für die Bildung und materielle Wohlfahrt der Maſſen. Revolutionäre Tendenzen ſind immer und überall Symptome krankhafter Dispoſitionen des ſocialen Organismus, der nicht von außen her durch gewaltſame Zurückdrängung ſolcher Symptome, ſondern von innen gründlich geheilt werden kann. Zum Hegemonen über Europa aber dürfte Rußland, d. h. ſein Czar, nur für den Fall gewählt werden, wenn Aſien abermals einen Dſchingis- oder Timur-chan ſenden wollte, um, nach dem

Wunſche des Hrn. Gutzkow in ſeinen Divagationen zur Philoſophie der Geſchichte (S. 81) Europa in Ein großes Chanat zu verwandeln!

35.

Entdeckungen

zu Anfang 1836.

---

a.

Im Monde.

Profeſſor Gruithuiſen hält ſich nunmehr zu folgenden Annahmen berechtigt: 1) daß die Vegetation auf der Oberfläche des Mondes ſich ausbreitet vom 55ſten Grade ſüdlicher bis zum 65ſten nördlicher Breite; 2) daß vom 50ſten Grad nördl. bis zum 47ſten ſüdl. Breite ſich deutliche Spuren vom Aufenthalte lebender Weſen wahrnehmen laſſen, und 3) daß einige Zeichen vom Daſein von Mondbewohnern anſcheinlich genug ſind, um den Beobachter in Stand zu ſetzen, große Landſtraßen nach verſchiedenen Richtungen hin zu unterſcheiden, und ganz beſonders ein koloſſales Bauwerk faſt unter dem Aequator dieſes Geſtirnes. Das Ganze deſſelben ſtellt ſich dar wie eine große Stadt, in deren Nähe ſich ein Gebäude findet, welches einer Redoute ſehr ähnlich iſt.

b.

In Frankreich.

Ein doktrinäres Pariſer Blatt macht folgende Bemerkung: „Es iſt eine denkwürdige Thatſache, die unſer Jahrhundert ehrt, daß alle ausgezeichneten Geiſter zu den religiöſen Ideen zurückkehren. Gegenwärtig im Jahr der Gnade 1835 ſind die größten Poeten chriſtliche Poeten: Chateaubriand, Lamartine, Manzoni, Silvio Pellico, Thom. Moore.“ (? Deutſche Poeten ſind wohl nicht genannt, weil ſie nicht zur Religion zurückzukehren brauchen, die ſie nie verlaſſen haben. Ebenſo Béranger, Alfred de Vigny u. ſ. w.?) „Die ſpiritualiſtiſche Philoſophie, die Herrin des Schlachtfeldes geblieben, auf dem ſie während der zweiten

Hälfte des vorigen Jahrhunderts gekämpft, huldigt jeden Tag dem Chriſtenthume durch die Männer, wie Ballanche, Couſin, Jouffroy, Schelling, Baader, Görres. Die Wiſſenſchaften, die im 18ten Jahrhundert am feindlichſten geſinnt waren, wie die Geologie, die Aſtronomie, Chronologie, Archäologie und Philologie, ſind wieder in den Kreis der Offenbarung (inspiration religieuse) eingetreten. Es genügt, hier Cuvier, v. Buch, Herſchel, Feruſſac, Paravey, Champollion, v. Humboldt, W. John zu nennen."

c.

In Deutſchland.

Auf bedeutſame Weiſe contraſtirt mit der franzöſiſch-miniſteriellen Entdeckung die folgende des politiſchen Wochenblattes von Berlin, welches zum Schluſſe des v. J. in einem Artikel über den Adel Klage führt „über den der Gegenwart eigenthümlichen Haß gegen alle Standesverhältniſſe überhaupt" (?!?), und insbeſondere über die „in Deutſchland zumal ſehr verbreitete kleinliche Gereiztheit, den trivialen Haß des Beamtenſtandes und aller ſ. g. Gebildeten." (Sic!) Den Grund der Stimmung gegen den Adel findet das Wochenblatt in „der Irreligioſität unſerer Zeit, welche — Geburtsvorzüge als Gaben Gottes haſſe;" (!!) — theilt aber weiterhin noch die Entdeckung mit: der Haß gegen angeerbte höhere Stellung finde ſich nicht allein im Bürgerſtande gegen den Adel vor, ſondern auch im Adel ſelbſt, der ſo unendliche Abſtufungen und Schattirungen habe, bis dieſer Haß ſich zuletzt gegen die höchſte Obrigkeit wende . . ."

36.

Selbſtbekenntniſſe des Grafen Fr. Leop. v. Stolberg und des Baron v. Eckſtein über die Beweggründe ihres Uebertrittes in die katholiſche Kirche.

Unter den Converſionen zur römiſch-katholiſchen Kirche, die in der neueſten Zeit ſtattgefunden, hat die des Grafen Friedr. Leop. von Stolberg in Deutſchland das meiſte Aufſehen erregt. Der Uebertritt

des Herrn von Eckstein ist erst dadurch auffallend — und man kann sagen befremdlich — geworden, daß späterhin dieser Convertit in seinem Catholique (einer von ihm herausgegebenen Zeitschrift), — eine, die beschränkte Weltansicht seiner neuen Kirche weit übergreifende Bildung und Bestrebung kundthat, und — nach der Quasi-Restauration der Volkssouveränität im Jahre 1830 — sich der Partei des damaligen Abbé de Lamennais anschloß, welche durch das Mémorial Catholique die rechtlichen Freiheiten aller Art mit der römischen Autoritätsherrschaft zu verquicken den bekanntlich durchaus verunglückten Versuch gemacht hat.

Die Bildung hat nun zwar durch außerordentliche Ausbreitung des Journalismus, durch Förderung der Erziehungsanstalten, durch lebhafteren Verkehr der Nationen und der Glaubensparteien unter einander und viele andere Umstände — einen Gang genommen, der die Individuen, selbst die ausgezeichneteren, immer mehr gegen die Massen und Gemeinwesen zur Unbedeutendheit herabsinken läßt, so daß auch die sogenannten Conversionen Einzeler nur noch den ephemeren Werth von Curiositäten ansprechen. Was noch mehr ist: der immer mehr beschleunigte Gedanken- und Schriftenwechsel hat allmählig die Einseitigkeiten der verschiedenen Glaubensgenossenschaften so klar an den Tag gebracht, daß die Ueberzeugung sich immer weiter ausbreitet, keiner der bestehenden Culte sei zum Siege und zur Alleinherrschaft für die Zukunft berufen, sondern alle zur Conversion in eine zu erwartende wahrhaft allgemeine Kirche bestimmt. Indessen bleiben doch die früheren Uebertritte hochgebildeter Männer von der protestantischen zur katholischen Confession so verwunderliche Ereignisse, daß es für den Theologen, wie für den Philosophen und Historiker von Interesse ist, die Motive zu erfahren, welche zu solchen Rückschritten aus einer weltgeschichtlich jüngeren in eine sich mehr und mehr antiquirende Kirche hingedrängt haben.

Wir hoffen daher den verehrlichen Lesern der Allg. K. Z. eine nicht unwillkommene Mittheilung zu machen, wenn wir aus zwei kürzlich geschehenen Eröffnungen die Hauptstellen hervorheben, in denen die beiden Eingangs dieses Artikels genannten Convertiten sich selbst über die Beweggründe zu ihren Rückschritten ausgesprochen haben.

Die erste Mittheilung schöpfen wir aus einem, in der Gazette de France als unedirt bezeichneten Schreiben des Grafen v. Stolberg an den Grafen v. Schmettau, den Bruder der berühmten Gräfin Gallitzin, die bekanntlich eine vertraute Freundin des Grafen von Stolberg gewesen.

Eingangs dieses Schreibens, welches von Münster aus und vom 11. October 1800 datirt ist, — meint der Briefsteller, „es sei allerdings

etwas Seltenes, daß ein fünfzigjähriger Proteſtant ſich zur katholiſchen Religion bekehre"; doch werde Hr. Gr. v. Schm. dabei „keine andere Beweggründe bei ihm vorausſetzen, als die innige Ueberzeugung (persuasion) von der Religion, zu welcher er ſich bekannt." Er will dann „in wenigen Worten andeuten, was ihn bewogen, ſich lange Jahre hindurch der gründlichen Vergleichung der beiden Religionen zu widmen, eine Vergleichung, die ihn endlich beſtimmt habe, mit völliger Ueberzeugung (conviction) den katholiſchen Glauben dem Lutherthume vorzuziehen."

„Es gibt jetzt nicht, beginnt dann Gr. v. St., es hat niemals eine Religion gegeben, welche nicht als Grundlage aufſtellte das Daſein Gottes, ſeine Vorſehung, die Unſterblichkeit der Seele und eine gerechte Vergeltung für die Guten und die Böſen."[1])

„Dieſe großen Grundwahrheiten, deren Evidenz denjenigen, die ſie anerkennen, unbeſtreitbar ſcheint, ſind dennoch von Philoſophen aller Zeiten in Zweifel geſetzt worden."

„Während einer langen Reihe von Jahrhunderten hat es nur Ein Volk gegeben, welchem dieſe Glaubensſätze vertraut geweſen,[2]) — ein Volk, deſſen moraliſche und politiſche Ideen alle von der herrſchenden und immer wirkſamen Idee eines allmächtigen, allerheiligſten, ſehr barmherzigen[3]) und vergeltenden Gottes entſprangen."

„Das Chriſtenthum, gepropft (enté) auf die Offenbarungen der Hebräer, bekräftigte ſie durch die große Thatſache, auf welche dieſe immer ihr Abſehen gehabt."[4])

„Selbſt eine Folge und Vollendung der Religion der Iſraeliten, hat das Chriſtenthum dieſelbe vervollkommnet. Nicht als ob ſie nicht für ihre Zeit vollkommen geweſen. Die nämliche Vorſehung läßt den Baum ſich belauben, ſchmückt ihn mit Blumen und krönt ihn mit Früchten. Es iſt eine und dieſelbe Religion, gerade wie der Erwachſene derſelbe Menſch iſt, welcher Kind geweſen."

---

1) Daß die moſaiſche Religion, die der Hr. Graf demnächſt als die einzige eigentliche Religion der vorchriſtlichen Zeit bezeichnet, die Unſterblichkeit der Seele und die Vergeltung im Stolberg'ſchen Sinne nicht gelehrt, iſt eine von der wiſſenſchaftlichen Kritik nicht mehr bezweifelte Thatſache. C.

2) Dies zu behaupten iſt leicht, — zu erweiſen — ſchwer, wenn nicht unmöglich. C.

3) Auch gegen die Nicht-Iſraeliten?! — C.

4) Ihr Abſehen hatte ſie vorherrſchend auf Errichtung eines glorreichen davidiſchen weltbeherrſchenden Reiches, — nicht auf einen durch Kreuzestod weltverſöhnenden Chriſt. C.

„Es ist erlaubt, ja ich glaube, es ist Schuldigkeit zu sagen, daß außer dieser Religion es niemals eine gegeben, die diesen Namen verdiene,[5]) zum wenigsten implicirt der Sinn, den ich mit diesem Worte verbinde etwas Bestimmtes (quelque chose de positif). Was man natürliche Religion nennt, besteht in mehr oder minder unbestimmten Vermuthungen, in mehr oder minder achtbaren Zweifeln,[6]) je nach der Fähigkeit des Geistes oder vielmehr der Aufrichtigkeit des Herzens."

„Von meiner Kindheit an habe ich an die Offenbarung geglaubt. Mein Glaube wurde eine Zeitlang erschüttert. Dies trieb mich zu Nachforschungen, und diese verliehen mir eine Ueberzeugung, die um so fester war, da sie bekämpft worden war."

„Als Protestant geboren — war ich es, und mit Schmerz sah ich den Protestantismus zusammenstürzen.[7]) Er stürzte zusammen ohne Stoß, indem er seiner eigenen Neige folgte. Er verdarb durch die Art von Verderbniß, die ihm eigen war. Sein Name selbst, Protestantismus, — sprechend, weil er verneinend ist,[8]) kündigt einen unruhigen, turbulenten Geist an, zu zerstören, nicht zu erbauen strebend. Bald kehrte er seine Waffen gegen sich selbst; er beraubte sich selbst der hehren Wahrheiten, die er noch geachtet hatte; er vertauschte sie gegen Zweifel, und so ist er nun im Begriffe, damit zu enden, daß er mit großen Schritten dem Atheismus entgegengeht, dessen gewandter Geschäftsführer (ministre) Kant[9]) eigentlicher wurde, als Haupt einer neuen Secte."

---

5) Welch' armseliger Gott, der die ganze übrige Menschheit ohne Religion dahin vegetiren ließe! Eine solche Behauptung ist ebenso unevangelisch, als irreligiös und inhuman. C.

6) Der Apostel Paulus und zahllose, achtungswürdige Denker sind hierüber anderer Meinung. C.

7) Insofern man mit dem Herrn Grafen unter Protestantismus den unruhigen Geist versteht, der gegen den erstarrten Katholicismus und seine despotische, verknöcherte Hierarchie protestirt, ist der Protestantismus jetzt lebenskräftiger, als jemals, wovon sich Jeder überzeugen kann, der nicht taub und blind ist bei den Zeichen der Zeit, die überall das Zusammenstürzen des römischen Katholicismus verkünden. C.

8) Keine Verneinung wird welthistorisch, wie der Protestantismus, als Kraft einer wesentlichen Bejahung. Der Protestantismus hat die Gewissensfreiheit des Menschen bejaht. C.

9) Um Kant so zu lästern, muß man keine einzige seiner Schriften gelesen haben, die alle von jener Religion durchdrungen sind, deren Hauptlehren der gräfliche Convertit selbst Eingangs seiner Geständnisse als Grundwahrheiten der Religion aufgeführt hat. C.

„Die katholische Religion, ihrer Natur nach unerschütterlich und unveränderlich,[10]) wurde nicht und konnte nicht berührt werden durch die zerstörenden Principien des Philosophismus. Der Katholik hört auf es zu sein, er tritt aus seiner Gemeinschaft heraus, wenn er sich nur irgendwie von dem geringsten Dogma entfernt[11]). Dies kommt daher, daß das System der wahren Religion, auf die Wahrheit gegründet, die nur Eine ist, ihren Charakter der Einheit nicht verlassen kann; es theilt die Eigenschaft mit dem Kreise, daß wenn man nur den kleinsten Theil von ihm wegnimmt, er nicht mehr als Kreis existirt."

„Von diesem Gedanken betroffen, wurde ich zugleich davon gerührt, daß ich sah, wie die Katholiken weit besser, als die Protestanten, durch die Praxis — der moralischen Theorie der Tugenden entsprechen,[12]) welche das Evangelium erheischt. Betroffen und bewegt wurde ich durch das große Schauspiel, welches in unseren Tagen sich uns vor Augen gestellt hat. Wir sahen jene Kirche, welche der Unglaube durch ihr Alter für unfruchtbar hielt, edele Märtyrer erzeugen. Das achtzehnte Jahrhundert, dieses ebenso entnervte als profane Jahrhundert, hat diese Wunder hervorgerufen[13]); es hat sie in einer Nation erzeugt, deren Moral von ihrer natürlichen Leichtfertigkeit, von der Verderbniß eines bis zum Uebermaße ausschweifenden Hofes und von der Wuth des irreligiösen Fanatismus niedergeworfen worden."

„Alle christliche Gemeinschaften erkennen das Gesetzbuch einer ebenso imposanten als einfachen Moral an; aber nur bei den Katholiken sah ich Menschen, die derselben treu waren[14]). Ich fand sie in allen

10) Beide Eigenschaften können mit noch größerem Rechte der mosaischen und der muhammedanischen Religion beigelegt werden. Da aber unabläugbar die Menschheit sich stets verändert, so ist eben damit keine in der Zeit entstandene Religionsform zur Allgemeinherrschaft berufen, die wirklich unveränderlich wäre. E.

11) Diese vollkommen richtige Behauptung wird von zahllosen sogenannten Neokatholiken keineswegs zugestanden, die sich durch Distinction zwischen fundamentalen und nichtfundamentalen Dogmen oder durch sonstige faux-fuyans zu helfen suchen. E.

12) In Spanien, Portugal, Italien, Südamerika? E.

13) Können ein paar Hundert halsstarrige, großentheils aufrührerische, französische Priester aus der Revolutionszeit gegen die Hunderttausende in Rechnung gebracht werden, die seit dem elften Jahrhunderte gegen die entsittlichte und tyrannische Hierarchie der römisch-katholischen Kirche protestirend — den Martertod gestorben sind? E.

14) Diese Behauptung beweist nichts Anderes, als die wirklich staunenswerthe Kurzsichtigkeit des Hrn. Grafen. E.

Jahrhunderten, schlicht und staunenswürdig, demuthsvoll und heldenmüthig, — kurz — Heilige."

„Während der Katholik seine Tugend durch diese großen Beispiele und die Beweggründe, die sie erzeugen, nährt, findet der Protestant, der das Christenthum nicht aufgegeben hat, sich desorientirt und darauf beschränkt, sich des Lichtes zu bedienen, welches in den Werken der Katholiken ausgegossen ist[15])."

„Ich erschrecke, Herr Graf, indem ich das Buch sehe, das ich Ihnen hier geschrieben, — der Freund Ihrer theuren Schwester hat Ansprüche auf Ihre Nachsicht ꝛc."

So schrieb Graf Leop. v. Stolberg in dem letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Wir wollen nun hören, wie eine Generation später Herr Baron von Eckstein sich in gleicher Angelegenheit hat vernehmen lassen. Die hierauf bezüglichen Geständnisse sind den Fragmens sur l'Espagne entnommen, welche dieser geistreiche Schriftsteller kürzlich herausgegeben hat. Wir müssen jedoch — als nicht wesentlich zur Sache gehörend — manche oratorisch-poetische Stelle dieses Beichtcapitels überspringen[16]), im Uebrigen bei der Uebertragung uns möglichster Treue befleißend.

„Jeder Mensch", — so beginnt Hr. v. E. seine Conversionsgeschichte, — „wird auf der Erde geboren als ein Theil des großen Ganzen, welches das Menschengeschlecht bildet. In dieser Beziehung kann jeder Mensch, ohne die Bescheidenheit zu verletzen, ohne sich ein anderes Verdienst beizumessen, als das seiner persönlichen Würde, — er kann von seiner Moralität sprechen, ohne dem öffentlichen, gesunden Menschensinne Anstoß zu geben, ohne eitel oder lächerlich zu scheinen. So werde auch ich öffentlich in mein Gewissen hinabsteigen und sagen, wie ich mich als Christ behauptet (maintenu) in dem Laufe eines schon langen, bewegten und arbeitvollen Lebens."

„Aufgewachsen im Schatten des alten Waldes hundertjähriger Eichen auf der Insel Seeland, als Kind in Ekstase vor diesen Colossen des Pflanzenreiches, habe ich als Knabe meine Seele in langen einsamen Träumereien mit dem Lesen der Propheten ernährt. Vor mir breitete der Ocean sich aus, von wo ich stufenweise die sanfte Gestalt Jesu auftauchen sah, wie sie sich majestätisch erhob und auf den Fluthen dahinwandelte."

---

15) Solcherlei Assertionen sind ebenso lächerlich an sich, als bemitleidenswerth hinsichtlich der Anmaßung, die sich darin kundthut. E.

16) Wir werden durch einen Querstrich andeuten, wo wir solche Stellen übersprungen. E.

— „Meine Jugend verbrachte ich im unbeschränkten Glücke einer wilden Unabhängigkeit. Jene Tage berauschen mich mit ihren Erinnerungen; nur in der Einsamkeit findet man sich in der Gegenwart Gottes wie ein gelehriges Werkzeug in der Hand der Vorsehung."

„Aus dem Schooße der großen und gewaltigen Natur wurde ich in das Zimmer braver und guter Pietisten verpflanzt, die mir aus meiner Exaltation beinahe ein Verbrechen machten. Ich entwischte der puritanischen Strenge; mein Geist konnte sich nicht in die Zwangjacke einer Frömmigkeit finden, die wie eine Uhr auf die Minute gerichtet war. Das befohlene Gebet gelang mir schlecht; besser das Gebet, das wie die freie Quelle der Gebirge aus meiner Seele sich aufschwang."

„In den theologischen Erörterungen der Separatisten war Etwas, was alles Leben, alle Beseelung zu tödten vermochte. Man gab vor, den heiligen Geist zu suchen, und spitzfindigte (s. v. v. für pointillait) über jedes Komma. Die Gescheutesten verschlossen sich in die Religion des Schweigens; die Anderen, indem sie die Gewissen tyrannisirten, meinten Gott durch Lärmen zu gefallen."

„Als ich der Obsorge eines würdigen Pfarrers der rechtgläubig-lutherischen Kirche anvertraut, als ich den Einflüssen des Sectengeistes entrissen wurde, welch' plötzliche Umwandlung! Ein in seinem Privatleben vorwurfsfreier, wohlthätiger, aufgeklärter Mann las mit mir methodisch die heilige Schrift, ich will nicht sagen, sie profanirend, denn er behauptete, sie zu ehren, und war weit vom Voltärismus entfernt; aber die Bibel behandelnd wie ein Buch von Menschenhand geschrieben, wie ein Geschichtsbuch, wie ein poetisches und moralisches Buch. Das Alte Testament wurde mir erklärt — als das Werk einer Epoche naiver Barbarei, in welcher man den Menschen ihren Aberglauben wegen ihrer Unwissenheit verzeihen müsse. Im Neuen Testamente zeigte man mir das Werk einer erhabenen Moral; aber man gab mir zu verstehen, daß Jesus ein Mensch sei wie jeder andere Mensch, ein Sokrates. Zu diesem Preise wollte ich Nichts davon wissen."

„Am Tage meiner feierlichen Einführung in die Gemeinschaft der Gläubigen war ich schon nicht mehr Christ; ich weinte Thränen der Wuth (rage), daß man mich so betrogen. Was war ich? Wo sollte ich Wahrheit finden[17])?" —

---

17) Hr. v. E. war nicht mehr Christ, — und ließ sich doch feierlich in die Kirche einführen. Wer war hier der Betrogene? — Er weint vor Wuth, daß man ihn so betrogen; aber wer hatte ihn betrogen? Woher wußte er es, da er nicht wußte, wo er die Wahrheit finden sollte? E.

— „Ich wollte Wirklichkeit und keine Allegorie. Jesus als Gott imponirte mir; als Philanthrop schien er mir lächerlich [18]). Ich murmelte in meinem Herzen beleidigende Reden; es war mir nicht möglich, zu glauben, daß man die Menschen bessere, indem man sie betrüge [19]). Wenn der Pfarrer mir von den Wundern des Gottmenschen wie von einer Fabel sprach, die sich auf den Weltzustand beziehe, in welchem sie vorgebracht worden, und die eben deßhalb zu entschuldigen sei, erschauderte mein Herz in mir, meine Seele bebte voll Entsetzen zurück." —

— „Aber es blieb in meiner Seele ein geheimnißvoller Glaube, den ich sorgfältig verbarg, damit er mir nicht entrissen werde; — ich meine den Glauben an eine übernatürliche Welt, die unter den Emblemen der sichtbaren Welt verborgen sei. Ich war bis zum Uebermaße abergläubisch [20]), wie man es häufig in den Ländern des Nordens ist." —

— „Die Volksbücher, welche die entstellte Geschichte des Riesen der nordischen Mythologie enthalten, — das Heldenbuch — die Nibelungen u. s. w. hatten die Schaubühne meiner Einsamkeit erweitert. Aus diesem Allem hatte ich mir eine phantastische Welt gebildet; der Wald und das baltische Meer waren in meinen Augen mit übernatürlichen Wesen bevölkert, deren Annäherung ich ersehnte

---

18) Seinen Jüngern und Verwandten, denen Jesus als Philanthrop, d. h. als Menschenfreund, und nicht als Gott erschienen, die er vielmehr zurecht gewiesen, als sie einen Gott in ihm sehen wollten, schien er nicht lächerlich, sondern liebens- und verehrungswürdig. Aber die Art ist noch immer nicht ausgestorben, die immer nur Wunder und Zeichen sehen will, und darüber vergißt, daß wir — wie Atome von einem uferlosen Meere von Wundern und Allmachtszeichen umgeben sind! — Philanthropie scheint ihnen eine zu bürgerliche, zu gemeine Tugend, obgleich Nichts seltener ist, als wahrhafte, durchgreifende Menschenliebe, und gerade die Offenbarung solcher wahrhaften Philanthropie nichts Anderes ist, als — Offenbarung Gottes — als Gottmenschen; denn das eigentliche Wunder ist Offenbarung Gottes — als des Alleinigen, Allmächtigen, zu welchem auch Jesus, der philanthropische Gottmensch — gebetet. — E.

19) Wo anders ist aber die pia fraus zu suchen, als in der röm. katholischen, wie in jeder von einer Priesterschaft beherrschten Glaubensgenossenschaft? Und wo anders ist das Verwahrungsmittel gegen solchen Trug zu finden, als da, wo als Recht anerkannt ist, Alles zu prüfen und nur das als wahr und gut sich Bewährende zu behalten? — E.

20) Hierdurch erklärt sich die Wuth des Hrn. Barons, als seine Wunderliebhaberei sich durch rein sittliche Glaubenslehre bedroht hielt. E.

und befürchtete. Wie oft bin ich in der Sommernacht auf den Kirchhof hinabgestiegen, in der eiteln Hoffnung, irgend ein Grab sich öffnen zu sehen." —

„Dieser Glaube an übernatürliche Erscheinungen sollte mir auf den deutschen Universitäten genommen werden, auf eine Weise, welche meinen Stolz beschämte und meine Eigenliebe demüthigte."

„Statt mich mit der Wissenschaft zu beschäfftigen, deren wahren Werth ich nicht kannte, suchte ich die Gesellschaft der Männer auf, die hinsichtlich der Geheimnisse der Natur erleuchtet zu sein vorgaben, wie die Rosenkreuzer u. dgl. m." — „Meine Kameraden und ich, alle eifrige Adepten, wir fielen in die Hände eines Elenden, der — während er sein Vermögen auf unsere Kosten vergrößerte, — uns Fasten und sonstige Uebungen auferlegte. — Als aber die Todten, mit denen wir Bekanntschaft machen sollten, nicht erschienen, erwachte der Ekel vor solchem Charlatanismus in mir. Zweimal in dem Laufe weniger Jahre hatte ich auf das Leben der Seele verzichten müssen; ich beschloß endlich, meine Zweifel über das Christenthum und die Magie damit zu Ende zu bringen, daß ich die Lösung derselben in einer anderen Welt aufsuchen ginge... Die Hand Gottes hielt mich am Rande des Abgrundes zurück."

„Krank an Körper und geistesmüde bedurfte ich eine Bewegung, die mich von einem Ende Europas bis ans andere führe. Ich begab mich in die Hauptstadt der christlichen Welt[21]) zu einer Zeit, in welcher Lord Byron noch nicht die erhabenen Worte vernehmen lassen:

„So lang das Coliseum steht, wird Rom auch stehen;
„Wenn aber jenes fällt, wird Rom auch fallen;
„Und wenn erst Rom — dann auch die Welt[22])!" —

— „Ein neuer Enthusiasmus bemächtigte sich meiner Seele, als ich den Boden der Katone und der Cäsare betrat, als Regulus, als Brutus sich meinen Blicken zeigte.... Damals verkehrte ich nur erst noch mit dem Rom des Alterthumes; die Vorurtheile meiner protestantischen Erziehung ließen mich mit Zorn auf die Mummereien des katholischen Roms herabsehen, wie ich sie nannte."

---

21) Warum Hr. v. E., statt endlich auf deutscher Universität mit allem Ernste sich der Wissenschaft zu widmen, nach Rom, — nicht mehr der Hauptstadt der christlichen, sondern der römisch-katholischen Welt, — sich begeben, hat er uns zu erklären nicht für rathsam erachtet. C.

22) Rom ist schon längst gefallen und noch steht fest die Welt; denn Rom — ist die päpstliche Weltherrschaft, und an diese wird selbst in Rom nicht mehr geglaubt. C.

„Es war die Tyrannei Napoleon's, die zu Rom mich gläubig machte[23])."

„Ich befand mich in dieser Stadt zur Zeit der Gefangennehmung des heiligen Vaters... Noch nirgends war mir ein so empörender Mißbrauch der Gewalt gegen die Schwäche vorgekommen. Rom war zum zweitenmale zu Grunde gegangen; — dieser Gedanke der verfinsterten Größe quälte meine Seele."

„Ich bin in die katholische Kirche auf einem Wege eingedrungen, der sehr vielen Gemüthern völlig fremd ist, nämlich durch die Politik[24]), durch die Ehrfurcht, welche die Größen der Vergangenheit mir einflößten, zurückgestoßen von dem Protestantismus, wie ich war, durch den völligen Mangel alles historischen Lebenshauches in seinem Schooße, und jegliches großen Lehrsystemes. Ich hegte einen tiefen Abscheu vor all' jener theologischen Polemik der Sectirer; denn ich hatte stets bemerkt, daß sie nichts Wesentliches in sich trage, daß sie der Begeisterung ermangele und auf einer Menge von widersprüchlichen Texterklärungen beruhe[25]). — Die Arbeiten der gelehrten Historiker, der großen Philologen und Theologen der jetzigen protestantischen Kirche waren mir damals unbekannt. Wenn auch die gewissenhaften Anstrengungen und der seltene Scharfsinn derselben zu achten sind, so haben sie doch Alle den gemeinsamen Fehler, daß ihnen Größe und Umfassung (ensemble) mangeln, und daß sie nicht hinlänglich den heiligen Geist erfassen, der die Blätter der Bibel durchweht, wie der Wind einen Wald auf den Gipfeln der Apenninen, dessen Bering er melodisch durchrauscht."

„Ich habe mich selbst zum Katholiken gemacht, ich allein. Seit jener Zeit, in welcher ich aus Entrüstung gläubig geworden, habe ich, je weiter ich im Alter fortschritt, um so mehr in meinen katholischen Ueberzeugungen mich ausgearbeitet und befestigt. Ich bin um so unerschütterlicher darin verblieben, je mehr ich mich mit profaner Philosophie beschäfftigt, nicht um derselben Böses nachzusagen, was leich-

---

23) Es hat uns nicht gelingen wollen, in diesem Satze einen Sinn zu finden. C.

24) Allerdings ist das eine wunderliche Thür, um in die Kirche dessen einzudringen, der da versicherte, sein Reich sei nicht von dieser Welt. C.

25) Worauf beruhte denn von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten die Polemik in der katholischen Kirche? Und worauf beruht namentlich die nie beendigte Polemik für und gegen den Primat, die Unfehlbarkeit und Machtvollkommenheit des Papstes, seine Autorität über die Concilien u. s. w., lauter Lebensfragen für die römisch-katholische Kirche? C.

ten Preises geschieht; sondern um alle Anstrengungen des menschlichen Geistes auf dem Gebiete des Denkens zu ehren, wobei ich jedoch mich von den Fesseln der Schule befreite."

„Ich gestehe offenherzig," — bemerkt nun Hr. v. E. zum Schlusse seiner wunderlichen Conversionsgeschichte, — „daß die gegen die Philosophen wegen der Mannigfaltigkeit ihrer Doctrinen gerichteten bannalen Declamationen der religiösen Schriftsteller mich niemals berührt haben[26]). Die Philosophie, worunter ich weder den Voltärismus, noch den Atheismus begreife, denn das ist bloße Immoralität, bloße Frivolität des Geistes, — die Philosophie schien mir dasjenige zu sein, was am stärksten die Individualität des menschlichen Geistes charakterisirt. Jeder einigermaßen reichbegabte Geist hat seinen eigenen Gesichtspunkt, auf den er sich stellt, um sich in der Welt zu orientiren. Es ist recht und natürlich, daß er diesen Gesichtspunkt systematisiren, daß er ihn generalisiren will, denn das ist die Natur des menschlichen Geistes, der Alles in einem Zusammenhange auffaßt[27]). Das Uebel beginnt mit jener wahnsinnigen Ueberzeugung (!), daß der Horizont, in den wir uns stellen, und der die Schranken unseres Verständnisses bildet, zur geistigen Sonne (?) für eine große Masse von Menschen dienen und fähig werden könne, ihre Seelen zu elektrisiren."

„Die Philosophie ist unsere innerste Individualität (notre individualité la plus intime); die Religion ist der Glaube, durch den wir Menschen sind und uns als solche fühlen, durch den wir in die Bande einer göttlichen Sympathie mit dem menschlichen Geschlechte eintreten, durch den wir zur Gottheit aufstreben (aspirons) in einem majestätischen Uebereinklange (concert) von Gedanken und Gefühlen, die das Herz und den Geist des Menschen bewegen[28]). Die

---

26) Dieß zeigt wenig Respect vor den Notabilitäten seiner neuen Kirche; denn vom Apostel Paulus an bis auf Se. Heil. den Papst Gregor XVI. und von Tertullian bis auf Hrn. Grafen Fr. Leop. v. Stolberg sind jene Declamationen stets von denselben wiederholt worden. E.

27) Hiernach wäre der menschliche Geist seiner Natur nach religiös — und zwar am meisten, wenn er philosophirt; denn Religion in Bezug auf den Geist ist das Innesein und immer tiefere Innewerden des wesentlichen Bandes, wodurch Alles zusammenhängt. — E.

28) Auf ähnliche Weise, aber genauer sondernd, hatte schon de Lamennais in seinen troisièmes mélanges, die im vorigen Jahre erschienen, zwei allgemeine Grundsätze angenommen: das Einheitsgesetz, das die Pflichten in sich begreift, welche die Menschen unter einander und mit Gott selbst begreift, und das Freiheitsgesetz, mittelst dessen die individuelle und gemeinschaftliche Ent-

Philoſophie iſt das Begreifen (comprehension); die Religion iſt das Leben, die Seele[29])." —

Gewiß iſt, ſo lange die katholiſche Kirche beſteht, noch niemals eine ſeltſamere Rechenſchaft von dem Uebertritte zu derſelben abgelegt worden, als die vorſtehende. Hr. v. E. hatte verſprochen, in ſein Gewiſſen hinabzuſteigen, um zu ſagen, wie er ſich als Chriſt behauptet habe in dem Laufe eines ſchon langen Lebens." — Statt deſſen erzählt er uns, wie er ſeine Kindheit in wilder Unabhängigkeit und Träumereien zugebracht, wie er an heidniſche Naturbeſeelung geglaubt, wie er weder von Pietiſten, noch von Rationaliſten bekehrt, vielmehr bei ſeiner Confirmation nicht mehr, — eigentlich noch gar nicht — Chriſt geweſen, wie er dann ſich der Roſenkreuzerei und Magie ergeben, und aus Verdruß über das Mißglücken der Todtenbeſchwörungen beinahe ſich das Leben genommen, dann für das heidniſche Rom in Enthuſiasmus gerathen, bis auf einmal ein politiſcher Gewaltſtreich Napoleon's — ihn zum Katholicismus bekehrt!

Kaum aber hat er uns das übermäßig lakoniſche Bekenntniß abgelegt, daß er „durch die Politik" — und zwar „aus Entrüſtung — gläubig — geworden," ſo verſichert er uns, daß das Studium der „profanen Philoſophie" ihn „immer mehr in ſeinen katholiſchen Ueberzeugungen befeſtigt," ohne jedoch über das „wie" uns irgend eine Aufklärung zu geben. Was er uns dann zum Schluſſe über das Weſen der Philoſophie und ihr Verhältniß zur Religion offenbart, iſt ſo offenbar und ſo durchaus unkatholiſch, daß wir die Zeit für verloren achten müßten, die wir darauf verwenden möchten, es im Einzelen hier nachzuweiſen.

Hr. v. E. iſt ein feingebildeter, geiſtreicher und ſehr beleſener Mann, was ſeine übrigen Schriften vielfach bezeugen. Aber ſeine Bekehrungsgeſchichte liefert, wie die des Herrn Grafen von Stolberg den neuen Beweis, daß poetiſche Anlagen, Geiſt und Beleſenheit, ſelbſt Gelehrſamkeit, nicht immer verbunden ſind mit hellem Verſtande, folgerichtigem Denken und gründlichem Forſchen, Erwägen und Urtheilen; wohl aber gepaart erſcheinen können — mit Aberglauben, Oberflächlichkeit und vornehm abſprechendem Dünkel. —

---

wickelung bewirkt wird. Dieſen beiden Geſetzen, meinte er, entſprächen die zwei Rechtskategorieen: Gehorſam und Freiheit. E.

29) Wie die Philoſophie einmal das Individuellſte, das anderemal — das Begreifen ſein ſoll, welches eine Function des Geiſtes als Allgemeines denkenden iſt, — dieß iſt ſelbſt eine ebenſo unbegreifliche, als — individuelle Philoſophie. E.

37.

Das achtzehnte Jubiläum der ersten christlichen Kirchenversammlung[1]).

Es sind, der gewöhnlichen Annahme zufolge, jetzt gerade achtzehn Jahrhunderte, daß die „Einmüthigkeit" der ersten Christen, die in den ersten Jahren „alle Dinge gemein hatten" (Ap. Gesch. 2, 44.), dadurch zum erstenmale gestört wurde, daß die Wittwen der griechisch-jüdischen Christen „übersehen wurden in der täglichen Handreichung," bei welcher man nur auf die Wittwen der hebräisch-jüdischen Christen Bedacht nahm. (Ap. Gesch. 6, 1.) „Da riefen die Zwölfe die Menge der Jünger zusammen" (2.) und ihre „Rede gefiel der ganzen Menge wohl" (5.), und die Jünger „erwählten" Diakonen und „stellten sie vor die Apostel und beteten und legten die Hände auf sie," und „die Zahl der Jünger mehrete sich sehr zu Jerusalem." (5—7.) Vierzehn Jahrhunderte später wurde zu Basel zum letztenmale der vergebliche Versuch gemacht, die Einigkeit zwischen den päpstlich- und den episkopalisch-gesinnten römischen, und zu Florenz die Einigkeit zwischen den römisch- und den griechisch-katholischen Christen wiederherzustellen! — In demselben Jahre aber, in welchem, nun vor gerade vierhundert Jahren, die Basler Synode mit dem Papste zerfiel, und drei Jahre vor der dritten und entscheidenden Spaltung der Christenheit in Päpstlich- und Griechisch-Katholische — wurde die Buchdruckerkunst erfunden, und hiermit „die Menge der Jünger Christi" zu einer wahrhaft allgemeinen Synode berufen, und diese Synode ipso facto — und wir dürfen hinzusetzen — ipso jure divino für alle Zukunft als permanent erklärt.

Es bedarf nun für unsere Leser gewiß keines Erweises, daß gerade der Buchdruck das zweckdienlichste Mittel gewesen, sowohl die allmählige Verklärung des historisch-gegebenen Christenthumes, als die Verbreitung seiner humanisirenden Lehren über das ganze Erdenrund einzuleiten und

1) Geschrieben im J. 1836.

zu befördern. Wie aber römiſche Welteroberung und griechiſche Weltphiloſophie und die Weltſprachen beider Nationen erſt das jüdiſche Chriſtenthum zur Religion der alten und der damals neuen nordiſchen Welt ſich verallgemeinern ließen, — zugleich jedoch Veranlaſſung gaben zur Zerſpaltung der chriſtlichen Kirche in morgen- und abendländiſche — und zur Zerſplitterung in zahlreiche Secten, ſo hat der Buchdruck — im Vereine mit altrömiſcher Geſetzgebung und altgriechiſcher Philoſophie, mit den unabſtreitbar heilſamen, zunächſt auch ähnliche, theils wirklich, theils nur ſcheinbar nachtheilige Folgewirkungen gehabt. Das Abendland hat ſich erſt in zwei Hälften, dann in viele Bruchtheile geſpalten, und der oberflächlichen Betrachtung bietet die geſammte Chriſtenheit jetzt nur mehr das ebenſo traurige, als widrige Bild eines in Infuſorien ſich auflöſenden Organismus dar.

Indeſſen genügt die von Jedem leicht anzuſtellende Vergleichung zwiſchen dem Geſammtzuſtande der chriſtlichen Völker im neunzehnten Jahrhunderte mit dem derſelben Völker zu Anfange des fünfzehnten, ja ſelbſt noch des ſiebzehnten Jahrhunderts, um ſich zu überzeugen, daß dieſelben ſeit Erfindung, und vollends ſeit der Emancipation des Buchdrucks Rieſenſchritte in der Bildung zur Humanität gethan haben, welche denen in den vier erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Zeitrechnung in jeder Beziehung zum Wenigſten gleichzuſtellen ſind.

Allerdings iſt die uranfängliche „Einmüthigkeit" nicht mehr in der Weiſe vorhanden, daß „Alle Alles gemein haben." Aber worin beſtand die erſte Einmüthigkeit, und wie lange währte ſie? Ueber ungleiche Vertheilung der Unterſtützungen wurde ſchon in den erſten Jahren Klage geführt. Was aber die Lehre betrifft, ſo bietet die Apoſtelgeſchichte uns nur wenige Glaubenspunkte dar, über welche die Zwölfe ſich einverſtanden zeigen, wie etwa die, daß der Gott Abraham's, Iſaak's und Jakob's[2]) einen „Propheten erweckt" aus dem Volke Iſrael, der, obgleich „ein Mann von Gott," „durch welchen Gott Wunder und Zeichen gethan," dennoch gekreuzigt[3]), dann aber von Gott auferweckt worden[4]), und nach ſeiner Auferſtehung den heiligen Geiſt von Gott empfangen und über die Gläubigen ausgegoſſen[5]), und — wegen dieſer Auferſte-

---

2) Ap. Geſch. 3, 13. 13, 17. 22, 14. 24, 14.

3) Ebendaſ. 2, 22. 3, 22. 7, 37. 10, 38. 13, 23.

4) Ebendaſ. 1, 2. 8. 22. 2, 33. 3, 13. 15. 26. 4, 10. 5, 30. 10, 40 f. 13, 30 ff. 17, 3. 31.

5) Ebendaſ. 1, 4. 5. 8. 2, 4. 10 ff. 24. 32. 38 f. 4, 31. 33. 5, 32. 10, 44.

hung und Ausgießung — als der, von den Israeliten erwartete Messias (Christ) anzuerkennen sei[6]), der wiederkommen werde vom Himmel[7]), um das Reich Israel, als das Reich des Himmels, wieder aufzurichten[8]). — Ob aber das „Evangelium vom Herrn Jesu" auch anderen Völkern, oder nur den Juden zu predigen, ob das mosaische Disciplinar- und Cultusgesetz beizubehalten sei oder nicht, über dieß und gar manches Andere war zunächst kein Einverständniß vorhanden.

Wenn nun im Verlaufe von achtzehn Jahrhunderten das Anfangs so unscheinbare Senfkorn zu einem mehrere hundert Mill. überschattenden Baume sich ausgebreitet, dann muß die Forderung einer unbedingten Glaubenseinigkeit für eine solche Jüngerzahl ebenso unstatthaft erscheinen, als die einer unbeschränkten Gütergemeinschaft; und es kann dann nur mit hoher Freude erkannt werden, daß, bei so unendlich mannigfaltiger Entwicklung der Individualitäten, sich doch ein solcher Reichthum von Gemeingültigem herauserzeugt habe, wie bisher noch nie vorhanden war.

Soll andererseits nach dem ursprünglich aufgestellten Musterbilde noch immer, bei sich erhebendem „Murmeln," oder vollends bei ausbrechendem „nicht geringem Zanke" (Apg. 6, 1. 15, 2.) „die Menge der Jünger zusammenberufen," und Etwas beschlossen werden als „gut dünkend den Boten Gottes und den Aeltesten, sammt der ganzen Gemeinde" (Apg. 15, 22.), — wie kann dieß, nach so weiter Ausbreitung der Gemeinde, zunächst anders zu Stande kommen, als mittelst des, durch den Buchdruck eröffneten allgemeinen und permanenten Conciliums? Ist aber die Einstimmung nothwendig, ist der Fortbestand dieser wahrhaft ökumenischen Synode eine — aller Willkühr schlechthin entzogene — Thatsache, — muß man da nicht auch die Schattenseite dulden, die auch hier das aufgehende Licht begleitet? Darf man Klage führen, wenn Stürme dem Frühlinge, wenn Tod der Wiedergeburt, wenn Ausbrüche verborgener Differenzen der Ausgleichung und Versöhnung vorangehen? Oder soll man den transitorischen Untergang des schönen Griechenthumes und des großartigen Römerthumes im Mittelalter beklagen, obgleich er theils Bedingung, theils Folgewirkung des Christenthumes gewesen? Soll man den Zerfall der mittelalterlichen Dome bejammern, obgleich, was zuerst Blüthe des Christbaumes gewesen, später zur harten,

6) Ap. Gesch. 2, 36. 10, 42. 13, 38 f. 17, 3. 18, 28.

7) Ebend. 1, 11. 3, 20 f. 17, 31. 24, 25.

8) Ebend. 1, 3. 6. 2, 21. 3, 23. 4, 12. 10, 43. 19, 8.

dornigen Kapſel, zur ſchützenden Burg des in ihr reifenden, zuletzt zum Kerker, zum Sarge des gereiften Saamens geworden?

Daß die römiſch-katholiſche Kirche, ihres Widerſtandes gegen den Geiſt der Reformation ungeachtet, dennoch von manchen Krankheiten durch denſelben geheilt worden, wird jetzt ſelbſt von Apologeten jener Kirche zugeſtanden. Und dennoch wird ſelbſt von ihnen noch immer die Behauptung wiederholt, jener Geiſt „treibe die Teufel aus durch der Teufel Oberſten!“ — Daß die Nationen, bei welchen es den geiſtlichen und weltlichen Gewalthabern gelungen, die Reformation zu erſticken in den Flammen der Scheiterhaufen und in Strömen von Blut und von Thränen von hunderttauſenden Verbannten und Gemordeten, — daß dieſe Nationen früher oder ſpäter ärger als Barbaren gegen ihre Geiſtlichen gewüthet und die unerhörteſten Gräuelthaten verübt, dieß kann auch das blödeſte Auge in den Geſchichten der neueren Zeiten leſen; und dennoch wird von Häuptern der römiſch-katholiſchen Kirche gegen jeden Reformationsverſuch an die alten, unterdrückenden Disciplinargeſetze erinnert! — Daß endlich nur die germaniſchen Volksſtämme, in denen das Grundprincip der Reformation, — das Recht der freien Prüfung, — zu ſeiner Zeit anerkannt worden, auch alle übrige Nationen in humaner Bildung überragen, dieß wird zum wenigſten in Deutſchland nicht mit Erfolg widerſprochen werden können; und doch iſt gerade jenes Prüfungsrecht die Wurzel, aus welcher zunächſt die große Meinungsverſchiedenheit entſpringt, die jetzt faſt unglaublicherweiſe von Vorſtehern reformirter Glaubensgenoſſenſchaften als ein entſetzliches Unglück beklagt wird!

So ſehen wir den Geiſt der neuen Zeit noch auf vielfältige Weiſe verkannt, und wenn wir den nächſten Gründen dieſer Verkennung nachforſchen, ſo zeigt ſich uns, daß ſie hervorgeht theils aus Unkenntniß der, allem Werdenden einwohnenden Entwicklungsgeſetze, theils aus Nichtbeachtung des allem Endlichen eigenthümlichen Weſens, wonach alles Daſein und Leben bedingt iſt durch den Wechſel von Beſchränkung und Einſchränkung, von denen jede die andere hervorruft.

Dieſes Weſen und jene Geſetze zu erkennen, zu erweiſen und die Einſicht in dieſelben zu einem Gemeingute der Intelligenzen zu erheben, iſt eine der wichtigſten, — wenn nicht die wichtigſte aller Aufgaben für die gegenwärtige Zeit. Zu ihrer Löſung aber anzuregen, iſt wohl Nichts wirkſamer, als ſich die Mannigfaltigkeit der Meinungen zu vergegenwärtigen, die ſich auf verſchiedenartigen Entwicklungsſtufen gebildet und, das Recht verläugnend, kraft deſſen nicht nur ſie, ſondern auch die übrigen in das Daſein getreten, — Alleingültigkeit für ſich in Anſpruch zu nehmen ſich vermeſſen.

Einen Beitrag zu solcher Uebersicht zu geben, sind auch die nachfolgenden Mittheilungen bestimmt, die uns geeignet scheinen, zum Nachdenken aufzufordern sowohl über die Vielspaltigkeit der Gegenwart selbst, als über deren Unterschied von jener „Einmüthigkeit," von welcher die Christenheit nun gerade vor achtzehn Jahrhunderten ausgegangen ist.

* * *

Wir beginnen mit Angabe des wesentlichen Inhaltes eines päpstlichen Rundschreibens, welches die Hauptmomente der römisch-katholischen Kirchenverfassung darlegt, wie sie schon vor fast vierzehn Jahrhunderten von Leo d. Gr. festgestellt worden, und sich durch ihre verständige Consequenz bis auf den heutigen Tag, wenn auch jetzt nur noch bei Wenigen, und selbst bei diesen nur mehr als Theorie, vollständig zu behaupten vermocht hat.

I. In der Encyklica, welche der jetzt regierende Papst, Gregor XVI., unterm 17. Mai 1835 an die Bischöfe, Capitel, Pfarrer und den übrigen Klerus der Schweiz erlassen, bemerkt er zuvörderst, daß er, zu Folge des ihm von Gott ertheilten Amtes, besonders dahin seine Sorge und seine Gedanken hinzuwenden habe, „wo das ewige Heil der Schafe und die katholische Religion selbst Gefahr zu laufen scheine." Es sei dies namentlich in der Schweiz der Fall; ganz besonders aber veranlasse ihn zu dieser Klage die im Januar v. J. zu Baden, im Canton Aargau, gehaltene Conferenz und die zu Frauenfeld im Druck erschienene Sammlung ihrer Beschlüsse, welche, „der Lehre und Disciplin der katholischen Kirche zuwiderlaufend, und offenbar zum Verderben der Seelen dienend, auf keine Weise geduldet werden könnten."

Sofort stellt dann Se. Heil. die Hauptsätze des Kirchensystemes auf, welches durch jene Beschlüsse gefährdet sei. Diese rein katholischen Lehrsätze sind im Wesentlichen und in wortgetreuer Uebersetzung folgende:

1) „Die Kirche hat aus göttlicher Institution die Gewalt nicht nur des Magisteriums, damit sie die Sachen des Glaubens und der Sitten lehre und bestimme, und die heiligen Schriften ohne Gefahr des Irrthumes erkläre, — sondern auch des Regimentes (regiminis), damit sie die einmal in ihren Schoß aufgenommenen Söhne in der überlieferten Lehre erhalte und bestärke, — Gesetze erlasse über Alles, was zum Heile der Seelen, zur Ausübung des heiligen Amtes und zum Gottesdienste gehört."

2) „Diese Lehr- und Befehl-Gewalt gehört aber in dem, was hinsichtlich der Religion von Christus seiner Braut übertragen worden, nicht nur in der Art den Hirten und Vorstehern derselben zu eigen, daß es auf

keinerlei Weiſe (nullo pacto) den Obrigkeiten des bürgerlichen Gemeinweſens zuſtehen kann; ſondern auch ſo, daß ſie gänzlich frei und auf keine Weiſe irgend einer weltlichen Herrſchaft unterworfen (obnoxia) iſt;" — wie denn auch „die Apoſtel, nicht in Folge der Einſtimmung (ex placito) der laikaliſchen Gewalt, ſondern ſogar gegen deren Willen (ea invita) das Evangelium verkündigt, die Kirche ausgebreitet und die Disciplin feſtgeſtellt haben."

3) „Dieſe (Lehrſätze) ſind feſt, unerſchütterlich (immobilia), und auf der Ueberlieferung und der Autorität der alten Väter, ſo viel deren waren, beruhend. Denn, „miſche dich ja nicht in geiſtliche Angelegenheiten, ſchrieb Oſius, Biſchof von Corduba, an den Kaiſer Conſtantin u. ſ. w." — „Auch wußten es die chriſtlichen Fürſten, und waren ſtolz, es öffentlich zu bekennen, wie z. B. Kaiſer Baſilius in der achten Synode," — der von den Laien ſagte, daß ihnen „auf keine Weiſe über kirchliche Dinge das Wort zu nehmen erlaubt ſei; welche Dinge zu erforſchen und zu unterſuchen den Patriarchen, Biſchöfen und Prieſtern zuſtehe, die das Amt der Herrſchaft empfangen, welche die Macht zu heiligen, zu binden und zu löſen haben, und denen die kirchlichen und himmliſchen Schlüſſel zu Theil geworden ſeien." . . . —

Von dieſen Grundprincipien aus werden ſofort die Badener Conſe.enzbeſchlüſſe in allen Punkten verworfen, in welchen der weltlichen Gewalt irgend ein Recht, in irgend eine kirchliche Angelegenheit ſich einzumiſchen, zuerkannt wird. Die Unzuläſſigkeit ſolcher Einmiſchung finde am augenfälligſten in Betreff der Sacramente ſtatt, wie denn Papſt Gelaſius an Kaiſer Anaſtaſius geſchrieben: „Du weiſt es, daß, obgleich du durch deine Würde dem menſchlichen Geſchlechte vorgeſetzt biſt, du doch den Vorſtehern der göttlichen Dinge frommgläubig den Nacken zu beugen und bei ihnen die Urſachen (causas) deines Heiles zu ſuchen haſt." . . . Vollends gräuelhaft (portenti loco) ſeien jene Badener Beſchlüſſe darin, daß ſie der weltlichen Macht Einwirkung hinſichtlich der gemiſchten Ehen einräumen, was „der katholiſchen Wahrheit und der kirchlichen Lehre offenbarlichſt zuwiderlaufe; da ſelbe dieſe Ehen — theils wegen der ſchändlichen (flagitiosam) Gemeinſchaft in heiligen Dingen, theils wegen ſchwerer Gefahr der Perverſion des katholiſchen Ehegatten und der verderblichen Erziehung der erzielten Kinder — ſtets verabſcheut und immer verboten habe." —

Nach dieſen Zurechtweiſungen geht Se. Heil. über zur näheren Beſtimmung jener, über alle weltliche erhabenen kirchlichen Gewalt, und wiederholt nun die bekannten Lehren:

1) die geiſtliche Gewalt der Kirche iſt „von Chriſtus eingeſetzt zum Beſten der Einheit;

2) „damit dieſe Einheit ſtattfinde, muß Einer der ganzen Kirche vorgeſetzt ſein, der ſelbe behütet und bewahrt, und alle Glieder dieſer Kirche durch Ein Glaubensbekenntniß verbinde;

3) „damit keine Veranlaſſung zur Spaltung ſei, muß dem ſichtbaren Körper ein ſichtbares Haupt vorgeſetzt ſein.

4) „Obgleich daher allen Biſchöfen, welche der heil. Geiſt zur Regierung der Kirche Gottes eingeſetzt hat, eine gemeinſame Würde, und in dem, was den Ordo betrifft, eine gemeinſame Gewalt zuſteht," — „ſo hat doch Chriſtus nur dem einzigen Petrus die Schlüſſel des Himmelreiches verheißen und das Amt, die Schafe und Lämmer zu weiden und zu bekräftigen übertragen, und wollte, daß zum Beſten ſeiner bis zur Vollendung der Weltzeit (saeculi) ausdauernden Kirche dies den Nachfolgern Petri zuſtehe."

5) „Immer war es aller Katholiken einhelliger und feſter Grundſatz, es ſei ein Glaubensſatz (fidei dogma), daß dem römiſchen Biſchofe, des heil. Apoſtelfürſten Petrus Nachfolger in der geſammten Kirche der Primat nicht allein der Ehre, ſondern auch der Autorität und Gerichtsbarkeit zuſtehe; daher ihm auch die Biſchöfe unterworfen (subjectos) ſeien."

6) „Daher auch muß dem heil. Stuhle Petri, nämlich der römiſchen Kirche, nach des heil. Leo's Ausſpruch, die Kirche auf der ganzen Erde nothwendig ſich anſchließen, und als zum Mittelpunkte der katholiſchen Einheit und der kirchlichen Gemeinſchaft concurriren, ſo daß des göttlichen Geheimniſſes verluſtig geht, wer von des heil. Petrus Feſtigkeit abweicht." — Wie denn ebenſo wohl der h. Hieronymus bemerkt: „wer außerhalb dieſes Hauſes das Lamm ißt, der iſt Gott fremd (profanus), und — wer in dieſer Arche Noä ſich nicht befindet, wird bei der Sündfluth zu Grunde gehen (peribit)", — „und wie, wer mit Chriſto, ſo wer mit ſeinem Stellvertreter nicht ſammelt, der zerſtreut durchaus."

7) „Es ſammelt aber nicht mit Chriſti Stellvertreter, wer deſſen heil. Autorität gefährdet und deſſen Rechte verletzt, die derſelbe deßhalb beſitzt, weil er das Haupt der Kirche und der Mittelpunkt der Einheit iſt, weil ihm der Primat des Ordens (ordinis) und der Gerichtsbarkeit zuſteht, und weil er die volle, ihm göttlich überlieferte Gewalt hat, die allgemeine Kirche zu weiden, zu regieren und zu bewalten."

„Solcher Verletzung, fährt Se. Heil. fort, hat man in der Badenſchen Conferenz ſich verwogen," gegen deren Beſchlüſſe dann unter Ande-

rem auf die bekannte Constitutio „Auctorem fidei“ (von Pius VI. d. d. 28. August 1794) verwiesen wird.

Nachdem auf diese Weise das hierarchische System der römisch-katholischen Kirche in Erinnerung gebracht und Kraft desselben demnächst die Badener Conferenzbeschlüsse verworfen worden, bricht Se. Heil. in die Klage aus, daß „die katholische Kirche in diesen allerelendesten Zeiten beinahe überall von zahllosen Uebeln bedrückt werde,“ — und ruft nun dem schweizerischen Klerus zu: „Euch gebührt es vor Allem, wie eine Mauer dazustehen, auf daß kein anderer Grund gelegt werde, als der bereits gelegt ist, und die allerheiligste Hinterlage des Glaubens unverletzt zu erhalten und zu beschützen.“ . . . „Aber noch eine andere Hinterlage, fügt Se. Heil. hinzu, gibt es, welche Ihr kräftigst vertheidigen und unversehrt bewahren müsset, nämlich die der heil. Gesetze der Kirche, durch welche sie ihre Disciplin festgestellt, sowie die — ihrer und dieses apostolischen Stuhles — Rechte, mittelst welcher die Braut Christi wie eine furchtbare (terribilis) Schlachtordnung sich erhebt.“ . . . Darum sollen nun Alle „das Schwert des Geistes, welches das Wort Gottes ist, ziehen;“ darum „Alle zusammenwirken, damit das gläubige Volk durchaus frei bleibe von aller Ansteckung der einbrechenden Uebel und von aller Gefahr der Verirrung. . . . Arbeiten sollen sie Alle, daß Alle der Macht und Autorität der Kirche immerdar unterthan seien, und daß sie dem (römischen) Lehrstuhle (cathedrae), den der Erlöser aufgerichtet als eiserne Säule und als eherne Mauer wider die Feinde der Religion, von Tag zu Tag stets fester anhängen und ihm vereinbart werden.“

Dieses Rundschreiben, übereinstimmend mit den früheren Erlassen des jetztlebenden Papstes, macht die Behauptungen aller jener deutschen und französischen Neologen zu Schanden, welche von einer allmähligen Umgestaltung des römisch-katholischen Kirchensystemes träumen, und ihre Träume der leichtgläubigen Welt als Wahrheit darzubieten so verwegen oder so albern sind. Das Oberhaupt der Kirche erklärt ausdrücklich, daß nicht nur die Hinterlage des Glaubens, sondern auch die der Disciplinargesetze und der kirchlichen und päpstlichen Rechte unversehrt zu behaupten sei. Was aber unter den Disciplinargesetzen zu verstehen, gibt Jedem, der nur lesen kann und lesen will, schon gleich die Constitutio „Auctorem fidei“, auf welche Se. Heil. sich beruft, zu erkennen. Hier heißt es nämlich unter Anderem: „die Behauptung, es sei ein Mißbrauch der kirchlichen Autorität, wenn man sie über die Grenzen der Lehre auf das Aeußere ausdehnt, und das durch Gewalt erzwingt, was von der Ueberzeugung abhängt, und ferner, daß es gar nicht in ihren Bereich gehöre, durch äußere Gewalt Unterwerfung gegen ihre Decrete zu fordern, ist ketzerisch, — insofern dieser Satz beabsichtigt, daß

die Kirche nicht von Gott die Macht habe, — auch durch Zwangsgesetze und heilsame Strafen die Widerspenstigen zum Gehorsame zu nöthigen" [9]). Was andererseits unter den kirchlichen und päpstlichen Rechten zu verstehen, davon haben noch die päpstlichen Protestationen gegen den westphälischen Frieden, gegen die Erklärung der gallikanischen Geistlichkeit von 1682 und gegen die Wiener Beschlüsse in Betreff der Kirchengüter und der Berechtigung der anderen Confessionen sattsam zu erkennen gegeben.

Wie es indessen leicht einzusehen ist, daß das von dem jetztlebenden Papste in Erinnerung gebrachte System durchaus identisch mit dem sogenannten mittelalterlichen, und daß es in sich selbst so folgerichtig ist, daß nicht die mindeste Veränderung darin vorgenommen werden kann, ohne den Bestand des ganzen Gebäudes zu gefährden, — so muß sich auch jedem unverblendeten Beobachter die Bemerkung aufdrängen, daß dieses System nirgends, selbst in Rom nicht, seine volle Geltung mehr habe, da, um nur des letzteren zu erwähnen, der Papst sonst auf keine Weise den Protestanten eine Capelle in seiner Residenzstadt hätte einräumen und hierdurch die römischen Rechtgläubigen, — wenn es deren noch gibt, — „der Gefahr der Ansteckung" hätte aussetzen können, tausend anderer Thatsachen zu geschweigen, durch welche in der neueren Zeit die päpstliche Praxis sich immer tiefer in Widersprüche mit der päpstlichen Theorie verwickelt hat.

Wenn nun auch — unseres Wissens — keine einzige zur römisch-katholischen Kirche sich bekennende Regierung die Disciplinargesetze und Rechte dieser Kirche und ihres Oberhauptes jetzt noch vollständig anerkennt und in Ausführung bringt, so finden sich doch noch, wenn auch selten, einzelne Bischöfe, welche sich zur päpstlichen Theorie zu bekennen scheinen, und — der großen Seltenheit halber — mag hier eines, solche Einmüthigkeit andeutenden Actenstückes Erwähnung geschehen.

II. Unterm $\frac{12}{22}$ Juni v. J. schrieb General Golowin, Generaldirector der Commission des öffentlichen Unterrichtes und der Culte in Polen, an den Bischof von Podlachien, Namens Gulkowski, um ihm sein Befremden darüber zu äußern, daß derselbe, dem Regierungsbefehle zuwider, das Verbot, gemischte Ehen einzusegnen, erneuert, und in seinem Hirtenbriefe vom 14. Mai v. J. die Stelle des heil. Chrysostomus angeführt, worin es heiße: „Wenn Ihr hören werdet: ,,,,gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist,'''' dann wendet diesen Grundsatz nur auf dasjenige an, was der Frömmigkeit und der Religion keinen Eintrag thut;

9) S. Eisenschmid's Bull. II. 570.

denn Alles, was dem Glauben und der Tugend zuwider, ist ein nicht dem Kaiser, sondern dem Satan entrichteter Tribut." — Der General erklärt dann, daß „die Regierung sich in solchem Falle ungern genöthigt sähe, auf nachdrücklichere Weise einzuschreiten (sévir), um künftig die Bekanntmachung ähnlicher Hirtenbriefe in der Diöcese von Podlachien zu verhindern."

Hierauf erwiederte ihm der Bischof unterm 28. Juni v. J.: „Er habe nichts Anderes auf jene Puncte zur Antwort zu geben, als der Regierung amtlich (officiellement) zu erklären, daß die Fragen dieser Gattung nicht zum Bereiche der weltlichen Gewalt gehören; daß das Benehmen eines römisch-katholischen Bischofes in dieser Beziehung in gar Nichts von der weltlichen Macht abhängig sei; daß nicht der Bischof sich revoltire, sondern die Regierung, welche offenbar gegen die Privilegien, Verordnungen und die Unabhängigkeit der Kirche handele, welcher allein unter allen Kirchen der Herr des Universums das Vorrecht gewährt, allmächtig (toute-puissante) auf der Erde zu sein." — „Die Regierung, heißt es weiter, kann sich nicht dadurch vertheidigen, daß sie sagt, ihre Verordnungen würden in anderen Diöcesen des Königreiches vollzogen; denn wenn auch die Zahl der Hirten dieser Diöcesen der alle Bischöfe des alten und gläubigen (fidèle) Polens gleich wäre, so würde dies doch nur wie ein einzelner Strom neben einem ungeheuren Meere sein im Verhältnisse zu der allgemeinen römisch-katholischen Kirche, deren Verordnungen ich mich treulichst zu fügen das Glück habe."

In Betreff der im Hirtenbriefe angeführten Stelle des Chrysostomus bemerkt Herr Gulkowski: „dieselbe habe keinen anderen Zweck, als den, welchen Gregor XVI. gehabt, als er unterm 9. Juni 1832 an die polnischen Bischöfe sein, auf Befehl der polnischen Regierung in die Zeitungen eingerücktes Rundschreiben erlassen, worin er sagte: „Es ist nur in dem Falle der Macht (pouvoir) ungehorsam zu sein (de désobéir) erlaubt, wenn sie Etwas fordern sollte, was dem Gesetze Gottes oder dem der Kirche zuwider wäre." Ihr in diesem Falle gehorchen, ist also nicht — ihr gehorchen, sondern dem Teufel einen Tribut entrichten." ... Er schließt mit der Erklärung, daß „er eher alle Art von Verfolgung mit Ergebung zu ertragen hoffe, als daß er einen Schritt breit von seinen Pflichten als Hirten der Kirche abweiche" [10]).

Gibt sich uns nun in diesem Schreiben ein Bischof zu erkennen, der bereit ist, das Märtyrerthum für seinen römisch-, d. h. päpstlich-katholischen Glauben zu übernehmen, und seiner Redlichkeit und seiner Glaubens-

10) In Extenso finden sich beide Schreiben in der Gaz. de France und im Univers religieux vom Februar 1836.

consequenz halber unsere Hochachtung in Anspruch nimmt, so müssen wir doch andererseits auch die Beschränktheit seiner Einsicht bemitleiden, die ihn behaupten läßt, daß wenn auch in anderen Diöcesen Polens die Bischöfe sich den Machtbefehlen der Regierung fügen, „dies doch nur einem einzelnen Strome zu vergleichen sein würde im Gegensatze zu dem weiten Meere, des kirchlichen Gehorsams in der allgemeinen Kirche." Ist es doch eine ungemein leicht in Erfahrung zu bringende Thatsache, daß die immense Majorität der römisch-katholischen Bischöfe auf dem ganzen Erdenrunde, daß alle Bischöfe in Deutschland, Rußland, Ungarn, Böhmen, Scandinavien, Großbritannien, Frankreich, Holland, Spanien, Portugal, in der Schweiz und im übergrößten Theile Italiens und Amerika's in der Ausübung ihrer oberhirtlichen Functionen auf vielfache Weise sich die theils positive, theils negative Einwirkung der weltlichen Macht gefallen lassen! „Die gesetzgebende Gewalt, bemerkt Walter [11]), ist ein wesentlicher Bestandtheil der Kirchengewalt," und doch „hängt die verbindliche Kraft für die einzelnen Gläubigen von der Promulgation in der Diöcese ab, und dazu muß nach der alten Observanz fast aller Länder auch die weltliche Macht ihre Zustimmung ertheilen" [12]). Wo hat ferner ein Bischof bis auf das Aeußerste der Säcularisation der Klöster und der Kirchengüter und so manchen anderen Einschreitungen der weltlichen Macht sich widersetzt? Gehören aber die noch von Gregor XVI. urgirten Lehrsätze in Betreff der kirchlichen und näher — der päpstlichen Gewalt zu den „unerschütterlichen Glaubenslehren (fidei dogm.) der römisch-katholischen Kirche," wo findet sich dann jetzt noch die wesentliche Glaubens-Einmüthigkeit zwischen den Mitgliedern dieser Kirche und dem Oberhaupte derselben, von welcher allein doch diese katholische Glaubensgenossenschaft ihren römischen Eigennamen erhalten? —

Es würde uns zu weit führen, wollten wir hier die ganze Stufenleiter zur Anschauung bringen, welche von dem absoluten Glauben des Papstes selbst an seinen ihm angeblich „von Gott verliehenen Primat der Ehre, Autorität und Gerichtsbarkeit," kraft dessen „die Bischöfe ihm unterworfen (subjecti) sind," — bis zu dem rationalistischen Bischofe von Straßburg und so manchen, die päpstliche Souveränität und Intoleranz verwerfenden Oberhirten hinabreicht. Gesetzt aber auch, alle Bischöfe hielten fest an dem Mittelpunkte der kirchlichen Einheit, — wo ist die Regierung, die noch den Papst in seiner kirchengesetzlichen Machtvollkommenheit anerkennt; wo ist das Volk, welches sich demselben gläubig unterwirft? —

11) Kirchenrecht. 5te Auflage. S. 326.
12) Ebend. S. 327.

Mögen immerhin einzelne Oberhirten auf der pyrenäischen Halbinsel und in der Schweiz ihre Schafe aufwiegeln gegen die reformirenden Regierungen, — mögen hier und dort einzelne päpstlich Rechtgläubige den verfassungsmäßigen Bürgereid verweigern, weil Gewissens-, Cultus- und Preßfreiheit unvereinbar sind mit römisch-katholischer Lehre, Disciplin und Verfassung, — mag immerhin der Verfasser der Curiosa im Weiß'schen Katholiken die Toleranz perstifliren und den fanatischen Feuereifer eines Phinees und Samuel präconisiren[13]), so ist doch Nichts gewisser, als die stätig und in mehr als geometrischer Progression zunehmende Meinungsverschiedenheit in der römisch-katholischen Kirche, welche Gregor XVI. noch jüngsthin[14]) die Klage abgenöthigt hat: „ach, wie unglücklich und Unseren Wünschen entgegengesetzt ist der Zustand der Zeiten! Denn die Uebel, welche gleich bei dem Anbeginne Unseres Pontifikates die Kirche heimgesucht hatten, finden Wir nicht nur in keiner Hinsicht vermindert, sondern auch dergestalt von Tag zu Tag vermehrt, daß sie Uns selbst inmitten der Glückwünschungen den Schmerz, von dem Wir verzehrt werden, nicht einhalten lassen," weßhalb denn die Cardinäle aufgefordert werden, „jener Gottesmutter in gemeinsamem Gebete mit Sr. Heil. sich demüthig nahend, sie um ihre Hülfe anzuflehen in diesen Drangsalen der Kirche, damit durch sie, die Zerstörerin aller Ketzereien, die Meinungsspaltungen gehoben, die Wirren geschlichtet, Ruhe und Frieden zurückgeführt werden mögen, und dann die Tochter Sion ablege das schmutzige Trauergewand und anthue das Kleid der Freude."

38.

Zeitstimmen.

I. Universal-Kirchenzeitung.

„Es ist dringend Zeit," meint Herr Dr. Creizenach in der israëlitischen Abtheilung der „Unparteiischen Universal-Kirchenzeitung" (1837. Nro. 2), — „daß die Juden mit sich selbst über das, was der Talmud für sie ist und sein soll, in's Reine kommen." Er selbst

13) Februarheft 1836.
14) S. Allocution im geheimen Consistorium am 1. Februar 1836.

aber scheint damit bereits völlig in's Reine gekommen zu sein; denn er stellt als Thesen auf: „es habe nie ein authentischer Codex des Talmud existirt; die Mischna und die Gemara seien unvollendete Werke" u. s. w.

„Der Hauptgewinn der Straußischen Schrift," so versichert Herr Dr. Stephani in der protestantischen Abtheilung derselben Zeitung „bestehe darin, daß dadurch die protestantisch-theologische Welt sich genöthigt sieht, theils ihren Fleiß dem zuzuwenden, was von der protestantischen Kirchenlehre allein vor dem Gerichtshofe historischer Kritik als ewige Wahrheit sicher gestellt werden kann; theils dem zu entsagen, was in der protest. Kirchendogmatik Irriges und Unheilbringendes noch aus früheren Zeiten stehen geblieben."

Herr Dr. Staudenmaier aber behauptet in der katholischen Abtheilung (Nro. 1): „die Haupttendenz der Universal-Kirchenzeitung könne keine andere sein, als: die gegenseitige Stellung der Kirchen zu einander so zu begreifen, wie sie an sich und wie sie in der Gegenwart ist, mit unverwandtem Hinblick darauf, daß wir uns Alle innerlich nach einem kommenden tiefen Frieden sehnen."

So tritt hier Dr. Creizenach den rabbinischen, talmudistischen Israeliten, Dr. Stephani den streng Schrift- und Symbolgläubigen, Dr. Staudenmaier den starren Kirchengläubigen entgegen. Zugleich protestirt in einer Anmerkung der Spezialredakteur der protestantischen Abtheilung, Dr. Kirchner, gegen eine Behauptung des Dr. Stephani, und der kathol. Generaldirektor der Zeitung, Dr. Höninghaus, gegen mehrere Behauptungen des Dr. Staudenmaier. Das in Nro. 2 mitgetheilte Fragment eines Briefes des Königs von Griechenland belobt aber das Unternehmen des Herausgebers, als hinarbeitend auf „die Eintracht der Völker."

*

II. Bischof Neander.

Wir erfahren durch die Rede, welche Dr. Neander, Bischof der evangel. Kirche, k. wirkl. Oberkonsistorialrath, Generalsuperintendent der Provinz Brandenburg und Probst zu St. Petri, auch Ritter des rothen Adlerordens 2ter Klasse mit Eichenlaub, am 22. August 1837 im Rittersaale des königl. Schlosses zu Berlin, bei der Feier des Krönungs- und Ordensfestes, gehalten, — nicht nur, was schon oft gesagt worden: „daß es die Bestimmung des Christenthums sei, das ganze Leben mit seiner heiligen Kraft zu durchdringen," sondern auch, daß diese Wahrheit „unserm Zeitalter um so nachdrücklicher vorgehalten werden

müſſe, je mehr es im Begriffe ſei, ſich von der Anerkennung derſelben zu entbinden."

* * *

III. Döllinger's akademiſche Jeremiade.

Die öffentliche Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften zu München am 25. Auguſt 1837 zur Feier des Geburts- und Namensfeſtes des Königs von Baiern — wurde von Herrn Dr. Döllinger mit einer Rede eröffnet, die, mit Bezug auf Guizot's Klagen, ſich ebenwohl in ſehr — bittere Klagen ergoß. So meinte Hr. Döllinger, „das — alles und jedes Wiſſen verknüpfende Band ſei gelöſet und die einzelnen Zweige der Wiſſenſchaften ſeien zerriſſen!... Aber ſchlimmer noch als die Spaltung der individuellen Geſinnungen, als das zerreißende Hinzerren der Gemüther nach jenem, was keinen Beſtand hätte noch haben könnte, ſei die allgemeine Verbreitung eines eigenthümlichen antihiſtoriſchen Sinnes... welcher auch unſerer Literatur ihren Charakter einhauche. So hätten wir jetzt ſtatt großer umfaſſender Werke — rhapſodiſche Auszüge ohne feſten Ausgang und ſicheres Ziel... Die Schulen der Gelehrſamkeit — ſeien dem kleinlichen Sektengeiſte und ſelbſt der Keckheit individueller Beſchränktheiten gewichen... Nicht ſo gar ſelten müſſe ein witziger Einfall die Stelle gründlich erforſchter Wahrheit vertreten... Das endlich ſei der größte Fehler des wiſſenſchaftlichen Treibens unſerer Zeit, daß es zuviel vom Treibhauſe, zu wenig von geſetzmäßiger Entwicklung eines kräftig in Gottes freier Natur auf organiſche Weiſe emporſtrebenden Stammes in und an ſich habe." — Gutes und Erfreuliches aus unſerer Zeit wußte Hr. Döllinger blutwenig, — ein Heilmittel aber eben ſo wenig als die Urſache der allgemeinen Krankheit anzugeben. Die ganze Rede war für alles Andere, nur gerade nicht für eine Feſtrede zu halten.

* * *

IV. Friedrich Wilhelm I. von Preußen über Kirchenvereinigung.

In Nro. 6 der proteſtantiſchen Abtheilung der unparteiiſchen Univerſal-Kirchenzeitung v. 1837 wird erinnert an ein Schreiben Friedrich Wilhelm I., Königs von Preußen an einen Propſt Roloff zu Friedrichsfelde, welcher der, von jenem Könige gebotenen Vereinigung der Lutheriſchen und Reformirten widerſtrebte. In dieſem Schreiben heißt es u. a.: „Der Unterſchied zwiſchen unſern beiden evangeliſchen

Religionen iſt wahrlich ein Pfaffengezänk; ... wenn man es examinirt, ſo iſt es derſelbe Glaube in allen Stücken. Nur auf der Kanzel da machen ſie eine Sauce, eine ſaurer als die andere, Gott verzeih allen Pfaffen; denn die werden Rechenſchaft geben müſſen am Gerichte Gottes, daß ſie die Schulratzen aufwiegeln, das wahre Werk Gottes in Uneinigkeit zu bringen ... Gott gebe allen ſeinen evangeliſchen Kindern, daß ſie ewig ſeine Gebote halten, und daß Gott möge zum T — l ſchicken alle die, welche Uneinigkeit verurſachen."

* * *

V. Die drei Worte des verewigten Propſtes Hanſtein.

Die proteſtantiſche Abtheilung der Univ.-Kirchen-Ztg. (v. 24. Septbr 1837) theilt drei merkwürdige, von Berlin aus datirte Briefe des verewigten Propſtes Hanſtein mit. Im erſten (v. 30. Jan. 1817) an Dräſeke klagt er: „hier bei uns will's ganz ſo ſcheinen, als ſollten Alle die Finſterniß, die Myſtik, den blinden Glauben, den Buchſtaben des Wortes, des lebendigen, mehr lieben, als das Licht ..." Im zweiten (auch v. 1817) klagt er: „es ſei gar ſchwer über Feſtmaterien heilig und kräftig zu reden, ohne dem Geiſt der Zeit zu huldigen, der alles daran ſetzt, die Dogmatik der Väter (!) wieder in Gang und Glauben zu bringen, weil er nicht weiß, was er will" ... Im dritten (an Luthers Todestag), wünſcht er klagend: „Ach! möchten alle einzelne und zerſtreute Männer — ich meine die wahren und rechten, — ſich die Hand bieten — um Eins zu ſein, wie ein Mann, um zu halten, wie ein großer Pfeiler, den ſinkenden Dom der proteſtantiſchen Kirche. Dann hätten ſie leichtes Spiel gegen den Geiſt des Tages, der eigentlich ein Nachtgeiſt iſt, aber eben darum ein gewaltiger. Doch, der Herr wird ihn in unſere Hand geben; ich meine in die Hand derer, die mit uns gleich denken, und mit uns drei hohe Worte haben, leuchtend, wie drei Sterne in der Dunkelheit der Welt: Chriſtus — Luther — Bibel! Und dieſe drei ſind Eins!" —

39.

Denkgläubig-bibliſche Kirche in Deutſchland.

Am 3. Dezbr. 1837 iſt zu Speier die Generalſynode der *proteſtantiſch-evangeliſch-chriſtlichen Kirche* des baierſchen Rheinkreiſes eröffnet worden. Dieſe Kirche iſt im J. 1818 durch die Union zwiſchen den dortigen Lutheranern und Calviniſten zu Stande gekommen, welche ſich darüber einverſtanden erklärt haben, daß es zum *innerſten* Weſen des *Proteſtantismus* gehöre, ſtets auf der Bahn *wohlgeprüfter* Wahrheit mit ungeſtörter *Glaubensfreiheit* voranzuſchreiten, und, bei aller Achtung für die allgemeinen Symbole und die beſonderen ſymboliſchen Bücher, doch keinen anderen Glaubensgrund und keine andere Lehrnorm anzuerkennen, als allein die h. *Schrift*. Der demnächſt von der Generalſynode angenommene und vom Könige genehmigte Katechismus iſt im Sinne des *Denkglaubens*, mit *Umgehung aller ſupernaturaliſtiſchen Grundſätze* durchgeführt. Für dieſe Principien haben gleich Anfangs 40,167 ſelbſtſtändige Kreisbewohner, dagegen nur 539 ſich ausgeſprochen. Vor vier Jahren hat zwar ein Reſtaurationsverſuch zu Gunſten des ſog. Supernaturalismus begonnen, an deren Spitze der Conſiſtorialrath *Ruſt*, früher Profeſſor zu Erlangen, ſich geſtellt; *ſämmtliche* Diöceſanſynoden haben ſich aber dagegen erhoben und die ganze, am 3. Dezbr. eröffnete Generalſynode beſteht aus Anhängern der Union. —

40.

Prophezeihungen.

Aus dem kürzlich erschienenen „Mémoire sur la faculté de prévision par I. P. F. Deleuze“ (nach dessen Tod herausgegeben von Mialle) entnehmen wir folgende Angaben:

In dem Dedikationsschreiben vom 14. März 1547, in welchem Nostradamus sein liber mirabilis Heinrich II. gewidmet, kündigt derselbe an: der christlichen Kirche stehe eine Verfolgung bevor, größer als die afrikanische, „et durera ceste cy jusqu'à l'an 1792 que l'on cuidera estre une *renovation de siècle*[1]).“ (Bekanntlich begann die Aera der französischen Republik am 22. September 1792).

Anton Couillard, sieur du pavillon, berichtet in seinen 1560 zu Paris gedruckten „Contredits,“ zu seiner Zeit sei eine Prophezeihung in Umlauf gewesen, wonach die planetarische Welt, Emblem der politischen Welt, mit einer ungeheuren Revolution bedroht sei, die im J. 1789 beginnen würde, und deren Wirkung 25 Jahre später (also 1814) aufgehalten oder aufgehoben werde. — (S. 104).

Als Clemens XIV. den Jesuitenorden aufhob, kündigte eine Bäuerin, Namens Bernardina Renzi, an, der Papst werde im nächstfolgenden September sterben, aber die Gläubigen würden dem Verstorbenen nicht, wie gewöhnlich, die Füße küssen, und seine Leiche nicht, wie es herkömmlich war, in der Peterskirche ausgestellt werden. Der Papst, als ihm diese Aussage bekannt geworden, ließ das Mädchen, das übrigens unbescholten war, am 12. Mai 1774 gefänglich einziehen. Als die Sbirren zu ihr kamen, sagte sie: „Ganganelli kerkert mich ein, aber Braschi wird mich freilassen.“ Ganganelli starb am 22. September 1774, und als er eben verschieden war, ging Bern. Renzi, die im Kloster zu Montefiascone eingesperrt war, zur Superiorin und sagte ihr: „Sie können Ihren Untergebenen die herkömmlichen Gebete für den h. Vater befehlen; er ist gestorben.“ Cardinal Braschi wurde am 10. October 75 als Pius VI. Papst — B. Renzi bald darauf der Haft entlassen. — (S. 108).

1) Der Schluß ist hier weggelassen, der so heißt: „apres commencera le peuple romain de se redresser et de chasser quelques obscures tenèbres.“

In den periodiſchen Blättern des Jahres 1778 erſchien ein Gedicht, welches Herrn de Lille, einem Offizier des Regiments Champagne zugeſchrieben wird. Von ſämmtlichen in Erfüllung gegangenen Strophen heben wir nur folgende aus:

De même pas marcheront
Noblesse et rôture;
Les français retourneront
Au droit de nature;
Adieu parlemens et lois,
Adieu ducs, princes et rois, . .

Puis, devenus vertueux,
Par philosophie,
Les français auront des dieux —
A leur fantaisie.
Nous reverrons un ognon,
A Jésus damer le pion [2]).

Plus de moines langoureux,
De plaintives nones;
Au lieu d'adresser aux cieux
Matines et nones;
Nous verrons ces malheureux
Danser, abjurant leurs voeux etc. etc. (S. 110 ff.)

Dreizehn Jahre vor dem Ausbruche der Revolution machten folgende Worte des Pater Beauregard, die er in der Notredame-Kirche in einer Predigt zur Gemeinde ſprach, großes Aufſehen: „Oui, vos temples, seigneur, seront dépouillés et détruits, vos fêtes abolies, votre nom blasphémé, votre culte proscrit. Mais, qu'entends-je? grand Dieu! que vois-je? Aux saints cantiques que faisaient retentir les voûtes sacrées en votre honneur, succèdent des chants lubriques et profanes! et toi, divinité infame du paganisme, impudique Vénus! tu viens ici même prendre audacieusement la place du Dieu vivant, t'asseoir sur le trône du saint des saints, et recevoir l'encens coupable de tes nouveaux adorateurs." (S. 112.)

Aus Steinbeck's „der Dichter ein Seher" (S. 597) fügen wir noch hinzu, erſt, was Schiller 1794 ausgeſprochen:

„Die franzöſiſche Republik wird eben ſo ſchnell aufhören, als ſie entſtanden iſt; die republikaniſche Verfaſſung wird in eine Art Anarchie übergehen, und früher oder ſpäter wird ein geiſtvoller, kräftiger Mann er-

2) Im Kalender der Republik von 1793 vertritt u. a. auch die Zwiebel die Stelle eines Heiligen.

ſcheinen, er mag kommen, woher er will, der ſich nicht nur zum Herrn von Frankreich, ſondern auch von einem großen Theile Europa's machen wird;" — dann (von S. 592), was in einem Almanach von 1780 ſtehen ſoll (ſ. Allg. Ztg. 1832, Nr. 317, S. 1268):

„Or François, écoutez.
Dans cent ans bien comptez,
Après trois jours de gloire
Vous aurez trois ans de déboire."

wobei Dr. Steinbeck bemerkt, daß auch der letzte Theil dieſer Weiſſagung in Erfüllung gegangen, indem erſt ſeit 1834 die Unſicherheit in Frankreich aufzuhören und der tiefgeſunkene Wohlſtand ſich wieder zu heben begonnen. —

Zum Schluſſe führen wir aus der, von Heinrich v. Bulow hinterlaſſenen, 1809 zu Philadelphia erſchienenen Schrift: „Nunc permissum est" — folgendes von Grégoire (Hist. des sect. relig. 1828. Vol. V. p. 104 ff.) Beigebrachte an:

„Les *Français* serviront de levain régénérateur. Ils seront les *St. Jean-Baptiste* du second avénement du seigneur, c. à. d. du Christianisme. Ils prépareront le chemin sans le savoir. Les autres nations de l'Europe s'imaginent que les Français sont les plus corrompus; et c'est le contraire . . ." Von 1842 bis 1847 aber „werde man anfangen, die neue Kirche öffentlich anzuerkennen."

41.

Die drei Welttheile der nördlichen Hemiſphäre.

Ein merkwürdiges Schauſpiel bieten jetzt Aſien, Europa und Nordamerika dar. In den Hauptſtaaten des Orients, wozu jetzt noch Rußland und die Türkei zu zählen ſind, — iſt geiſtliches und weltliches Regiment noch ungetrennt. In China herrſcht der Kaiſer als Sohn des Himmels, im Reiche der Osmanlis der Großſultan als Nachfolger der Propheten, in Rußland der Czar als das Oberhaupt der griechiſchen Kirche. In Indien iſt der Bramine ein geborner Fürſt, der Sudra unwiderbringlich ein Sclave. —

In Europa hingegen iſt ſtaatliches und kirchliches Weſen aus einander getreten und durch Entwicklung des allgemeinen, menſchlichen Rechtes und der Wiſſenſchaft in höherer Vermittlung begriffen.

Nordamerika endlich ſehen wir in einem doppelten Widerſpruch befangen. Die vereinigten Staaten haben das religiöſe Leben ſich ſelbſt überlaſſen, während der Generalcongreß von Mexiko eine Verfaſſung dekretirt hat, deren erſter Artikel die Ausübung jedes anderen Kultus, als des römiſch-apoſtoliſch-katholiſchen verbietet. Im entſchiedenſten Widerſpruch aber mit der ſtreng hierarchiſch-monarchiſchen Verfaſſung dieſer Kirche will der 3te Art. der Mexik. Verfaſſung, daß die Form der Regierung republikaniſch, repräſentativ und populär ſei. — Ebenſo hat der Congreß der Verein-Staaten, im Widerſpruche mit den naturrechtlichen Grundlagen ihrer Selbſtemancipation, die Petition von Maſſachuſſets für Abſchaffung der Sklaverei mit 121 gegen 95 Stimmen verworfen, wonach für dieſe Staaten eben ſo gewiß eine Scheidung der nördlichen freiſinnigen von den ſüdlichen ſklaviſchen Provinzen vorauszuſehen, wie für Mexiko noch eine Reihe convulſiviſcher Ausbrüche des Widerſpruches zwiſchen ſeinen despotiſchen und republikaniſchen Elementen.

42.

Divinationen.

---

a.

Chineſiſche Meſſiashoffnung.

Dem Singapore-Chronicle zufolge heißt es im 29ſten Hauptſtück des Chung-yung, einem moraliſchen Buche, welches ein Enkel des Confucius (der im 6. Jahrh. v. C. lebte) geſchrieben: „Der gute Fürſt legt die Grundlage zu ſeinen Handlungen in ſich ſelbſt; er führt in die Mitte ſeines Volkes die Ehrfurcht vor ſeinem eignen Beiſpiele ein; er vervollkommnet ſich ohne blindes Vorurtheil nach dem Beiſpiele der Gründer der drei erſten Dynaſtien; er beſtimmt ſeine Handlungen unaufhörlich in Uebereinſtimmung mit Himmel und Erde; er herrſcht über die Seinen und findet keinen Grund zu Zweifel und Unruhe, in dem er zuverſichtlich den

heiligen Mann erwartet, der da kommen wird am Ende von Jahrhunderten."

b.

Orientaliſche Präoccupationen.

„Ein immer lebhafteres Vorgefühl der Intervention des Chriſtenthumes zur Wiedergeburt der orientaliſchen Welt," ſchreibt ein franzöſiſches Blatt (im J. 1837) „iſt ſeit langer Zeit im Morgenland verbreitet. Man leſe nur die Reiſeberichte des Herrn v. Lamartine, den Briefwechſel der Herren Michaud und Poujoulat. Die entlegenſten Gegenden Aſiens ſind nicht frei von ſolchen Präoccupationen. In Mitten der Afghanen und der Usbeken des K.-Reichs Bokhara ſchreibt Alex. Burnes folgende merkwürdige Zeilen: „Ich habe aus ihren Geſprächen erfahren, daß bei den Muſelmännern ein Glaube herrſcht an die Zerſtörung ihrer Religion durch die Chriſten. Chriſtus, ſagen ſie, lebt noch, während Mahomed todt iſt.'" (Die Orientalen meinen nämlich, Judas ſei durch ein Wunder mit der Geſtalt Chriſti bekleidet und ſo von den Juden als der Gottmenſch gekreuzigt worden). „Sie ziehen aber aus jenem Glauben die ſeltſame Schlußfolge: „wann J. Chriſt vom vierten Himmel herabgeſtiegen, dann wird die ganze Welt Muſulman." Zu bemerken iſt jedoch, daß Muſulman, oder vielmehr Muslim (deſſen Abwort jenes iſt) zu ſein, nur bedeutet, ſeinen Geiſt den Offenbarungen Gottes unterwerfen; Islam aber bezeichnet die Vollziehung dieſes Aktes." —

c.

Kairwan und eine mahomedaniſche Prophezeihung.

In der im Sommer 1837 erſchienenen erſten Lieferung der Reiſe des evang. Miſſion. C. F. Ewald von Tunis nach Tripolis" leſen wir S. 49 folgendes: „Nur eine Tagreiſe von Munaſtir liegt die ſehr berühmte Stadt Kairwan, daſelbſt befindet ſich das Grab eines Jugendfreundes Mahomed's, und die größte und ſchönſte, mit 500 Granitſäulen geſchmückte Moſchee der Berberei. Dahin wallen die Pilger, denen es nach Mekka zu reiſen nicht vergönnt iſt. Die Sage behauptet: einſt werde Mekka in die Hände der Chriſten fallen, und dann werde Kairwan der große Wallfahrtsort der Moslemin werden"... Der Ort wird für ſo heilig gehalten, daß kein Chriſt ohne ganz beſondere Erlaubniß des Bey und dann nur unter Begleitung von mehreren Mameluken dieſe Stadt betreten darf... In der Kapelle, die über das Grab des Heiligen gebaut iſt, wird Tag und Nacht der Koran geleſen."

d.

Der ewige Christ.

„Der Messiasglaube, so schreibt ein Hr. M. D. in der protestant. Abthlg. der Universal-Kirchenztg. v. 7. Decbr. 1837, das verjüngende Princip des Judenthums ist erloschen, nachdem der wahre Messias erschienen. Es ergeht seitdem den Juden mit ihrer Hoffnung auf den Messias, wie den Christen mit der auf seine Wiederkunft. Diese Hoffnung," (richtiger: Furcht) „beseelte die ganze christliche Zeit. Nachdem aber das Mittelalter zu Ende gegangen, haben die Christen, so die neue Zeit nicht begreifen konnten, ihre Hoffnung ebenfalls von der Erde in den Himmel verlegt. Das verjüngende Princip des Christenthums ist ebenfalls erloschen, und es wird einen ewigen Christen" (richtiger vielleicht: einen ewigen Katholiken) „geben, wie es einen ewigen Juden gab. Die große Hoffnung des Christenthums erscheint, nachdem Christus gesiegt, als entbehrliches Anhängsel" ...

e.

Neue Kirche.

Jetzt, wo mit solcher Bitterkeit über kirchliche Verhältnisse gestritten wird, ist es erfreulich, von Männern, ausgezeichnet durch Einsicht, Erfahrung und berufliche Stellung, Aeußerungen zu vernehmen, wie die nachfolgende, welche wir einem Aufsatze des Herrn Generalsuperintendenten Dr. K. G. Bretschneider in der Allg. Kirch. Ztg. (No. 14.) 1838 „über die Zukunft der evangelischen Kirche, besonders in Deutschland," — entnehmen. Hier heißt es: „Wir können und müssen hoffen, daß beide Kirchen, die katholische und die evangelische, immer mehr einander näher kommen werden. Nicht etwa, als ob je die eine Kirche die andere in sich aufnehmen könnte; — solche Erwartung wäre eine eitle; — sondern das wird immer mehr geschehen, daß beide Theile sich in christlicher Liebe vertragen lernen und endlich mehr und mehr in einem Dritten zusammen kommen werden, nämlich in der religiösen Wahrheit. Die Grundlage dazu ist in den beiden Kirchen in dem Christlichen, das ihnen gemein ist, enthalten. Dieses Dritte, in welchem endlich beide Kirchen aufgehen dürften, ist aber weder die kath. Kirche mit ihren Tridentiner Beschlüssen, noch die evangelische mit ihren zahlreichen symbolischen Büchern, sondern eine neue Gestaltung, welche die göttliche Vorsehung durch den Geist der Wahrheit in's Leben führen wird." —

III.

Tabletten

zur

Völker- und Weltkunde.

Tabletten zur Völker- und Weltkunde.

1.

China.

a.

Das Iy-Schi.

In der am 6. Februar 1836 gehaltenen Sitzung der königl. asiatischen Gesellschaft zu London wurden „Bemerkungen des Rev. C. Gutzlaff zu Canton über ein berühmtes chinesisches Geschichtswerk, „Yih-She“ (Iy-Schi), welches unter Kang-hi (im 17. Jhdt.) in 50 Bänden erschienen,“ vorgelesen. Diesem Berichte zu Folge ist das Iy-Schi eine Sammlung der Aussprüche, Maximen und Meinungen der größten Weisen und Staatsmänner von China, von den ältesten Zeiten herab bis zur Chow (? Tscheu-) Dynastie (? im 12. Jhdt. v. C.) und mehr eine Gedanken- als eine Ereigniß-Geschichte. Folgendes ist eine Probe daraus: „Kwan-Tsze, ein Philosoph und Staatsmann am Hofe des Tse, gebeten, die Beschaffenheit einer hirtlichen Regierung anzugeben, antwortete: Wer wie ein Hirt seines Volkes handeln will, muß Vorräthe sammeln zu gehöriger Zeit; denn, wenn ein Land reich an Gütern ist, strömen Fremde herbei und das Volk gewinnt sein Land lieb. Sind die Magazine voll, dann beobachtet man die Regeln des Anstandes (étiquette), und wohl versehen mit Nahrung und Bekleidung, achtet man auf seine Ehre und vermeidet Ungnade. Ehren die Obern die Institutionen des Landes, dann sind die Verhältnisse aller Klassen untereinander fest begründet. Werden Gerechtigkeit, Bescheidenheit und Anstand beobachtet, dann wird das königliche Gesetz zur Wirklichkeit. Wird der öffentliche Geist des Volkes gefördert, dann werden die Satzungen des Reiches beobachtet und das Criminalgesetzbuch kann eingeschränkt werden. Das Volk wird gelehrig und gehorsam, wenn die Verehrung der Götter eingeschärft und befestigt wird.“

b.

Fo-kue-ki.

Aus Ampère's reichhaltigem Bericht über dieſes Werk (v. Aug. 37) ſchöpfen wir folgende Angaben, die uns beſonders beachtenswerth ſcheinen. Der chineſiſche Fo-Prieſter Fa-hian unternahm, im Jahre 499 unſ. Zeitrechnung, aus Glaubenseifer eine Reiſe durch die weſtlich von China belegenen Länder, in denen damals der Buddha- (od. Fo-) Dienſt in ſeiner Blüthe ſtand. Von ihm hat ſich das Werk Fo-kue-ki, d. h. „Beſchreibung der Buddhiſt. Reiche" erhalten, welches von Hrn. Abel-Remuſat überſetzt, von ihm, und nach ſeinem Tod theilweis von Jul. Klaproth und von Hrn. Landreſſe mit Anmerkungen begleitet, von dem letzteren kürzlich herausgegeben worden iſt. Fa-hian hat in 16 Jahren eine Strecke von ungefähr 3000 Meilen durchreiſt, indem er von Nordchina aus, ſeinen Weg durch die große Sandwüſte der Tartarei nehmend, über Kaſchmir nach Afghaniſtan und Perſien, und von hier über Indien, Ceilon und Java zurück nach China gepilgert. Sein Reiſebericht bringt manche neue Thatſachen. So erſieht man aus demſelben, daß die Lehre Buddha's im IV. Jahdt. n. Chr. am rechten Ufer des Indus in Kaferiſtan Wurzel gefaßt hatte. Im centralen Indien fand Fa-hian dieſe Lehre herrſchend und blühend. Nicht minder merkwürdig iſt, daß auch die Lehre der Tao-ſzŏ, bekanntlich eine kurz vor Kung-fu-dſu entſtandene Sekte der chineſiſchen Himmelsvernunft, — damals in Indien Aufnahme gefunden. Viel iſt bei Fa-hian von Irrlehrern die Rede, wie es denn ſchon zu Buddha's Zeiten 96 ketzeriſche Sekten gegeben haben ſoll! Eine Vergleichung indiſcher, chineſiſcher, cingaleſiſcher, birmaniſcher, japaniſcher, tübetiſcher und mongoliſcher Sagen über den Urſprung des Buddhismus macht es höchſt wahrſcheinlich, daß Buddha um die Mitte des X. Jahrhdts. v. Chr. geboren. Fa-hian's Reiſebericht beſtätigt dieſe Annahme; auch erfahren wir durch ihn mit Beſtimmtheit, daß die Wiege jener Religion und vermuthlich der Geburtsort des Stifters am Ganges zu ſuchen iſt. — Der Sage nach war Buddha früher gleichzeitig im Himmel ein Gott und auf Erden ein heiliger König (wie Jehovah). In dieſer Götterſeligkeit aber überkam ihn die Sehnſucht, das Menſchengeſchlecht zu retten. Er ſelbſt wählte ſich die Mutter aus, die ihn gebären ſollte, ſtieg herab und wurde unſeres Gleichen, um uns zu erlöſen, d. h. uns aus dem ſtürmiſchen Meere des Geburtenwechſels in den Sicherheitshafen ewiger Verſunkenheit in Buddha zu befördern. Durch die wahre Lehre kann man

ſich nämlich über alle irdiſchen Leiden und alle Wechſel des Daſeins erheben, indem man alle Begierden unterdrückt, und durch vollkommene Seelenruhe zur Herzensreinheit und hierdurch, — wie auch Sophi's und viele chriſtliche Myſtiker lehrten, — zur Vergottung, zum Verſunkenſein in Gott gelangt. So abſtrakt übrigens auch die Metaphyſik oder reine Dogmatik des Buddhismus, ſo mannigfaltig und verworren iſt ſeine Mythologie. Unſere Kunde von dieſer letztern erhält durch Fa-hian's Reiſebericht vorzugsweiſe vielfache Bereicherungen. — Alle Länder, wo der BuddhismusWurzel geſchlagen, haben ſichtbare Spuren von der einſtmaligen Anweſenheit des göttlichen Stifters und ſeiner Wunder aufzuweiſen. Unter anderen zeigte man unſerem Pilger den Ort, wo Buddha, auf der Flucht vor ſeinen Feinden, von einem armen Brahmanen (deſſen Kaſte bekanntlich die Buddhiſten verfolgte) um einem Almoſen angeſprochen wurde, und, da er ſelbſt, als Büßer, ganz ohne Mittel war, ſich binden und dem Könige — ſeinem Feinde — ausliefern ließ, damit das Geld, welches die Ueberbringer zum Lohne empfingen, als Almoſen dienen könne! — Eine Menge anderer Handlungen, die von ihm erzählt werden, beweiſen ſeine univerſelle Hingebung, ſeine unerſchöpfliche Liebe zu allen Kreaturen, wie er u. a. ſich von einer Tigerkatze auffreſſen läßt, um ſie vom Hungertode zu retten! Daher athmet auch die Buddhiſtiſche Moral zarte Schonung, die ſich auf alle Geſchöpfe erſtreckt. Durch den Einfluß dieſes Religionsſyſtems wurde zu Attila's Zeit in dem Lande, wo jetzt die rohen Afghanen hauſen — die Todesſtrafe abgeſchafft, und Fa-hian berichtet, daß in der Buddhiſt. Stadt Magadha öffentliche Hoſpitäler waren, wo „man die Armen, Waiſen und Krüppel mit allem verſorgte, „was ſie bedürfen, und wo die Kranken unentgeldlich behandelt und ver„pflegt wurden." — Das hier Angeführte wird hinreichen, auf ein Werk aufmerkſam zu machen, welches einen reichen Beitrag liefert zur Kunde des Buddhismus und ſeiner Geſchichte, einer Religion, welche noch gegenwärtig mehr Bekenner zählt, als Mahomed, Chriſtus und Moſes. —

c.

Chineſiſche Tabletten.

Der verſtorbene Biſchof von Capſa, Hr. Bruguière, zum apoſtoliſchen Vikar und zum Vorſteher der katholiſchen Miſſion in Corea ernannt, durchreiſte die Haupttheile des chineſiſchen Reiches, um an ſeinen Beſtimmungsort zu gelangen. Das Tagebuch, welches er auf dieſer Reiſe geführt, iſt im fünfzigſten Heft der Annales de la propagation de la foi, einer

Fortsetzung der bekannten Lettres édifiantes, veröffentlicht worden. Das Londoner Athenäum theilt Mehreres aus demselben mit und begleitet es mit einigen interessanten Bemerkungen. Wir entlehnen daraus folgende Tabletten:

I.

Die Sträflingen-Kette.

Der Bischof, um ungefährdet China zu durchreisen, mußte Tracht und Gebräuche der Einwohner annehmen. Zuweilen bediente er sich eines Fuhrwerks, meistens ging er zu Fuß. Als Mandarin verkleidet fuhr er eines Tages auf der Straße der Provinz Chan-si. „Hier begegneten wir," schreibt er, „einigen Sträflingen, welche in die Verbannung geführt wurden, zusammengebunden an einer langen Kette. Als sie uns gewahrten, setzten die Soldaten, die sie begleiteten, sich auf den Boden; nur einer derselben hielt das Ende der Kette. Sofort erhob sich ein Streit zwischen den Sträflingen und meinen Führern." „Wir müssen Geld haben," schrien die Verbrecher. „Ihr bekommt keins," erwiederten jene. „Dann lassen wir uns von den Rädern eures Wagens überfahren," riefen die Bösewichter, und warfen sich nieder auf die Mitte der Landstraße. „Räumt den Weg," schrie der Fuhrmann. „Wir wollen nicht. Gebt uns Geld, oder wir lassen das Leben hier auf der Stelle."

Von Worten kam es zu Schlägen. Meine Begleiter zogen sie bei der Kette von den Rädern weg, nicht ohne hierbei einige derbe Stöße zu empfangen. Indessen setzte mein Führer sich tapfer zur Wehre und blieb Meister des Schlachtfeldes. Unglücklicherweise hatten die Sträflinge ihre Weiber bei sich, und diese nahmen ihre Stelle ein und erneuerten den Kampf. In diesem Lande, selbst zur eigenen Vertheidigung, an Frauen die Hand zu legen — ist ein Staatsvergehen. Man mußte also seine Zuflucht zu Bitten und freundlichen Reden nehmen. Mein Dollmetsch, der sehr höflich war, hielt an die Frauen eine einschmeichelnde Rede; aber Nichts vermochte sie in ihrem Vorsatz wankend zu machen. Sie legten sich unter die Pferde und erklärten, daß sie ohne Geld nicht weichen würden. Wir mußten endlich unterhandeln und um ungefähr sechs Franken freien Durchzug erkaufen. Wir hätten zwar zu einem Mandarin unsere Zuflucht nehmen können; aber die Klagführung würde mich unmittelbar der Gefahr, entdeckt zu werden, ausgesetzt haben. Die Soldaten sahen zu, als wenn dieser Streit sie gar nichts anginge. Statt die Frechheit ihrer Gefangenen zu zügeln, blieben sie ruhige Zuschauer, ohne Zweifel, weil sie ihren Antheil an dem Gelde haben sollten. In einigen Bezirken

rauben sie öffentlich, begehen hiebei jedoch selten einen Mord. Ungefähr dreißig Meilen im Bereiche von Pekin bestand vor einigen Jahren eine Gesellschaft von Räubern. Die Magistrate, welche für die öffentliche Sicherheit sorgen sollten, begünstigen diese Unordnung und haben ihren Antheil am Raube."

II.

Die Pe-Lien-Kiao's.

Als der Bischof sich zu Sivang aufhielt, ließ der Vicekönig, beunruhigt durch die Excesse der Pe-Lien-Kiao's, der sg. Verehrer der Lotusblume (Nymphaea) eine strenge Untersuchung über diejenigen ergehen, welche im Verdachte standen, sich zum Christenthume zu bekennen, wahrscheinlich in der Meinung, daß zwischen diesen beiden Glaubensgenossenschaften irgend eine nähere Beziehung stattfinde. Der arme Bischof war bei dieser Gelegenheit großen Gefahren ausgesetzt, entging ihnen aber mit Hülfe einiger Mandarine, welche die Meinung ihrer Vorgesetzten nicht theilten. Da wir den Namen einer geheimen Gesellschaft genannt haben, welche wahrscheinlich in nicht sehr ferner Zeit die Verfassung des himmlischen Reiches ändern wird, so wollen wir hier den unzureichenden Bericht des Bischofs aus anderen Quellen ergänzen.

Seit der Eroberung von China durch die Mantschu-Tartaren vor zwei Jahrhunderten besteht dort eine starke Partei, welche eifrig darnach trachtet, die alte National-Dynastie wieder herzustellen. Die Mitglieder derselben, von der kaiserlichen Regierung streng überwacht, haben eine geheime Gesellschaft gebildet, der freimaurerischen ähnlich, aber regiert und organisirt wie der Orden der Jesuiten, von deren einem — wie wahrscheinlich früher gesagt wurde, der Plan der ganzen Einrichtung herrühren soll. Die Gesellschaft breitete ihre Verzweigungen bald in alle Theile des Reiches aus, und die Zahl ihrer Mitglieder soll sich auf einige Millionen belaufen.

Sie sind durch die feierlichsten Eidschwüre zu Verschwiegenheit und wechselseitigem Beistande verpflichtet; sie haben nur ihnen bekannte Zeichen und Passir-Worte, und eine Gemeinkasse für die Bedürfnisse des Ordens; auch zeichnen sie sich aus durch ihren Gehorsam unter die Befehle ihres unbekannten Obern. Im J 1794 haben sie einen sehr nachdrücklichen Versuch gemacht, die herrschende Dynastie zu stürzen, und ihren Verwüstungen wurde nicht eher als bis um 1802 ein Ende gemacht. Gelegentliche Aufstände haben seitdem Statt gefunden, aber die Pe-Lien-Kiao's haben ihre Operationen so vorsichtig betrieben, daß allen Bemühun-

gen der kaiſerlichen Miniſter es nicht gelungen, die Leiter zu entdecken. Die wirkliche oder nur vermuthete Verbindung zwiſchen dieſer geheimen Geſellſchaft und den Jeſuiten war die Urſache von grauſamen Verfolgungen, die zu Anfang dieſes Jahrhunderts über die chineſiſchen Chriſten verhängt worden ſind.

Das Athenäum ſchließt mit folgender Bemerkung: „Der allgemeine Eindruck, den der Reiſebericht des Biſchofs auf uns gemacht hat, iſt, daß die Chineſen unter der tartariſchen Herrſchaft in der Civiliſation zurückgeblieben ſind, und daß die Regierung ſich in einem Zuſtande bedauernswürdiger und zunehmender Schwäche befindet. Es liegt zu Tage, daß das Volk aufgehört hat, die Geſetze zu achten, welche offen von den Staatsbeamten geringgeſchätzt werden. Der Biſchof wurde einmal für einen engliſchen Opium-Schmuggler angeſehen und da ſein Dollmetſch gerade abweſend war, konnte er den Irrthum nicht berichtigen; aber die Beſtechung mit einigen Groſchen reichte hin, ihn aus dieſer Bedrängniß zu befreien. Das Chriſtenthum, obgleich es proſkribirt iſt, wird doch öffentlich bekannt, und Verfolgungen treten nur dann ein, wenn ein geiziger Gouverneur eines Vorwandes bedarf, um Geld zu erpreſſen. Seeräuberei und Schmuggelei ſind anerkannte Erwerbszweige, und die Mandarine laſſen ſich durch einen Antheil am Raube beſchwichtigen.“

d.

Chineſiſche Heilkunde.

Man kann die Chineſen füglich in die erſte Claſſe der antiquirten Nationen ſtellen. Mehr als irgend ein anderes Volk haften ſie ſclaviſch an der Vergangenheit. Auch ihre Medizin iſt eine ſtarre Ueberlieferung. Dem Berichte des Miſſionärs K. Gutzlaff zu Folge, der zu Anfang 1837 in der königl. aſiat. Geſellſchaft zu London verleſen worden, — ſchreiben die Chineſen die Erfindung ihrer Heilkunde einem ihrer erſten Kaiſer zu, der bereits zur mythologiſchen Perſon geworden. Für alle Haupttheile der Arzneikunde gibt es eine Menge von Alters her überlieferter Regeln und Geſetze, und in allen von denſelben berührten Punkten dürfen die Aerzte nicht nach eigener Erfahrung handeln, ſondern müſſen ſtreng den von den Alten aufgeſtellten Vorſchriften folgen. Iſt der Arzt von der alten Behandlungsweiſe abgewichen, ſo kann ihm, wenn der Patient ſtirbt, als einem Todtſchläger der Prozeß gemacht werden. —

e.

Jupiter pluvius in China.

Die Pekinger Zeitung vom Dezbr. 1835 enthält folgendes Edikt: „Die winterliche Jahreszeit ist herangekommen, und dennoch ist der Schnee bis jetzt ausgeblieben. Dieser Umstand macht uns große Sorge. Wir befehlen demgemäß, daß man einige Priester von der Sekte Tao nach unserm hocherhabenen Palaste beordere, damit sie in demselben einen Altar errichten und mit aufrichtigem, inbrünstigem Herzen beten. Wir, der Kaiser, werden in eigener Person vor den Altar treten und Weihrauch opfern ꝛc." In einer, wenige Tage darauf erschienenen, kaiserlichen Erklärung heißt es: „Am 11. d. M. haben wir — geopfert, und den hohen Himmel — um Erbarmen gefleht. Noch waren wir nicht mit Beten fertig, als Schnee und Regen in reichem Maße herabfiel. . . . Man schaffe sofort den Altar weg, und lasse die Tao-scö dem Himmel Dank-Hymnen singen . . . . Ehret diesen unseren Beschluß mit Furcht und Zittern."

So steht der chinesische Kaiser in religiöser Beziehung also noch ungefähr auf demselben Punkt, wo schon vor mehr als zwei Jahrtausenden die Römer bei anhaltender Dürre dem Himmelvater (Jupiter pluvius) durch Tusker ein wasserentlockendes Opfer (aquilicium) darbringen ließen!

f.

Mandarinenherrschaft.

Ein von der Revue Britannique bekannt gemachter (v. 14. Apr. 1835 datirter) Brief eines Vorstehers des katholischen Seminar's zu Macao (der in China geboren, aber in Europa erzogen und gebildet worden), enthält u. a. Folgendes: „Der gegenwärtige Kaiser, Tao-hiang gilt für einen guten, weisen und klugen Regenten, aber unter seinen Ministern (den Mandarinen ersten Ranges) findet man nur wenig treue Diener Sr. Majestät. Man kann sie nur mit Lebensgefahr bei dem Kaiser verklagen, weil sie sich mit einander verstehen, um alle Klagen, die gegen sie gerichtet werden, zu nichte zu machen," — was ihnen um so leichter, da gesetzlich keine solche Beschwerde beim Kaiser vorgebracht werden darf, ohne den Angeklagten selbst zuvor davon in Kenntniß gesetzt zu haben. Daher ist es auch in China jetzt sprichwörtlich: „Werdet kein Gelehrter, und wenn ihr einer seid, verklagt die Mandarine nicht;" und: ein guter Mandarin nimmt selten ein gutes Ende." Das Reich ist in 14 Hauptprovinzen getheilt, die unter 7 Generalgouverneur's (Tsong-tou) stehen. Diesen sind un-

gefähr 200 Mandarinen untergeben, unter deren Gerichtsbarkeit ſich wieder über 100,000 Mandarine III. Ranges befinden. Die vom IV. Range ſind nicht zu zählen.

Die Bevölkerung China's kann „ohne Uebertreibung auf 300 Mill. Einw. angegeben werden. Man zählt darunter kaum 200,000 Chriſten. Die Europäer haben ſich durch ihren ſkandalöſen Lebenswandel ſo verächtlich gemacht, daß die Einwohner von Kuang-tong ſie Fankouei (barbariſche Teufel) nennen. Die chineſiſchen Chriſten heißen Kia-fan-kouei (d. h. falſche barbariſche Teufel)." Nur in 5 Provinzen ſind Miſſionärs, — in Allem 12 chineſiſche und 4 franzöſiſche Prieſter;" — aber das böſe Beiſpiel der chriſtl. Kaufleute vereitelt alle Bemühungen derſelben.

g.

Conſervatismus in China.

Wir erfahren durch die Univerſal-Kirchenzeitung (Febr. 1837), daß ſchon ſeit zwanzig Jahren ein kaiſerlicher Prinz von China vom Lamaismus (?) zur röm. katholiſchen Kirche übergetreten ſei. Von dem Kaiſer in das Innere der Tartarei, tauſend Stunden weit von ſeiner Heimath verbannt, hat er dort 18 Jahre zugebracht in der Geſellſchaft eines anderen Glaubensbekenners, eines zu gleicher Strafe verurtheilten chineſiſchen Prieſters. Nach dieſer Zeit hat der Fürſt die Freiheit erhalten, in ſeine Heimath zurückzukehren. Allein er hat ſich nun zu dem apoſtol. Vikar von Yan-Si begeben und ſich von demſelben unter die Zahl ſeiner Katecheten aufnehmen laſſen. Indeſſen ſcheint zunächſt noch das Princip der Stabilität in dieſem ſtreng monarchiſchen Staate abſolute Herrſchaft behaupten zu wollen.

Engliſche Blätter theilen nämlich einen „Befehl des Schatzmeiſters Goo und des Oberrichters Wam der Provinz Canton zur ſtrengen Verbietung des Chriſtenthums, zur Beſchlagnahme fremder Bücher, zur Verbeſſerung des menſchlichen Herzens und zur Aufrechthaltung der guten Ordnung," — mit, aus welchem wir einige charakteriſtiſche Stellen hier mittheilen wollen. „Auf kaiſerlichen Befehl, heißt es zum Eingang, machen wir dem Volke bekannt, daß zu verſchiedenen Zeiten Europäer in das Innere des Reiches eingedrungen ſind, um das Chriſtenthum zu predigen, im Geheimen Bücher zu drucken, Verſammlungen zu halten und eine Anzahl von Perſonen zu täuſchen. Als dies bekannt geworden, wurden die Hauptperſonen ſofort hingerichtet, — die dem Chriſtenthum nicht entſagen wollten, in die

Stadt der Muhamedaner verbannt, um daselbst als Sklaven zu dienen." (Der China unterwürfige mahomed. Theil der Tartarei ist für Peking, was Sibirien für Petersburg.)

Nachdem dann noch von späteren Belehrungsversuchen gesprochen, und bemerkt, daß im Frühling vorigen J. einige englische Schiffe (am Bord derselben befand sich der Missionär Gutzlaff) längs der Küste von China einige Bücher vertheilt, die zur Verehrung Jesu auffordern, — und daß zu Macao, ein Mensch, Namens Kine-a-Fli, festgenommen worden, der zum Drucken von (Europ.) Büchern verwendet wurde, heißt es weiter: „Wir haben schon allen Regierungs-Beamten der 2. Ordnung befohlen, daß Jeder, der christliche Bücher hat, dieselben in 6 Monaten an die resp. Bezirksbeamten abliefern soll, wenn er sich nicht strenger Strafe aussetzen will." (Hier wiederfährt also den christelnden Chinesen, was den Juden in Rußland, s. Nr.) „Die christl. Religion verbreiten wollen, heißt das Volk betrügen. Diese Religion ist in der That der Ruin der (chines.) Moral und des menschlichen Herzens; deshalb ist sie auch zu allen Zeiten verboten worden, und den Lehren unsrer Vorfahren zu Folge, ist die Vergangenheit die Richtschnur für die Zukunft." (Also reiner Conservatismus.) ... „Wer sich aus eigenem Antriebe meldet, der soll gut aufgenommen werden ... Wenn ihr aber, nach Verlauf der bestimmten Zeit (v. 6 Mon.) noch fortfahrt, jene Religion zu bekennen und zu predigen, so werdet ihr mit Strenge verfolgt und verurtheilt werden. Sollen wir dulden, daß in diesen Zeiten des Glücks sich der Irrthum verbreite? ... Ihr müßt die Sekten vermeiden und der Religion der Kings (der heil. Schriften der Chinesen), unserer Vorfahren, folgen, damit Friede und Tugend blühen und Ihr gute Unterthanen in diesen glücklichen Zeiten sein mögt. Das ist es, was wir sehr wünschen. Taou-kwang, im 4. Mon. des 16. Jahres." —

Bedeutsam ist, daß ein russisches Blatt die, dem oben erwähnten Missionär Gutzlaff wegen seiner Verbreitung der Bibel unter den Chinesen deutschen Blättern gespendeten Lobeserhebungen tadelt, und die Frage stellt: „was christliche Regierungen dazu sagen würden, wenn Chinesen die Bücher des Confucius, oder Muhamedaner den Koran in Europa verbreiten wollten?" Von Berlin aus wird nun zwar im Frankfurter Journal v. 25. Febr. 37 dieser Tadel unpassend abgewiesen; die vom russ. Blatte angeregte Frage scheint uns jedoch hierdurch noch keineswegs erledigt. —

h.

Die Anglo-Amerikaniſche Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in China.

Die Metaphyſik der chineſiſchen Weiſen beſteht durchgängig in einem vagen Raiſonniren über ein Abſolutes, welches in zwei Urkräfte, die männliche und die weibliche, ſich ſpaltet, durch deren harmoniſche Verbindung alle Dinge und Weſen hienieden entſtanden und in unendlichen Zeiträumen ſich fortpflanzen. Die Phyſiker theilen die Naturgegenſtände nach äußeren Merkmalen oder gar nach dem zufälligen Gebrauch, der von ihnen gemacht wird, in gewiſſe Klaſſen und Ordnungen, ohne den inneren Bau oder die Geſetze ſeiner Veränderungen zu beachten.

Ohne Sinn für Spekulation an ſich, haben die Chineſen es dagegen ſehr weit gebracht in allen praktiſchen und techniſchen Fertigkeiten, in allem formalen, moraliſchen und geſchichtlichen Wiſſen, und es herrſcht dafür ein reger Sinn bei den Beamten wie bei der übrigen Bevölkerung.

Die allgemeine Grundlage bleibt aber das Uralt-Herkömmliche, das Eigenvolkliche und die aus dieſer Vorneigung weſentlich hervorgehende Abneigung vor Allem Fremden, beſonders wenn dadurch das Altbeſtehende bedroht würde. Hieraus erklärt ſich, woher die (am 29. Nov. 1834) von mehreren Engländern und Amerikanern in Canton auf des deutſchen Miſſionairs Gutzlaff Vorſchlag gegründete Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe in China — bis jetzt ſo wenig Theilnahme gefunden.

Es iſt nämlich Thatſache, daß die Endabſicht jener Geſellſchaft darauf ausgeht, einen freien Handel (international intercourse) mit China zu erzwingen, nöthigenfalls durch Aufwiegelung der Bevölkerung gegen die Staatsregierung in Peking. Thatſache iſt es, daß Gutzlaff und Lindſay, den Geſetzen des Mittelreiches zuwider in vielen Häfen gelandet, um Anhänger für ihre Geſellſchaft zu werben, und daß Mitglieder dieſes Vereins Staatsbeamte mißhandelt, ungeſetzlichen Handel getrieben, und Bücher einer ausländiſchen Religion in Maſſe unter das gemeinſte Volk verbreitet haben. Thatſache iſt endlich, daß mehrere jener Mitglieder zu jenen niederträchtigen Händlern gehören, welche jährlich für 5 Mill. Pfd. Sterl. Opium gegen die wiederholten Verbote der Staatsregierung einſchmuggeln, und dadurch die körperliche und geiſtige Geſundheit Vieler Millionen untergraben. —

Allerdings heißt es in dem Vorworte zu den erſten Berichten der Geſellſchaft, die aus Canton nach Europa gekommen: „wir wollen durch

einen freundlichen Austausch der Gedanken, der Wissenschaften und Kenntnisse einen festen Grund legen zu einem wechselseitigen nationalen Verkehr," und „dreihundert und sechzig Millionen unserer Nebenmenschen, durch eine beschränkte Staatsregierung, die durch Unwissenheit aufrecht erhalten wird (upheld by ignorance), ferngehalten von allen Nationen der Erde, erheischen unsere Aufmerksamkeit und die aller Menschenfreunde." Aber Hr. Gutzlaff gibt an einer anderen Stelle deutlich genug zu verstehen, was der Gesellschaft Zweck und was ihr nur Mittel ist. „Unsere Verbindung mit China, sagt derselbe, gewann seit Kurzem sehr an Ausdehnung; sie wird unter den Auspicien eines freien Handels sich künftig noch mehr erweitern, und alle an dem Meere liegenden Provinzen umfassen. Die blühenden Gegenden um den Jang-tse-kiang bieten für alle merkantilischen Unternehmungen eine herrliche Aussicht dar, und auch zur Ausbreitung der Wahrheit wird sich ein herrliches Feld eröffnen." Es dürfte hiernach nicht Wunder nehmen, wenn die Chinesen, falls sie von diesen Spekulationen Kunde erhalten, sich nicht bewogen finden möchten, die Bezeichnungen: „rothhaarige Teufel" für Engländer, „Teufel der Blumenflagge" für Amerikaner und „Mährchen erzählende Teufel" für Missionaire für's Erste noch außer Gebrauch zu setzen. Zwar beabsichtigt die Gesellschaft, durch eine allgemeine Geschichte, eine Geographie und eine Weltkarte die Bewohner des himmlischen Reiches über ihre Weltstellung aufzuklären; diese Werke will sie aber den Verordnungen des Mittelreiches zuwider entweder in Canton selbst oder auf der nahe dabei vor Anker liegenden Opiumflotte drucken, und den Staatsgesetzen zuwider austheilen lassen. Es kann jedoch einer Gesellschaft von Privaten keinesfalls die Befugniß zuerkannt werden, zu angeblich guten Zwecken sich des anerkannt widerrechtlichen Mittels der Friedensstörung eines gesetzlich geordneten Gemeinwesens zu stören. Durch Ergreifung solcher Mittel stellen jene Missionaire sich den früheren Mitgliedern der Gesellschaft Jesu gleich, welche, um angeblich die Chinesen zu Bürgern des wahrhaften Himmelreiches zu machen, wissentlich die Wahrheit verletzt haben, welche zu verbreiten sie sich den frommen Anschein gegeben. Aber die Nemesis ist nicht ausgeblieben und sie wird auch unfehlbar jene akatholischen Jesuiten ereilen. —

i.

Opium-Einfuhr nach China.

Seit dem Jahre 1818 bis 1828 hat die Einfuhr des Opiums in China in folgender Weiſe zugenommen:

Eingeführt wurden				Kiſten v. 127 Pfd. preuß.	Werth
v. 1. Apr.	1818	= 1. Apr.	1819	4580	4,159,250 Piaſt.
—	1822	—	1823	5822	7,988,930 —
—	1823	—	1824	7082	8,515,100 —
—	1824	—	1825	8655	7,619,625 —
—	1825	—	1826	9621	7,608,205 —
—	1826	—	1827	9969	9,610,085 —
—	1827	—	1828	9475	10,382,141 —

k.

Spielwuth und Selbſtmorde in China.

„Das himmliſche Reich, ſchreibt die Free-Press von Singapore (Anf. 1838), wird von dem Teufel des Spieles heimgeſucht. Man ſpielt jetzt dort allerwärts, in der Stadt und auf dem Lande, an öffentlichen Orten und Privatwohnungen; auf Wagen und Schiffen. Das beliebteſte Spiel iſt das Hue-Hue, eine Art Lotterie. Es hat bereits Tauſende von Familien zu Grunde gerichtet, und, ſeit es Mode geworden, die Zahl der Selbſtmorde wenigſtens vervierfacht. Die Chineſinnen ſind ihm nicht weniger ergeben, als die Männer, und man hat geſehen, daß ſie das nothwendigſte Hausgeräth und die Kleider ihrer Kinder verkauft, um Geld für daſſelbe herbeizuſchaffen. Auch im Königreich Siam greift die Spielſucht ſtark um ſich.“ —

l.

Das geheime junge China.

Das „Asiatic Journal,“ und aus ihm das Magazin für die Literatur des Auslandes (Nro. 109. v. 1836 unter Rubrik: Politiſche Faktionen in China) berichteten aus China, daß es dort einige geheime Verbindungen gebe, deren Zweck die Vernichtung der jetztregierenden Mandſchu-Dynaſtie ſei. Die Mitglieder derſelben nennen ſich unter-

einander Brüder. Wer aufgenommen werde, müsse erst den „Gang durch die Brücke," d. h. zwischen Schwertspitzen hindurch machen, und unter dieser Schwertbrücke vor einem Götzenbild den Eid der Verschwiegenheit leisten. Der erste Bruder (der Meister vom Stuhl) schneidet dann einem Hahn den Kopf ab, als wollte er sagen: „So mögen Alle untergehen, die das Geheimniß verrathen." Hierauf müsse der Aufzunehmende eine Summe Geldes in die gemeinschaftliche Kasse zahlen. Unter den Zeichen, an denen sie sich erkennen, sei die Dreizahl das Bedeutendste, daher sie auch die Triasgesellschaft genannt werden. Ihr Siegel bestehe in einer fünfeckigen Figur, in welchem gewisse Charaktere von mystischem Sinn eingegraben seien ꝛc."

Im folg. J. brachte das Ausland in No. 101 (1837) u. a. Folgendes: „Alle öffentlichen Religionsübungen, welche nicht mit der Staatsreligion zusammenhängen, werden in China von der Regierung mehr oder minder streng verboten und verfolgt; so lange sie aber im Geheimen getrieben werden, tolerirt... Daher haben die Sekten dort nothwendig die Tendenz, geheime Verbindungen zu bilden, und zu gleicher Zeit Opposition gegen die Regierung mit ihren Dogmen zu verbinden... Alle Sekten, wie verschieden auch ihre Dogmen sein mögen, haben das Gemeinschaftliche, daß sie Verschwörungen gegen die tatarische Dynastie sind."

Merkwürdig ist, was der Kaiser selbst in einem Edikt äußerte, welches am 14. Nov. 1834 in der Staatsztg. v. Peking erschien: „„Gegenwärtig herrscht eine große Verdorbenheit; die Beamten sind ungetreu, und eine große Masse des Volks ist falsch und voll Trug. Die Beamten sind nachlässig, und das Volk überläßt sich träumerischen Planen und teuflischen Künsten. Das Band, das Hohe und Niedere zusammenhielt, ist gebrochen, und weder Gewissen noch Scham schreckt die Uebelthäter... Es ist ein seltsamer Zustand."" — Später lasen wir in No. 260 des Auslds (1837) in der Vorbemerkung, zu Dr. Milner's Angaben über die San-hocy, d. h. die Dreifaltigkeits-Gesellschaft: „die Verbindungen, die von der chines. Regierung am meisten gefürchtet werden, sind die geheimen Gesellschaften, die sich, unter verschiedenen mysteriösen Namen entweder zu religiösen oder politischen Zwecken, oder auch für beide zugleich bilden." — Im J. 1828 fand ein brittischer Beamter zu Macao eine Schrift folgenden Inhalts:

„Groß war das Volk der Mitte — blühend die himmlische Dynastie; tausend Länder sandten ihr Tribut — zehntausend Nationen waren lehenspflichtig.

Aber die Tataren rissen sie durch Betrug an sich — dieß grollende Gefühl läßt sich nicht beschwichtigen.

Werbt Soldaten, ſchafft Pferde an — entrollt die wehende Standarte; hebt Truppen aus, ergreift die Waffen — Das Mandſchugeſchlecht laßt uns vertilgen.“

Als der Finder dieſe Schrift dem Mandarin des Diſtriktes überbrachte, bat dieſer ihn, die Sache geheim zu halten, weil er ſonſt ſchon dafür ſtreng beſtraft würde, daß man eine ſolche Schrift in ſeinem Bezirk gefunden. —

m.

Ausbreitung der katholiſchen Religion in China.

Aus Nro. 248 des Auslandes 1837 ſchöpfen wir folgende intereſſante Nachrichten: „Es gibt gegenwärtig katholiſche Kirchen in allen Provinzen China's, welche an vielen Orten öffentliche Kapellen haben, und ihren Gottesdienſt ungeſtört verrichten, ſeitdem die Miſſionen die Klugheit gehabt, ſo viel als möglich Prieſter unter den Chineſen ſelbſt zu bilden. Sie haben dazu zwei Seminarien gegründet, das eine in Macao für die ſüdlichen Provinzen, das andere in der Tartarei jenſeits der chineſiſchen Mauer, wo die Prieſter für die nördlichen Provinzen und für Peking erzogen werden... In Peking hat ſich eine katholiſche Kirche erhalten, die mehr als 26,000 Chriſten zählt... In vielen Hauptſtädten (der Provinzen) iſt der chriſtl. Cultus ganz öffentlich; — ſo lange (nämlich) die Regierung die Anweſenheit von Europäern nicht vermuthet, übt ſie die vollkommenſte Toleranz gegen die Chriſten.“ — Da die Geſtaltung der katholiſchen Kirche der ſtatariſchen Bildung der Chineſen um viele Jahrhunderte näher ſteht, als der Proteſtantismus, ſo iſt es wohl begreiflich, wie ſie dort leichter Eingang findet, als die proteſtantiſche Miſſion.

n.

Engliſche Journale zu Canton.

Zu Canton erſchienen 1837 drei engliſche Blätter: das älteſte, der „Canton register,“ ein Wochenblatt, erſcheint ſeit 10 Jahren; „Chinese repository“ iſt eine Monatſchrift (von 48 Seiten), welche ſeit 6 Jahren beſteht, und mehr als 700 Abonnenten hat, von denen mehr als $\frac{1}{3}$ in Nordamerika, und an 40 in England; es liefert auch Auszüge aus chineſiſchen Blättern. Die „Cantonpress,“ ein Wochenblatt, erſcheint erſt ſeit zwei Jahren, und iſt hauptſächlich dem Handel gewidmet.

2.

Japaneſiſche Tablette.

Ländlich, ſittlich. Was in Japan Rechtens iſt, kann man aus einer Zeitſchrift erſehen, die zu Calcutta von Herrn Nagten herausgegeben wird. Hier wird uns aus dem J. 1837 eine Geſchichte erzählt, die wir, auf das Charakteriſtiſche ſie beſchränkend, im Nachfolgenden mittheilen wollen.

Ein Wucherer, Namens Femoya-kiu-ſchero, der zu Oſaka wohnte, vermißte eines Tages 400 Kobans. Er warf ſeinen Verdacht auf einen ſeiner Diener, einen gewiſſen Fehudets. Als dieſer beharrlich ſolchen Diebſtahl begangen zu haben läugnete, verklagte ſein Herr ihn bei dem Gouverneur Matſura-Kavatſchi-Mokami, und verlangte, daß der Dieb durch Folter zum Geſtändniß gebracht und dann mit dem Tode beſtraft werde. Aber Fehudets behauptete auch vor der Obrigkeit, daß er unſchuldig ſei. Der Gouverneur ließ daher den Ankläger vor ſich kommen, und fragte ihn, ob er ſeine Klage durch irgend einen Beweis unterſtützen könne. Femoya erwiederte, daß er zwar keinen Beweis beizubringen habe, er kenne aber den Angeklagten als einen verhärteten Böſewicht, und ſei überzeugt, daß derſelbe auch in den ſtärkſten Folterqualen Nichts eingeſtehen werde. „Beſteht Ihr denn darauf," ſprach der Gouverneur, „daß Fehudets ſchuldig ſei, und ſeid Ihr bereit, — Ihr und die Leute Eueres Hauſes, — die Beſchuldigung zu unterzeichnen, ſo ſoll der Schuldige beſtraft werden." Der Wucherer, ſeine Verwandten und ſeine Dienerſchaft unterzeichneten die Klage, die auf Todesſtrafe antrug, im 2. Monat des 1. Jahres Gen-bun (1836), und — Fehudets wurde enthauptet. —

Wenige Tage nach deſſen Hinrichtung wurde ein Dieb bei dem Tempel des Fen-Ma ergriffen, der, auf die Folter gebracht, auch den Wucherer Femoya beſtohlen zu haben bekannte.

Groß war die Beſtürzung Kavatſchi's! Er ließ Femoya und ſeine Leute kommen und ſprach die Worte: „Auf Euere Erklärung habe ich einen Unſchuldigen hinrichten laſſen. Zur Sühnung dieſes Mordes ſollt ihr alle zu Tode gebracht werden, wenn nicht die Erde mir den Bauch auf-

ſchneiden, um mich dafür zu ſtrafen, daß ich in dieſer Sache ſo nachläſſig geweſen.

Femoya und ſeine Familie waren in Verzweiflung, die gegenwärtigen Magiſtrate und Offiziere baten um Gnade; — endlich bewilligte der Gouverneur einen Aufſchub der Urtheils-Vollſtreckung, bis der allerhöchſte Wille des Djogun (des Kaiſers) ihm bekannt geworden ſei.

Sofort berichtete er ausführlich den ganzen Verlauf der Sache nach Yeddo, wo der Kaiſer reſidirt, und erhielt bald darauf folgende Antwort:

„Der Djogun, Beſchützer der Religion, deſſen Ruhm allverbreitet iſt, der an Vortrefflichkeit die Sonne, den Mond, die eben ſich erſchließende Blüthe des Jasmins u. ſ. w., u. ſw. übertrifft, deſſen Füße einen ſüßen Duft in die Naſen der Könige aufſteigen laſſen, wie der Wohlgeruch der Blumen den Bienen angenehm iſt —

„An Matſchura-Kavatſchi-Mo-Kami, Verwalter von Oſaka."

„Indem wir Euch einen Theil unſerer Macht, indem wir Euch die Verwaltung eines Theiles des japaniſchen Reiches anvertraut, mußten wir glauben, daß die unendliche Weisheit, welche bei unſeren Urtheilen die Herrſchaft führt, ſtets Euerem Geiſte gegenwärtig ſein und Euch als Fackel dienen werde, deren ſtrahlender Glanz, Eueren Geiſt durchdringend, die dichten Wolken des Irrthums und der Unwiſſenheit zerſtreuen würde, welche die Wahrheit den Augen des gemeinen Volkes verbergen."

„Wir ſehen mit Schmerz, daß die Gottheit aus Euerem Rathe gewichen. Damit ein ſolches Unglück geſchehen konnte, müßt Ihr irgend einen großen Fehl begangen haben, zu deſſen Sühnung Ihr den Tod ſterben müßt, der den Großwürdenträgern dieſes glücklichen Reiches vorbehalten iſt. Unſer Wille iſt daher, daß nach Empfang des Gegenwärtigen, Ihr euch den Bauch mit allen bei ſolchen Gelegenheiten üblichen Feierlichkeiten aufſchneidet, und daß Ihr alle Eure Güter und Aemter dem Aelteſten Eurer Söhne hinterlaſſet, dem wir ein weiſes und kluges Benehmen in Ausübung des Amtes anempfehlen, welches er nach Eurem Tode antreten wird. Was den Femoja betrifft, ſo iſt er hinlänglich durch den Verluſt ſeines Geldes beſtraft; unſer Wille iſt, daß er nicht weiter hinſichtlich dieſer Sache beunruhigt werde. Wir erwarteten von ihm weder die Einſicht, noch die Schärfe des Urtheils, welche das Angehör eines Großwürdenträgers des Reiches ſein müſſen, und Euch zur Entdeckung der Unſchuld des Fehudets hätten hinführen ſollen."

„Yeddo, den 2ten Monat des erſten Jahres Gen-bun."

Bei Empfang dieſes Befehles ließ der Gouverneur ſogleich ſeinen Ceremonienmeiſter kommen, und nachdem er mit ihm ein Paar Stunden

in einem besonderen Zimmer zugebracht, ließ er auf den folgenden Tag alle seine Verwandten und seine Freunde zu einem glänzenden Mahle einladen.

Zur bestimmten Stunde kamen die Gäste. Kavatschi empfing sie und machte die Honneurs des Hauses mit vollkommener Ruhe und Heiterkeit. Als das Mahl geendet, ließ er den Zakki (ein gegohrenes Getränke) kommen, und zog sich in ein Nebengemach zurück, um die Kleider zu wechseln.

Nach einigen Minuten erschien er wieder mit einem anliegenden Kleide von ganz besonderem Schnitte, welches eigens für solchen Fall gefertigt war; über das Kleid hatte er einen weißen Mantel ohne Wappen geworfen, dessen Gewebe von Hanf war. Jetzt, in Gegenwart seiner Freunde, ließ er sich durch einen Schreiber den Befehl des Djogun vorlesen, richtete dann eine lange Rede an seine Gäste, worauf, das Haupt niederbeugend zum Zeichen der Unterwerfung unter den allerhöchsten Willen, er seinen Säbel zog, und sich durch einen Kreuzschnitt den Leib aufschlitzte — unter lautem Beifalle der Zuschauer, die entzückt waren von der Anmuth und edlen Haltung, welche Kavatschi bei dieser solennen Gelegenheit an den Tag gelegt hatte. —

3.

Siamesische Kindbettquälerei.

Aus dem Tagebuche des Dr. Brandley, Arztes und protest. Missionärs des amerikanischen Vereins, ist zu ersehen, daß in Siam noch ein unmenschlicher Gebrauch herrscht. Sobald eine Frau, gleichviel welches Ranges und Standes, niedergekommen, wird sie auf eine schmale Bank von hartem Holz gelegt, und mit dem entblößten Rücken der Glut des Feuers ausgesetzt, welches in einer Entfernung von 10—12 Zoll brennt. Nach kurzer Frist wird sie umgewendet, und so währt diese Mißhandlung bei allmählig verstärktem Feuer — nach der ersten Niederkunft 30 Tage lang; bei den folgenden Kindbetten wird die Bratzeit auf 25, 20, 18, 15 und 11 Tage abgekürzt! *Marnfanoi*, ein siamesischer Chow-Fah (Herr des Himmels, d. h. Fürst) wünschte sehr, daß der bekannte Missionair Gützlaff, der gerade zu Bankok war, als

die Fürstin eines Knaben genas, die Umgebungen derselben überrede, von jenem fürchterlichen Gebrauche abzulassen. Allein die Macht des Vorurtheils widerstand siegreich der Macht der Vernunft und des unverdorbenen Gefühl's, — und die arme Fürstin blieb einer Hitze ausgesetzt, welche den Puls gewöhnlich auf 100, zuweilen auf 120 Schläge in der Minute trieb.

4.

Borneo.

In dem kürzlich (1837) erschienenen Werke „The Eastern Seas," (by Georg Windsor Earl) wird bemerkt, daß Borneo in demselben Verhältniß zu Ostindien (und China) steht, wie Amerika zu Europa. Es wandern nämlich diejenigen dahin aus, die Schutz gegen religiöse Verfolgungen suchen, oder durch Uebervölkerung verdrängt werden. Auch auf Borneo müssen die Ureinwohner (man faßt die ganz verschiedenartigen Stämme unter dem Collektivnamen Daiaks zusammen) — sich immer weiter in's Innere zurückziehen. Man schätzt jetzt die Zahl der Eingewanderten auf etwas über 200,000 (Chinesen 150,000, — Malayen 50,000, Bugis 10,000, Araber 400, u. s. w.); die der Daiaks, die im Bereich der Ansiedlungen wohnen, auf 250,000. Außerdem leben noch drei Stämme in Booten, in denen sie die Küsten, umfahren; diese Stämme heißen Lanuns, Orang-Badscha's und Orang-Tidong's. Die Daiaks selbst behaupten, im Innern der Insel gebe es auch Wollhaarige und Menschen mit Schweifen, gleich Affen.

5.

Kaschmir —

so schrieb Hr. v. Hugel zu Anf. 37. an seine Freunde in der Heimath, aus eben diesem zauberischen Hochthale Indiens, — „Kaschmir

trägt das Gepräge der verschiedenartigsten Kulturen, welche im Laufe der Zeiten um den Besitz des reizenden Thales gekämpft und es abwechselnd an sich gerissen haben. Zuerst patriarchalische Verfassung und die Einfalt patriarchalischer Sitte; sodann Herrschaft der rohen Gewalt, der mohamedanischen Eroberer Mittelasiens; diese wiederum vertrieben von den prachtliebenden Kaisern Delhi's, deren üppiger Hofstaat unter diesem gesegneten Himmel einen unerschöpflichen Born des Genusses fand; aber — die rauhen Afghanen verdrängen — die Verweichlichten und nun hausen die rohen Horden der Siek in den Palästen der Kaiser... Und dennoch vermochte der Drang der Ereignisse, diese Fluth immer neu anströmender Eroberer, die, kaum zum Besitze gelangt, alsbald neuen Herren weichen, den Grundtypus der indischen Bevölkerung in keiner Weise zu verlöschen. Dies ist eben jene geheime Gewalt der Hindu-Religion, die, wo sie einmal mit dem Blut und innern Wesen eines Volkes verwachsen, durch keine Macht, keine noch so tiefgreifende Umwälzung bezwungen wird."

6.

Indien.

---

a.

Sanskritische Literatur.

Die Arbeiten in den erst in neuester Zeit entdeckten Goldminen dieser Literatur haben im J. 1835 einen so gedeihlichen Fortgang gewonnen, daß wir uns schon in nächster Zukunft die bedeutendsten Resultate für die allgemeine Kulturgeschichte daraus zu versprechen haben. Ist irgend ein Volk dem deutschen zugleich in durchgreifender Religiosität und in vorherrschender Liebe zur Spekulation zu vergleichen, so sind es unstreitig die Indier. Was aber der Literatur der letzteren einen so hohen Werth gibt, ist das unbestreitbare hohe Alterthum desselben, ihre staunenswürdige Tiefe, ihre Ursprünglichkeit und ihre selbstständige, von äußern Einflüssen durchgängig frei gebliebene Entwicklung.

Während nun die asiatischen Gesellschaften in London und Paris und unsere großen Sanskritisten: Bopp, A. v. Schlegel, Po-

ley, Franke und v. Bohlen mit rühmlichem Fleiß und Eifer für kritiſche Herausgabe der Urſchriften und treue Ueberſetzung derſelben Sorge tragen, iſt deutſche Forſchung auch bemüht uns das Verſtändniß jener Werke durch genetiſche Entwicklung derſelben zu eröffnen. Was Windiſchmann, der Vater, in ſeiner noch immer ſchätzbaren Philoſophie im Fortgange der Weltgeſchichte erſtrebt, dies verſpricht ſein Sohn Friedrich, ein Zögling A. W. v. Schlegel's, zu leiſten. Von ihm haben wir mit Nächſtem eine aus genauer Quellenkunde geſchöpfte Ueberſicht des Entwicklungsganges der indiſchen Contemplation und Speculation zu erwarten, welche uns das intereſſante Phänomen zur Anſchauung bringen wird, — wie der menſchliche Geiſt in Indien auf ähnliche Weiſe bis zu dem großartigen Syſteme Sadananda's aufgeſtiegen, wie in Europa bis zu der Summa Thomas von Aquins, der wahrſcheinlich ein Zeitgenoſſe Sadananda's geweſen. Hoffentlich wird er uns die goldene Kette zeigen, welche die erhabene Lehre der Veda's: „Glückſeliges Erkennen iſt Brahma," verknüpft mit dem tiefſinnigen Ausſpruche der Chhandogya (im 8. Cap.) „So groß auf ſich beruhend (im Weltall) dort der Aether, ſo groß iſt hier im Herzen auch der Aether; beides iſt hier niedergelegt, — der Himmel und die Erde; beide, das Feuer und der Wind; beide, die Sonne und der Mond, der Blitz und die Geſtirne." Zeigen wird er uns wohl, einerſeits, wie neben den Vedantiſchen Schulen ſich jene ſechs anderen geſtalten konnten, deren gemeinſamer Lehrſatz war: „Es gibt keinen Himmel, keine andere Geburt, keine Hölle, kein Recht und kein Unrecht; es exiſtirt kein Schöpfer, Erhalter und Zerſtörer der Welt; ein anderer Beweis, als die ſinnliche Wahrnehmung iſt nicht ſtatthaft; es iſt kein vom Körper verſchiedener Genießer der Früchte[1]);" — anderſeits wie jene ächt indiſche Lehre von der Maya ſich gebildet, zu der Sadananda ſich bekennt, wenn er ſeine Lehre von Gott und ſeiner Welt- und Menſchwerdung mit dem Satze beſchließt: „Alles iſt Brahma und trägt nur den Schein des Anderſeins," und behauptet: „Realität iſt allein der ſeiende, denkende, ſelige Brahma; Unding iſt das durch die Unwiſſenheit zum Schein des Dings Erhobene, die Welt. Die Unwiſſenheit iſt aber weder ſeiend, noch nichtſeiend, ſondern eben jener leidenſchaftliche Wunſch Brahm's, ein Vielfaches zu werden." —

1) Aus dem handſchriftlich Herrn A. W. v. Schlegel angehörigem philoſ. Geſpräche: Vidvan-moda taraṅgini. —

b.

Vorbrahminiſcher Götzendienſt in Hindoſtan.

In der Sitzung der aſiatiſchen Geſellſchaft zu London, welche am 6. Jan. 1838 ſtattgefunden, wurde eine Notiz von Dr. Stevenſon verleſen, aus welchem wir Folgendes entnehmen.

Es war lange die gemeine Meinung, daß der Brahmismus die urſprüngliche Religion in Indien, und daß ſie allverbreitet dort geweſen, bis erſt der Buddhismus und dann der Mohammedanismus dort aufgekommen ſeien. Bei genauerer Nachforſchung entdeckt man aber leicht, daß der Brahmismus ſich keineswegs über die ganze Bevölkerung verbreite. Offenbar herrſchte dort eine andere Art von Götzendienſt unter dem Volke, bevor jener eingeführt wurde, und hat auch jeder bedeutenden Vermiſchung mit demſelben widerſtanden. Stevenſon's eigene Beobachtungen gingen zwar nicht über die Mahratten Dekans hinaus; aber er vermuthet, daß ähnliche Thatſachen ſich auch in andern Theilen Indiens ermitteln laſſen.

Die Brahminen ſelbſt haben eine Ueberlieferung, daß ſie von den Gegenden im Norden des Himalaya urſprünglich hergekommen, was mit dem ſchöneren Bau und den kräftigeren Geſichtszügen dieſer Kaſte übereinſtimmt. Hr. Stevenſon erinnert auch daran, daß die Bhils, die Ramuſihs, die Kuhlis und andere Bergſtämme in religiöſen Angelegenheiten keinen Verkehr mit den Brahminen haben, und deren Dazwiſchenkunft nur in bürgerlichen Dingen geſtatten, auch werden die Götter dieſer Volksſtämme von den Brahminen nicht anerkannt.

In Dekan wird ein Gott Namens Betal verehrt, welchem außerordentliche Macht zugeſchrieben wird. Sein Bild iſt in einem Bering von Steinen aufgeſtellt, der dem druidiſchen Kreiſe nicht unähnlich iſt. Manchmal ſind auch zwei ſolche Kreiſe um daſſelbe gezogen. Die Steine ſind roth bemalt mit weißen Spitzen, vielleicht um Feuerflammen anzudeuten. Der Gott ſelbſt iſt ein ungeſtalter Stein, wie die übrigen, obgleich er zuweilen, jedoch ſelten, menſchenähnliche Geſtalt hat, ohne Arme und Beine. Beſonders bei Krankheiten wird Betal verehrt, und Gelübde ihm für den Fall der Geneſung dargebracht. Ein Hahn iſt das gewöhnlich Gelobte. — Hr. Stevenſon verſpricht noch fernere Mittheilungen. —

Nach Verleſung dieſer Notiz erhob ſich Profeſſor Wilſon, und erklärte: er ſtimme Hrn. Stevenſon darin bei, daß der Brahmismus auf die Städte und die Hochſtraßen beſchränkt ſei. Dringe man in abgelegenere Theile Hindoſtan's, ſo werde man nur wenige Spuren von Wiſchnu,

Kriſchna, Schiwa und anderen Göttern des indiſchen Pantheons finden. Doch meint er, Vetal ſei keine individuelle Gottheit, ſondern nur das Anrufungswort für einen Geiſt oder Dämon. Mannigfaltige Formen des Aberglaubens würden die Vetal-Verehrung genannt.

Auch Colonel Briggs bemerkte, daß ſeiner Erfahrung nach der Brahmismus im Süden Indiens ſich nicht verbreitet. In Nägpur, Kendiſch und in Carnatic hätten die Eingebornen keine andere Religion, als die, das Uebel zu verſöhnen (propitiating evil); ſie bezeigten keinerlei Dank für von der Gottheit empfangenes Gutes; aber ſie fürchteten das Uebel, brächten deshalb Dämonen Opfer dar, ſelbſt Tigern, Schlangen, dem Donner, Sturm ꝛc. Er beſtätigte übrigens die Bemerkung des Hrn. Wilſon, daß Vetal nur der Name für Dämon überhaupt. —

c.

Oſtindiſcher Almanach.

Bei dem Wechſel des Jahres dürfte es nicht unpaſſend erſcheinen, an die Zeitrechnung und den Kalender eines Volkes zu erinnern, welches ſeiner Sprache, Ueberlieferung und Bildung nach unſtreitig zu den älteſten der Erde gehört. Der zu Neddia für das ablaufende Jahr erſchienene indiſche Kalender fängt mit dem Anfang der Welt ſelbſt an. Pärvati fragt ihren Gemahl Sivas, die dritte Perſon der indiſchen Trimurti (Dreieinigkeit): „wie die Welt entſtanden ſei?“ Sivas, der Gott der Zerſtörung oder Rückführung zur Ureinheit, antwortet, das Univerſum ſei durch der Gottheit Willen zum Daſein gekommen; unerſchaffen aber ſeien der leere Raum, die Weltgegenden, das Waſſer und die Finſterniß. Ein Saamenkorn ſei vom Himmel in's Waſſer gefallen und zu einem Ei geworden, aus dem die Sonne hervorgegangen; die Sonne aber habe die übrigen Geſtirne und alle beweglichen Dinge hervorgebracht. — Dann folgt die Angabe und Beſchreibung der vier Weltalter, in deren letztem, dem ſündhaften, wir jetzt leben. Viſhnus (die zweite Perſon der Dreieinigkeit) und Dſhaggernaut ſollen jeder noch 5064 Jahre auf Erden zu herrſchen haben. Indeß ſoll, wie faſt in ganz Indien geglaubt wird, der Ganges nur noch 64 Jahre fließen.

Das Hauptintereſſe des Kalenders beruht aber in dem aſtrologiſchen Theile deſſelben. Wie die Aegypter, Chaldäer, Griechen, Etrurier, Römer und viele andere Völker ihre glücklichen und ungünſtigen Tage hatten, wie noch jetzt bei Chineſen und ſelbſt bei vielen Europäern, ſo herrſcht dieſer Glaube auch ſeit unvordenklich bei den Indern. Im Jahre 1242 bengaliſcher Zeitrechnung (1835 der chriſtl.), gab es 173 Glückstage für

die wichtigſten Verrichtungen im indiſchen Leben; nämlich: 33 Tage zum Dienſte der Planeten, 99 zur Feier von Hochzeiten, 3 zur Heimführung einer Braut, 25 zur Speiſung der Kinder mit Reis, 2 zum Anfang des Unterrichts, 5 zur Einkleidung eines Brahminen und 6 zu Todtenopfern. —

d.

Drei Mittheilungen aus Indien. 2)

Ein Engländer, der eine Reihe von Jahren in Indien zugebracht hat, entwarf mir in dieſen Tagen ein Bild jenes Landes, welches in der Hauptſache zwar mit dem anderweitig ſchon bekannten übereinſtimmt, einige einzelne Züge jedoch darbietet, die der Mittheilung nicht unwerth erachtet werden dürften.

* * *

Mein Berichterſtatter ſah ſelbſt jenen Feſtzug, auf welchem der Götze Jaganathas jährlich einmal aus dem engliſchen Gebiet in das däniſche gefahren wird, um hier drei Tage bei einer verwandten Göttin zu verweilen. Ein Gebäude, ſo groß, wie ein gewöhnliches, dreiſtöckiges Haus, ruhte auf achtzehn breiten Rädern. Es war rings mit den unzüchtigſten Bildern bemalt. Im unterſten Stock befand ſich der Götze ſelbſt, umgeben von ſeinen Prieſtern, im zweiten eine Schaar von Bajaderen, im dritten eine Menge lärmender Muſikanten. Man brachte drei Elephanten herbei, um ſie mit Seilen, ſo dick, als Schifftaue, an den Wagen zu ſpannen; aber das Volk gab es nicht zu, ſondern zog ſelbſt den Götzen mit ſeinem beweglichen Tempel fort. Auf dieſem Zuge warf jedoch nur ein einziger Hindu ſich unter die Räder. Um die Leiche deſſelben kümmerte ſich Niemand, ſo daß der engliſche Offizier, der dort kommandirte, ſich veranlaßt fand, ſie nach zwei Tagen begraben zu laſſen, bevor der Feſtzug auf demſelben Wege zurückkam. —

An den Hugly, eine der Mündungen des heiligen Ganges, wandern noch jetzt zweimal im Jahre viele tauſend Männer und Frauen, und noch wenige Jahre vor der Ankunft des Berichterſtatters opferten bei dieſer Gelegenheit noch viele Eltern ihre Kinder. Sie wateten ſo weit als thunlich in den Fluß und ſchleuderten das zum Opfer beſtimmte Kind den Alligators (den Thieren Yama's, des indiſchen Pluto's) hin, die ſich um dieſe

2) Geſchrieben im September 1836.

Zeit dort einfanden. Jetzt aber hindern englische Schildwachen, die für diese Zeit dahin beordert werden, die Erneuerung solcher gräulichen Opfer. Doch müssen sie es allerdings geschehen lassen, daß zuweilen noch Erwachsene sich selbst jenen heiligen Ungeheuern zum Fraße darbieten.

Das Schauderhafteste aber, dessen unser Reisender sich erinnert, war das Sutti, dessen Zeuge er gewesen. An einem Walde, ungefähr 10 engl. Meilen von Calcutta, sah er einen wohl fünf Schuh hohen Scheiterhaufen errichtet, der über und über mit Oel und geweihter Butter begossen und reichlich mit Weihrauch bestreut war. Ein großer Zug naht sich; Cymbeln, Hörner und eine andre Art Trommeln machen eine wilde Musik, bei welcher Tänzer und Tänzerinnen durch einander toben. Ihnen folgt die Leiche des Mannes, dessen Wittwe mit ihm verbrannt werden soll; — dann diese selbst von einer großen Volksmenge umgeben. Die Leiche wird auf den Scheiterhaufen gelegt, die Wittwe nimmt Abschied von ihren Verwandten und wird, bei dem Lärm der Instrumente und dem Geschrei des Volkes, die Lebende — zum Todten gebettet. Sofort wird der Holzstoß angezündet und eine Flamme lodert empor! — Aber, ach! ein entsetzlicher Schrei wurde vernommen, und vom Scheiterhaufen stürzte wehklagend das arme Weib und suchte Rettung in der Flucht. Umsonst! Brahminen fangen die Flüchtige auf, tragen sie zurück auf den Holzstoß; Andere schneiden in der Nähe ein wohl zwanzig Schuh langes, starkes Rohr ab, biegen es quer über die liegende Unglückliche hin, und während sie es nun an beiden Enden nieder halten, wird der Scheiterhaufen vollends in Brand gesetzt, und das Getöse der Cymbeln und Trommeln überraf't den letzten Schrei der Verzweiflung! — Die Priester, so wurde später dem Reisenden berichtet, waren von den Verwandten des Verstorbenen reich beschenkt worden, um die Wittwe zum Feuertod zu bereden, damit sie sogleich in den Besitz der ganzen Hinterlassenschaft des Mannes gelangen möchten!

* * *

Zur Zeit, als Lord Wellesley das englische Indien beherrschte, kamen viele, namentlich anabaptistische Missionäre nach Calcutta. Seine Herrlichkeit sah sie als Unruhestifter an und gestattete ihnen nicht, sich dort niederzulassen. Die anabaptistischen Sendlinge begaben sich nach Serampur, wo sie, nach eingeholter Erlaubniß des Königs von Dänemark, sich ein Collegium bauten, das nicht weniger als 20,000 Pf. St. kostete. In demselben hatten sie eine Papierfabrik, Schriftgießerei, Buchdruckerei u. s. w. und von hier aus trieben sie einen einträglichen Handel. Auch erwies sich eine Sparkasse, die sie errichteten, als sehr ergiebig. Carey und Marthman waren

die Hauptvorsteher. Der Letztere, — in England nur Gehülfe eines armen Dorfschullehrers, — bewirthete 1824 seine Gäste in eitel Silber! Um indeß auch Schüler für ihr Collegium zu bekommen, sahen die Vorsteher sich zuletzt genöthigt, denen, die die Anstalt besuchen wollten, eine monatliche Gratifikation von 4 Rupien (etwa 2 Bbtr. Kron.) zu bieten.

Kurz bevor der Berichterstatter nach Europa zurückkehrte, kam ihm ein Magazin zur Hand, in welchem jene Missionäre rühmten, daß sie schon 1,700 Eingeborner bekehrt hätten. Als er jedoch bei einer der ersten Magistratspersonen von Serampur darüber Nachfrage hielt, erfuhr er zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß die Zahl der Bekehrten sich in Wahrheit nur auf — siebzehn — belaufe, und zwar solche, die, wegen schlechter Aufführung aus ihrer Kaste verstoßen, selbst von den Mahomedanern, bei denen sie sich zuerst gemeldet, nicht aufgenommen worden waren. Das Colledge, von London aus zur Rechenschaft über Verwendung der ihm übersendeten Gelder aufgefordert, erklärte, dazu nicht verpflichtet zu sein, da die Vorsteher ihr eigenes Vermögen dazu geschossen. — Auf diese Weise emancipirte sich diese Mission. —

Während dieselbe so angelegentlich für ihr zeitliches Wohlergehen sorgte, arbeitete der edle Brahmine Ram-Mohum-Roy an der Bekehrung seiner Landsleute zu dem wahrhaftigen Gott. Nachdem er die heiligen Schriften seines Volkes, der Tibetaner, Parsen, Mahomedaner, Juden und Christen — alle in ihrer Ursprache studirt, schloß er sich den christlichen Unitariern an, deren sich mehrere zu Calcutta befanden. Er ließ daselbst dem einigen Gott einen schönen Tempel bauen, besoldete einige unitarische Geistliche, welche dort den Gottesdienst verrichteten, und versammelte in seiner, diesem gegenüber liegenden Wohnung, Gläubige der verschiedenen Religionen, mit denen er die wichtigsten Glaubenslehren diskutirte. Diese Erörterungen wurden jedoch allmählig so stürmisch, daß Ram-Mohum-Roy darauf verzichten mußte, auf diesem Wege eine völlige Einigkeit unter den Verschiedengläubigen herbei zu führen. Von den Brahminen gehaßt, von den nicht-unitarischen Christen, besonders von den Anabaptisten, und — namentlich von Dr. Marthman vielfach befehdet, — in keiner der orientalischen Ueberlieferungen sein Genügen findend, — segelte er im November 1830 nach England, — besuchte 1832 Frankreich, — kehrte Anfang 1833 nach England zurück, wurde aber zu Bristol in der Blüthe der Jahre, — er war um 1780 geboren, — in wenigen Tagen von einer Krankheit dahingerafft. Er starb am 18. September 1833. —

* * *

Als in Indien im Jahre 1817, — ſo erzählt uns ein Deutſcher, der ſich damals dort aufgehalten, — die Cholera, nach längerem anſcheinlichen Verſchwinden, — wieder heftig zu Noddia, nahe am Ausfluſſe des Ganges, zum Ausbruch gekommen, bemächtigte ſich Aller ein gewaltiges Entſetzen. Da hieß es mit einemmal, zu Haura, ganz nahe bei Calcutta, ſei eine Heilige, deren Fürſprache vor jener furchtbaren Krankheit bewahre. Zahlreiche Boten wanderten nach allen Seiten hin, um zu bezeugen, daß alle, die der Heiligen Opfer dargebracht, von der Seuche verſchont geblieben ſeien. Die frohe Botſchaft ſchien ſehr Vielen glaubhaft, und bald ſtrömten von allen Seiten Opferer nach Haura. Hier war ein kleiner Tempel errichtet, in welchem ein Weib aus der Brahminenkaſte, mit Namen Ulia-Bibih, auf einem Ruhekiſſen ſaß, ſtets anſcheinlich im Gebete begriffen, umgeben von jungen Brahminen, die ihr dienten und die Opfer der Hülfeſuchenden in Empfang nahmen. Nach Vermögen ſpendeten dieſe eine oder mehrere Rupien und kehrten dann beruhigt in ihre Heimath. Auf dieſe Weiſe von aller Furcht befreit, waren ſie eben deshalb auch für die Krankheit weit weniger empfänglich, und ſo erklärt es ſich leicht, wie der Ruf der Heiligen ſich bald außerordentlich vermehren mußte. Tauſende ſtrömten hinzu, und immer reichlicher regnete das Gold in den Schooß der wunderthätigen Brahminin.

Herr Elliot aber, der engliſche Polizeipräſident zu Calcutta, ſah in ſeinem Dienſteifer hier nur eine Beutelſchneiderei und als der Zulauf täglich wuchs, glaubte er gegen die heilige Steuereinnehmerin amtlich einſchreiten zu müſſen. Er beorderte einige ſeiner indiſchen Polizeidiener, die angebliche Wunderthäterin vor ſein Gericht zu laden, und ſie ſofort dahin zu geleiten. Aber die Diener glaubten ſelbſt an Ulia-Bibih, — und unterſtanden ſich kaum, ihr melden zu laſſen: „Herr Elliot wünſche mit ihr zu ſprechen, und erſuche ſie, ſich gefälligſt zu ihm zu bemühen.“ Als ſie demungeachtet ſchnöde von der Heiligen abgefertigt wurden, wagten ſie weder, Gewalt zu brauchen, noch an demſelben Tage ſich ihrem Herrn zu zeigen. Am folgenden Tage hart von ihm angelaſſen, geſtanden ſie, befürchtet zu haben, die Wunderthäterin werde ſie tödten durch die Macht ihres Gebetes, wenn ſie Hand an ſie zu legen ſich verwögen. Herr Elliot ließ ſich hierdurch nicht abſchrecken, ſondern befahl nun einigen engliſchen Sergeanten, unverzüglich die Brahminin herbeizuführen.

Viele der Indier, die unter ihm arbeiteten oder eben zugegen waren, dachten nun nicht anders, als daß entweder jene Polizeidiener oder Herr

Elliot plötzlichen Todes verſterben würden, und harrten ängſtlich des Ausganges dieſer Geſchichte.

Die Heilige kam, begleitet von den weißen Teufeln[3]), ſo nennen hartgläubige Indier häufig die Europäer, — und auf das Höchſte ſtieg bei den gegenwärtigen Indiern die Erwartung der wunderbaren Dinge, die da kommen ſollten.

Aber Hr. Elliot fuhr die Rupienſammlerin barſch an, und ſtellte ſie zur Rede über ihr unerlaubtes Unternehmen. Siehe! da ſank die Heilige vor dem geſtrengen Herrn auf die Kniee, und — geſtehend, daß ſie nur durch Armuth zu ſolchem Beginnen ſich habe bewegen laſſen, wobei eine große Zahl Brahminen ihr behülflich geweſen, — bat ſie, doch gnädig mit ihr zu verfahren. Nun ließ zwar der Polizeipräſident ſich einigermaßen durch ihr Flehen erweichen; um jedoch ihren Landsleuten vollen Beweis ihrer Ohnmacht zu geben, ließ er die arme Ulia-Bibih auf drei Tage in das Gefängniß abführen.

Hiermit hatte die Wundergeſchichte ihr Ende gefunden; aber von nun an wurde die fürchterliche Krankheit von dem Volke Ulia Berm, und von den reiner ſprechenden Indiern Ulia-ka-beram[4]) genannt. —

e.

Das Haupt-Bußfeſt der Hindu.

Ein katholiſcher Miſſionär ſchreibt (1837) über das zu Ehren der Göttin Kali zu Calcutta begangene Bußfeſt, welches das feierlichſte im ganzen Jahre iſt, u. a. Folgendes: „an verſchiedenen Orten, beſonders an den Straßenecken und auf den Kreuzgaſſen bemerkte ich Menſchen, die ihre Zungen mit einer langen Eiſenſtange durchbohrt und dieſe darin hängen hatten, und nach dem Takte von Inſtrumenten damit umher tanzten. Andere hatten ſich tiefe Wunden in den Seiten und an den Schultern beigebracht, durch welche Schlangen von beträchtlicher Länge gezogen waren, die ſich in Ringen um den Körper wanden. Wieder andere laſſen ſich mehrere an einem Seile befeſtigte Haken in den Rücken ſchlagen, und bleiben, nachdem ſie an dieſem in die Höhe gezogen worden, eine Viertelſtunde und mehr in der Luft ſchweben, je nach dem Grade ihrer Bußfertigkeit, wobei ſie Klagetöne ausſtoßen, die als Zeichen der Zerknirſchung und als Lobgeſänge auf Kali angeſehen werden.“ — Auf Nachfrage erfuhr der Miſſionär, ſolche Büßer ſeien alle aus der Hefe des Volkes; die Reue habe jedoch keinen Antheil an den Martern, die ſie ſich auflegen, ſondern

3) Satta Bud's.

4) Ka beram bedeutet „die Krankheit.“

die Reichen erkauften sie zur Verherrlichung des Festes. — Der Missionär beklagt mit Recht diese für Geld übernommenen Bußübungen. Leider gibt es aber auch in Europa noch Orte in katholischen Ländern, wo Arme für Reiche mühvolle Büßungen verrichten.

f.

Abschaffung der englischen Besteurung indischer Pilger.

In der Versammlung der Inhaber ostindischer Stocks zu Anfang 1837 kam der schon früher angeregte Vorschlag zur Sprache „die bisher von Großbritanien der Abgötterei in Ostindien, wenigstens indirekt, zu Theil gewordene Begünstigung derselben zu entziehen, indem das Einkommen aufgegeben würde, das von den brittischen Behörden bis in die neueste Zeit von den Hindu-Pilgern bezogen wurde." Herr Poynder bemerkte bei dieser Gelegenheit: „Ich habe hier eine Berechnung der von 1812 bis 1834 an den 4 Haupttempeln erhobenen Pilgersteuer, einschlüssig der Zahlungen an die Brahminen, Bajaderen u. s. w. In Juggernaut betrug sie 301,331 Pfd. St., wovon der Regierung ein reiner Gewinn von 118,155 Pfd. blieb; zu Goa die ganze Einnahme in derselben Periode 656,787, der Reinertrag 579,169, zu Allahabad die Einnahme 224,909, der Reinertrag 205,320 Pfd., zu Tripetty erstere 335,951, letztere 236,457 Pfd. Im Ganzen belief sich also die Einnahme auf 1,518,986 und der Reinertrag auf 1,139,101 Pfund. Außerdem warfen die kleinen Tempel im jährlichen Durchschnitt gegen 40,000 Pfd. ab... Und noch ist die Steuer nicht abgeschafft, und die Beitreiber von Pilgern (Pilgrim-hunters) sind so thätig wie zuvor, den Tempeln Schlachtopfer zu liefern. Ein Befehl ging zwar von der Direktion der ostindischen Gesellschaft vor drei Jahren nach Indien ab, daß die Steuer nicht mehr erhoben werden sollte, aber noch werden den fanatischen Verehrern in Juggernaut Einlaßkarten verkauft, die ihnen gestatten, sich dem furchtbaren Wagen zu nahen. Nicht weniger als 50,000 solcher Unglücklichen entrichten noch jährlich diese Steuer, und doppelt soviel werden wegen Armuth unentgeldlich zugelassen..." Die Compagnie beschloß einmüthig — bis auf eine Stimme, — dem Unwesen ein Ende zu machen.

g.

Menschenopfer in Ostindien.

In Gumsar, 60 engl. Meilen nördlich von dem berüchtigten Wallfahrtsort Dschaggernâch, hat man 1837 unter den Khunds weitver-

zweigte Anſtalten zur Darbringung von Menſchenopfern entdeckt. Dieſe werden der Mutti (der Erde) geſchlachtet im Glauben, hierdurch eine reiche Ernte zu erzielen. Die Opfer werden mit 60—180 Rupien jedes bezahlt, und den Leuten aus den Kaſten der Pân und Harri abgehandelt, welche ſie den übrigen Kaſten abſtehlen. Der engliſche Commiſſär für jene Gegend hat 24 ſolcher zu Opfern beſtimmten Kinder, worunter 8 Mädchen und 16 Knaben, gerettet. Die engliſche Regierung denkt ernſtlich daran, dieſer ſcheußlichen Sitte ein Ende zu machen.

h.

Die Ramſanéhi's in Indien.

Das „Asiatic Journal" theilt (1836) einen Bericht mit, der über eine Sekte, deren Mitglieder ſich Ramſanehi (Gottesfreunde, Rama-Freunde) nennen, der aſiatiſchen Geſellſchaft von Bengalen von Capitain Weſtmacott erſtattet worden. Wir entnehmen daraus folgendes: Ramtſcharan, der Gründer der genannten Sekte, 1719 in Sorâtſhaſin geboren, war ein Ramavat-Bairagi (zu vergleichen theils den Stoïkern, theils den Bettelmönchen). Dem Götzendienſt beharrlich entgegenwirkend, und deshalb von den Brahminen heftig verfolgt, verließ er 1750 ſeine Heimath, und wanderte umher, bis er 1769 ſich zu Schahpura niederließ. Hier legte er den Grund zu einer geläuterten Brahmareligion, dichtete (wie es heißt) 36,250 Sabdo's oder Hymnen, und ſtarb 1798. Ihm folgte Ramdſchan, einer ſeiner 12 Tſchela's (Schüler oder Jünger), welcher 16,000 Hymnen dichtete und 1809 ſtarb, — dieſem als dritter Prieſterfürſt, Dulha Ram, der 10,000 Sabdo's und an 4000 Sâki's (Gedichte zum Lob tugendhafter Hindus, Muhamedaner u. a.) ſchrieb. Auf Dulha Ram folgte 1834 Tſchatra-Das (er dichtete nur 1000 Sabdo's und erlaubte nicht, ſie aufzuſchreiben), und nach deſſen 1831 erfolgten Ableben, wurde Narajan-Das die Würde des Mahants (Oberprieſter) ertheilt, der noch jetzt das Oberhaupt der Sekte iſt. —

Dieſe beſteht aus Laien (Girhiſt) — und Prieſtern (Sâdha's, Vollkommene oder Bairâgi's, Leidenſchaftloſe). Die letzteren ſind beſonders verpflichtet, die h. Schriften zu ſtudiren, und nichts Verdienſtliches in ihren eigenen Werken anzuerkennen; Keuſchheit, Demuth und Enthaltſamkeit in Allem zu beobachten, wenig zu ſchlafen und den Körper an Mühſeligkeiten und Beſchwerden zu gewöhnen, Mildthätigkeit und Nachſicht zu üben, überhaupt alle Leidenſchaften zu ertödten, und allen irdiſchen Freuden und Genüſſen zu entſagen. Die am meiſten verabſcheuten Ver-

brechen ſind: Unenthaltſamkeit und Habſucht. Die Kleidung der Prieſter wird ſehr ſauber gehalten und wenigſtens jeden dritten Tag gewechſelt.

Den Laien iſt zur Hauptpflicht gemacht, Wahrheit zu reden, beſtändig in ihren Neigungen und recht und billig in ihren Handlungen zu ſein. Sie dürfen auch nicht um ihre Todten trauern, weil dies Mangel in Ergebung in den göttlichen Willen zeigt.

Weder Prieſter noch Laien halten die hinduiſchen Feſttage; aber ſie beobachten ein ſtrenges Faſten von Sonnen-Untergang bis Sonnen-Aufgang.

Die Geſammtzahl der Prieſter, die im Lande umher zerſtreut wohnen, ſoll nicht 800 überſteigen; — die Zahl der Laien in Schahpura, der eigentlichen Metropolis des neuen Glaubens, beläuft ſich auf ungefähr 200, von denen nur die kleinere Hälfte dem weiblichen Geſchlechte angehört.

Die Glaubenslehre der Ramſanehi's, die ſie aus den h. Schriften der altbrahminiſchen Religion ſchöpften, iſt ſehr einfach. Sie glauben an einen allmächtigen Gott, den ſie als Urheber des Schaffens, Erhaltens und Vernichtens verehren. Dieſes höchſte Weſen nennen ſie Râm. Er iſt ihnen die Quelle alles Guten — und Abwender alles Böſen, und weil ſeine Beſchlüſſe unerforſchlich, iſt Ergebung in dieſelbe ſtrenge Pflicht. Die Seele iſt ein Ausfluß des göttlichen Geiſtes, und ſteigt, nach dem Tode des Leibes, zum Himmel empor.

Die Gottheiten der Hindus werden von den Ramſanehi's nicht anerkannt und keine Art von Bildern oder Symbolen des Götzendienſtes wird in ihren Tempeln zugelaſſen. Als Weſtmacott den jetzt lebenden Prieſterfürſten um ſeine Meinung über den Bilderdienſt fragte, antwortete er in Verſen:

„Wie das Waſchen des Körpers im Ozean dem Baden in allen Flüſſen der Erde gleichkommt, da ſie doch alle in die große Tiefe fließen; —
Wie es genügt, nur die Wurzeln des Baumes allein zu begießen, um Blätter, Blüthen und Früchte in's Leben zu rufen und zu erquicken,
So beſeitigt die Verehrung des allmächtigen Gottes die Nothwendigkeit, ſich an niedere Gottheiten zu wenden." —

i.

Ueber eine Secte von Yogi's in Kutſch,

die ſich Kanphati's nennen, wurde in der königl. aſiat. Geſellſchaft zu London am 5. Februar 1838 eine Abhandlung von Lieut. Poſtans verleſen. Dieſe Yogi's wohnen in einer großen Reihe von Gebäuden nahe

bei Danodhar. Ihr Glaube und ihre Uebung beſteht darin, allen Perſonen, welche darum bitten, Nahrung und Obdach zu geben, und zwar ohne Rückſicht auf Kaſte oder Secte, und ohne hinſichtlich der Zeit und der Menge eine Grenze zu ſetzen. Ihre Anzahl iſt gering und ſie verpflichten ſich ſelbſt zur Eheloſigkeit; aber ihre Gaben ſind reich und ſie haben bedeutende Einkünfte, um ihren Ordensregeln genügen zu können. Der Vorſteher hat eine ſo hohe Würde, daß er niemand, ſelbſt dem Rajah nicht, den Gruß zu erwiedern oder zu antworten braucht. Ihren Namen haben ſie von den ungeheuren Ohrringen, die ſie tragen, und welche ſo ſchwer ſind, daß ſie ihnen die Ohren faſt zerreißen; denn Kan heißt Ohr, und phati reißen. — Prof. Wilſon bemerkte, dieſer Orden ſei einſt ſehr mächtig geweſen; wahrſcheinlich ſeien die Kanphati's die Gründer der Höhlentempel in jenem Theile von Indien, da alle Figuren in demſelben auch ſolche Ohrringe trugen. Er findet eine große Aehnlichkeit zwiſchen jenem Orden und den katholiſchen Klöſtern, nur ſeien in Indien die Mitglieder nicht durch die eiſerne Kette des Gelübdes für ihr Lebenlang gebunden.

k.

Ein Aghori.

Ein in Oſtindien ſtationirter brittiſcher Offizier machte, wie im „Asiatic Journal“ (1836) berichtet wird, in dem Jahr 1833 einen Ausflug nach dem berühmten Berge Abu, der an der Südgrenze von Dſchahdpuhr liegt. In einer der zahlreichen Höhlen am Fuße jenes Gebirges traf er einen langen, hageren Mann, mit verworrenem, durch lange Vernachläſſigung zottig gewordenem Bart- und Kopfhaar, deſſen faſt entfleiſchter Körper eine Kruſte von Blut, Ruß und anderem Schmutze überzog. Aus ſeinen ſtarren Augen blickte eine dämoniſche Wildheit; ſein ganzes Antlitz war grauſenerregend. . . Es war ein Aghori oder Aghorapenthi, — einer jener nicht mehr zahlreichen Asceten, die den Maha Dewi in ſeinen ſcheuslichſten Formen verehren, und nicht nur Menſchenopfer begehen, ſondern, auch Menſchenfleiſch verzehren. In der Höhle dieſes Büßers lag ein ganzer Haufe von Gebeinen, mit ſichtbaren Spuren der Zähne, die daran genagt, dabei noch ein Stück von dem Aaſe eines Hundes. Boden und Wände der Grotte waren mit mannigfaltigem Unrath bedeckt, und in Mitten dieſes Wuſtes kauerte der Aghori auf der Erde nieder. Als nun der Offizier ihn fragte, wer er ſei, — erwiederte er: „Ich bin ein Anbeter der ſchrecklichen Gottheit Kali, die an Blut ihre Freude hat; Blut iſt auch meine Luſt; allein es war nicht immer ſo.“

Er erzählte dann, wie er durch das Unglück eines unwillentlichen Brudermordes unter die wilden Bhihls gerathen, und nun, mit dieſen raubend und mordend, zufällig auch ſeinen zweiten Bruder getödet, wodurch er überzeugt worden ſei, daß die Göttin Kali ihn zu einem ihrer Prieſter erkoren. „So mußte ich," ſchloß er, „in die Einöde, um unter Thieren zu leben und von gleicher Speiſe, wie dieſe, mich zu nähren. Kein Band knüpft mich ferner an die Menſchheit; dies beweiſ't mir, daß ich ein Erwählter bin. Ich bin ſtolz auf dieſe Auszeichnung. Kein Gefühl, keine Leidenſchaft nagt an meinem Herzen. Der Abſcheu, den ich bei Anderen errege, iſt mir willkommen; ich verabſcheue die Menſchheit; ich gehöre dem Himmel — gehöre Kali an! Ich bin ein Gott — ein Aghori!" —

l.

Die indiſchen Frauen.

Das Aſiatic-Journal (Dec. 35.) macht die nicht blos auf Indien paſſende Bemerkung, daß man die Frauen durchgängig wie niedrigere Weſen behandle und doch — wahrhaft himmliſche Tugenden von ihnen fordere. Es führt dann Manches zur Würdigung der Frauen im Lande Brahma's an, von dem folgendes eine Stelle hier finden mag:

„Das alte Rom prahlt mit Einer Lucrezia; Indien kann hunderte, ja tauſende edler Frauen aufweiſen, die es vorzogen, durch Gift, Dolch oder Feuer ihr Daſein zu enden, ehe ſie ein Leben führten, auf dem nur ein Schatten von Argwohn ruhte. In der neueren Zeit haben zahlreiche Beiſpiele gelehrt, daß die Frauen Indiens noch derſelben Opfer fähig ſind, wie vor vielen Jahrhunderten: Dow's Annalen, Feriſchta's Geſchichte und Oberſt Tod's Radſcheſtan ſind voll von Handlungen weiblicher Seelengröße, die oft aus den reinſten Quellen floſſen; und dieſelben Triebfedern haben noch jetzt ihre ganze Wirkung... Faſt jede vornehme Familie Hindoſtan's rühmt ſich eines oder mehrerer weiblicher Vorfahren, welche die Ehre ihrer männlichen Verwandten auf Koſten ihres Lebens retteten. Wo ein Rückzug im Kriege durch die mitgenommenen Frauen behindert worden wäre, haben dieſe ſich ſelbſt geopfert"...

m.

Indiſches Schauſpiel.

In Calcutta beſteht jetzt (1836) außer einem Schauſpielhaus, in welchem in engliſcher, auch ein Privattheater, auf welchem in hindoſtani-

ſcher Sprache geſpielt wird. Das letztere wird von Babu Nobintſchandar Boſe in ſeinem eigenen Hauſe geleitet. Die weiblichen Rollen werden auch von hinduiſchen Frauenzimmern geſpielt, und die Muſiker des Orcheſters beſtehen ebenfalls nur aus Hindu's, meiſtens Brahminen. Bei einer der letzten Vorſtellungen waren über 1000 Zuſchauer, — Hindus, Mahomedaner, Europäer ꝛc. gegenwärtig; das Schauſpiel begann etwas vor Mitternacht und währte bis 6½ Uhr Morgens. Bevor man den Vorhang aufzog, wurde ein Gebet an den Allmächtigen abgeſungen, eine hinduiſche Sitte, welche bei allen ſolchen Gelegenheiten beobachtet wird. Auch wird vor jedem Auftritte ein Prolog abgeſungen, in welchem der Inhalt der folgenden Scene auseinander geſetzt iſt. —

n.

Hindoſtaniſche Ueberſetzung von Gay's Fabeln.

Raja Kali Kriſchna Bahâdur, Ehrenmitglied der aſiatiſchen Geſellſchaft von Paris, hat im J. 1836 zu Calcutta Gay's Fabeln in's Hindoſtaniſche überſetzt, und ſie mit dem Texte zur Seite im Druck erſcheinen laſſen. In der dazu geſchriebenen Vorrede wird, nach orientaliſcher Sitte, erſt Gott, dann, obgleich Kali Kriſchna zur brahminiſchen Religion ſich bekennt, Mahomed — geprieſen.

o.

Ein mahomedaniſcher Proteſtant.

Der Madras Herald (1836) berichtet Nachfolgendes aus Tripliçane in Oſtindien: „Die mahomedaniſche Gemeinde daſelbſt war im März d. J. zum Freitagsgebet in der Moſchee des Nabob's verſammelt, um die Worte des Korans auslegen zu hören. Die Abhaltung des Gottesdienſtes hatte man einem wandernden Molla aus Kabul übertragen, deſſen ehrwürdiges Aeußeres ihm den Schein der Heiligkeit gab. Allgemeines Entſetzen aber erregte es, als er ſeinen Text nicht aus dem Koran, ſondern aus einem Auszuge aus der Bibel in perſiſcher Sprache entlehnte, und gegen die Verehrung des Propheten eiferte, der Nichts anderes geweſen ſei, als jeder andere Sterbliche. Von allen Seiten ein Schrei des Unwillens, heftige Oppoſition der übrigen Molla's, tauſend Fäuſte ſich ballend zu nachdrücklicher Widerlegung! Durch Nichts jedoch ließ der Redner in ſeinem begeiſterten Vortrage ſich ſtören, bis der Nabob in's Mittel trat und den Reformator in Sicherheit brachte. Im Palaſt ſoll es nun

heftige Controverſen gegeben haben: aber der Molla iſt unerſchütterlich und weigert ſich ſogar, ſeiner Sicherheit halber heimlich zu entfliehen."

7.

Zigeuner.

a.

Anzahl.

Herr Mich. v. Kogalnitſchan, ein junger Moldauer, hat im Sommer 1837 zu Berlin eine „Esquisse sur l'histoire, les moeurs et la langue des Cigains" (Zigeuner) herausgegeben, welcher ein Verzeichniß von 700 Wörtern der Zigeunerſprache beigefügt iſt. Er gibt zuerſt die Literatur ſeines Gegenſtandes, dann die Geſchichte dieſes ſeltſamen Volks und ſchildert deſſen gegenwärtige Lage. Seinen Angaben nach gibt es jetzt

in der Moldau und Wallachei . .	200,000	Zigeuner,
„ „ Türkei	200,000	—
„ Ungarn	100,000	—
„ Spanien	40,000	—
„ England	10,000	
„ Rußland	10,000	—
„ Deutſchland, Frankreich u. Italien	40,000	—
In Allem alſo ungefähr	600,000	Seelen.

b.

Abſtammung der Zigeuner.

Herr v. Rienzi, Verfaſſer des großen Werkes über Ozeanien, welches die Gebrüder Didot 1836 bekannt machten, hat nachgewieſen, daß die Zigeuner aus dem Lande der Mahratten in Indien entſpringen, wo er die Tzingar's gefunden, welches ihr wahrhafter Name iſt. Den Beweis hat er durch Vergleichung der Sprachen der Zigeuner in Europa mit der hindoſtaniſchen geführt.

8.

Perſer.

---

a.

Perſiſche Heil- und Giftkunde.

Das Journal *de chimie médicale* enthält einen Aufſatz über die Arzneikunde in Perſien, aus welchem Einiges auch von Nichtmedicinern mit Intereſſe geleſen werden dürfte.

Die mediciniſch-chirurgiſchen und pharmaceutiſchen Kenntniſſe ſind in Perſien noch ſehr weit zurück. Bei ſchweren Krankheiten ſind die Perſer noch auf die Vorausſagungen der Aſtrologen und auf die myſtiſchen Zauberſprüche ihrer Hakkins oder Aerzte beſchränkt. Mit den wunderlichen Lehren von warmen oder kalten Krankheiten, männlichen und weiblichen Arzneien, die ſie den Schriften der Araber aus dem 12. und 15. Jahrhunderte entnommen, ohne die mindeſte Kenntniß von Anatomie, Phyſiologie und Chemie, weiſen ſie jeden Verſuch, den man zu ihrer Belehrung machen könnte, hartnäckig zurück. Wer ſich beim Seciren betreffen ließe, würde als Gottloſer, wer chemiſche Verſuche machte, als Zauberer verſchrieen. —

Außer den Hakkins beſchäftigen ſich auch die Droguiſten oder Apotheker und die Barbiere oder Chirurgen mit der Medicin. Am beſten verſtehen ſich aber die Droguiſten auf die Gifte. Auch ſind ſie durchgängig die paſſiven Agenten ihrer Fürſten, die ſie für ihre Todestränke gut bezahlen. Ueber die Bereitungsart der Gifte bewahren ſie ſtrenges Geheimniß, und nur bei einigen hat man deren Zuſammenſetzung entdeckt. Eines derſelben iſt nichts als Diamantenſtaub. Zu den fürchterlichſten gehört aber dasjenige, welches aus Euphorbiumſaft, einem giftigen Inſect und dem Mukus aus den Eingeweiden eines an Dyſſenterie geſtorbenen Menſchen beſteht. Auch die Druſen und einige Stämme des Libanons und Syriens ſehen dieſen Mukus als ein ſehr energiſches Gift an. Außer den Giften und einigen getrockneten Heilkräutern führen die Droguiſten auch mehrere geheimnißvolle Heil- und Schutzmittel. Die bedeutendſten darunter ſind die Bézoards oder heiligen

Steine von Mekka. Der Padzeker, wie ſie ihn nennen, iſt der König der Arzneien, der mächtigſte Beſchützer des Lebens. Ein ſolcher Stein wird oft mit 3 bis 400 Franken verkauft. Bei Auflegung deſſelben auf Scorpionſtiche werden die Gebetworte geſprochen: „Bizinellah el rahman el rathecam, la illa in hulla," d. h. „Im Namen des allmächtigen und allbarmherzigen Gottes; es gibt keinen andern Gott, als Gott." —

b.

Europäiſirung der Parſen zu Bombay.

Die Guebren oder wie ſie lieber genannt werden, die Parſen, deren Rechtlichkeit und Thätigkeit ſprichwörtlich geworden, — ſind unter allen Orientalen diejenigen, welche ſich am leichteſten an europäiſche Civiliſation gewöhnen und am meiſten von ihr angenommen haben, — was eine weitere Beſtätigung der Urverwandtſchaft parſiſcher und germaniſcher Stämme bieten möchte. Die in Bombay wohnenden Guebren haben Journale und öffentliche Vorleſungen, und in ihren Religionsſtreitigkeiten, — bekanntlich ſind ſie Ormudzgläubige, — haben ſie an die Univerſität Oxford und an die aſiatiſche Geſellſchaft in Paris appellirt. Sie haben lithographiſche Preſſen, durch welche ſie erfuhren, daß Profeſſor Olshauſen in Kiel und Bournouf in Paris die Zendaveſta (d. h. Schrift der Parſen) herausgeben, veranſtalteten ſie ihrerſeits eine lithographiſche Ausgabe des Vendidad (einer Abtheilung der Zendaveſta) in Bombay. —

c.

Perſiſche Staatszeitung.

Seit dem Mai 1837 erſcheint zu Teheran monatlich eine Staatszeitung, auf einem Foliobogen von chineſiſchem Papier lithographirt und gedruckt. Oben auf der erſten Seite ſteht ein leeres Schild mit der perſiſchen Krone, als Schildhalter zwei Löwen, hinter denen die Sonne aufgeht; in einigen Nummern ſtehen die Löwen auf dem Fiſche oder Drachen, auf dem, nach muhamedaniſcher Mythe — die Erde ruht. Die erſte Seite führt den Titel: „Nachrichten aus den Königreichen des Orients," die zweite den: „Nachrichten aus den Königreichen des Occidents."

9.

Die Circaſſier,

oder, wie ſie ſelbſt ſich nennen, die Adighen, charakteriſirt Ritter Taitbout de Marigny in ſeinen zu London erſchienenen „Three voyages in the black sea to the coast of Circassia etc.“ (1837) in folgender Weiſe: Eine ſchwärmeriſche Freiheitsliebe und ein unbezwinglicher Heldenmuth macht die Circaſſier den angrenzenden Ländern furchtbar. Sehr abgehärtet von Jugend auf und geübt, Pferde und Waffen zu führen, kennen ſie nur Einen Ruhm, den Sieg, nur Eine Schande, die Flucht. Sie brechen aus ihren Grenzen, ſtürzen auf die Nachbarn, verheeren ihr Land, erbeuten ihre Heerden und führen die von ihrem Schwerte verſchonten Einwohner in die Sclaverei... Den erſten Stand machen die Fürſten, den zweiten die Edel=, den dritten die Lehnleute aus, welche letztere Unterthanen eines Fürſten ſind, deſſen Beſitzungen ſie anbauen und dem ſie Kriegsdienſte leiſten. In Kleidung und Lebensweiſe unterſcheiden ſich die drei Stände nur wenig von einander. Die Sclaven ſind meiſt Kriegsgefangene; ſie werden mild behandelt... Ihre Volksverſammlungen werden immer in einem Walde gehalten. Den Vorſitz hat der Fürſt. Ohne Rückſicht auf Alter und Rang — wird ſtets denen das Wort gegeben, die ſich durch Verdienſte oder Wohlredenheit beſondere Achtung erworben haben. Hier werden faſt alle Rechtshändel entſchieden — nach alten, im höchſten Anſehen ſtehenden Rechtsgewohnheiten... Bücher haben ſie nicht (ſie ſind des Leſens und Schreibens unkundig), aber Geſänge, alte und neue, in denen Tapferkeit und Treue geprieſen, Feigheit und Untreue gegeißelt wird... Sie verehren ein höchſtes Weſen, daneben aber viele Untergottheiten, wie Meriſſa oder Mereime (die Mutter Gottes genannt), welche die Schutzgöttin der Bienen iſt. Gebete und Opfer werden durch untadelige Greiſe dargebracht; eine beſondere Prieſterſchaft haben ſie nicht. Spiel, Tanz und Pferderennen beſchließen gewöhnlich den Gottesdienſt, der in Thieropfern und einer Art Abendmahl beſteht. Vielweiberei iſt nicht üblich. Die Erziehung beſteht in Leibesübungen, Abhärtung, Anleitung zu Raubzügen und Uebungen des

Urtheils und Vortrags. Im Allgemeinen ſind die Circaſſier mäßig und begnügſam und empfangen und geben ſo gern Geſchenke, daß ſie nicht leicht verſagen, was ein Anderer zu erhalten wünſcht. Uebrigens haben ſie auch darin mit den Spartanern Aehnlichkeit, daß das Stehlen bei ihnen gleichſam zu den freien Künſten gehört.

Bemerkenswerth iſt, was Platon Sûbow von den Spuren einer alten tſcherkeſſiſchen Naturreligion berichtet. Er ſchreibt im 3ten Bande ſeines 1836 herausgegebenen „Gemäldes des kaukaſiſchen Landes," daß unter den Stämmen der Adighen oder Tſcherkeſſen (von tſcherk-abſchneiden und Kes-Kopf), welche in den Tiefthälern und in den Gebirgen hauſen, man noch bis auf den heutigen Tag eine heidniſche Religion bemerkt, die, obwohl mit muhamedaniſchen Gebräuchen vermiſcht, doch noch ganz ihr altes Gepräge zeigt. Die Hauptgottheiten dieſer uralten Naturreligion haben folgende Namen: Schible, Gott des Donners, Tleps, Gott des Feuers, Mehitcha, Gott der Wälder, Sckutcha, Gott der Reiſenden, Sſeoſeres, Gott des Waſſers. Die Feſte der Götter werden entweder in heiligen Hainen oder auf den Höhen der Berge gefeiert. Dieſe Orte ſind für jeden unantaſtbar, und der Verbrecher, der eine Zuflucht darin gefunden, iſt vor der Blutrache ſicher. Als Opfer für den Gott Schible werden Stiere, Schafe und Ochſen geſchlachtet.

10.

Die Moſchee El Sak'rah zu Jeruſalem.

Einer der Begleiter des Herzogs von Joinville, der im October 1836 Jeruſalem beſuchte, beſchreibt in der Revue française u. a. die berühmte dortige Moſchee, welche der Chalif Omar, des Propheten Schwiegerſohn, auf der Stelle erbaut, wo vordem Salomon's Tempel geſtanden. Sie gilt bei den Moslemin faſt für eben ſo heilig, als die von Mekka und Medinah, und ſeit Saladin durfte bei Todesſtrafe kein Chriſt ſie betreten. Ihren Namen El Sak'rah führt ſie von dem heiligen Steine, der gerade in der Mitte unter der Kuppel aufbewahrt wird. Es heißt, dieſes ſei der Stein und dies die Stelle, wohin Jacob ſein Haupt gelegt, als

ihm der Herr im Traume erſchien, ferner, als David ſeine Völker zählte und Gott deßhalb die Peſt geſendet, habe der Todesengel, niederfahrend, ſeinen Fuß auf dieſen Stein geſetzt. Die Moslemin behaupten dann noch, in der Nacht, da Muhamed auf der Eſelsſtute El Borak von Mekka nach Jeruſalem geritten, ſei der Stein unter dem Fuße des Propheten aus der Erde geſprungen.

An den Wänden eines, an die Moſchee grenzenden alten Saales ſieht man die Spuren eines vermauerten Thores. Es iſt das „goldene Thor" des alten Jeruſalem, zu welchem Chriſtus am Tage des Palmenfeſtes eingezogen. Die Türken haben es zugemauert, weil eine Prophezeiung unter ihnen geht, dieſes Thor werde die Chriſten einlaſſen, wenn ſie wiederkommen, Jeruſalem zu erobern! — Wo iſt ein Ort auf dem ganzen Erdball, an welchen ſich großartigere Erinnerungen und Weiſſagungen anknüpfen? —

11.

Aegypten.

---

a.

Iſt Aegypten von Aethiopien aus gebildet worden?

Hoskins in ſeinen „Travels in Ethiopia" (4° London 1835) hält, wie Heeren und mehrere andere Hiſtoriker, „Meroë" für „die Wiege der Civiliſation." Der Rezenſent dieſer Schrift im Octoberheft des „Edinburgh Review" beſtreitet dieſe Annahme beſonders damit, daß er nachweiſt, daß die älteſten Bauwerke von Meroe und Aethiopien ägyptiſchen Urſprungs und die ſpäteren nur Nachahmungen der ſchon verdorbenen ägyptiſchen Baukunſt ſind. Die erſteren begleiten den Nil bis hinauf nach Jebel el Birkel und gehen bis in die Zeit zwiſchen 1700 und 1400 v. Ch. zurück. Die Pyramiden Aethiopiens ſind aber ganz modern in Vergleich mit den ägyptiſchen. Die von Meroe oder Aſſur, auf die Hoskins ſich vorzüglich ſtützt, hält auch Rüppell für jünger als die von Jebel el Birkel, und nach Lord Prudhoe wurden dieſelben erſt in den Jahrhunderten nach 400 v. Ch. erbaut. Die Hieroglyphen auf den

äthiopiſchen Denkmälern ſind aber noch ſchlechter als die Bildwerke; während die älteſten Hieroglyphen, die man in Aegypten auffinden konnte, ſchon dieſe Schreibkunſt ganz vollendet zeigen. — Vielleicht ließen Heeren und Rüppell, Hoskins und ſein Edinburger Gegner ſich durch die Annahme verſöhnen, daß die höchſtgelegenen Flußthäler allerdings die Wiegen, aber auch nur die Wiegen der Völker und ihrer Bildung geweſen; daß die kräftigen Naturen der Wiege entſprungen, und daß erſt aus Kreuzung verſchiedener Stämme in den niedrigeren Flußebenen die Bildung erwachſen ſei, die ſpäter in die Wiege zurückgebracht worden. —

b.

Aegypten kann man jetzt ſchon unter die Staaten des Fortſchrittes rangiren. Die Regierung legt Rechnung von ihrer Staatshaushaltung ab, und liefert damit und darin den Beweis, daß ſie nach ihrem Vermögen dem höheren Zeitgeiſt huldige. Das kürzlich vorgelegte Budget vom Mai 1834 bis Mai 1835 bringt u. a. in Ausgabe für Civil- und Militärſchulen 2½ Million Piaſter, für Erziehung der ägyptiſchen Zöglinge in Frankreich und England 600,000 P., für arabiſche Primärſchulen 150,000 P., Druck des arabiſchen Moniteur 175,000 P., franzöſiſche Druckerei und ägyptiſcher Moniteur 125,000 P., für Militärhospitäler ꝛc. 570,000 P., für Brunnen und Baumpflanzungen 1,400,000 P., Dämmung des Nils, öffentliche Arbeiten ꝛc. 10½ Million P. u. ſ. w., für Gehalte der Sheiks und Unterhaltung der Moſcheen nur 1,100,000 P. ausgeworfen. (Die Hälfte der Moſcheen in Kahiro verfällt!)

c.

Aegyptiſche Tabletten.

(Aus Capitain C. R. Scott's „Wanderungen durch Aegypten und Candia[1]).“

I. Die Fellah's.

Mohammed-Ali fand die eingeborenen Aegypter in das tiefſte Elend, in die tiefſte Degradation verſunken, als eine Raſſe von Weſen, die nur durch Geſtalt und Sprachfähigkeit als Menſchen zu erkennen waren. Hiernach muß man die Urtheile bemeſſen, die über ihr gefällt wor-

1) 2 Voll. London. 1837.

den sind, indem man, was die Aegypter jetzt sind, mit dem vergleicht, was sie früher waren. Obgleich nun der Weg des ägyptischen Vicekönigs mit fast unübersteiglichen Hindernissen bedeckt schien, so sind doch die Fortschritte, die Statt gefunden haben, bewunderungswürdig groß; denn Mohammed-Ali hatte nicht nur die überwältigende Masse religiöser Vorurtheile zu beseitigen, welche die ägyptische Nation niederdrückten, und die Wucht der Ignoranz zu durchbrechen, welche sie in ihre Degradation gebannt hielt, sondern er hatte auch den Widerstand aller jener mächtigen Häuptlinge zu überwältigen, deren Interesse es war, ihre Fellah-Vasallen in dieser Erniedrigung und Unwissenheit zu erhalten und dem Ansehen des Vicekönigs und des Propheten zu trotzen...

Der Widerwille dieser Fellah's, ihren Geburtsort zu verlassen, ist (fast) unüberwindlich. Uns Engländern scheint es beinahe unglaublich, daß junge Leute von 18 bis 25 Jahren es als ein Unglück ansehen, ihr väterliches Haus verlassen zu müssen. Und doch ist dies bei ihnen eine allgemeine Klage. Die Haupturſachen hiervon mögen sein, daß sie sich sehr jung verehlichen; die Indolenz, in welcher Menschen aufwachsen, welche ihre Lebensbedürfnisse mit sehr geringer Arbeit und Mühe gewinnen, und der gänzliche Mangel an geistiger Bildung, der sie völlig ignoriren läßt, daß es noch andere Vergnügen in diesem Leben gibt, als der Befriedigung der mit den Thieren gemeinsamen Begierden, deren völligste Befriedigung dem guten Muselman als Belohnung im sinnlichen Paradiese seines Propheten vorgehalten wird.

Der ägyptische Fellah sieht einen seiner Stammgenossen, etwa einen Bruder, der sich in demselben Schmutze gewälzt, und mit demselben ekelhaften Ungeziefer bedeckt war, wie er selbst, der dieselbe schlechte Nahrung genossen und mit gleichen Lumpen bekleidet war, — er sieht ihn mit Handschellen fortgeschleppt, um Soldat oder Seemann zu werden. Er sieht ihn in wenigen Jahren zurückkehren, — umgestaltet in ein halb-civilisirtes Wesen, versehen mit allen Lebensbedürfnissen, Schmuck in seinem Aussehen, und sich behaglich fühlend in seinem neuen Zustande; und doch wird er ihn nicht beneiden, noch zur Nacheiferung durch ihn erregt. Von Patriotismus weiß er Nichts, ausgenommen, daß er lieber von seinem landsmännischen Scheik beherrscht, als von seinem früheren Unterdrücker, dem Türken, getreten werden will...

II. Die Eindämmung des Nil's.

Alle Projekte (bubbles) Mohammed-Ali's erscheinen als unbedeutend, wenn man sie mit seinem Plane, den Nil einzudämmen, vergleicht. Dieses merkwürdige Unternehmen wurde begonnen auf Anrathen des Re-

sidenten der Saint-Simonistischen Sekte zu Kairo, und der Vater Enfantin geruhte, seine väterliche Fürsorge, als Haupt-Ingenieur und Schatzmeister diesem Werke zuzuwenden, unterstützt bei seinen Arbeiten durch einen Herrn Lelan, Zögling der polytechnischen Schule zu Paris. Die für dieses erstaunliche Werk ausersehene Stelle findet sich wenige Meilen unter der Theilung des Nil's in den Rosetten- und Damietten-Arm, und die Absicht ging darauf hin, das Wasser zur Höhe von 10 Fuß über den gewöhnlichen Stand des niedrigen Nil's zu erheben, um eine Wassermasse zu bilden, mittelst welcher jeder Theil des Delta's zu jeder Jahreszeit bewässert werden könne.

Dieses Werk, wie es ursprünglich projektirt worden, war wohl ausführbar, obgleich schwierig genug, um selbst einen Brunel zum Nachdenken aufzufordern, bevor er dasselbe begönne. Aber die ungeheure Ausgabe, welche nöthig gewesen zur Beschaffung des zu den Grundpfeilern erforderlichen Holzes veranlaßte das Aufgeben dieses Theiles des Projektes. Der Damm soll nun blos aus Steinen erbaut werden und auf dem sandigen Grunde des Delta's aufliegen. Keiner der Steine, die ich aufgehäuft sah, war aber länger, als vier Fuß, und die ganze Arbeit sieht einer Spielerei so ähnlich, daß man an der Ehrlichkeit der Versicherung des cosmopolitischen Vaters zweifeln möchte, der behauptete, daß er nur arbeite „pour l'amour de la famille universelle des hommes."

Man hat im Sinne, zwei Brücken über die beiden Nilarme und eine mittlere über den Kanal zu bauen, welcher nothwendig, um den Bewässerungsstrom in das Delta zu leiten. Die zwei Hauptbrücken würden ungefähr 5 (engl.) Meilen lang, und diese ganze Strecke würde gedämmt werden müssen, um dem stäten Drange des ungeheuren Wasserschwalles widerstehen zu können. Sollte aber dieses Werk jemals glücklich zu Ende gebracht werden, — was meiner Meinung nach nicht geschehen wird, — dann würde die nothwendige Folge davon sein, daß das ganze System von den Kanälen, Dämmen und Schleußen des Delta eine Veränderung erleiden müßte, seine Bewohner aber würden stets der Gefahr ausgesetzt sein, mit sammt ihren Heerden, Feldern und Dattelwäldern und Wohnungen weggeschwemmt zu werden, entweder indem der Strom den Damm durchbräche oder dadurch, daß er sich selbst einen anderen Ausweg eroberte.

III. Der freigläubige Bäcker.

Kurz vor meiner Ankunft in der Hauptstadt Aegypten's ereignete sich ein Vorfall, der einen komischen Beweis lieferte von der Veränderung, die in der letzten Zeit in der öffentlichen Meinung Statt gefunden. Ein

levantiniſcher Kaufmann von Kairo, der wahrſcheinlich ſeinem Patron, dem h. Antonius, eine Ehre anthun und zugleich ſeinen Freunden ein Feſtmahl geben wollte, ſchickte eine Schweinskeule in ein mohamedaniſches Backhaus, um dieſelbe dort braten zu laſſen. Der nicht ſehr gläubige Bäcker der Gläubigen trug kein Bedenken, das unreine Fleiſch zu den übrigen orthodoxen Gerichten zu ſtellen, um ſie miteinander zu braten. Aber einer der Kunden, ein ſtrengerer Beobachter des Korans, als er nach ſeinem Büffelbraten zu ſehen kam, bemerkte mit Entſetzen, wie neben demſelben jenes verabſcheute Stück Fleiſch dampfte und prutzelte. Er erhob ein lautes Geſchrei über den gottloſen Bäcker, der ſofort vor den Hatib Effendi geſchleppt und aufgefordert wurde, ſich deshalb zu rechtfertigen, daß er auf ſolche Weiſe dem Propheten zu trotzen ſich unterfange. „Fürwahr," erwiederte der zitternde Bäcker, „ich habe kürzlich ſolcherlei Veränderungen in Aegypten wahrgenommen, daß ich damit keine Sünde zu begehen glaubte. Sehe ich nicht täglich muſelmänniſche Soldaten auf fränkiſche Weiſe equipirt? Bey's halb als Franken gekleidet? Fränkiſche Gerichte, ja ſogar fränkiſche Weine genoſſen? Konnte ich, ſolcherlei ſehend, vorausſetzen, daß es eine Sünde ſei, wenn ich geſtattete, daß ein Stück fränkiſches Schwein ruhig neben einem muſelmänniſchen Gerichte brate? Glaubte ich doch hiermit nur dem Zeitgeiſte gemäß zu handeln!" — Der mohamedaniſche Weiſe fand ſich hierdurch nicht wenig betroffen, doch meinte er, daß, wie wahr dies auch Alles ſein möchte, der Bäcker doch auch hätte ſehen können, wie alle gläubigen Bewohner von Kairo nach dem Geiſt des Korans dafür hielten, Schweinfleiſch ſei Schweinfleiſch, und daß die Vorſchriften des Propheten befolgt werden müßten. Ein witziger Mollah bemerkte dagegen: „Feuer ſei ein Reiniger aller Dinge," worauf nach gepflogener Berathung entſchieden wurde, daß den anderen Gerichten im Backofen durch den Dampf des Schweinbratens kein Schaden geſchehen ſei, und ſo wurde der Angeklagte entlaſſen. Der triumphirende Bäcker kündigte ſofort an, daß er fränkiſche und andere Gerichte brate," und hatte nun ein ſehr einträgliches Geſchäft ſeit der weiſen Entſcheidung des Richters zu ſeinen Gunſten. —

IV. Mahomedaniſche Toleranz.

Abdel-Kader ben Djelani, von Bagdad, Haupt einer der berühmteſten Familien von Irak-Arabien, als er kürzlich vom Kaiſer von Marokko, der eine ſeiner Töchter zum Weibe genommen, nach ſeiner Heimath zurückreiſend, nach Ouled Chelul bei Algier gekommen, wurde

von vielen dort umherwohnenden Mahomedanern befragt, wie ſie es mit den (ungläubigen) Franzoſen zu halten hätten? Abd-el-Kader ben Djelani, ſo berichtet der „Moniteur algérien“ vom 12. Aug. 37., verſicherte: „diejenigen verſtünden ſchlecht den Koran, die meinten, er gebiete, die Chriſten auch ohne Grund zu bekriegen. Er las mehrere Stellen daraus vor, welche vielmehr beweiſen ſollten, die Religion Mahomed's und die chriſtliche Religion ſeien Schweſtern, und diejenigen, welche dieſelbe übten, könnten auf gleiche Weiſe Gnade vor Gott finden.“

12.

Die Kolonien freier Neger in Afrika.

Den neueſten Nachrichten zufolge hatte die, von freien amerikaniſchen Negern auf der Goldküſte geſtiftete Kolonie Liberia mit dem Negerkönig von Grand Baſſa einen Krieg zu beſtehen, der ſich mit einem Friedensvertrag endigte, durch welchen der Negerkönig Peter Harris nicht nur freien Verkehr der Kolonie mit dem Innern zugibt, ſondern auch Abſchaffung des Sklavenhandels in ſeinem eigenen Reiche verſpricht. — Auch die von den Quäkern (von Penſylvanien) nach dem Muſter von Liberia auf derſelben Küſte in Baſſa Cooc errichtete Negerkolonie, wo ſie Sklaverei, Sklavenhandel und den Gebrauch geiſtiger Getränke verboten, gewinnt erfreulichen Fortgang. — So iſt zu hoffen, daß Afrika allmählig durch ſeine eigenen Söhne in den Lebenskreis der Humanität eingeführt werde. —

13.

Abyſſiniſche Bardinnen.

Der erſte Band der zu Anfang 1838 erſchienenen Reiſe von Combes und Tamiſier berichtet über die abyſſiniſchen Frauen u. a. Folgen-

des: „der Hauptzweck der Courtisanen, welche das Gefolge eines Fürsten schmücken, ist, die Verwaltung eines Dorfes oder einer Provinz von ihm zu erhalten, und wenn sie dies erreicht, ist ihr Ehrgeiz befriedigt. Vergangenheit und Gegenwart bezeugen, daß diese Frauen nicht unvermögend sind, die Zügel der Regierung zu führen..."

„Es gibt aber in jener Gegend noch Frauen, deren Rolle etwas Edles und Schönes hat: es sind jene, welche, die Gefahren des Krieges nicht scheuend, sich unter die Kämpfer mischen, und sie nicht nur durch ihre Worte und Gesänge, sondern selbst durch ihr Beispiel ermuthigen. Keine That entgeht ihrem durchdringenden Blick; der Feigling sucht vergeblich, ihrer Gegenwart zu entfliehen; im stärksten Gewühle des Kampfes kommen sie herbei, der Tapferkeit der unerschrockensten Krieger Beifall zuzujauchzen. Ist der Kampf zu Ende, dann begeben sie sich in das Zelt des Anführers, brandmarken in ihren improvisirten aber kraftvollen Liedern das Benehmen derer, welche dem Anlauf der Feinde nicht auszuhalten gewagt, und stimmen Preisgesänge an, um den Ruhm der tapferen Streiter zu feiern. Das ganze Heer hat eine Art Ehrfurcht vor diesen muthigen Frauen, und alle fürchten eben so sehr ihren Tadel, als sie eifersüchtig auf ihre Belobung sind. Der Einfluß, den sie auf die Truppen üben, ist ungefähr derselbe, den die Frauen des Mittelalters auf unsere Ritter hatten, nur mit dem Unterschiede, daß jene sich weit größeren Gefahren aussetzen.

14.

Türkei.

---

a.

Brayer's Charakteristik der Türken.

Die „Neuf années à Constantinople," die 1836 von dem praktischen Arzte Dr. A. Brayer herausgegeben worden, lassen tiefer, als die meisten anderen Reiseberichte, in das Innere des türkischen Lebens und Wesens einschauen. Der Verfasser fand durch seinen ärztlichen Beruf Eingang, wo nicht leicht je ein Franke hingedrungen sein mag.

Ueber den Charakter jener Nation äußert er im Allgemeinen: „Ich für meinen Theil fand den Türken — die Fälle ausgenommen, wo die Ehre seiner Regierung oder seines Glaubens gefährdet und sein Fanatismus zur Vertheidigung beider aufgeregt war, — im Allgemeinen gut, aufrichtig, mildthätig, gastfrei, ohne Prunk und Scheinheiligkeit, und obgleich seiner Religion innig zugethan, gegen jeden Andersgläubigen duldsam. Der Türke ist ehrlich im Verkehr, mag er es nun mit Landsleuten oder mit Fremden zu thun haben; endlich besitzt er die Tugend der Reinlichkeit in einem Grade, wie vielleicht keine europäische Nation." Auch versichert Herr B., daß „in Constantinopel, wo die Häuser kaum verschlossen werden, wo der Krämer am Abend (zum Gebet) fortgeht und seine Bude offen läßt, jährlich kaum sechs Diebstähle begangen werden." Hinsichtlich der Vielweiberei bemerkt derselbe, daß „die Ulemas, die Beamten an den Ministerien, Alles, was im Dienst der Großen steht, die kleinen Rentiers und alle Gewerbsleute, Schiffer u. s. w. (also mehr als $\frac{3}{4}$ der männlichen Bevölkerung in der Regel nur eine Frau haben."

Den Einfluß des Korans auf den Charakter der Türken bestimmt Herr B. dahin, daß durch denselben 1) entweder vernichtet oder doch unterwürfig gemacht werden: die Neigung zum Zanken, zur List, zum Dünkel; das Gedächtniß der Wörter, der Thatsachen und Formen; die Leidenschaft des Reisens, der Sinn für Harmonie, Farben und Töne, — für Berechnung und Mechanik, das poetische und mimische Talent ꝛc. 2) in den Schranken der Mäßigung werden gehalten: die Liebe zu Kindern, die Gewöhnung an den Ort unseres Aufenthaltes, die Freundschaft, Geselligkeit und Liebe zu irdischem Besitz; endlich: 3) im höchsten Grade ausgebildet werden: die physische Liebe, Sanftmuth, Wohlwollen, Höflichkeit, das Gewissen, Bedachtsamkeit, Beharrlichkeit, das religiöse Gefühl, die Ergebung in das Geschick, Redlichkeit ꝛc. Was die letztere betrifft, so bemerkt B. gelegentlich: ich habe manche Artikel voll Vertrauen bei einem Muselmann eingekauft, die ich von dem plauderhaften und schurkischen Griechen, dem kalten und verstockten Armenier, und dem schmutzigen, schreienden Juden nicht hätte erhandeln mögen. Am meisten aber hat man sich vor den verschmitzten und lügenhaften Franken in Acht zu nehmen." —

b.

Osmanische Poesie des letzten Jahrhunderts.

In seinem Berichte über die osmanische Literatur des letzten Jahrhunderts (v. 1836) erwähnt Herr von Hammer der Külliat (d. i. sämmtl.

Werke) des Scheich Ruſcheni, der im J. 1733 als 17jähriger Jüngling von Modania nach Conſtantinopel gekommen, 1774 mit der Stelle des Scheich's Obern des Mewlewi-Kloſters Hudaji's bekleidet, im J. 1794 ſtarb. Herr v. Hammer verſichert, Ruſcheni's Werke gehörten „unter die ausgezeichneteſten, ethiſchen und mythiſchen Leiſtungen osmaniſcher Poeſie.“ Aus einem Gedichte, worin Ruſcheni den wahren Sofi beſchreibt, entnehmen wir folgende Zeilen:

Sofi iſt, ſagt Sehel Ben Saluk,
Wer nicht König und wer nicht Mamluk,
Sofi iſt, wer Unrecht gern vergißt,
Wer mit allen Menſchen freundlich iſt.
— Sofi, ſagt ein reiner Herzensmann,
Iſt, wer Reinheit rein bewahren kann.
— Sofi iſt nicht, wer in ſich nicht rein,
Eigenſchaften ſucht und nicht das Sein.
— Sofi iſt, ſagt der Derwiſch Ruſcheni,
Wer die Namen Gottes kennt, die ſchönen,
Sofi iſt, wer Gottes Sein und Weſen
Kennt und Andere daſſelbe lehrt,
Wer gekleidet iſt in reine Wollenſtoffe (Suf),
Dieſen nenne, Reiner! reinen Sofi. --

Als den größten Dichter aber unter denen, welche zu Ende des XVIII. Jahrhunderts unter Selim III. gelebt, bezeichnet unſer größter Osmaniſt — den Scheich der Derwiſche Ghalibdede, der 1757 zu Conſtantinopel geboren, ſchon im 24. J. ſeinen Diwan ſammelte, und zwei Jahre ſpäter ſein „ſchönſtes und berühmteſtes, romantiſches Gedicht: Schönheit und Liebe“ ſchrieb. Später verfaßte er auch einen Kommentar zu einer myſtiſchen Abhandlung unter dem Titel: „Reines Geſpräch.“ Er ſtarb ſchon 1794 auf der Rückkehr von einer Pilgerfahrt nach Mekka. —

Nächſt Ghalib iſt nur noch der Whebi (begabte) Mohammed zu erwähnen, der ſeiner Vorliebe für Hyacinthen den Beinamen Sünbullüſade verdankt. Sein Diwan, den er 1807 vollendet, beſteht außer den gewöhnlichen Vorworten, nämlich: der Anrufung Gottes, dem Lobgeſang auf den Propheten, der Himmelfahrtsbeſchreibung, dem Lobe des Sultans, dem des Wortes und der Veranlaſſung des Diwans, aus 51 Gheſeten, Zahlreimen, Räthſeln und einzelnen Verſen. Aus dem Lobpreiſe des Wortes mögen folgende Zeilen hier zur Probe und zum Schluſſe ſtehen:

„Die Kraft der Poeſie iſt Gottesgabe,
Sie iſt nicht jedes Menſchen Gut und Habe...
Der Dichter wird von Gottes Huld getragen;

Es kann nicht jeder dieſen Weg einſchlagen. . .
Es iſt der Dichter Preis der Glanz der Reiche,
Sie ſorgen, daß die Schönheit nimmer weiche."

c.

Heilwirkende Emirs zu Conſtantinopel.

Brayer, in ſeinen „Neuf années à Constantinople" (I. 47.) berichtet, daß in der Nähe des Tabaks-Zollhauſes zu Conſtantinopel ſich fortwährend einige Emirs aufhalten, Abkömmlinge Fatima's, der Tochter Mahomed's, von denen das Volk glaubt, ſie hätten die Gabe, durch Beten, Anhauchen und Streichen mehrere Krankheiten, beſonders den dort gewöhnlichen Rothlauf zu heilen. Die Regierung unterſtützt dieſe geiſtlichen Aerzte mit der Auflage, daß ſie von jedem Hülfſuchenden nicht mehr als 5 Paras zur Belohnung annehmen. Brayer ſah, wie zu einem ſolchen Emir, der langſam auf einem freien Platz auf und ab ging, eine verſchleierte Frau mit einem Kinde kam, und etwa eine Minute lang mit ihm ſprach. Nachdem dann der Emir ſich geſammelt, ſprach er mit etwas tiefer Stimme einige — wahrſcheinlich arabiſche — Gebete, legte die Hand auf den Kopf der Kranken, blies ihr auf die Stirn, und rieb ihr mit dem Daumen der rechten Hand gelinde den Raum zwiſchen der Naſe und der Wangenhervorragung. In 5 Minuten war Alles vorüber. Die Frau zahlte ihre 5 Paras, und nach ihr kamen noch mehrere Perſonen, Männer, Weiber, alt und jung, und jedesmal fand dieſelbe Behandlungsweiſe ſtatt. —

d.

Politiſche Frömmigkeit des Oberhauptes der Gläubigen.

Es iſt mehrfach auf die Verſuche des türkiſchen Sultans aufmerkſam gemacht worden, die eiſernen Schranken des Islamismus, zum Wenigſten den ſtachlichten Zaun zu durchbrechen, der den Kern deſſelben umgibt. Er erfährt nun, was zu ſeiner Zeit auf ſeine Weiſe Joſeph II. erfahren. Nicht ſo ehrlich, als dieſer, aber weltkluger, lenkt er ein, bevor er durch Empörung zu ſpät dazu gezwungen wird. Die koranwidrigen Bilder, die er in öffentlichen Gebäuden hatte aufſtellen laſſen, verſchwinden. Dagegen macht die Tekwimi Wekaji (die türk. Staatsztg.) bekannt: „Se. Hoheit, der Sultan, dem Beiſpiele ſeiner erlauchten Vorfahren folgend, und von dem wärmſten Eifer für das Beſte der Religion beſeelt, befehle, daß in den beiden heiligen Städten (Mekka und Medina)

alle einer Ausbeſſerung bedürfenden Gebäude gehörig hergeſtellt werden;" auch laſſe er prachtvolle Tempelvorhänge und zahlreiche Lampen mit ſilbernen und goldenen Ketten für jene zwei Städte verfertigen; alle dortigen Imams, Prediger, Mueſſins und ſonſtige Religionsdiener, beſonders die Mollah's, erhalten künftig eine namhafte Beſoldungszulage. — Bemerkt wurde auch ſchon früher im Phönix, wie der Sultan den Koran auf neue Weiſe in Bezug auf die Peſt hatte deuten laſſen. Jetzt leſen wir in einer ſultaniſchen Verordnung (die von der türk. Staatsztg. vom 1. Febr. 1837 mitgetheilt wird) unter anderm Folgendes: — „Bekannt iſt, daß das tägliche fünfmalige Gebet eines der Fundamentalgebete unſeres ſeligmachenden Glaubens iſt, und daß jene, die dieſe Gebote genau erfüllen, in beiden Welten glücklich ſind, während deren Uebertreter hier und jenſeits vielfältiges Elend und Mißgeſchick zu gewärtigen haben. Es iſt demzufolge augenſcheinlich, daß die Vernachläſſigung dieſer und anderer Andachtsübungen von Seiten einiger hirnloſen Menſchen, — die moraliſche Urſache der Peſtſeuche und der Feuersbrünſte iſt, welche dieſe Hauptſtadt und andere Städte des Islams heimſuchen. Da der Wiederbeleber der Glaubens-Vorſchriften und Staats-Grundſätze, unſer allergnädigſter Herrſcher, ſeit ſeiner — Thronbeſteigung der Beſchützer unſerer ſeligmachenden Religion iſt, ſo mißbilligt und verdammt er die geringſte Uebertretung der Glaubens-Pflichten, und gibt als der Erſte das Beiſpiel der gewiſſenhafteſten Frömmigkeit, indem er regelmäßig und öffentlich den vorgeſchriebenen Gebeten beiwohnt. In Folge dieſer frommen Geſinnung" — befiehlt nun der Sultan, daß alle Perſonen ſeiner Umgebung in ihrer Wohnung mit einem Imam, — Alle Rechtgläubigen aber, die ſich keinen ſolchen Seelſorger halten können, in der nächſten Moſchee oder dem nächſten Bethaus die vorſchriftsmäßigen Gebete verrichten. Sofort ſoll dann jeder Muſelmann, der zur Gebetzeit — ohne geſetzlichen Entſchuldigungsgrund — auf der Straße ſich befinden läßt, „als ein Vernachläſſiger des Gebetes, — der Obrigkeit überliefert werden, damit ſie ihn zurechtweiſe und züchtige." Eine fernere großherrliche Verordnung ſchärft die Verrichtung der täglichen fünfmaligen Waſchungen, als Religionspflicht und — aus Geſundheitsrückſichten ein. —

e.

Großherrliche Cenſur.

Daß in Deutſchland, — nach dem 4. Auguſt 89 in Frankreich — ein Fürſt unlängſt zum voraus ſich alle Devotions- und Submiſſionsſchnörkel in den Eingaben ſeiner Unterthanen verbeten, kann kaum mehr

befremden. Daß aber auch der Großsultan keine Schmeicheleien mehr vertragen kann, ist eine Thatsache, bleibender Erinnerung werth. Als ein gelehrter Derwisch dem Haupte aller Gläubigen im Frühling 36 eine von schwülstigen Redensarten strotzende Schrift überreichte, ließ der Großherr ihm zweihundert Hiebe auf die Fußsohlen mit dem Bedeuten verabreichen: „Ein Sultan hat andere Dinge zu thun, als deine schlechten Schmeicheleien zu lesen und den Sinn aus deinen Schmeicheleien heraus zu klauben. Befleißige dich einer klareren und einfacheren Schreibart, oder lasse es ganz sein, sonst lasse ich die Hände abhacken." —

f.

Letzte Zeiten zu Constantinopel.

Aus engl. Blättern ersehen wir, daß im Sommer 1837 zu Constantinopel, nach altem furchtbarem Brauch, vier Frauen aus türkischen Harems wegen gesetzwidrigen Verkehrs mit Christen — zum Tode verdammt und in den Bosporus geworfen worden. Nach völlig neuem Brauch dagegen hat die Pforte eine Quarantaine in den Dardanellen errichtet. Doch fängt die Note, durch welche den fremden Gesandschaftskanzleien davon Nachricht gegeben wird, noch mit den Worten an: „da mit Erlaubniß des Allerhöchsten die Pest zu Smyrna und dessen Umgebungen ausgebrochen ꝛc." In einem Schreiben aus Constantinopel, das die Morningpost liefert, wird übrigens bemerkt, die jetzt oft sich wiederholenden Fehltritte türkischer Frauen und die nicht mehr seltenen Selbstmorde in der Hauptstadt (in den letzten 14 Tagen tödteten sich drei Türken) — „seien in den Augen der rechtgläubigen Muselmänner ein sicheres Zeichen, daß das Ende der Zeiten nicht mehr ferne."

g.

Katholisches Autò-da-fé — in Constantinopel.

Ein Rundschreiben des Patriarchen von Constantinopel, welches am 10. Mai 1837. in den Kirchen der Hauptstadt verlesen wurde, verbietet unter Androhung der Excommunikation und anderer angemessener (!) Strafen, die — Bibel und andere Schriften zu lesen, welche von der Bibelgesellschaft in London gedruckt werden. Noch an demselben Tage begab sich ein erzbischöfl. Commissär in die verschiedenen Pfarreien der Stadt, sammelte alle dergleichen Schriften, und übergab dieselben im erzbischöfl. Palaste dem — Feuer!

h.

Höhere Kultur in Istambul und Athen.

Wer hätte noch vor zehn Jahren sich träumen lassen, daß man nach so kurzer Zeit angezeigt fände: nicht nur in griechischen Zeitblättern (1837) die Eröffnung einer Universität zu Athen und ein dort erschienenes Meisterwerk, wie „der alte Liberios" von Spyridion Vallettas, — sondern auch in einer türkisch-französischen Staatszeitung die Errichtung einer Arzneischule zu Stambul und die Erscheinung eines Compendiums der Weltgeschichte von Taraisi Sade und eines Commentars des Frühlingsgartens Dschami's? — Wer weiß, welchen Triumph nach abermals zehn Jahren die Civilisation zu feiern haben wird?

15.

Hellas.

Die Ostern (37) sind für Griechenland ein neuer Auferstehungstag. Als die Hörsäle der griechischen Philosophen zu Athen im J. 529 durch das Machtgebot Kaiser Justinians geschlossen wurden, war der freie Geist der Nation zu Grabe gegangen. Das nach dreizehn Jahrhunderten zur bürgerlichen und politischen Freiheit wiedergeborene Volk ist nun von seinem Regenten mit einer Universität beschenkt worden, deren Vorlesungen zu Ostern eröffnet werden. Von den 31 bis jetzt ernannten Professoren haben die meisten in Deutschland ihre Bildung genossen; vier von ihnen sind Deutsche, nämlich Herr Feder, Anselm, Landerer und Ulrichs; der Erste in der juristischen, die drei Anderen in der Facultät der allgemeinen Wissenschaften. Wir rufen dem akademischen Phönix von Hellas ein freudiges *Ζητω* zu.

16.

Rußland.

a.

Zur neueren Geſchichte Rußlands.

Folgende Stelle mag auf die von Herrn Tiran herausgegebene Schrift: „La Russie pendant les guerres de l'empire," (1836) aufmerkſam machen. „Seitdem der Vertrag von Tilſit unterzeichnet war," ſagt Herr Tiran, „waren die Ideen von Umwälzung (revolution) und Jakobinismus ein Gegenſtand des Entſetzens für den hohen ruſſiſchen Adel. Die Mittel der Repreſſion ſchrieben ſich von Paul I. her; im J. 1798 hatten beſondere Ukaſen verboten, Gilet's, Fracks und Pantalons zu tragen. Die ruſſiſche Akademie erlaubte nicht mehr, daß man ſich des Wortes Revolution bediente, wenn man vom Umlauf der Sterne ſprach, und die Schauſpieler mußten ſtatt Freiheit — Erlaubniß ſagen."

b.

Neuere ruſſiſche Poeſie.

In den Blättern zur Kunde der Literatur des Auslandes gibt Herr Tietz uns (in Nro. 71 1836.) die Ueberſetzung einiger neuern ruſſiſchen Dichtungen. Der ſchwarze Shawl, von Puſchkin, ſcheint uns charakteriſtiſch genug, um zu verſuchen, die Hauptzüge dieſes Gedichtes hier mit deſſen eigenen Worten zu entwerfen:

„Jung und leichtgläubig —
— Gab einer Griechin ich liebend mich hin —
— Wand — den Shawl um ihr reizendes Haupt."

Da verräth ihm bei'm Mahle ein Jude, ſeine Geliebte ſei ihm untreu. Er ſtürmt nächtlich zu ihrem Hauſe, —

„Ein Fremder umarmt mein Leben, mein Glück!"
— Sein Haupt rollt zu Boden, von Küſſen umkränzt.
Mein Fuß tritt den Leichnam — mein Buſen war kalt,"

und auch die Griechin fällt, ein Opfer seiner Rache,

„Dem Haupte der Leiche entriß ich den Shawl,
Und wischte mit ihm dann das Blut von dem Stahl.
Mein Sklav' hat die Leichen zur Donau gebracht,
Da ruhen sie beide im Dunkel der Nacht." —

c.

Zahl der Selbstmörder im westlichen Rußland.

Das Portfolio gibt in einer seiner neuesten Nummern (1836) eine moralische Statistik der westlichen Provinzen des russischen Reiches, welche ungefähr 10 Millionen Einwohner haben. Dieser Uebersicht zu Folge gab es im J. 1821—1822 auf 10,593,251 Individuen 1,025 erwiesene, 300 zweifelhafte Selbstmorde und 423 andere Ermordungen. Es kamen also auf 16,000 Einwohner ein Selbstmord, und auf 50,000 einen Todschlag. Dem Geschlecht nach verhielt sich die Zahl der männl. zu der der weibl. Selbstmörder wie $4\frac{3}{4}$ zu 1. Am merkwürdigsten ist das Verhältniß in Bezug auf die Standesunterschiede. Es gehörten nämlich von den Selbstmördern

966	zur Klasse der Bauern und Leibeigenen;		also 1 auf	16,757$\frac{1}{2}$
192	„ „ „	Kaufleute	„	1 —	20,833$\frac{1}{2}$
113	„ „ „	Soldaten	„	1 —	3,009
36	„ „ „	Adligen	„	1 —	11,111
8	„ „ „	Geistlichen	„	1 —	25,080.

d.

Rußland und Europa.

Der Referent in der russischen Lesebibliothek über das französische Drama „Don Sebastien de Portugal," welches Graf Alex. Przezdziecki zu Petersburg herausgegeben, bemerkte u. a. (wie wir in Nr. 4 von Ost und West 1837 lesen) „nach unserer Meinung sollte sich nie ein Ausländer in die französische Schriftstellerei einlassen, wenn er dieser Sprache auch noch so mächtig wäre... In seinem slavischen Vaterlande französische Dramen u. s. w. herausgeben — heißt, seine Muttersprache herabsetzen, die ganze Welt mit dem Skandale unserer Erziehung bekannt machen und sich mit dieser Lächerlichkeit rühmen. Europa, und besonders den Franzosen gegenüber, sollen wir Russen nur unsere russische Sprache kennen." — Uns scheint ein solcher kategorischer Imperativ in doppelter Hinsicht unstatthaft. Für's Erste

hebt — ein bloßes Soll die Thatsache nicht auf, daß die französische Literatur die Amme der russischen war und theilweise noch ist; — für's Andere geziemt einem der Amme noch nicht entwohnten Volke keine so reckenhafte Sprache. Erst wenn Rußland sich die Bildung Europa's angeeignet, darf es sich den hochcivilisirten Völkern zur Seite, oder, wenn es will, gegenüber stellen. Ein Knabe muß nicht schon den Mann spielen wollen, wenn er nicht Spott oder Zurechtweisung ernten will. Das aufstrebende, nach europäischer Bildung trachtende Rußland nimmt unsere lebhafte Theilnahme in Anspruch; das gegen Europa sich isolirende, dünkelhafte wird ein Gegenstand des Mitleides.

e.

Russische Knabensoldaten.

Wie in den englischen Fabrikstädten ganze Schaaren Kinder schon zu Fabrikarbeiten angehalten werden, so werden jetzt in den russischen Militärkolonien Jungen von 12—17 Jahren militärisch geübt. Nach der am 8. Oct. 37 zu Wosnesensk abgehaltenen großen Parade exerzirten 24 Eskadrons und 3 Batterien solcher Knaben, — in kurzen Jacken, Mützen, leinenen Pantalons — und Stiefeln, bewaffnet mit hölzernen Säbeln, Lanzen und Kanonen! — Fürwahr sehr ernste Spiele!

f.

Russische Ehepeitsche.

In einem englischen Blatt (Aug. 37) lesen wir: „Wenn ein russisches Mädchen auf dem Punkte steht, sich zu verehlichen, fragt der Vater, mit einer Peitsche bewaffnet, den Bräutigam, ob er diese Jungfrau zum Weibe nehme. Antwortet dieser bejahend, dann gibt der Vater seiner Tochter drei leichte Peitschenhiebe auf den Rücken, indem er zu ihr die Worte sagt: „„dies, mein liebes Kind, sind die letzten Schläge, die du von deinem zärtlichen Vater erhältst. Ich übergebe meine Gewalt und — meine Peitsche an deinen Mann; er weiß besser als ich, welchen Gebrauch er davon machen muß.““ Der Bräutigam, der allzugut die Regeln des Anstandes kennt, um die Peitsche unmittelbar anzunehmen, versichert den Vater, seine Tochter werde deren nimmer bedürfen. Aber der Vater dringt auf deren Annahme, und die Peitsche wird dem Bräutigam übergeben.“

g.

Russische Rechtspflege im Jahr 1835.

Aus dem amtlichen Berichte des Justizministers über die russische Rechtspflege im Jahre 1835 ergibt sich, daß von den Criminalhöfen nahe an 52,000 Angeklagte schuldig erklärt worden sind. Unter den vor Gericht Gestellten betrug die Zahl der weiblichen Personen den siebenten Theil der Zahl der männlichen. Im Ganzen kamen zur Verhandlung: 494 Mordthaten, 470 Selbstmorde, 378 Fälle des Straßenraubs, 2804 Angriffe gegen Personen, 2952 Schlägereien, 1839 Brandstiftungen, 656 Fälle von Kirchenraub und 785 von Ketzerei, 19,748 Diebstähle und Einbrüche, 1900 Betrügereien, 718 Fälle von Zerstörung und Verletzung des Eigenthums, 1092 von gewaltthätiger Besitzergreifung, 9737 von Holzfrevel, und 962 von ungesetzlichem Handel. — Im Gouvernement Simbirsk fanden, wie auch in den vorigen Jahren, mehr Ketzereien statt, als in allen übrigen Gouvernements zusammengenommen.

h.

Vermehrung der Schulen in Rußland seit 30 Jahren.

Dem Journal von Petersburg (Jul. 37.) zufolge hat die Zahl der Schulen und der Schüler in Rußland in folgendem Verhältniß zugenommen:

im J. 1804 gab es überh. dort 627 Schulen mit 109,256 Schülern.
„ „ 1824 . . . . . 2118 — „ 263,224 —
„ „ 1835 . . . . . 3978 — „ 460,095 —

Von den Schulen werden jetzt 2041 auf Kosten des Staates erhalten, der auch 252,311 Freitische gewährt.

i.

Wohlthätige Anstalten in Rußland.

Unter der unmittelbaren Leitung und dem Schutze der jetzigen Kaiserin von Rußland stehen 12 wissenschaftliche und wohlthätige Anstalten in Petersburg, Moskau, Poltawa, Simbirsk, Kronstadt, Kiew und Tamboff. Das Gesammtkapital aller 12 Anstalten betrug zu Anfang 1836 4,000,000 Rubel. Die meisten dieser Anstalten sind der Erziehung

von Töchtern unbemittelter Aeltern aus dem Adel- und Bürgerstande gewidmet.

k.

Die russischen Makrobier.

Eparchialberichten zufolge über die Zahl der 1836 in Rußland gestorbenen Individuen männlichen Geschlechts und griechischer Religion, erreichten 1467 Männer das Alter von 95 — 100 Jahren,

558 ein Alter von 100 — 105 —
100 „ „ „ 105 — 110 —
73 „ „ „ 110 — 115 —
30 „ „ „ 115 — 120 —
31 „ „ „ 120 — 125 —
5 „ „ „ 125 — 130 —
5 „ „ „ 130 — 135 —
1 „ „ „ 135 — 140 —
3 „ „ „ 140 — 145 —

Einer soll sogar zwischen dem 150 und 155, ein anderer zwischen 160 und 165 Jahren alt geworden sein.

l.

Finnische Literatur.

Von 10 Journalen, die jetzt in Finnland erscheinen, werden 4 in finnischer Sprache redigirt. Zwei derselben erscheinen zu Uleaborg, an der Grenze Lapplands. Ihr Zweck ist, die mythologischen Ueberlieferungen und die Volksdichtungen zu sammeln und nützliche Kenntnisse unter dem Volke zu verbreiten. Auch die seit fünf Jahren bestehende literarisch-finnische Gesellschaft zu Helsingfors, wo seit 1826 eine Landesuniversität besteht, hat schon viele Volksdichtungen bekanntgemacht, u. a. „Kalewala, oder alte Karelische Gesänge," ein interessantes episches Gedicht. Es verherrlicht die Kämpfe der Finnen gegen die Lappen und besonders die Wunderthaten des Helden des Gedichtes, des mächtigen Wäinämöinen, in welchem die dortigen Gelehrten bald einen zum Halbgott erhobenen Helden, bald einen vom Himmel herabgekommenen Gott erkennen wollen. —

17.

Böhmen.

a.

Taubstummenunterricht in Böhmen und Oesterreich.

Auf Anordnung des Bischofs von Leitmeritz, in dessen Sprengel man gegen 600 Taubstumme zählt, werden jetzt (1838) in der dortigen theologischen Lehranstalt Vorträge über die Kunst der Taubstummenbildung gehalten, welchen alle Kandidaten der Theologie, wie alle künftigen Schullehrer eine bestimmte Zeit beiwohnen müssen. Auch die niederösterreichische Landesregierung in ihrem, der Studien-Hof-Commission erstatteten Gutachten über den Vorschlag: den Taubstummenunterricht in der österreichischen Monarchie allgemein einzuführen, ist von der Idee ausgegangen, der Lehrmethode eine solche Ausdehnung zu geben, daß alle der Bildung fähige Taubstummen zu geistiger und moralischer Entwicklung und bürgerlicher Brauchbarkeit gebracht werden. Einen sehr werthvollen Beitrag zur Ausführung dieser Pläne hat Hr. H. Czech durch seine, eben mit dem XXIV. Hefte vollendete „Versinnlichte Denk- und Sprachlehre" geliefert.

b.

Kinder-Bewahr-Anstalten in Böhmen.

Schon bestehen (Mai 1837) mehrere Kinder-Bewahr-Anstalten in Prag, und da diese Institution auch in den übrigen Städten Böhmens Eingang findet, so hat man den Plan gefaßt, für dieselben eine Central-Direction zu bilden, welche für deren Vermehrung und Vervollkommnung Sorge zu tragen haben wird. Daß menschenfreundliche Privatvereine die Initiative zu jener Einrichtung ergriffen, entspricht der Aufgabe des Jahrhunderts, wonach das Allgemeine durch die freie Gemeinsamung der Einzelnen zu Bestand kommen soll. Anderseits muß aber auch die Staatsregierung, in welcher sich das höchste Streben der

Staatsbürger concentriren soll, den Privatvereinen entgegenkommen, und der Pflicht inne werden, nicht minder für die kleinsten, wie für die großen Kinder zu sorgen.

18.

Moldauische Literatur.

Von Jassy wird unterm 20. November geschrieben: „Zwischen der Moldau und Wallachei findet eine Art von Bildungseifersucht statt. Während die Wallachen so große Fortschritte in Künsten und Wissenschaften machen, wollen die Moldauer nicht zurückbleiben. Eine Gesellschaft von jungen Moldauern hat sich gebildet, um eine ausschließlich der Nationalliteratur gewidmete Zeitschrift zu gründen. Eine andere hat die Uebersetzung französischer, deutscher, polnischer u. a. Werke übernommen. Durch Fürsorge des Hospodars ist unser National-Theater wieder hergestellt und das Personal der Schauspieler vervollständigt worden. Auf dem Repertoire stehen mehrere sehr merkwürdige National-Schauspiele, wie: „Stephan, der sechste Fürst der Moldau" von Kemindger und „Michael der Tapfere," der moldauische Hospodar. Beide sind in einfachem und natürlichem Style geschrieben und athmen durchaus den glühendsten Patriotismus. Im December 1837 sollten sie aufgeführt werden. Schon strömen viele Bojaren nach Jassy."

19.

Ungarn.

a.

Ungarische Nationalliteratur.

Bekanntlich hat vor zwölf Jahren, um das Aufblühen einer nationalen Literatur zu fördern, sich in Ungarn eine Gelehrtengesellschaft gebildet, welche durch des Grafen Széchényi's und anderer Patrioten großmüthige Gaben bald über eine halbe Mill. Gulden zu verfügen hatte. Nun wurden die bisher vernachlässigten magyarischen Schriftsteller zu besoldeten Mitgliedern der Gesellschaft ernannt, ihre Werke auf Kosten der Akademie gedruckt, Preise für philosophische, historische und belletristische Arbeiten ausgesetzt, die ältesten Sprachdenkmale Ungarns und seine Geschichte erforscht, und besonders die dramatischen Dichter ermuntert. Berichten aus Ungarn zufolge wurden diese Bestrebungen vom schönsten Erfolge gekrönt, so, daß jetzt schon zahlreiche Werke in ungarischer Sprache auch ohne Unterstützung der Gelehrtengesellschaft erscheinen, und der Kreis der Leser sich stetig erweitert.

b.

Nationalmuseum und Nationaltheater in Ungarn.

Der 27ste Artikel der Beschlüsse des ungarischen Reichstages (1836) bewilligt eine halbe Million Gulden zur Aufführung eines neuen Gebäudes auf dem Grund und Boden eines Nationalmuseums, welches sowohl hinsichtlich der Bildung der Nation, als wegen der Sammlung und Erhaltung ausgezeichneter Monumente jeder Art alle Beachtung verdient. Schon sind seit dem Reichstage von 1827 viele bedeutende Beiträge, sowohl für das Museum, als für die ungarische Militärakademie eingegangen. — Der 41. Artikel jener Beschlüsse verfügt, daß mittelst patriotischer Beiträge auf dem, vom Reichspalatin hierzu angewiesenen Grund und Boden ein Nationaltheater erbaut werden soll, indem die wohlthätigen Wirkungen eines gut geordneten Theaters auf Entwicklung

der Nationalität, Ausbildung der Sprache, Verfeinerung der Sitten u. s. w. nicht verkannt werden können.

c.

Die magyarische Akademie.

Wir erfahren durch Nr. 3 von „Ost und West" 1837, daß Nikol. Revay den Plan zu diesem Gelehrtenverein schon 1784 dem Kaiser Joseph II., aber erfolglos vorgelegt, und dieser Gegenstand von Neuem auf den Landtagen von 1791 und 1808 zur Sprache gekommen. Erst als Stephan von Széchényi 60,000 fl. C. M. als Begründungsfond geschenkt, trat die Akademie in den Jahren 1825 — 1827 in's Leben. Seitdem wurde das Capital durch Beiträge bedeutend vermehrt, und war 1833 schon bis zur Summe von 300,000 fl. erwachsen. Auch schenkten die Grafen Teleky der Akademie ihre Bibliothek von 30,000 Bänden. Als erste literarische Früchte sind die Zeitschrift „Tudomanytar" und ein magyarisches Wörterbuch erschienen. Der Verein beabsichtigt vorzüglich Ausbildung und Bearbeitung der Nationalsprache und Veredlung der Nationalliteratur. Er wird deßhalb sowohl Originalproductionen, als auch Uebersetzungen alter und neuer Classiker fördern, Preisfragen aufgeben, die dramatische Poesie vorzüglich unterstützen, ausgezeichnete Manuscripte zum Druck befördern und reichliche Honorare für dieselben zahlen, erschienene Schriften beurtheilen, und die werthvollen belohnen. Der Schutzherr der Gesellschaft ist der Palatin von Ungarn.

d.

Abgabenfreiheit des Adels.

Der Herzog von Ragusa bemerkt in seinen 1837 erschienenen Memoiren u. a. über Ungarn: „Keine ungarische Stadt wird jemals ein großer Handelsplatz werden können, so lange die Landesgesetze nicht modifizirt sein werden. Ohne Credit gibt es keinen ausgedehnten und vortheilhaften Handel; Credit gibt es aber da nicht, wo das Eigenthum unsicher ist und ein Schuldner nicht genöthigt werden kann, seine Schulden zu bezahlen. Dies ist in Ungarn der Fall. Der Gläubiger hat keine andere Bürgschaft als die Moralität des Schuldners; wie kann aber diese ermessen werden, wenn von Handelspapieren die Rede, die von meistens unbekannten Leuten unterzeichnet sind.— Allerdings haben die Ungarn durchgängig ein Gefühl von den Bedürfnissen des Landes und von den Ver-

änderungen, welche seine Interessen erheischen; da aber jede dem Ganzen förderliche Aenderung Einzelnen ungünstig ist, so treffen auch die glücklichsten Neuerungen auf Widerstand. Man will und man will nicht... Man will Wege, als erste Bedingung der Civilisation; da aber die Regierung nicht Geld genug dafür hat, so müßte die Anlage von einer Handelsgesellschaft besorgt und ein Wegzoll zur Erstattung der Kosten errichtet werden. Der ungarische Edelmann aber, der eifrigst die Wege wünscht, schaudert vor der Möglichkeit, daß er zu irgend einer Abgabe verpflichtet werden könnte, und so wird er sich dem Wegbau widersetzen. Solange also derlei Vorurtheile, wie das von der Abgabenfreiheit des Adels, nicht entwurzelt werden, wird das Land stationair bleiben und der Verbesserungen nicht theilhaft, für welche es empfänglich.

20.

Sizilien.

Dem National vom 15. August 1837, der eine gehaltvolle Notiz über Sizilien mittheilt, entnehmen wir folgende Angaben: „Dieses Land, welches früher 6 Millionen Einwohner hatte, zählt deren jetzt wenig über 1½ Mill. Früher durch seine Schulen berühmt, hat es deren jetzt höchstens nur noch 100, die von Mönchen und Jesuiten geleitet werden, und noch wird dort die Unbeweglichkeit der Erde gelehrt. Die Kunst ist wie das wissenschaftliche Leben erloschen. Dagegen lasten auf ihm 12,000 Mönche, die ihren Reichthum noch durch Betteln vermehren, 20,000 Nonnen, und 20,000 Advokaten, welche die Prozesse verewigen und die Familien ruiniren.“ Der National erinnert aber auch an folgende Thatsache: „Als die durch England vermittelte Verfassung im J. 1810 an die Stelle der ständischen Einrichtung trat, welche Sizilien seit den Königen von Arragonien besessen, existirten noch alle jene Feudalrechte, alle Lasten, welche die großen Herren des Mittelalters dem Volke aufgeladen. Die sizilischen Großen, um dem Volke die Wohlthätigkeit der neuen Ordnung der Dinge zu Gemüthe zu führen, verzichteten einstimmig auf diese Privilegien, promulgirten das Gesetz, welches dieselben abschaffte, und brachten ohne Zögern das Opfer der sehr bedeutenden Summen, die sie bis dahin bezogen.“

21.

Statiſtik der italieniſchen Literatur.

Ein mailändiſcher Bibliograph theilt (1838) folgende Notizen mit. Im Jahre 1836 erſchienen in Italien und dem Auslande 3314 Werke in italieniſcher Sprache. Von dieſen in der Lombardei 788, und zwar 522 in Mailand; im Venetianiſchen 843, von denen 297 zu Venedig; im Königreich Sardinien 454, wovon 211 zu Turin; im Herzogthum Parma 111, davon 75 zu Parma; im Herzogthum Modena 34 (zu Modena 26); im Herzogthum Lukka — alle zu Lukka ſelbſt — 27; im Großherzogthum Toskana 151, von denen 102 zu Florenz; in den römiſchen Staaten 300, wovon 125 zu Rom; im Königreich beider Sizilien 356, von denen 260 zu Neapel; im Auslande — und zwar zum größten Theil zu Paris und Lugano — 50. — Dem Inhalte nach laſſen die 3314 Schriften ſich folgendergeſtalt abtheilen: zur Theologie gehören 651; Jurisprudenz 180, wovon 56 in Sizilien publicirte Criminalprozeſſe; Geographie, Geſchichte, Archäologie und Chemie 113; Medicin und Chirurgie 290; Literaturgeſchichte 30; Philologie 71; Poeſie 435 (!); Theaterſtücke 112, wovon 57 libretti; Romane, Erzählungen, Novellen 182; Diſſertationen, Theſen, Gelegenheitsſchriften ꝛc. 550. —

22.

Rom.

a.

Anſtalten für Wohlthätigkeit und Primär-Unterricht in Rom.

Morichini, Vicepräſident des apoſtoliſchen Hospitiums von Sankt-Michael zu Rom, hat eine hiſtoriſch-ſtatiſtiſche Abhandlung unter

dem Titel: „Degl' Istituti di pubblica carità e d'Istruzione primaria in Roma“ herausgegeben (Rom 1835), worin er eine ausführliche und zugleich geſchichtliche Ueberſicht gibt von allen gegenwärtig dort beſtehenden Wohlthätigkeitsanſtalten. Man erſieht daraus, daß einige dieſer Einrichtungen bis in das 12. Jahrhundert hinaufreichen, zu welcher Zeit im übrigen Europa ſich noch nichts Aehnliches zeigte. Die jetzt vorhandenen führen wir, Morichini folgend, unter vier Rubriken auf:

1) Hospitäler gibt es nicht weniger jetzt zu Rom als 22, beſtimmt zur Aufnahme von Kranken, Irren und Geneſenden. Acht derſelben ſind vom Staat, 11 von Privaten geſtiftet; zwei vertheilen in den Häuſern, was die Kranken an Arzneien, Nahrungsmitteln oder ſonſt bedürfen; eines beſtattet die Todten anſtändig zur Erde.

Alle dieſe Anſtalten zuſammen können mehr als 40,000 Kranke aufnehmen; überall werden Fremde wie Inländer aufgenommen, und inſofern verdient die römiſche Wohlthätigkeit in Wahrheit eine katholiſche — allgemeine — genannt zu werden.

2) Anſtalten für Findlinge, Waiſen, Wittwen und Altersſchwache. Das erſte Haus, welches in Europa geöffnet wurde, um ſo manche unſchuldige Weſen dem Tode zu entreißen, die gleich nach ihrer Geburt ausgeſetzt werden, war das römiſche, welches Innocenz III. im Jahre 1198 geſtiftet; — zu Paris wurde das erſte von Vincenz von Paula 1638, zu London das erſte im vorigen Jahrhundert gegründet. — Das römiſche, jetzt Pia casa degli Esposti in S. Spirito in Sassia genannt, nimmt jährlich 800 Kinder auf, die es bis zu ihrer Verſorgung ernährt. — Den Waiſen und Altersſchwachen ſind 4 Verſorgungshäuſer geöffnet, in denen 540 Kinder umſonſt aufgenommen werden.

Das bedeutendſte unter dieſen Hospicien iſt das apoſtoliſche von St. Michael, welchem Morichini mit ebenſo viel Eifer als Einſicht vorſteht. Die Waiſenknaben erhalten dort von guten Lehrmeiſtern Unterricht in dem Gewerbe oder der Kunſt, zu welchen ſie die meiſte Anlage zeigen; Religionsunterricht, Leſen, Schreiben, Rechnen wird dabei nicht verſäumt. In derſelben Anſtalt findet ſich auch eine Tuchfabrik; Gobelin-Tapeten werden dort gewirkt, und kürzlich iſt auch eine Schule für angewandte Chemie daſelbſt errichtet worden, — bis jetzt die einzige in Rom. In der Abtheilung für die Mädchen werden 240 weibliche Waiſen zu guten Haushälterinnen erzogen; in der dritten, für Alte, wird für 400 Männer und Frauen geſorgt, die, je nach Kraft und Geſchick, zu mancherlei Dienſtleiſtungen verwendet werden. —

Noch gibt es zu Rom drei Hospizien, die füglicher Zufluchtsör-

ter genannt würden. Ungefähr 400 arme Geistliche und Wittwen finden hier Wohnung, Bett und sonst nothwendige Mobilien.

Endlich zählt man, unter dem Namen Conservatorien, mehr als 20 Häuser, in welche arme, der Verführung ausgesetzte oder bereuende Mädchen und dem Vagabundenleben entrissene Kinder aufgenommen werden. Wieder andere Asyle sind denen bestimmt, die eine Zuchthausstrafe ausgestanden haben. Sie finden hier Nahrungsmittel, Belehrung und gutes Beispiel.

Andere von Mildthätigen gestiftete Häuser sind zur Aufnahme und Verpflegung armer Wittwen bestimmt, wie la pia casa della Vedova, die Häuser der Lauretana, der Santa Maria in Trastevere u. s. w.

Kurz, fast keine Straße ist, nach Morichini's Versicherung, wo sich nicht irgend eine Wohlthätigkeitsanstalt befindet. —

3) Mildthätige Veranstaltungen für Hausarme. Die den Hausarmen dargebotene Unterstützungen sind a. Darleihen, b. Arbeit, c. unentgeldliche Vertheidigung bei Civilprozessen, d. Almosen, Rath u. s. w.

In Rom besteht schon seit 3 Jahrhunderten ein Pfandhaus, dessen Satzungen im Jahr 1611 vom Cardinal Borromäus bekannt gemacht worden. Durch die wohlverstandene Verwaltung Pius VII. und seiner Nachfolger ist es jetzt vermögend genug, um 200,000 Pfänder jährlich anzunehmen und 250,000 Thaler in Umlauf zu setzen.

Seit Innocenz XII. und Sixtus V. und neuerdings wieder seit Leo XII. besteht auch eine Commission, welche Arme beiderlei Geschlechts bei den Nachgrabungen verwendet.

Das von Clemens XI. gestiftete, nach Fontana's Plan erbaute prächtige Correctionshaus kann hinsichtlich der Vertheilung der Arbeiten und der Aufsicht über die Gefangenen als das älteste Peniten-ziar-Gefängniß angesehen werden.

Unter dem Namen einer Brüderschaft des heiligen Ivo (eines englischen Advocaten, dessen Leben den Armen gewidmet war) besteht noch jetzt eine zu gleicher wohlthätigen Wirksamkeit gebildete Gesellschaft von Advocaten und Prälaten.

An die Stelle der *regionarie* sind seit 1595 durch die edelmüthigen Anstrengungen des Spaniers St. Joseph Calasanero unentgeldliche Primairschulen für die armen Kinder getreten. Gegenwärtig besitzt Rom 55 solcher Scuole pie, in denen Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Italienischen, Französischen und in einigen auch im Lateinischen gegeben wird. —

Zwei Abendſchulen ſind dem erſten Unterricht der Handwerker, viele andere dem Religionsunterricht gewidmet.

Im Jahre 1784 war auch eine Taubſtummenanſtalt nach dem Muſter der Anſtalt des Abbé de l'Epée errichtet worden. Gegenwärtig iſt ſie in blühendem Stande.

Nicht zu vergeſſen ſind auch die vielen für Mädchen von barmherzigen Frauen geſtifteten Schulen. —

Im Ganzen finden ſich zu Rom jetzt 372 Primairſchulen, 482 Lehrmeiſter und 14,099 Schüler und Schülerinnen von den erſten bis zu den Jahren, in denen die Adolescenz beginnt. —

Die „Bibliothèque universelle“ von Genf bemerkt (im erſten Heft d. J.) in Beziehung auf die Schrift des ehrwürdigen Morichini, aus welcher die vorhergehenden Angaben entnommen ſind: „On ne peut nier, que nulle part ailleurs plus qu'à Rome, l'ardente charité, la compassion pour l'infortune, n'ont fondé de plus touchantes et de plus grandes institutions. Là, c'est, avant tout, un devoir religieux satisfait, une obéissance dévouée aux paroles de notre sauveur, qui n'oubliera pas le verre d'eau froide donné en son nom à l'un d'entre ses petits; le but économique et philosophique ne vient qu'après.“ — So Genf über Rom. Wann aber wird Rom eben ſo human über Genf ſich vernehmen laſſen? —

b.

Evangeliſches Krankenhaus und evangel. Kinderſchule zu Rom.

Die evangeliſche Gemeinde zu Rom hat auf dem Capitol ein Krankenhaus und eine Kinderſchule gegründet. Zu dem erſteren ſind u. a. aus der Stadt Frankfurt a. M. 1000 fl., und eben ſo viel vom König von Preußen beigetragen worden. Jeder in Rom ſich aufhaltende Fremde evangel. Confeſſion wird darin Aufnahme finden können. Die Kinderſchule ſoll am 1. Jan. 1837 eröffnet werden. Möchten doch die Römer des evangeliſchen Wortes gedenken: „Werdet wie die Kinder, wenn ihr in das Himmelreich eingehen wollet.“ —

c.

Das Marien-Volk.

Das „Univers“ theilt ein Schreiben von Rom vom 15. Aug. 1837 mit, worin berichtet wird, wie Tags zuvor „das miraculöſe Bild der h.

Jungfrau, welches der h. Lukas gemalt, von S. Maria Maggiore" — in vierstundenlanger Processíon „in die Jesuitenkirche, welche sich (bedeutungsvoll) in Roms Mittelpunkte befindet, übergesiedelt worden," wo dann der Papst, gerührt von dem Bußeifer der Römer, ihnen zugerufen: „Ihr seid das Volk Marien's!" — wie, hiervon begeistert, die Römer Abends die Stadt auf das Prächtigste illuminirt, und der h. Jungfrau viele tausend Altäre auf den Straßen errichtet und davor gesungen, der h. Vater aber „von der Höhe des Quirinals herab — den großen päpstlichen Segen *orbi et urbi* (dem Weltrund und der Stadt) ertheilt habe." — Es scheint jedoch nicht, daß das Marienvolk durch seine Bußübungen sehr gebessert worden; denn mehrere deutsche Zeitungen bringen eine römische Correspondenz-Nachricht vom 26. v. M., wonach am 24. August gegen das für die Juden eingerichtete Hospital ein lebhafter Angriff geschehen. „Das Volk wollte es in Brand stecken, und wurde nicht eher ruhig, als bis das Militär anrückte und Feuer gab. Sein ganzes Vertrauen zur Befreiung von der Cholera setzt übrigens — neuesten Berichten zufolge — das Marienvolk auf den nächsten Feiertag seiner Königin („*questa è nostra regina*" — sagen sie), an welchem sie das Herz derselben mit neuen Festlichkeiten zu bestürmen gedenken."

d.

Fortschritte der Civilisation in der Hauptstadt der päpstlichen Christenheit.

Paul II. († 1471) setzte Festspiele zu Rom ein, welche als Nachahmungen atheníscher Lustbarkeiten beim Testaceo und im Circus agonalis gefeiert wurden. Zum Theil bestand die Volksbelustigung darin, einmal, daß der niedrigste Pöbel auf armen Juden ritt, die durch Faustschläge und Fußtritte gelenkt und gespornt wurden, woher sie den Namen *Somari* (Lastthiere) erhielten, der nun schon bald 400 Jahre hindurch ihnen täglich und reichlich zuerkannt wird. Beim Carneval aber waren die vornehmsten Hebräer gehalten, in kostümirten Masken und von einem Schwarme der ausgelesensten häßlichsten und entstelltesten ihrer Landsleute begleitet, dem Wagen des römischen Senators bei dem Zuge durch den Corso zu Fuß voranzuschreiten; worauf junge Juden einen Wettlauf halten mußten, die vorher mit schweren Speisen so angefüllt worden, daß ihnen das Laufen kaum möglich war. — Zwei Jahrhunderte hindurch wurde alljährlich dieser neronische Volksscherz wiederholt!! Erst im Jahr 1688 wagten die römischen Juden, sich an Clemens XI. mit der

Bitte zu wenden, die perſönlichen Mißhandlungen in Geldtribut zu commutiren, und der allerheiligſte Vater geruhte zu verfügen, daß ſie für den Nachlaß der Leiſtungen bei dem Carneval 300, und der bei den anderen Spielen 551 Scudi und 57 Baj. jährlich zahlen ſollten. Und dieſes Schmachgeld wurde bezahlt bis zum Jahr 1787, wo die Juden bei Pius VI. um Erlaß dieſer Abgabe einkamen. Aber die Sache kam nicht zur Entſcheidung. Im J. 1808 wurde das Geſuch bei Pius VII. erneuert, der, wie Pius VI., eine Deputation zur Unterſuchung anordnete, zugleich für Zahlung des Rückſtandes Ausſtand bewilligte, ohne jedoch die Sache zur Entſcheidung zu bringen. Erſt der jetzt regierende ſogenannte Nachfolger Chriſti hat am 27. Juni 1837 den Ausſpruch gethan, daß zwar, in Anſehung des erbärmlichen Zuſtandes der päpſtlichen Finanzen, die hebräiſche Nation forthin für alle Zeit und Dauer den jährlichen Tribut von 551 Scudi 57 Baj. zu bezahlen habe, jedoch ihr großmüthigſt die rückſtändigen, nicht unbedeutenden Zahlungen erlaſſen ſein ſollen.

e.

Wiſeman's Vorleſungen zu Rom über die Verbindung zwiſchen Wiſſenſchaft und Offenbarung.

Hr. Nic. Wiſeman, Direktor des engliſchen Collegiums und Profeſſor an der Univerſität (d. h. an der Sapienza) zu Rom, hat im Winter 1836 eine Reihe von Vorleſungen vor einem zahlreichen Kreiſe von Engländern gehalten, die ſich bei dem Cardinale Weld verſammelten. Dieſe Vorleſungen ſind nun in London unter folgendem Titel erſchienen: Twelve lectures on the connexion between science and revealed religion (12 Vorleſungen über die Verbindung zwiſchen Wiſſenſchaft und offenbarter Religion), — und Hr. de Genoude läßt ſie bereits in's Franzöſiſche überſetzen, um ſie ſeiner „Raison de Christianisme“ beizufügen.

Hr. Wiſeman meint, daß es an der Zeit ſei, die offenbarten Wahrheiten mit den durch die Wiſſenſchaft entdeckten zu verknüpfen. Er verſucht zu zeigen, daß, wenn die Wiſſenſchaften in ihrem unvollkommenen Zuſtande dem Unglauben Waffen bieten konnten, ſie, nachdem ſie ſich entwickelt und vervollkommnet, die Wahrheiten unterſtützen helfen, die ſie Anfangs bekämpft.

Die I. und II. Vorleſung ſind Ethnographie und der vergleichenden Sprachkunde gewidmet. Hinſichtlich der Letzteren ſpricht er gegen Klaproth ſich für die Anſicht W. v. Humboldt's und A. W. v. Schlegel's aus. Auch in Betreff des Urſprungs der Sprache ſtimmt er der Meinung Hrn. W. v. Humboldt bei, wonach, — da dem Menſchen Organe gege-

ben, um mittelſt jener wahrhaft göttlichen Kraft, welche die menſchlichen Fähigkeiten erheiſchen, Worte auszuſprechen, — die Sprache hervorgebracht worden ſei.

Ueber die Theilung der urſprünglich einzigen Sprache führt Hr. Dr. Wiſ. die Behauptung Herders an, welcher die Geſchichte von Babel für ein poetiſches Fragment im orientaliſchen Style hält; er meint, die Zerſtreuung der Menſchen ſei gewaltſam und plötzlich geſchehen.

Die III. und IV. Vorlſg. beſchäftigt ſich mit der Naturgeſchichte des Menſchengeſchlechtes. Die verſchiedenen Claſſifikationen von Ariſtoteles an bis auf den heutigen Tag werden beſprochen, Camper's und Blumenbach's Anſichten dargelegt. Hr. W. führt die Raſſen auf drei zurück: die indiſch-europäiſche, die ſemitiſche und die malayiſche, eine Abtheilung, welcher auch die Haupt-Sprachunterſchiede entſprechen. Hinſichtlich der Neger werden viele Beobachtungen mitgetheilt, wonach die Farbe allmählig von einer Nüance zur anderen übergehen kann, ohne daß das Klima großen Antheil daran habe. Die Altamerikaner und Polyneſier leitet er von der malayiſchen Raſſe ab.

In der V. und VI. Vorleſung geht Hr. W. zu den eigentlichen Naturwiſſenſchaften über, und erwähnt bei dieſer Gelegenheit des wunderlichen Faktums, daß der Tod Chriſti in Deutſchland als ein Fall der legalen Medizin zur Erörterung gekommen. Die geologiſchen Syſteme werden demnächſt erörtert von dem älteſten an bis auf die neueſten Entdeckungen eines Elie de Beaumont, Delabêche und Lyell.

Bei der Schöpfungsfrage beſpricht Hr. W. die Präexiſtenz eines chaotiſchen Zuſtandes, welchen ſowohl die alten Cosmogenien als die Kirchenväter ſtatuiren, und während deſſen die großen Dislokationen auf unſerem Erdball Statt gefunden. „Es hat alſo, ſagt der Hr. Vfr., eine Pauſe gegeben zwiſchen dem erſten Fiat der Schöpfung und der Hervorbringung des Lichtes; denn die grammatiſche Form des Wortes, durch welches der Geiſt Gottes, die Schöpferkraft, dargeſtellt wird als auf dem Abgrund ruhend (incubant) und ihm ſeine Produktionskraft mittheilend, drückt eine ſtätige und nicht eine vorübergehende Thätigkeit aus.“ Er ſtützt ſich deshalb auf Gregor von Nazianz und Juſtin d. Märtyrer. Ebenſo führt er eine Menge von Autoritäten an, um zu erweiſen, daß das Wort „Tag“ in der Geneſis eine Periode zu bedeuten habe, was mit der Anſicht von Buckland übereinſtimme. So führt bei jedem Hauptpunkte Hr. W. einerſeits die neueſten Reſultate der wiſſenſchaftlichen Forſchungen, welche ſich mit der kirchlichen Anſicht einigermaßen verknüpfen laſſen, treulich an, und ſucht dann die letztere.

In der VII. Vorleſung verbreitet Hr. W. ſich über die Prätenſionen

der Indier auf ein unberechenbares Alterthum, und widerlegt Bailly's Behauptungen durch de Laplace und Bentley. Aus Klaproth, der die Streitigkeiten über die Surya-Siddhanta geschlossen, führt er an: „die astronomischen Tafeln der Hindu's, denen man ein außerordentliches Alterthum zugeschrieben, sind erst im VII. Jahrhundert n. C. gefertigt, und demnächst durch Berechnungen auf eine frühere Epoche zurückgeführt worden." Weiterhin bemerkt er: die mühsamen Nachforschungen von Jones, Wilford, Hamilton, Heeren und besonders des Colonel Todd setzen einstimmig den Anfang der indischen Geschichte gegen das J. 2000 v. C. Es ist die Epoche, in welcher sich auch die ersten Spuren der Bildung der Aegypter, Assyrer und Chinesen finden. Klaproth und Abel-Remusat haben ebenwohl das Alterthum der Armenier, Perser und Chinesen in dieselben Grenzen zurückgeführt. —

Die VIII. Vorlesung ist den Aegyptern gewidmet. Hierbei benutzt Hr. W. die Arbeiten Akerblad's und de Sacy's über die Inschrift von Rosette, und die Entdeckungen von Young, Champollion und dessen Fortsetzer Rosellini, welcher letztere bewiesen, daß die Reihen der Königsnamen auf den alten Denkmälern weit besser mit den Angaben der h. Schrift, als mit den griechischen Historikern stimmen. Ebenso beweist er, daß Joseph und seine Brüder nur zur Zeit der Herrschaft der Hirtenkönige in Aegypten zugelassen werden konnten, und daß erst nach Vertreibung der Hyksos bei Herstellung einer National-Dynastie die Hebräer in Sclaverei gerathen. Der Auszug der Israeliten fand Statt unter Ramses, und während ihrem langen Aufenthalt in der Wüste machte Sesostris, des Ramses Sohn, seine Eroberungen. — Auch die berühmten Thierkreise von Denderah und Esneh hat Hr. W. nicht übergangen.

Delalande und Depuis gaben dem ersten ein Alter von 15,000, dem zweiten von 27,000 Jahren. Testa und Visconti entgegneten, die Tempel, zu denen jene Thierkreise gehörten, wiesen durch ihre Bauart auf das Zeitalter der Ptolemäer. Hr. Letronne hat in seiner gelehrten Abhandlung diesen 20jährigen Streit mit Hülfe Champollion's zur Entscheidung gebracht. Der Letztere entdeckte im Thierkreis von Esneh den Namen des römischen Kaisers Commodus und bewies, daß die Skulpturen des Tempels aus der Zeit des Kaisers Claudius seien.

Die IX. Vorlesung handelt von den ältesten Münzen, Inschriften und Denkmälern. Hier bemerkt Hr. W. u. a. 1 Kön. 14, 44 und 2 Paralip. 12, 2 heiße es, Sisak, König von Aegypten, habe Roboam angegriffen und die Schätze von Jerusalem fortgeschleppt; nun sehe man aber zu Karnak den Gott Ammon-Ra und Sisak, vor welchen

gefangene Könige ſtünden, unter denen einer das Geſicht eines Juden habe. Auf dem Schilde deſſelben habe Champollion den Namen Roboam geleſen. —

In der X. und XI. Vorleſung geht Hr. W. zur orientaliſchen Literatur über. Er erinnert an die Verdienſte von Michaelis und Houbigunt, von Kennicott und Joh. Bernh. v. Roſſi. Kennicott hatte nur 581 hebräiſche Handſchriften des A. Teſt., de Roſſi hat deren 680 verglichen, die ſich noch in der Bibliothek von Parma, ſeiner Vaterſtadt, befinden. Unter dieſen reichen einige bis ins III. Jhdt. n. C. hinauf. Die merkwürdigſte Handſchrift aber iſt die, welche Buchanan 1806 von den ſchwarzen Juden erhalten, die ſeit unvordenklich in Indien wohnen. Keine dieſer Handſchriften zeigt eine bedeutende Variante. Bei dieſer Gelegenheit würdigt Hr. W. Griesbach's hohe Verdienſte. In der XI., der profanen Literatur des Morgenlandes gewidmeten Vorleſg. weiſt Hr. W. auch auf den Einfluß hin, den die Philoſophie des Orients auf die Doktrin der Juden geübt, und bemerkt, daß die ſabäiſchen Lehren zur Erklärung des N. Teſtamentes beitragen können; daß aber der Ezur-Vedam das Machwerk eines Jeſuiten von Pondichery iſt, welcher mittelſt deſſelben chriſtliche Glaubenslehren unter den Indiern verbreiten wollte.

Aus der japaniſchen Enzyklopädie wird die Einführung des Lamaismus in Thibet auf Kubilai, Enkel Tſchingkis-kan's, zurückgeführt. Damals ſei dieſes Land mit den Neſtorianern der Tartarei in Berührung geweſen, und mehrere franzöſiſche und italieniſche Miſſionaire hätten in Gegenwart der tartariſchen Fürſten Meſſe geleſen, woraus ſich erkläre, daß der neue Gottesdienſt viel von den Chriſten entliehen.

In der XII. Vorlſg. freut ſich Hr. W., die religiöſen Wahrheiten durch die Wiſſenſchaften beſtätigt gefunden zu haben, und beruft ſich auf die Zeugniſſe der älteſten Kirchenväter, um ſeine Aufforderung an die jungen Geiſtlichen zu begründen, daß ſie durch eifriges Studium ſich in den Stand ſetzen ſollten, den Einwürfen der Ungläubigen durch höhere wiſſenſchaftliche Bildung zu begegnen. —

Muß man ſich nach ſolchen Leiſtungen freuen, daß die wiſſenſchaftliche Erkenntniß ſelbſt von der römiſchen Sapienza für nothwendig anerkannt wird, ſo darf man hieraus doch keinen anderen Schluß ziehen, als daß die Wiſſenſchaft einen ſchönen Sieg über einen Glauben zu erringen im Begriffe ſteht, welcher länger als ein Jahrtauſend hindurch die Wiſſenſchaft nur als Sclavin behandelt; denn noch immer lehrt die römiſch-katholiſche Kirche, daß man die Religionslehren anzuerkennen habe, nicht weil ſie wiſſenſchaftlich erwieſen oder erweisbar, ſondern weil die inſpirirte Kirche ſie zu glauben gebietet. Noch von de Lamennais wurde von Rom aus gefordert, daß er ſich unbedingt der

päpſtlichen Doktrin zu unterwerfen habe. Auch Galildi's Andenken iſt noch nicht erloſchen. —

f.

Weltbekehrung durch römiſch-katholiſche Metaphyſik.

Das Diario de Roma berichtet über die Jahresfeier der Akademie für katholiſchen Glauben, welche am 27. April 1837 ſtattgefunden. Cardinal Paolo Polidori hielt bei dieſer Veranlaſſung eine Rede über die Nothwendigkeit, der immer zunehmenden Unfrömmigkeit unſeres Zeitalters einen Damm zu ſetzen, und zwar (gerade, wie der von Rom verdammte Hermeſianismus) mittelſt einer durchgreifenden Reform — der philoſophiſchen Studien und namentlich der Metaphyſik, (wie darauf ſchon vielfach in Deutſchland, u. a. durch F. v. Baader und Fr. Schlegel, und in Frankreich durch de Maiſtre u. a. hingewieſen). Er ging die Stadien durch, welche die Verblendung des menſchlichen Geiſtes und die Verderbniß des Herzens durchlaufen und verweilte dann (wie längſt vor ihm de Lamennais) bei dem neueſten und verderblichſten Ergebniß geiſtiger Verirrung, der Gleichgültigkeit — und dem Unglauben. Den Grund derſelben glaubt er in den in Europa herrſchenden vier Hauptſyſtemen, dem engliſchen, von Locke, dem ſchottiſchen, von Stewart, dem deutſchen, von Kant, Fichte und Schelling, und dem franzöſiſchen Eklektizismus zu finden, (als wenn dieſe philoſophiſchen Beſtrebungen nicht ſelbſt ſchon aus dem Ungenügen mit der kirchlichen Ueberlieferung hervorgegangen wären!) Nachdem er ſeine Kritik gegen dieſelbe vorgebracht, gab er an, wie, ſeiner Anſicht nach, die ächte, alleinwahre Philoſophie beſchaffen ſein müſſe; namentlich habe ſie ſich als durchaus übereinſtimmend mit der Religion (nämlich der römiſch-katholiſchen) als ihrem einzigen Zwecke zu erweiſen. Er ſchloß damit, daß Rom, als das Centrum der religiöſen Einheit und der Sitz der Unfehlbarkeit, der Ort ſei, von dem die nothwendige Reform ausgehen müſſe, um ſich über den ganzen Erdkreis zu verbreiten. —

Sollte etwa Rom, wie es erſt durch Kriegsmacht, bürgerliche Geſetze und Literatur, dann durch die Macht des Glaubens, kirchlicher Geſetze und der Kunſt ſich Europa unterworfen, auch beſtimmt ſein, durch eine alle Gegenſätze verſöhnende Philoſophie die zerſplitterte Chriſtenheit wieder zu einigen, und ſo auch durch ein alle denkenden Geiſter eroberndes, überwältigendes Syſtem der Allwiſſenſchaft ſich als die „ewige Stadt" zu bewähren? Ein großer, wenn auch nicht unfreiwil-

liger Schritt iſt geſchehen: Rom ſelbſt fängt zu erkennen an, daß die geſammte *Materia medica* der Kirche nicht hinreicht zur Heilung des tiefen geiſtigen Leidens der chriſtlichen Welt; daß vielmehr aus weltordnendem göttlich-menſchlichem Geiſte die noch nicht vorhandene — Univerſalarznei an das Licht gebracht werden müſſe. Um ſo mehr iſt anderſeits der Mangel an Ueberlegung zu beſtaunen, welcher noch jetzt von Rom als Centrum religiöſer Einheit, und bei ſolcher Veranlaſſung von Rom als Sitz der Unfehlbarkeit ſprechen kann. — Als jüdiſche u. heidniſche Theologen die gealterten Religionen durch Mythiſirung und Philoſophie zu retten und ihnen Allgültigkeit zu verſchaffen ſuchten, war längſt ein Geiſt in der Ausbreitung begriffen, der die alte Welt zu verjüngen beſtimmt war, — aus dem ſelbſt, — jenen Theologen unbewußt, ihr Streben nach Verjüngung durch Verallgemeinerung — als herbſtliche Blüthe hervortrieb. Der Katholik v. Dr. Weis meint zwar auch im Maiheft d. J. (S. 177.) „Die ganze Menſchheit ſei immer mehr und mehr von dem wahren Wege des Heils abgekommen, und habe ſich hier dem Indifferentismus und dort dem Antichriſtianismus in die Arme geworfen.“ Er iſt jedoch des Dafürhaltens, „bei ſolchem heilloſen und ſakrilegiſchen Treiben müſſe jeder Denker von der Nothwendigkeit ſich überzeugen, daß der Herr ſeinen Verheißungen gemäß — einſchreiten müſſe, indem nur Er allein dem politiſchen und religiöſen Babel unſerer Zeit ein Ende zu machen vermöge.“ Ja, Seite 180 erkennt der Katholik bereits „ein bedeutſames Anmelden der Gottheit an der Thüre der irdiſchen Welt“ in der — „aſiatiſchen Brechruhr.“!!

g.

Göthe

war bis jetzt in Italien nur durch Werther und in neuerer Zeit durch Wilhelm Meiſter, welche in's Ital. überſetzt worden, bekannt. Erſt jetzt ſcheint auch dort ein lebendigeres Bedürfniß nach tramontaner Literatur zu erwachen. Das Museo drammatico, welches zu Mailand unter Leitung von Giacinto Battalia erſcheint, hat jetzt eine Ueberſetzung des Fauſt und des Götz von Berlichingen geliefert. Auch von den Wahlverwandtſchaften iſt der erſte Band ſchon überſetzt, und eben dort unter dem komiſchen Titel La Scelta dei parenti (wörtlich: die Auswahl der Verwandten) ausgegeben worden.

h.

Italieniſche Journaliſtik.

Der mailänder „Bibliographia italiana“ von 1836 (Nro. 3) zufolge, erſchienen damals in Italien 188 politiſche, literariſche und ſonſtige Journale, und zwar: 1) Auf dem Feſtland: u. a. in Neapel 27, Mailand 26, Turin 13, Venedig 11, Rom 9, Trieſt 8, Florenz 7, Genua 5, Modena 4, Piſa 3, Siena 3, Bologna 3, Verona 3, Parma 2, Lucca 2, Perugia 2, Padua 1, Pavia 1, Como 1, Chambery 1, Piacenza 1, Livorno 1; — 2) in Sizilien: in Palermo 13, Meſſina 4, Catanea 3; — 3) in Sardinien: in Cagliari 2. —

i.

Eine eigene Galeerenanſtalt für — Geiſtliche

beſteht, — wie Hr. E. Münch, S. 102 ſeiner römiſchen Zuſtände, ſchreibt, — in Corneto bei Civita Vecchia, die wirklich an die 70 Sträflinge zählt, darunter ſelbſt ein Erzbiſchof, unter Leo XII. zu ewigem Gefängniß verurtheilt. „Man erzählt,“ ſagt Hr. M., „von manchen derſelben ſchauderhafte Verbrechen.“ Zuvor hatte er, mit Bezug auf die römiſchen Kloſtergeiſtlichen, von der römiſchen Inquiſition bemerkt: „da ſie in neueſter Zeit faſt ausſchließlich auf geiſtliche Gerichtsbarkeit ſich beſchränkend und mit Kriminal- und Gewiſſens-Fällen beſchäftigt, die Sachen ſtrenger nimmt, als in früheren Zeiten, ſo fehlt es nicht an Einthürmungen und ſelbſt heimlichen Hinrichtungen;“ (?) doch „erfordere die Gerechtigkeit, zu ſagen, daß in dieſer Beziehung wirklich Fortſchritte gemacht worden ſind.“ —

23.

Criminalſtatiſtik von Corſika.

Statiſtiſchen Tabellen des Hrn. Robiquet von 1837 zufolge ſind in den fünf Jahren von 1832—1836 auf Corſika 338 Perſonen (worunter 17 Frauen) getödtet oder tödtlich verwundet worden, im Durchſchnitt

also jährlich 68, während in den 11 vorangehenden Jahren die Durchschnittszahl nur 50 betrug. Fände Gleiches in Frankreich statt, dann würden jährlich 11,012 Menschen gewaltsam ums Leben kommen. Während jener 5 Jahre wurden überdies noch 448 Personen (worunter 30 Frauen) auf nicht tödtliche Weise verwundet. Unter den 338 Getödteten waren 50, unter den 448 Verwundeten 145 mit dem Stilett angegriffen worden.

24.

Portugal.

---

a.

Die portugiesische Literatur im Jahre 1835.

Es ist so schwer, genauen Bericht über das literärische Leben auf der pyrenäischen Halbinsel zu erhalten, daß man jeden dazu gelieferten Beitrag dankbar anerkennen muß. Aus demselben Grunde wird es uns wohl auch gestattet sein, aus der schätzbaren Mittheilung über die portugiesische Literatur, den die reichhaltigen Münchner gelehrte Anzeigen (von Nro. 110 bis 114. 1836) uns darbieten, eine gedrängte Uebersicht des Bedeutenderen zu geben. Vorzubemerken ist, daß die Buchhändler in Portugal in keinem geordneten, regelmäßigen Verkehr mit einander stehen, daß mithin das Gerüste fehlt, auf welchem die Literatur sich bewegen könnte. Wie nun einestheils der Mangel solchen Verkehres nur Folge des mangelnden Lebens, des nicht vorhandenen Bedürfnisses, so wirkt jener Mangel dann auch wieder zurück, und läßt etwa sich regende Keime nicht zur Entwicklung kommen. Im tiefsten Grunde aber ist dieser doppelte Mangel wohl aus dem eigenthümlichen Weltverhängniß abzuleiten, welches sowohl Portugal als Spanien bisher in die starren und versteinernden Formen einer ablebenden Kirchenverfassung eingezwängt hat. Diese hemmt, wo sie allein gebietet, jede freie, voraussetzungslose Prüfung, und es ist nicht (wie die Anzeigen behaupten) erst seit König Joseph und Pombal, daß die portugiesische Literatur stationair geworden. Gegenwärtig gibt es dort gar keine eigentliche Gelehrte, welche nur der schriftstellerischen Wirksamkeit sich widmeten, was freilich nur Vermögende könnten,

da nur ausnahmsweise Honorar gezahlt wird. Ebenso gibt es dort keine Literaturzeitung oder wissenschaftliche periodische Schriften, welche schon eine Reihe von Jahren sich erhalten hätten. Doch ist jetzt die periodische Literatur im Verhältniß zur übrigen nicht unbeträchtlich. Es erscheinen nämlich in Lissabon zehn politische Blätter, unter denen a revista, Diario do povo (Volks-), Diario dos pobres (Armen-Zeitung) und National die gelesensten sind; sechs literärische oder Unterhaltungs-Journale, die theils monatlich, theils wöchentlich ausgegeben werden; zwei medizinische, ein juristisches, eines für Musik, eines für Erziehung und ein eigenes für Artillerie; — außerdem erscheinen in Oporto der „Portuense" und einige politische und merkantilische Blätter, so wie in den größeren Provinzialstädten öffentliche Anzeigeblätter. —

Wie man sich aber in Portugal weit weniger in geselligen Kreisen bewegt, als im nördlichen Europa, so ist auch die Literatur nur selten ein Gegenstand des Gespräches. Zwei gelehrte Gesellschaften, die 1822 in Lissabon gestiftet worden, um Einfluß auf die öffentliche Meinung im Literärischen, Sprachlichen und Politischen zu gewinnen, gingen sehr bald wieder ein, da das Publikum keine Theilnahme bezeugte. — Unser Berichterstatter meint zwar, „die größte Schuld dieser Passivität trage ohne Zweifel die Einrichtung der einzigen Landesuniversität in Coïmbra, welche „„noch auf demselben Standpunkt stehe, worauf sie unter Pombal's Ministerium gelangte."" Bedenkt man aber, daß England von common spirit und Aktivität übersprudelt, während Oxford und Cambridge seit Jahrhunderten stationair sind, und daß in Deutschland gerade von den Universitäten vor drei Jahrhunderten die Reformation, und seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts die Regeneration des nationalen Lebens ausgegangen, dann wird man nicht leicht mehr dem Schreiner, der den Sarg verfertigt, das kalte Schweigen des Todten — oder Starrsüchtigen zuschreiben wollen, der darin gebettet ist.

Merkwürdig ist aber, daß an jenem äußersten Thule — der größte Theil der Lehrbücher — bereits aus dem Leben und — der Literatur abgeschiedene Deutsche zu Verfassern hat. So bedient sich die theologische Facultät für die Kirchengeschichte der Institutiones historiae eccles. von Dannenmayer (1788, verbesserte Aufl. von Coïmbra 1817); Exegese und Dogmatik werden nach Gerbert's principia theol. etc. (von 1757), das Kirchenrecht nach Gmeiner's Inst. jur. eccl. (1782) gelehrt; das Naturrecht nach Martini de leg. nat. (1787) und das Civilrecht nach Heineccius (n. Aufl. von Coïmbra 1816). In der Physiologie endlich wird Haller, in der Materia medica und Therapie Cullen, in der Chemie Jacquin, in der Chirurgie Plenk, dessen Instit. chirurg. schon

1780 erſchienen, zu Grunde gelegt. Ueberhaupt aber darf kein Lehrer aus eigener Machtvollkommenheit neuere Lehrbücher einführen. Hinſichtlich der Frequenz der Univerſität macht jetzt ſich eine ſtarke Abnahme bemerklich. Zu Anfang dieſes Jahrhunderts zählte man 1631 Studirende, und wenn dieſe Zahl in den Jahren 1817—19 überſtiegen wurde, ſo iſt ſie dagegen jetzt auf 1000 herabgeſunken, was indeß theilweis der Losreißung Braſiliens von Portugal zuzuſchreiben iſt.

Nicht befremden kann es nach allem dieſem, wenn die literäriſche Produktion des vorigen Jahres ſehr dürftig geweſen, und der Berichterſtatter, dem die Zeitungen von Liſſabon und Oporto zu Gebot geſtanden, in denen die Buchhändler ihre Noritäten anzuzeigen pflegen, in allem nur von 70 neuen Schriften Kunde erhalten hat. Dieſer portugieſiſche Meßkatalog enthält charakteriſtiſch genug folgende Werke, deren Titel wir in wörtlicher Ueberſetzung hier anführen wollen:

I. Theologiſche Schriften finden ſich nur folgende ſechs angezeigt:

1) Hiſtoriſch-dogmatiſch-kritiſcher Traktat von den Indulgenzen, nach der wahrhaften Lehre der Kirche, von Palmierie ꝛc., überſetzt in's Port. von La Coſta Vidigal.
2) Anbetungen des heiligen Sacraments und Art, die Meſſe zu hören.
3) Handbuch um gut zu beichten.
4) Abhandlung zu Gunſten der Toleranz ꝛc., von J. Joze Varella, Generalvikar des Erzb. von Coora.
5) Gerechte Vertheidigung der Rechte und Gewalt der Souveraine über die Geiſtlichen und ihre Güter, gegen die falſchen Lehrer und Uſurpationen der römiſchen Kurie, von einem Diakon der port. Kirche. —
6) Die Worte eines Gläubigen, aus dem Franzöſiſchen überſetzt von Caſtilho. —

II. Zur Jurisprudenz, Verwaltung und Politik gehören 21 Schriften, unter denen wir folgende bemerken:

1) Politiſcher Moralismus Portugals und ſeine radikalen Heilmittel.
2) Die Charte und die Cortès von 1835.
3) Geſchichte des Penitenziarſyſtems von Europa und den ver. Staaten Nordamerikas, a. d. Franz.
4) Bemerkungen über die Salles d'asyle in Paris von 1826 bis 1835, a. d. Franz., begleitet mit einer Vergleichung derſelben mit denen in Liſſabon.

Inwiefern auch die zwei nachfolgenden unter dieſe Rubrik gehören, wohin unſer Berichterſtatter ſie verpflanzt, wollen wir dahin geſtellt ſein laſſen:

„Entdeckte Superſtitionen, erklärte Wahrheiten und Enttäuſchungen für alle Welt;“ —

„Geſchichte von Meninos ꝛc. In dieſem merkwürdigen Werke enthüllen ſich die Betrügereien der Mönche (frades) ꝛc.“ —

III. Medizin, Naturwiſſenſchaften, Landbau, Technik ꝛc. haben einen Zuwachs von 10.

IV. Geographie und Geſchichte von 12 Schriften erhalten. — Von hiſtoriſchen Werken bemerken wir nur:

1) Handbuch der portugieſiſchen Geſchichte vom fernſten Alterthum bis auf unſere Zeit. Mit einem Anhange über den Kampf der Uſurpation mit der Legitimität. Von Tiburcio Antonio Craveiro.

2) Geſchichte von England, a. d. Engl. —

V. Elementarbücher und Sprache: 6 Schriften.

VI. Die ſchönen Wiſſenſchaften lieferten 15 Werke, von denen nur 6 Originalarbeiten zu ſein ſcheinen; nämlich:

1) Indianiſche Briefe.

2) Poetiſche Werke von Antonio Felic. de Caſtilho. 14 Vol.

3) Moral-Maximen, Gedichte und Charaden.

4) Liebesbriefe von 2 Liebenden, oder Emilie und Frontino.

5) Valmor, moraliſche Erzählungen.

6) Osmia, Trauerſpiel. 3te Ausg.

Die übrigen 9 Schriften ſind Ueberſetzungen des verlorenen Paradieſes von Milton, der Prinzeſſin von Babylon, des Micromegas, und der Geſchichte von Jeuni von Voltaire, des Lebens und der Liebe von Heloiſe und Abälard, des Fröſchekriegs von Homer, der Corinna von Frau von Staël, der redenden Thiere (von Monti?) u. ſ. w.

b.

Portugieſiſche Volksſchulen und Gefängniſſe.

Herr v. Eſchwege bemerkt im erſten Theil ſeiner Schrift über Portugal (Hambg. 1837, bei Hoffmann und Campe), Pombal ſei der Erſte geweſen, der hier dem Erziehungsweſen ſeine Aufmerkſamkeit gewidmet. „Er entwarf Schulplane, machte Reformen und rief Anſtalten in's Leben, die noch heutzutage unverändert dieſelben ſind, die mit all' dem alten, längſt verjährten Sauerteig noch prangen, der der Denkweiſe jener Zeit angemeſſen, jetzt aber mit den Fortſchritten der Wiſſenſchaften und

Civiliſation anderer Länder wo nicht im Widerſpruch ſteht, doch als unnütz und hemmend ausgemerzt werden mußte ... Pombal beabſichtigte, daß jede Stadt, ſelbſt das geringſte Dorf ſeine Volksſchule haben ſollte... Leider konnte er ſeinen Plan nicht ganz in Ausführung bringen; bis zu ſeinem Abgange waren erſt 873 Volksſchulen geſtiftet, die ſich bis jetzt noch nicht vermehrt haben ..." Da nun die Bevölkerung von 3 Millionen Seelen — beiläufig in 7000 Ortſchaften vertheilt iſt, „ſo ergibt ſich, daß kaum der achte Theil der Bevölkerung leſen und ſchreiben lernt und Religionsunterricht bekommt ..." „Auf meinen vielfältigen Reiſen im Lande habe ich Schullehrer getroffen, die jährlich nur 10,000 Reis (16⅔ Thlr.) erhielten!" ... „Mädchen ſind von dieſem öffentlichen Unterricht ganz ausgeſchloſſen, und nur in Liſſabon und Porto hat man beſondere Mädchenſchulen ... Es iſt alſo etwas ganz Unerhörtes, außer dieſen beiden Orten, eine weibliche Perſon unter den niederen Claſſen zu finden, welche leſen und ſchreiben kann!" — „Seit der neuen Geſtaltung der Dinge in Portugal hat man den Anfang gemacht, wenigſtens in Liſſabon, auf die Erziehung der Kinder armer Eltern Bedacht zu nehmen ... Ein Frauenverein bildete ſich unter den erſten Damen Liſſabon's, welcher durch Subſcriptionen in den Stand geſetzt wurde, das löbliche Werk zu beginnen ... Bis jetzt ſind fünf ſolcher Anſtalten in's Leben getreten."

Von den portugieſiſchen Gefängniſſen entwirft Hr. v. Eſchwege in demſelben erſten Theile ein ſchauderhaftes Bild. Wir heben nur folgende Stellen hier aus: „Nach einem Calcül eines glaubhaften Mannes hatte der eine Kerkermeiſter des Limſeiro vom 13. Dcbr. 1829 bis 11. Febr. 1830, wo 160 Gefangene den großen Saal bewohnt, 6000 Thaler, und von den Nebenzimmern 3000 Thlr. eingenommen, und man kann beſtimmt annehmen, daß beide Kerkermeiſter während der ganzen Miguel'ſchen Epoche 60- bis 80tauſend Thlr. gewonnen haben. Da in dieſen Gefängniſſen nur das Geld in Betracht kommt, nicht die Art des Verbrechens, ſo ſind auch alle Gefangenen untereinander gemengt ... In den Enxovias ſitzen alſo die Elendeſten, die nichts haben, viele darunter ganz nackend, und hier liegen ſie, ohne Unterlage und ohne Bedeckung auf hartem Boden, voller Ungeziefer und blos durch die thieriſche Wärme des Nachbars erwärmt." — Eines der ſchändlichſten Scandale in dieſen Gefängniſſen iſt der öffentliche Verkauf geſtohlener Sachen, mit Vorwiſſen der Autoritäten, welche dieſes dulden, ja ſelbſt befördern, da ſie auf dieſe Art viele Sachen wohlfeil erhandeln können ... „Man ſpricht zwar jetzt immer von Verbeſſerungen, von neuen Einrichtungen der Gefängniſſe, allein es bleibt nur immer bei ſchönen Worten, die Thaten bleiben zurück."

25.

Spanien.

a.

Allgemeines.

In der Schrift eines Engländers: „Spain as it is," wird u. a. bemerkt: „der Spanier, obgleich als Nation europäiſch, iſt doch als Individuum und Volk mehr als zur Hälfte orientaliſch. Die auf das ernſtere Temperament des Gothen gepfropfte Lebhaftigkeit des Arabers hat beide neutraliſirt. — So iſt der Spanier zu ungeduldig, um zu arbeiten, — zu träge, um zu denken, — zu vereinzelt, um richtig zu urtheilen und zu ſtolz, um an Verbeſſerungen zu denken... Er begnügt ſich mit dem Irrthum, weil er alt und ehrwürdig iſt, und vergißt, daß die Vernunft ſelbſt noch älter und ehrwürdiger iſt."

„Bis jetzt iſt Spanien mehr als eine Anhäufung von Ländern, deren jedes ſeine eigene Hauptſtadt hat, denn als ein gediegenes Ganzes anzuſehen. Bilbao, Barcelona, Valencia, Granada, Sevilla und Cadix ſind eben ſo ſehr von einander, als von Madrid unterſchieden; das letztere iſt nur als Sitz der Regierung ausgezeichnet." —

Mit dem oben Angedeuteten ſtimmt, was Viardot (1837) in der Revue des deux Mondes in einem trefflichen Artikel über Spanien äußerte. Hier heißt es u. a.: „Wer nur im Mindeſten mit der Geſchichte von Spanien bekannt iſt, wird als evidente Thatſache zugeſtehen müſſen die Herrſchaft, welche die hiſtoriſchen Erinnerungen in dieſem Lande ausüben, überhaupt die Macht der traditionellen Dinge. Keine ausländiſche Einrichtung faßt in Spaniens Boden Wurzel; ſoll ſie dort zur Blüthe kommen, ſo muß ſie auf irgend einen alten Stamm gepfropft werden... In der Verfaſſung von 1812, die (ausländiſchen Journaliſten zufolge) den demokratiſchen franzöſiſchen Conſtitutionen von 1791, 1793 und dem J. III. nachgebildet ſein ſoll, findet ſich auch nicht eine einzige Beſtimmung von einiger Erheblichkeit, die nicht aus den alten Geſetzbüchern und Fueros Spaniens geſchöpft wäre. Dies habe ich (be-

merkt Hr. V.) in meinen „Etudes sur l'histoire des institutions, de la littérature, du théatre et des beaux-arts en Espagne“ (p. 81 u. ff.) ausführlich nachgewiesen . . . Jener Constitutions-Embryo hingegen, den man *statut royal* genannt, war nur ein unglückliches Plagiat aus dem englischen Gesetz. Alles in demselben ist neu . . . — Bei Revision des letzteren hätte man einen ganz fremden Ausgangspunkt gehabt; bei Revision der Constitution von 1812 wird man von einer ganz spanischen Grundlage ausgehen, und ihr Werk wird seine Wurzeln in den ältesten Nationalüberlieferungen haben.“

b.

Zur Statistik von Spanien.

Ein französisches Tagblatt theilte im Septbr. 1837 einige statistische Angaben über Spanien mit, von denen die bedeutsamsten die folgenden sind: Die Bevölkerung Spaniens, die 1803 in 10,351,000, aber 1826 in 13,953,000 Einwohnern bestand, findet sich dort in anderen Verhältnissen vertheilt, als in Frankreich. Man zählt dort zwar 230 Städte, im Durchschnitt von 5000 Seelen; — während aber in Frankreich eine solche Stadt auf 16 □ Meilen, ist in Spanien deren eine nur auf 82 □ Meilen zu rechnen, so daß hier fünfmal weniger Städte als dort. Hieraus erklärt sich, wie bei den politischen Krisen in Spanien der Einfluß der Städte auf das Land wenig bedeutend und von geringer Dauer. Da überdies der Geist der Landbewohner ein anderer als der der Städter, so wird der liberale Schwung, der von diesen ausgeht, bei jenen leicht gelähmt. —

Im Jahre 1803 gehörte noch von 50 Einwohnern einer dem geistlichen Stande; im Jahr 1826 nur noch einer von 91, indem man auf 14 Million Einwohnern 186,498 Geistliche rechnete. In Frankreich hingegen war im Jahr 1829 auf 280 Einwohner nur ein Geistlicher zu zählen. Daß nun der Klerus, der in Spanien 2 bis 3mal zahlreicher als in Frankreich, einen großen Einfluß auf die Landbewohner ausübt, ist auch deshalb leicht einzusehen, weil derselbe außerordentlich reich ist. Noch 1809 schätzte man sein Vermögen auf 3 Milliarden, d. h. auf $\frac{1}{4}$ des gesammten Grund-Capitals Spaniens. Bei den Wahlen auf dem Lande präsidirt aber von Rechtswegen der Pfarrer. —

Zum Adel soll 1803 noch von 7 Einwohnern, dagegen 1834 nur mehr von 34 Einer gehört haben, während in Frankreich selbst im Jahr 1788 nur auf 166 Einwohner ein Adliger zu rechnen gewesen. Doch ist der höhere Adel nicht zahlreich in Spanien; denn es gibt nur etwa

Ein Tausend Herzoge, Marquise, Grafen und Barone, und seit 1750 nur noch 80 Lehngüter (fiefs). Die meisten Vorrechte zu Gunsten der adligen Güter haben längst aufgehört, und so erklärt sich, wie seit Anfang der spanischen Revolution die Häupter der ältesten adligen Familien in den ersten Reihen der liberalen Partei sich finden können. Da nun auf den großen Grundbesitzungen des hohen Adels zahllose Dienstboten (sie bilden $\frac{1}{37}$ der Bevölkerung) ihr Unterkommen, und ebenwohl die Bettler und Vagabunden (die $\frac{1}{15}$ der Bevölkerung ausmachen) — Brod finden, so erklärt sich hieraus, warum die Revolution dort nicht gegen den Adel gerichtet ist. — Uebrigens zählt man hier nur 2 Millionen Grundbesitzer, also 1 auf 7 Einwohner, während in Frankreich das Verhältniß wie 1 : 2 ist. Von jenen 2 Millionen absorbiren aber 200,000 Adlige und Geistliche an 25 Million Hektaren, also etwas mehr als $\frac{2}{3}$ des bebauten Bodens, und von dem übrigen Drittel kömmt das Meiste auf eine kleine Zahl reicher Bürgerfamilien. Es fehlt deshalb fast ganz jene Classe von kleinen Gutsbesitzern, welche in Frankreich eine so große Rolle spielt und hier eine so tüchtige Bürgschaft für Erhaltung der Ordnung bietet.

c.

Die Zahl der Klostergeistlichen in Spanien

belief sich den Angaben eines Madrider Correspondenten in den Débats v. 13. März 1837 zufolge:

im Jahr	1797	auf 53,000.
„ „	1808	„ 46,000.
„ „	1820	„ 33,000.
„ „	1835	„ 30,906.

Woher diese rasche Abnahme? Im Anfang flüchteten die Gläubigen, die, vor dem Geist der Welt sich fürchtend, sich brünstig nach dem Himmel sehnten, aus der Welt und verschlossen sich in die Einsamkeit. Aber die Weltkinder liefen ihnen nach und brachten Geschenke, um Antheil an ihrem Himmelsanspruch zu erkaufen. So wurden die Weltentsagenden zuletzt reicher als die Weltgeistlichen und die weltweltlichen Brüder. Jetzt ist das höchste Streben des Weltgeistes auf verklärende Umgestaltung der Erdenwelt gerichtet; hierzu braucht er die Klostergüter, welche in den letzten Zeiten den Hauptmagnet für die Novizen gebildet.

Die Klöster hatten ursprünglich die Bestimmung, Arbeitsstätten der Selbsttödtung zu sein. Sie wurden zu Ruhestätten

des Selbſtgenuſſes. Sie zerfallen jetzt raſch, weil ſie zu Anomalien in der neuen Weltökonomie geworden.

d.

Toledo.

Aus dem zweiten Artikel von „Spanien im J. 1835, den Charles Didier in der Revue des deux Mondes mitgetheilt, erſehen wir, daß der Erzbiſchof v. Toledo jährlich eine Million Piaſter (5 Mill. Frank.) bezog und jeder Canonikus dieſer Metropole 60,000 Frk. jährliches Einkommen hatte. Noch jetzt gehört dieſer Kirche mehr als die Hälfte der Stadt zu eigen. Das Ceremonienkleid der Madonna del Sagrario, welche dort aufgeſtellt, iſt allein mehrere Millionen werth; es iſt ganz mit feinen Perlen geſtickt, von denen einige von außerordentlicher Größe ſind. Es ſoll ein Fabrikat des Himmels — und Geſchenk der Engel ſein. Von außerordentlichem Werth iſt auch das große gothiſche Tabernakel, in welchem die Hoſtie am Frohnleichnamsfeſt ausgeſtellt wird. Es iſt ganz von vergoldetem Silber und wiegt nicht weniger als 795 Mark; das Oſtenſorium iſt von gediegenem Gold und wiegt 57 Mark. Heinrich Arfé, berühmter Goldſchmidt des XV. Jahrhunderts iſt Verfertiger dieſes Meiſterwerks, welches hinſichtlich der Großartigkeit ſeiner Compoſition ſelbſt die Arbeiten Cellini's übertrifft. Die Basreliefs nicht eingerechnet — finden ſich an dreihundert Figuren an demſelben. „Die ganze Stadt, bemerkt Didier, iſt in ihre Kathedrale abſorbirt; — aber von 150,000 Einwohnern, die ſie zu den Zeiten ihres Glanzes zählte, bleiben ihr jetzt kaum — 12,000! Für dieſe hat ſie noch 27 Pfarren, und vor der Aufhebung der Klöſter hatte ſie deren nicht weniger als 38, wovon 15 für Männer und 23 für Frauen. Toledo iſt ein großes Kloſter und die Kathedrale deſſen Kirche." — „Es iſt die traurigſte, grämlichſte, ungaſtlichſte Stadt von ganz Spanien. Das Lachen ſcheint daraus verbannt, und die Langeweile hat ihren Thron dort aufgeſchlagen. Auch herrſcht dort vielleicht die größte Unwiſſenheit von ganz Spanien und dies will nicht wenig ſagen." —

e.

Ein ſpaniſcher Hirtenbrief gegen die — Karliſten.

Während die N. Würzburger Zeitung ſeit der Cölner Kataſtrophe widerrechtliche Reſtaurationsverſuche in Schutz nimmt, theilt der Würzburger „Herold des Glaubens" einen Hirtenbrief des Biſchofs von Ciudad Rodigro v. 7. Novbr. 1837 mit, welcher ge-

gen „die blutdürstigen Horden der Rebellion" gerichtet ist, die unter Don Karlos die spanische Verfassung vernichten möchte. „Ungeheuer!" heißt es in diesem Schreiben, „Gotteslästerer! Tempelschänder! sie sind es, die sich Vertheidiger der Religion nennen, aber keine haben ... Sie sind die Barbaren, die keinen anderen Gott kennen, als Plünderung, Gotteslästerung, Mord, Schlemmerei, alle Laster des lasterhaftesten Menschen. Ich bin's nicht, der redet; es reden die Ortschaften, die das Unglück hatten, alle Verwüstungen beweinen zu müssen, welche diese Vandalen ausübten. Villamiel, Trebejo, Eljor, San Martin de Trebejo, Navasfrias, Casillas ... was ließen sie euch? Augen, um ein Uebermaß von Elend und Jammer zu beweinen. Eure Höfe zerstreut, eure Söhne vom Vaterherzen gerissen, um sie in Tod und Verderben zu führen; eure Frauen barbarisch mißhandelt, eure Töchter Opfer viehischer Lust, eure Seelsorger beschimpft, eure Häuser mit Blut befleckt, eure Tempel entweiht."

f.

Merkwürdige Aeußerungen spanischer Minister.

In der Sitzung der Cortes vom 4. April 1837, in welcher der Art. 11 der Verfassung, die Religion betreffend, verhandelt wurde, meinte der Justiz- (und Cult-) Minister: „Fern sei von mir, Freiheit des Cultus zu verlangen! Nichts von dem! Jeder Spanier muß sich zur katholischen Religion bekennen, aber kein Spanier darf unter dem Vorwande der Religion verfolgt werden. Dies muß erklärt werden; denn die Gesetze gegen Ketzer (d. h. Protestanten ꝛc. ꝛc.), Juden und Muhamedaner bestehen, und es kann jedem Prälaten einfallen, sie zur Anwendung zu bringen." Arguelles, sonst der Göttliche genannt, wollte die Duldung mit Stillschweigen übergangen wissen, schloß aber mit der zweideutigen Erklärung: „Es muß also gesagt werden, daß die Spanier sich zur katholischen Religion bekennen; aber das Wort römisch und apostolisch muß wegbleiben; denn die Religion, zu welcher sich die römische Curie bekennt, ist nicht die Religion Jesu Christi, zu welcher ich mich bekenne."

g.

Der spanische Adel

ist nicht mehr, was er in den Tagen seiner Jugend war, und seine Granden sind noch tiefer herabgekommen, als der große Haufe seiner Barone. Jene, bei ihren Heirathen auf eine kleine Zahl ꝛc.

schränkt, sind — einem unveränderlichen Naturgesetz zufolge — zum größten Theil auch physisch verkümmert. Die Natur duldet keine absolute Isolirung. Nur aus Kreuzung verschiedenartiger Geschlechter entspringt eine kraftvolle Nachkommenschaft. Wie weit aber die spanischen Granden durchgängig zurückgekommen, ist u. a. aus Madrid in 1835, by a resident officer, zu ersehen. Der Vfr. dieser interessanten Schrift bemerkt zugleich, daß der hohe Adel auch in geistiger Beziehung, bei ungeheuren Prätensionen, sehr weit hinter der Bildung der gegenwärtigen Zeit zurückgeblieben. Hierzu kömmt, daß, wenn auch überhaupt unter den spanischen Edelleuten noch Manche — Eigner großer Landgüter sind, doch zum Wenigsten neun Zehntel derselben, theils durch Unkenntniß, theils durch den ungeheuren Aufwand, zu welchem Eitelkeit und Herkommen sie veranlassen, sich gegenwärtig in äußerster Geldverlegenheit befinden. Der Aufwand besteht hauptsächlich in der übertriebenen Anzahl von Hausbedienten, welche die Adligen halten, die noch durch den Gebrauch sehr gesteigert wird, den Dienern, wenn sie alt geworden, Pension und Wohnung in dem eignen Hause anzuweisen. So, um nur ein Beispiel anzuführen, hat oder hatte der Herzog von Medina Coeli zweihundert Namen auf dem Verzeichniß seiner theils wirklichen, theils pensionirten Hausdienerschaft. —

h.

Statistik der spanischen Zeitschriften.

Aus den „Mittheilungen aus Spanien" von Herrn v. Pfeilschifter" (1837. Liefg. 1. S. 88 ff.) schöpfen wir die nachstehenden Angaben. Nachdem im Jahre 1834 die Presse frei geworden, tauchten in Spanien viele Zeitschriften auf, von denen eine große Anzahl ihr Leben nur auf wenige Monate brachte. Bis zum Anfang 1836 waren von den neuentstandenen Blättern 43 bereits wieder eingegangen, 79 dagegen, mit Einschluß der 49 Amtsblätter erhielten sich. Im J. 1836 erschienen dann 26 Zeitschriften und Blätter in Madrid, 6 in Valencia (unter denen eines betitelt: „Satanas"), 5 in Barcelona, 3 in Cadix, je 2 in Granada Valladolid, Saragossa, auf Mallorca, je eines in Algeciras, Badajoz, Cuença, Leon, Malaga, auf Menorca, in Murcia, Reus, Santander und Sevilla; — keines in Jerez, Carthagena, Tarragona, Santjago, Corunna, Burgos u. s. w. Eingegangen oder umgeschmolzen wurden im Laufe des J. 1836 dreißig und drei Zeitschriften, wovon allein 19 in Madrid. Andere wurden angekündigt, ohne jemals zu erscheinen. „In Onate (schreibt Hr. v. P. S. 98) erscheint die Gaceta oficial der Regie-

rung des D. Carlos, ein ziemlich mageres Blatt und nicht geeignet, eine Wirkung auf die Meinung des Volkes auszuüben." — In einem Madrider Blatt heißt es von Deutschland u. a.: „in diesem Lande der Poesie und des Gedankens ist Alles groß und schön, die phantastische Richtung der Söhne des Rheines spiegelt sich auch in ihren öffentlichen Vergnügungen ab ꝛc."

i.

Entschmückung der Kirchen und Klöster in Spanien.

Der Spätherbst ist für Spanien angebrochen; die letzten Blüthen und Blätter fallen nieder, und Sturm und Regen treiben sie hier- und dorthin — sie wieder in Erde aufzulösen, aus der sie zur Sonne sich erhoben. So lesen wir, daß aller Schmuck von Gold und Silber, sowie alle Edelsteine, welche sich in sämmtlichen kirchlichen und geistlichen Gebäuden Spaniens befinden, durch ein königl. Dekret vom 13. Oct. 1837. behufs der Kriegskosten zur Verfügung der Regierung gestellt sind. Noch aber sehen wir nicht die Knospen, welche die Blätter und Blüthen eines neuen Frühlings bergen; und doch zweifeln wir nicht daran, daß auch Spanien ein neuer, schönerer Frühling beschieden ist; denn der Herr der Natur ist auch der Lenker der Geschichte, und selbst de Maistre erinnerte in Bezug auf die Umwälzung in Frankreich daran: „Que la providence n'efface que *pour* écrire." Vielleicht auch muß die Kirche in Spanien im härenen Gewande Buße thun für alle die früheren Sünden des Hochmuths, der Rachsucht und des Götzen- und Weltdienstes, deren sie sich schuldig gemacht?

26.

Frankreich.

a.

Erhaltung und Umgestaltung einer altceltischen Volkssage.

Einer alten von Prokop selbst gehörten und in seiner Geschichte der Gothen (IV. 20) aufbewahrten brittischen Sage zufolge, waren die (celti-

ſchen) Uferbewohner einer Brittien (d. h. England) gegenüber liegenden Inſel der Reihe nach verpflichtet, die Seelen überzufahren, und deshalb ſteuerfrei. Mitten in der Nacht wurde an ihre Thüre geklopft, eine helle Stimme rief ſie zum Geſchäft, — an der Küſte fanden ſie anſcheinlich leere Schiffe, die jedoch während der Fahrt ſo ſchwer wurden, daß das Waſſer faſt bis an den oberſten Rand hinaufreichte. Eine Stunde reicht für ſie hin, um (Groß-) Brittien zu erreichen, obgleich in ihren eigenen Schiffen ſie einen ganzen Tag und eine ganze Nacht dazu brauchten. —

Nun führt Emil Souveſtre in ſeinen 1836 erſchienenen derniers Bretons folgende, wie es heißt, treu aufgefaßte Lokalſage an: „Bei Saint-Gildas werden die Fiſcher, die lüderlich leben und ſich nicht um ihr Seelenheil kümmern, zuweilen des Nachts durch drei Schläge aufgeweckt, indem eine unſichtbare Hand an ihrer Thüre klopft. Wie von übernatürlichem Willen getrieben, begeben ſie ſich an's Ufer, wo ſie lange ſchwarze leerſcheinende Schiffe finden, die bis an den Rand in's Waſſer gehen. So wie ſie dieſelben beſteigen, zieht ſich am Maſt von ſelbſt ein großes weißes Segel auf und das Schiff enteilt dem Ufer, wie von heftigem Sturme fortgeriſſen. Die Leute wollen noch wiſſen, daß dieſe mit verfluchten Seelen beladenen Schiffe nicht mehr zurückkehren und daß der überfahrende Fiſcher verdammt iſt, mit jenen Seelen die Oceane zu durchirren, bis zu dem Tage des jüngſten Gerichtes." — Souveſtre fügt noch die Bemerkung hinzu: „Die Celten glaubten, es ſeien Geiſter (génies), mit allen Elementen, mit allen Theilen der Materie vereint. Einigen dieſer Gnomen gaben ſie (wie Augustin. de civ. dei XV. 23 berichtet) den Namen Dus. In einigen Cantonen der Bretagne haben ſie noch dieſen Namen behalten; man nennt noch jetzt ſie Teus." —

Dieſe Anführungen werden zugleich zeigen, daß die derniers Bretons nicht bloß für die Unterhaltung geſchrieben ſind, und daß das ſchöne Frankreich auch gar manchen dunkeln Fleck und manche übergläubige Bewohner hat.

b.

Salles d'Asyle.

Aus einer Anzeige des Werkes von Dr. Cériſe über die Salles d'asyle heben wir die nachfolgenden Bemerkungen hervor. Das Konventsmitglied Michel Lepelletier iſt, unſeres Wiſſens, der Erſte, der in Frankreich daran gedacht, die öffentliche Erziehung auf ihre wahrhaften Grundlagen zu ſtützen. Wenn alle Bürger, meinte er, der Sozietät die Mitwirkung aller ihrer Vermögen ſchuldig ſind; dann hat die Geſellſchaft

ihrerseits auch die Pflicht gegen alle Bürger, über ihrer Wiege zu wachen und die Entwicklung ihrer natürlichen und sittlichen Kräfte zu sichern. Diesemnach hatte er sich einen National-Erziehungsplan entworfen, gemäß dessen alle Kinder vom fünften bis zum zwölften Jahre gemeinschaftlich erzogen werden sollten; aber der Konvent ging nicht darauf ein. Auch war Lepelletier's Plan unvollständig; denn auf die Kinder unter 5 Jahren, für welche die Eltern nicht sorgen konnten, war kein Bedacht genommen. — Erst gegen 1826 kamen in Frankreich Einige auf den glücklichen Gedanken, diesem letzteren Mangel abzuhelfen, indem sie Bewahranstalten nach dem Muster der englischen errichteten.... Als Lord Brougham sich zum Verbreiter von Owen's Lehren machte, bemerkte er besonders, wie nothwendig es für die Reichen sei, sich mit dem Schicksale der Armen zu beschäftigen, um hiermit den Augenblick zu entfernen, in welchem sie sich selbst damit beschäftigen würden. Auf ähnliche Weise äußerte sich Lambruschini, der eifrigste Förderer der Kleinkinderschulen in der Lombardei. In Frankreich haben ebenwohl die Bewahranstalten besonders seit 1830 sich zu vermehren angefangen, da man seitdem eingesehen, daß man auch dem sg. Volk seinen Antheil zukommen lassen müsse. Jetzt kann man jene Anstalten schon als ein National-Institut, oder doch als einen Keim desselben ansehen, und man kann das Aufkommen und die Ausbreitung dieser Asyle für die bisher so sehr verwahrlosten armen Kinder als ein sicheres Zeichen des Aufgangs einer besseren Zeit begrüßen. Es ist dies in Wahrheit eine zweite Himmelfahrt des göttlichen Kinderfreundes, deren Bezeugnisse nun zum voraus alle mythische oder sonstige Verdeutungsversuche unnöthig machen. Wie sehr denn auch von eifrigen Zionswächtern Paris als neues Babel anrüchig gemacht wird, so fehlt es doch auch dort nicht an solchen, die in die Fußtapfen jenes Kinderfreundes eintreten. Eine im August 1836 erlassene Entscheidung des königlichen Rathes des öffentlichen Unterrichts hat für jeden der 12 Bezirke von Paris einen Ausschuß, und für die ganze Stadt eine Centralcommission bestellt, um die den kleinen Kindern eröffneten Asyle zu dirigiren. Die Centralkommission besteht aus dem Seine-Präfekten, drei Mitgliedern des Centralausschusses des Primairunterrichts, einem Schulinspektor und vier vom Minister zu ernennenden Frauen. Der Ausschuß besteht aus dem Maire, dem Pfarrer, dem Friedensrichter und drei von dem Präfekt des Seine-Departement zu ernennenden zur Oberaufsicht berufenen Frauen (dames inspectrices). Dieser Ausschuß ernennt dann noch eine von ihm zu bestimmende Zahl von aufsehenden Frauen (dam. surveillantes), die mitberathender Stimme den Sitzungen des Aus-

ſchuſſes beiwohnen können. — Alſo auch hier erneut ſich auf ſchönſte Weiſe das urchriſtliche Amt der Diakoniſſinnen. —

c.

Auch die Findelhäuſer ſind jetzt ein Gegenſtand ſorgfältiger Forſchung und ſtrenger Prüfung. Hr. Bernard Bénoit Remacle hat kürzlich über dieſen Gegenſtand eine Schrift herausgegeben (des hospices d'enfans trouvés, en Europe et principal. en France), aus welcher zu erſehen, daß die Zahl der Findelkinder in Frankreich, die Necker im J. 1784 auf 40,000 angeſchlagen, 1798 auf 51,000, im J. 1809 auf 69,000 geſtiegen und nun raſch: 1815 auf 84,000, 1821 auf 105,000, im J. 1825 auf 117,305, und 1833 auf 127,507 geſtiegen, ſo daß die Ausgabe, die 1818 erſt 6,937,783 Frk. betrug, im letzteren Jahre ſich auf 10,240,262 geſteigert hatte.

d.

Criminalſtatiſtik Frankreich's.

Dem Bericht des franz. Juſtizminiſters über den Zuſtand der Criminalität in Frankreich im J. 1835 entnehmen wir folgende intereſſante Angaben.

Im J. 1835 iſt gegen 1834 die Zahl der Verbrechen gegen die Perſönlichkeit von 1557 auf 1771 geſtiegen, während die der Verbrechen gegen das Eigenthum ſich von 3568 auf 3457 vermindert hat. Hiernach kam 1834 ein Verbrechen auf 4684, im J. 1835 eines auf 4644 Einwohner. In beiden Jahren aber von 100 Angeklagten 17 dem weiblichen Geſchlecht. Von den 7221 Angeklagten, waren 94 noch nicht 16 J. alt, 2297 zwiſchen 16 und 25, — 2359 zwiſchen 25 und 35 und 2473 älter als 35; — ferner 4239 ehelos, 2688 verheirathet, 294 verwittwet; — 4079 konnten weder leſen noch ſchreiben (!), 2253 konnten es nur unvollkommen, 584 laſen und ſchrieben ſehr gut. Waren 1833 von 100 Verbrechern nur 55 ehelos, ſo 1834 ſchon 59, und 60 im J. 1835; konnten aber 1829 und 1830 von 100 Verbrechern 61 nicht leſen noch ſchreiben, ſo 1835 nur 56. Völlig müßig waren 1178 im J. 1835, für fremde Rechnung arbeiteten 3688, für eigene 2357. — In den 118,225 Zuchtpolizeiſachen vom J. 1835 waren 164,886 Perſonen betheiligt, unter denen 19 von 100 dem weiblichen Geſchlechte angehörend, während im J. 1831 24 von 100. Die Zahl der rückfälligen Verbrecher iſt von 11 von 100 i. J. 1826, im J. 1835 auf 21 von 100 geſtiegen.

aber unter 100 Rückfälligen waren nur 9 Frauen. — Bloße Polizeisachen kamen im J. 1835 105,649 vor, bei denen 150,460 Personen betheiligt; — Selbstmorde — 2305. Unter den Selbstmördern gehörten 521 dem weiblichen Geschlecht; 850 aller dieser Unglücklichen waren 30 — 50, 19 nicht 16, und 31 über 80 J. alt. Im Juli wurden die meisten Selbstmorde (294), im December die wenigsten begangen. —

e.

Selbstmorde in Frankreich.

Von 1827 bis — und mit eingeschlossen 1835 sind in Frankreich 46,288 Individuen zufälligen Todes gestorben, 17,524 durch Selbstmord umgekommen, 413 hingerichtet worden. Im Durchschnitt fanden jährlich 1947 — Selbstmorde statt; im J. 1827 gab es deren 1542 und 2235 im J. 1835; zu Paris allein zählte man von 1831—1836 deren 1333, von denen 849 auf das männliche, 484 auf das weibliche Geschlecht kommen. Erstickung durch kohlensaures Gas ist das Tödtungsmittel, dessen sich die Meisten beiden Geschlechtes bedient haben.

f.

Mißbrauch der geistigen Getränke in Paris.

Charles Dupin hat gefunden, daß in den Spitälern des Seine-Departements bei 1000 durch physische Ursachen Irr-gewordenen, 174 dies durch Mißbrauch von Wein und spirituösen Getränken verschuldet und 309, bei denen dieser Mißbrauch zum wenigsten als sekundaire Ursache anzusehen. Auch bei den 600 Selbstmorden, die jetzt in Paris jährlich statt finden, und bei den 300 Todten, die jährlich die Morgue durchwandern, hat die Trinksucht ihren großen Antheil. — Indessen läßt sich doch seit einigen Jahren eine Sittenbesserung wahrnehmen. Vor 15 Jahren gehörte von denen, die Geld der Sparkasse hinterlegten, kaum $\frac{1}{7}$tel der arbeitenden Klasse: jetzt gehörte mehr als $\frac{3}{7}$tel dieser Klasse an. Auch zeigen die minder betrübenden Verhältnisse zwischen den Sterbfällen in eigener Wohnung und denen im Spital die guten Wirkungen dieses zunehmenden Wohlstandes. —

g.

Die Sparkaſſen in Frankreich.

Im Sommer 1836 hat Hr. Benjamin Deleſſert der Generalverſammlung der Direktoren und Verwalter der Sparkaſſen von Paris ſeinen Bericht erſtattet. Hiernach haben die Einlagen ſeit 1831 folgendergeſtalt zugenommen:

1832 betrugen ſie 2,643,121,
1833 „ „ 8,733,340,
1834 „ „ 17,239,212,
1835 „ „ 23,585,494, und

im laufenden Jahre ſind in den 6 erſten Monaten ſchon 15 Millionen deponirt worden; am Ende 1835 aber waren die Kaſſen 38,065,520 an 65,849 Deponenten ſchuldig. Neue Deponenten waren hinzugekommen: 1832 — 8,160, 1833 — 16,891, 1834 — 24,455, und 1835 — 27,365.

Neue Sparkaſſen aber hatten ſich gebildet;
Von 1818 — 1832 nur 17,
im Jahr 1833 allein 9,
„ „ 1834 — 48,
„ „ 1835 — 85,
in den erſten 6 Monaten
von 1836 . . 45.

In der zweiten Hälfte des J. 1836 zählt man deren überhaupt 204, die durch königl. Ordonnanzen genehmigt ſind; nur in 5 Departementen gibt es deren noch keine; dagegen haben 20 Departemente deren 87. —

Von ſämmtlichen Departementalkaſſen waren am 30 Juni 1836

in den öffentlichen Schatz hinterlegt . . .	37,965,446 Franken,
von den Pariſer Sparkaſſen	45,633,182 —
	83,598,628.

„Während zwölf Reſtaurationsjahren" bemerkte im darauf folgenden Jahre Hr. Dupin „waren nicht 13 Mill. Erſparungen von den arbeitenden Klaſſen in den Schatz niedergelegt worden. Noch aber ſind nicht ſieben Jahre abgelaufen ſeit Juli 1830, und ſchon überſteigt die im Staatsſchatz, in Folge der Erſparniſſe und des Zutrauens des franz. Volkes niedergelegte Betrag die Summe von 100 Mill. Fr."

h.

Pflugſchaaren-Wettkampf in Frankreich.

„Dann werden ſie ihre Schwerter in Pflugſchaaren umwandeln" (Jeſ. 2, 4.) dieſe Verheißung ſcheint in Erfüllung gehen zu wollen. Zwiſchen Ploërmel und Joſſelin liegt die ſchöne Haide (lande) von Mivoie, altberühmt durch einen Kampf, der zwiſchen Bretonen und Engländern dort gekämpft worden. Am 16. Mai 1837 ſtrömten wieder tauſende von Menſchen hier zuſammen; wieder ſollte mit der Schärfe des Eiſens ein Kampf hier ausgefochten werden! Aber die Eiſen waren Pflugſchaaren mannigfacher Geſtalt, der Kampf ein Wettkampf in Geſchick und in Fertigkeit, zu welchem 150 Ackerbauer ſich gemeldet, — und die Tauſende, die zuſammengeſtrömt, waren Landleute, die Zeugen ſein wollten des friedlichen Kampfes und des Sieges, der kein Blut, ſondern nur freudig vergoſſenen Schweiß koſten ſollte.

i.

Krieger als Weg-Arbeiter.

Im Departement der Loire-Inférieure waren im Jahr 1836 wieder 900 Soldaten, — als Freiwillige, — mit Weg-Arbeiten beſchäftigt, und wenn ſich auch herausſtellen ſollte, daß keine Geldersparniß erzielt würde, ſo iſt doch der moraliſche Gewinn für die Soldaten wie für den Staat im Ganzen ſo bedeutend, daß man nur wünſchen kann, jenes Beiſpiel allgemein nachgeahmt zu ſehen. Der Krieger adelt die Arbeit und die Arbeit ſittlicht den Krieger. Der Kriegerſtand hebt durch freiwillige Uebernahme einer Taglöhnerarbeit, wie der Handwerker und Ackerbauer durch ſeinen Eintritt in die Schaar der Volksbewaffneten (National-Garden), die ſchroffe Scheidewand auf, die früher beide Stände getrennt, und vom einen blos Kampfrüſtigkeit, vom anderen nur Arbeitsfähigkeit, von jenen nur Muth, von dieſen nur Fleiß in Anſpruch nahm. — Geſondert müſſen die Stände ſein, aber nicht einander entgegengeſetzt; geſondert wie ein Arm von dem anderen, aber zugleich verflochten und vereinigt durch ineinander greifende Beſtimmungen, wie die mannigfaltigen Organe in dem einigen Organismus des Lebens. —

k.

Der Société générale des Naufrages et de l'union des nations,

die unlängſt zu Paris geſtiftet (ſ. N. 99.), iſt bereits eine höchſt erfreuliche Anerkennung ihrer philanthropiſchen Beſtrebungen zu Theil geworden. Sadi-Ombarek-Benbey, Geſandter des Kaiſers von Marokko zu London und einer der Präſidenten der allgemeinen Geſellſchaft für Schiffbrüchige, hat im Mai. 1836 dem General-Sekretär dieſer Geſellſchaft, deren Centralbureau zu Paris auf dem Vendôme-Platz iſt, den Auszug aus einem Schreiben des Kaiſers Muley überſendet, in welchem dieſer Monarch, um ſeine Theilnahme an der Einrichtung der Rettungsanſtalten (sauvetages) zu bezeugen, ankündigt, daß er allen ſeinen Offizieren, Conſuln und Marinebeamten bei Verluſt ſeiner Gnade befohlen habe, künftighin mit größter Menſchlichkeit die Mannſchaften der Schiffe aller Nationen zu behandeln, die an den Küſten ſeines Reiches Schiffbruch leiden würden. —

l.

Franzöſiſche Journaliſtik.

In einem franzöſiſchen Tagblatte (Febr. 1837) finden wir nacheinander folgende Zeit-Schriften angekündigt: 1) l'Epoque, eine ſeit 2 Jahren beſtehende monatliche Revue der europäiſchen und aſiatiſchen Literatur, mit ſehr curioſen Artikeln von Chateaubriand, Lamennais, Balzac, Golberry ꝛc.? 2) Le Voyageur oder gewählte Mittheilungen über alles Merkwürdigſte (le plus curieux) in allen Ländern in monatlichen Lieferungen. 3) L'interprête des langues modernes, journal anglais, allemand, français, espagnol et italien, mittelſt deſſen man die Sprache ohne Lehrer lernen kann! 4) L'Echange, Journal des vendeurs et des achéteurs, welches alle Arten von Waaren unterbringt. 5) Journal de quadrilles et de valses (Musard, Jullier, Tolbecque, Strauss, Lanner, Schmitz). 6) La danse, gazette de bals et des salons, dédiée a Marie Taglioni. 4mal monatlich. — Nimmt man hierzu noch die in demſelben Blatt angekündigte Bibliothèque de romans modernes, — ſo kann man aus dieſen Anzeigen mancherlei Schlüſſe ziehen.

m.

Pariſer Annoncen.

In den Débats vom 11. Juni 1838 ſtehen folgende merkwürdige Anzeigen in traulicher Nachbarſchaft, erſt: *Consultations magnético-somnambuliques*, données par *trois* somnambules très lucides, au choix des consultans, sous la direction d'un médecin, disciple de Mesmer, de l'ancienne faculté de Paris, de 10 h. du matin à 5 h. du soir, rue Montmartre, 18. — Dann: *Cols froids — Frigidine* — Glacial — Tissufroid — pour cols, gilets et casquettes d'été 27 Pl. de la Bourse. Und: par brevet d'invention *Prodige de Mimie*. Prix du pot, 3 fr. Pommade Mailly, pour faire tenir les cheveux frisés à toutes les températures et leur donner du brillant. Les dames qui s'en sont servi cet hiver n'ont pas été défrisées de la nuit! Les messieurs, en l'employant, resteront plusieurs jours frisés. On la garantit. (Mailly 149. Rue St. Martin).

n.

Die Pariſer Kunſtausſtellung bot in den Jahren

	1834:	1835:	1836:	1837:
Gemälde . .	1956.	2175.	1856.	1855.
Sculpturen .	189.	155.	136.	131.
Architekturen	17.	32.	26.	37.
Kupferſtiche	81.	96.	61.	61.
Steindrücke	71.	78.	43.	36.
Im Ganzen	2314.	2536.	2122.	2130.

o.

Spanien und Frankreich.

In einem franzöſiſchen Tagblatt vom 8. Sept. 1836 finden wir in zwei Spalten neben einander folgende charakteriſtiſche Angaben: „Die Junte von Granada hat (unterm 16. Aug. 1836) einen Beſchluß bekannt gemacht," in welchem §. 2. „die Zehnten auf die Hälfte reduzirt und zur Staats-Abgabe erklärt ſind ꝛc.," §. 6. „Alle Kirchengüter und Renten für die Staatsbedürfniſſe verwendet werden ſollen ꝛc.," §. 8. „Alle Stol- und ſonſtige Gebühren, die von den Gläubigen zu entrichten

waren, abgeſchafft werden, da dieſelben in allen ihren gewöhnlichen geiſtlichen Bedürfniſſen unentgeldlichen Beiſtand empfangen ſollen ꝛc." — Aus dem Ami de la Religion wird dagegen angeführt, daß die franzöſiſchen Biſchöfe in ihren Antworten auf das Rundſchreiben des Miniſters in Betreff der kleinen Seminarien darin übereingekommen, 1) „daß nur die Biſchöfe allein über die Fähigkeiten und Sittlichkeit der Vorſteher und Lehrer der kl. Seminarien zu urtheilen haben ꝛc.," kurz, daß dem Staat gar keine Einmiſchung in dieſe Angelegenheit geſtattet werde; — 2) „daß die kl. Seminarien fortfahren ſollen, geſetzlich Legate, Schenkungen annehmen zu dürfen, wie die großen Seminarien und andere geiſtliche und kirchliche Anſtalten."

p.

Biſchöfliche Colliſionen zu Paris.

Während der römiſch-katholiſche Erzbiſchof von Paris, Herr von Quelen, — wegen mißbräuchlicher Proteſtation gegen geſetzliche Abtretung des Bodens ſeines ehemaligen Palaſtes an die Stadt Paris, — in der erſten Märzwoche 1837 von der Staatsregierung vor den Staatsrath geladen worden, mußte der ſg. „Evêque primat par l'élection du peuple" der ſg. „franzöſiſch-katholiſchen Kirche," Herr Abbé Châtel, am 18. März vor dem Civilgerichte von Paris erſcheinen, um ſich verurtheilen zu laſſen, ſeinem Exhuiſſier Sigrand die ihm ſchuldige Geldſumme nebſt Intereſſen zu zahlen. Bis jetzt hat Hr. Châtel nur eine Quaſi-Kirche in der Rue du Faubourg Saint-Martin Nr. 59.

q.

Römiſch- und franzöſiſch-katholiſche Faſtenconferenzen zu Paris.

Herr von Ravignan, gegenwärtig der ausgezeichnetſte katholiſche Prediger zu Paris hat in ſeiner erſten Faſten-Conferenz zu erweiſen geſucht, daß die Philoſophie, welche jetzt in der Sorbonne und dem Collège de France docirt wird, ſich mit der Religion nicht vertrage. Herr Auzou hat dagegen März 1837 Conferenzen angekündigt über die Mißbräuche der Beichte, den Phariſäismus der römiſchen Prieſter, über die von der römiſchen Kirche verbotenen Vergnügen, über Jeſuiten, Cölibat, Nothwendigkeit einer Reform, Intoleranz der römiſchen Kirche u. ſ. w.

r.

Abbé Auzou und die Jeſuiten.

Am 2. Juli 1837 ließ der Polizeipräfect zu Paris den Abbé Auzou, erſten Paſtor der ſg. franzöſiſch-evangeliſchen Kirche, rufen, um ihm zu notificiren, daß er die von ihm angekündigte Conferenz gegen die Jeſuiten zu unterlaſſen habe, widrigenfalls ſeine Kapelle geſchloſſen würde. Hr. Auzou hielt um 8 Uhr Abends ſeine Conferenz; am 3. Morgens um 5 Uhr wurden die Pforten der franzöſiſch-evangeliſchen Kirche geſchloſſen!

s.

Vermehrung und Verminderung der katholiſchen Kirchen.

Dem Ami de la Religion v. Auguſt 1837 zufolge vermehrt ſich die Zahl der Katholiken in Schottland, wo dieſelben jetzt 24 Kapellen haben, dem Univers zufolge haben dagegen allein die proteſtantiſchen Akatholiken 13 Kirchen und Kapellen in Paris, — und der Ami de la Religion klagt, daß daſelbſt nach und nach viele katholiſche Kirchen untergehen, „bald um Straßen zu eröffnen, bald um Magazine anzulegen, bald um in Ballſäle und Theater ſich umzuwandeln. . . Vor der Revolution befanden ſich mehr als 200 Kirchen von Kapiteln, Pfarreien, Mönchs- und Nonnenklöſter u. ſ. w. zu Paris. Dreiviertheile dieſer Kirchen ſind verſchwunden!"

t.

Vermehrung der Irren in Frankreich.

Bei der Verhandlung über einen Geſetzvorſchlag über die Irren in der franzöſiſchen Pairskammer (am 7. Febr. 1838) meinte der Vicomte Dubouchage: „der Skeptizismus und die Irreligion ſeien die wirkſam„ſten Urſachen bei Vermehrung der Irren. Seit Heinrich VIII., fuhr „er fort, hat die Zahl derſelben in England ſo bedeutend zugenommen, daß „es das claſſiſche Land der Geiſtesirren genannt worden. In Frankreich „belief die Zahl derſelben, welchen Hülfe geleiſtet wurde, im J. 1818 ſich „auf 5418; jetzt iſt ſie bis auf 8390 angewachſen und die Zahl der Ver„wahrloſten iſt verhältnißmäßig noch weit bedeutender, ſo daß man die „Geſammtzahl in Frankreich jetzt wohl auf 15,000 anſchlagen kann."

u.

Die Wunden des Jahrhunderts.

In der Sitzung der französischen Deputirtenkammer vom 12. März 1838 beschloß ein Herr Teulon seine Rede gegen die von der Regierung begehrten geheimen Fonds mit den denkwürdigen Worten: „M. H. die „Regierung und die Gesellschaft befinden sich nicht in einem ge„wöhnlichen Zustande: die Entmuthigung, der Egoismus und „der Zweifel an Allem sind Wunden, welche dieselben verzehren, „und vermeint man etwa, sie mit geheimen Fonds zu heilen? — dienten „sie aber auch dazu, diese Wunden zu schließen, an welchen das Jahrhundert „leidet, so ist doch das Mittel der Moral dem öffentlichen Schaamge„fühl so zuwider, daß ich Bedenken tragen würde, deren Bewilligung in „Antrag zu bringen." —

27.

Belgien.

---

a.

Industrielle Gesellschaften in Belgien seit 1833.

Noch weit energischer als in Frankreich regt sich seit 1830 das industrielle Leben in dem benachbarten Belgien. Hier haben sich allein von 1833 bis 1837 folgende Vereine gestaltet:

I. Drei allgemeine Gesellschaften, nämlich 1) die belgische Bank mit 20 Mill. Fr.; 2) die National-Gesellschaft mit 15 Mill. Fr. für Industrie, Schiffbau, Handel nach Außen ꝛc.; 3) die Handels-Gesellschaft mit 10 Mill. Fr. für Handel, Bankgeschäfte u. s. w.

II. Folgende zwölf Actienvereine für specielle Zwecke:

1) Unter dem Patronat der alten Bank:

Zwei Gesellschaften für Hochöfen, Eisenhütten ꝛc. mit	8,800,000 Fr.
Sechs für Kohlenwerke mit	14,730,000 „
Eine für Eisenbahnen mit	3,500,000 „
Eine Glasfabrik mit	6,000,000 „

Eine Zuckersiederei mit . . . . . 4,000,000 „
Eine Teppich-Manufactur mit . . . . . 1,500,000 „

Zusammen 38,530,000 Fr.

2) Unter dem Patronat der belgischen Bank:

Sieben Actien-Gesellschaften für Hochöfen, Eisenhütten ꝛc. mit . . . . . 14,250,000 Fr.
Eine Glasfabrik mit . . . . . 2,000,000 „

Zusammen 16,250,000 Fr.

3) Unabhängige Unternehmungen, meistens seit 1835:

Eine Gesellschaft für Bearbeitung des Eisens mit . 1,200,000 Fr.
2 für Kohlenbergwerke mit . . . . . 1,560,000 „
7 für Zuckersiedereien mit . . . . . 4,130,000 „
27 für verschiedene Zwecke, theils industrieller Natur, theils für Localbauten, Bäder ꝛc. mit . . . . 21,821,000 „
10 Assecuranz-Gesellschaften mit . . . . . 71,200,000 „
4 Leihbanken mit . . . . . 43,000,000 „
eine Actien-Gesellschaft zur Beförderung der Ausfuhr inländischer Baumwollenfabrikate . . . . . 3,000,000 „

Zusammen 145,911,000 Fr.

Sämmtliche Capitalien dieser verschiedenen, seit 1833 entstandener Gesellschaften belaufen sich also auf 240 bis 250 Mill. Fr. Ueberdies haben seit 1833 noch 25 Gesellschaften von der Regierung nicht die von ihnen gewünschte Autorisation erhalten können.

b.

Ausbreitung des Elementar-Unterrichts in Brabant.

Ein belgisches Blatt gab im Nov. 1836 folgende Notiz über die Fortschritte im öffentlichen Elementar-Unterricht in der Provinz Brabant:

	in den Städten:		in den Dorfgemeinden:	
	Schulen	Schüler	Schulen	Schüler
Im J. 1829 gab es	153	mit 9,209.	326	mit 24,546.
„ „ 1883 . . .	187	„ 13,561.	475	„ 36,450.
„ „ 1836 . . .	201	„ 16,313.	541	„ 46,298.

Hiernach besteht der Unterschied zwischen 1829, als man die Fortschritte so hoch gepriesen, und 1836 darin, daß jetzt 263 Schulen mit 28,856 Schülern mehr in Brabant sind, als damals, so daß jetzt 1 auf 9 die Schulen besuchen, damals nur 1 auf 17.

c.

Der revolutionäre belgiſche Klerus.

Da jetzt von katholiſcher Seite her mehrfach die Mitwirkung des belgiſchen Klerus bei der Revolution von 1830 in Abrede geſtellt wird, ſo ſcheint es paſſend, an frühere Zugeſtändniſſe hier zu erinnern. — In der Schrift: „Die Revolution in Belgien im J. 1830. (Nach den zuverläſſigſten Berichten zuſammengeſtellt Stuttgardt 1831)“ wird S. 6. behauptet: „es iſt jetzt aller Welt klar, daß die Umgeſtaltung der „Dinge in Belgien von den Prieſtern ausgegangen, daß die Pfaffen „die Hauptrolle in der Revolution geſpielt, daß die belgiſchen Liberalen „nur das Spielzeug in der Hand derſelben waren, und daß Jeſuiten „das Volk fanatiſirten und die Maſſe entfeſſelten.“ In Beziehung auf dieſe Behauptung wurde in der, von fünf Hermes'ſchen Profeſſoren zu Bonn im J. 1832 herausgegebenen Zeitſchrift für Philoſ. und kathol. Theol. (I. S. 154 ff.) u. a. Folgendes bemerkt: „Mit Einem „Worte, die Revolution in Frankreich und in Belgien war jahrelang und „von Männern deſſelben Geiſtes, den übertriebenen Liberalen, planmä„ßig vorbereitet. Beide Revolutionen hatten denſelben Vater, aber eine „andere Mutter. Der Vater war der Ultra-Liberalismus, die Mutter in „Frankreich der craſſe Rationalismus, in Belgien aber der craſſe „Katholicismus; die Fehler der Regierungen beider Länder befruchte„ten den Samen ..... Die Revolutionäre dachten, wie es im Prozeſſe „de Potter's vorkömmt: „„ſind wir nur einmal mit der Regierung fer„„tig, mit den Pfaffen werden wir ſchon fertig werden.““ ... Die ge„ſammte katholiſche Geiſtlichkeit in Belgien beging (aber) „den ſehr großen Fehler und that Unrecht, daß, als ihr der König ſchon im „Jahre 1829 freundlich die Hand bot und ſeine früheren harten Maßre„geln zurücknahm, ſie demſelben nicht willfährig entgegen „kam und ihre Oppoſition aufgab.“ —

d.

„Der Helſen'ſche Cultus,“ ſo verſichert der Courrier de la Meuse (1837) „macht in Belgien kein beſſeres Glück, als der Châtel'ſche zu Paris. Da Helſen zu Lüttich nicht den Miethzins von 1200 Fr. für ſein Gotteshaus bezahlen konnte, ſo mußte er es unter eine Wagenremiſe vor dem Schaerbeeker Thore verlegen. Da aber der Reiz der Neuheit vorüber war, ſo blieben ihm ſeit mehreren Monaten nur ein Dutzend

Anhänger übrig." Nicht mit Unrecht bemerkt hierbei der Courier, die Toleranz sei solcherlei Unternehmungen verderblicher als Verfolgung.

e.

Conflict von Kirche und Loge in Belgien.

Der *Courrier de la Meuse* enthält im Febr. 1838 einen Aufsatz über die Freimaurer und die Nothwendigkeit der Aechtung derselben durch die Kirche. In demselben werden die Maurer für schlimmer und verwerflicher, als selbst die Schismatiker und Ketzer, ja als halbe Atheisten bezeichnet, ganz besonders aus dem Grunde, weil sie nicht an die Ewigkeit der Höllenstrafen glaubten, die doch eine der Hauptstützen des wahren Christenthums sei. Zu diesem Journale sollen die Herren van Bommel, d'Huart und Ernst Beiträge liefern. — Von Brüssel wird dagegen berichtet, daß jene erneute Aechtung der Freimaurer mit einemmale wieder die Logen zum Sammelplatz einer energischen Opposition gemacht; daß die Vereinigung der Loge zu Brüssel, welche am 8. Febr. stattgefunden, und sonst vielleicht kaum 50, jetzt an 700 Maurer herbeigeführt und Veranlassung zu einer noch nie erhörten simultanen Aufnahme von 40 Personen gegeben. — In Löwen, wo die Loge kaum dem Namen nach noch bestand, versammeln die alten Mitglieder sich wieder und neue treten hinzu. In Flandern und im Hennegauischen sollen in mehreren Landgemeinden Logen errichtet werden.

f.

Katholicismus und Preßfreiheit in Belgien.

Wie wenig Katholicismus mit Preßfreiheit sich verträgt, zeigt sich jetzt recht augenscheinlich in Belgien. Die Verfassung sichert allgemeine Preßfreiheit; die orthodoxen Katholiken dagegen wenden Alles auf, nur solche Bücher bei der katholischen Bevölkerung aufkommen zu lassen, welche die geistliche Censur durchlaufen haben. So berichtet der Conservateur Belge (Sept. 1837), „die dortige Gesellschaft zur Verbreitung guter Bücher gehe fortan unter bischöfliche Leitung über, so, daß künftig kein Buch von jener Gesellschaft ausgegeben werden dürfe, welches nicht die besondere Genehmigung der geistlichen Behörde erhalten."

. . . . . .

g.

Rechtfertigungsſchrift des Hrn. v. Bommel, Biſchofs zu Lüttich.

Schon ſeit bald acht Jahren haben die öffentlichen Blätter zahlreiche Beſchuldigungen gegen Hrn. v. B. gerichtet, und ſein beharrliches Schweigen bekräftigte bei Vielen die Meinung, daß jene Anklagen nicht ungegründet ſeien. Wahrſcheinlich auf höhere Weiſung hat Hr. v. B. jetzt im Anfang zu einer Faſtenpredigt „über den Supremat des heil. Stuhles" ſich zu rechtfertigen verſucht, gegen die doppelte Anklage: „gegen die frühere Regierung der Niederlande conſpirirt zu haben, und noch jetzt — gegen die preußiſche Regierung zu conſpiriren." Mehrere Behauptungen der Ankläger werden nun allerdings ſiegreich widerlegt. Unpartheiiſche belgiſche Blätter bedauren jedoch, daß der Herr Biſchof ſich über mehrere andere wichtige Puncte nicht erklärt, namentlich über folgende: „Wie oft," ſagen ſie, „hat man nicht in Journalen geſagt, daß man geſehen, wie Hr. v. B. an jenen Verſammlungen (Conciliabules) Theil genommen, welche von den revolutionären Coriphäen in den erſten Tagen der Revolution zu Lüttich gehalten worden. Warum ſchweigt hierüber der Hr. Biſchof? „Man wirft ihm vor, gewiſſe Hirtenbriefe geſchrieben zu haben, in denen man weit eher politiſche und revolutionäre Proclamationen und Wahl-Rundſchreiben ſehen wollte, als evangeliſche Mahnungen. Warum hat der Lütticher Prälat dieſe Imputationen nicht von ſich abgelehnt? „Ferner ſind in Flugſchriften, die viel Aufſehen erregt haben, wie z. B. in der *Réponse à la lettre pastorale de Mgr. v. Bommel*, in *Eustache Lefranc*, in der *Mission à Tilff* und im *Livre noir*, noch ganz andere Anklagen formulirt, welche den guten Ruf des Hrn. Biſchofs gefährden, und den Gläubigen ſehr viel Aergerniß gegeben haben; warum hat Hr. v. B. dieſe Imputationen nicht von ſich abgeſchüttelt? Warum endlich hat er ſolange geſchwiegen und tritt erſt jetzt mit ſeiner Vertheidigung hervor, wo man ſich verſucht finden könnte, anzunehmen, daß er Ereigniſſe vorausſieht, die ihn in eine Stellung verſetzen könnten, in welcher er ein großes Intereſſe haben dürfte, glauben zu machen, daß er niemals den König Wilhelm verrathen, daß er niemals der Sache der Revolution gedient?" — So laſſen ſich belgiſche Blätter vernehmen. In der Rechtfertigungsſchrift des Hrn. v. B. iſt uns übrigens beſonders eine Stelle bemerkenswerth erſchienen, in welcher derſelbe über ſein Verhältniß zur vorigen Regierung bei deren gewaltſamer Entfernung in folgender Weiſe ſich äußert: „cependant le gouvernement, débordé de toutes partes, ne put se maintenir, ni faire respecter son autorité. Une

force morale, résultat de l'union de tous les esprits et de tous les coeurs, neutralisait la force physique, qui était tout entière entre ses mains. L'armée disparut, les autorités disparurent; enfin le trône — disparut lui-même ... Was wurde nun meine Pflicht? Hatte mein Bürgereid mich an die Person des Königs Wilhelm gebunden, wie der Eid der Soldaten, oder nicht vielmehr an die Ordnung der Dinge, deren Haupt der König gewesen und den der Sturmwirbel (tourbillon) der Ereigniſſe mit ſich fortgeriſſen hatte? Offenbar hatte ich nicht als General oder Adjutant des Königs, ſondern als Biſchof von Lüttich jenen Eid geleiſtet, und dieſer bürgerliche Eid hatte nicht ausgeſchloſſen, ſondern vielmehr autoriſirt und geboten den anderen Eid, der mich auf permanente Weiſe an den Stuhl, an die Kirche von Lüttich band. Dieſes Schwurband, welches den Biſchof an ſeine Kirche, den Oberhirten an ſeine Heerde bindet, kann durch kein menſchliches Ereigniß aufgelöſt werden." — Avis au lecteur.

h.

Mittelalterliches Faſtenmandat des Biſchofs von Lüttich.

Hr. v. Bommel, Biſchof von Lüttich, befahl in ſeinem Faſtenmandat vom J. 1838 ſeinen Schafen, an jedem Tag, an dem ſie von den Faſtendispenſen Gebrauch machen, dreimal das Vaterunſer und Ave Maria und einmal 4 andere Gebete — (zum Erſatz für das Faſten!) — herzuſagen. Doch könnten ſie, fügt er hinzu, ſich von dieſer Betverpflichtung freimachen (libérer), wenn ſie ein einzigesmal für die ganze Faſtenzeit ein Almoſen geben, — Wohlhabendere 2 Franken, die übrigen $\frac{1}{2}$ Franken. — Alſo ſtatt Faſten — Gebet — ſtatt Gebet — Geld! Erſt Dispens vom h. Kirchengebet des Faſtens, dann Dispens von dem Erſatzgebet! —

i.

Verdummungsverſuche in Belgien.

Der Biſchof von Brügge warnte im Mai 1838 in einem Hirtenbrief vor dem Leſen von antikatholiſchen Büchern und von Zeitungen, die nicht vollkommen orthodox ſind, ſo wie vor den Bibeln, welche die Bibelgeſellſchaft verkaufen und vertheilen läßt. Das Faſtenmandat des Erzbiſchofs von Mecheln donnert gegen nichtkatholiſche Lehrer und Erzieher, und der Courrier de la Meuse trägt auf Entfernung aller Beamten, die Freimaurer ſind, namentlich des Kriegsminiſters an, weil dieſe die Militaire verleite, in den Maurerbund zu treten.

28.

Holland.

a.

Holländiſche Literatur.

„Es iſt angenehm zu bemerken, ſchreibt ein Amſterdamer Correſp. der Hannövr. Ztg. im Dzbr. 37, welches rege Leben allmählig in der holländiſchen Literatur erwacht. Das würde in Vereinigung mit Belgien nie geſchehen ſein; der Einfluß der franzöſiſchen Sprache nahm überhand, faſt alle franzöſiſchen Zeitwörter waren, verholländiſcht, gebräuchlich, was jetzt ſchon aufgehört hat ... Auf den holländ. Landes-Univerſitäten wird (jedoch) in lateiniſcher, nur ausnahmsweiſe in holländiſcher Mundart docirt; ſelbſt in der vaterländiſchen Geſchichte! ... Dieſe Sitte hat die holländiſche Literatur und Wiſſenſchaft zurückgehalten ...“ „Die Trennung von Belgien hat Niederland wieder ganz den deutſchen Intereſſen zugeführt. Auch die lebhafte wiſſenſchaftliche Bearbeitung des vaterländiſchen Rechtes wird günſtig einwirken, die Sprache des Volkes allmählig zu der der Gelehrten zu machen, und ſo eine heimiſche ſchöne Literatur vorbereiten helfen.“ Wir können uns dieſer Hoffnung nicht hingeben. Holland iſt wie die deutſche Schweiz ein Satellit von Deutſchland, gerade wie Belgien und die franzöſiſche Schweiz Satelliten Frankreich's ſind. Wünſchenswerth iſt deßhalb vielmehr, daß die holländiſchen Gelehrten die Reſultate ihrer Forſchungen entweder in deutſcher, oder, wie bisher in lateiniſcher Sprache mittheilen.

b.

Glaubensdiſſenterie in Holland.

In Holland nimmt die Separation von der (etablirten) reformirten Kirche noch immer zu, und gibt Veranlaſſung zu Einſchreitungen der Staatsbehörden, welche nicht geſtatten, daß mehr als 19 Separirte ſich zu kirchlichen Zwecken verſammeln. Der ſchweizeriſchen evangeliſchen Kirchenzeitung (v. Spthr. 1837) zufolge haben die holländiſchen Diſſenters ſogar durch vielfach erlittene Verfolgungen von Seiten der Gewalthaber und durch Mißhandlungen von Seiten des Volkes ſich

veranlaßt gefunden, ihre Verſammlungen auf dem Zuyderſee zu halten, um hier ſich ungeſtört von ihren Geiſtlichen predigen und die Sakramente verabreichen zu laſſen.

29.

Norwegens Verfaſſung.

Samuel Laing in ſeinem gehaltvollen Journal of a residence in Norway during the years 1834, 1835 and 1836 (Lond. Longman and C. 1837) bemerkt u. a. Folgendes über die gegenwärtige norwegiſche Verfaſſung: „Wohl ſchwerlich bietet die Geſchichte der Menſchheit noch ein anderes Beiſpiel einer freien Verfaſſung, die nicht in Mitten von Trümmern und Umwälzungen aufgerichtet, nicht mit Blut verkittet, ſondern aus dem Studirzimmer des Philoſophen ruhig in das Leben eingeführt, und ohne alle Veränderung allen Endzwecken einer guten Regierung ſo entſprechend gefunden worden. Der Grund dieſer anſcheinlichen Sonderbarkeit liegt darin, daß alle weſentlichen Elemente der Freiheit bereits im Lande vorhanden waren ... Im ganzen Zuſtand des Volkes, des Eigenthums, der bürgerlichen und religiöſen Einrichtungen war Nichts, was ſich nicht für eine freie Verfaſſung eignete, in welcher die geſetzgebende Gewalt dem Volke angehörte. Alles war ſchon in alten Zeiten vom Volke ausgegangen, und da keine beſondere Klaſſe des Gemeinweſens vererblich mit Vorrechten, mit der Gewalt, oder ausſchließlich mit Eigenthum bekleidet, ſo waren jene Einrichtungen im Laufe der Zeiten unverletzt geblieben. Die neue Verfaſſung war nur der Ueberbau auf ein Gebäude, deſſen Fundamente acht Jahrhunderte früher von den Vorfahren der jetzigen Generation gelegt und auf welche die Grundmauern von ihnen aufgeführt worden waren.

Gegenwärtig kann jeder geborene Norweger, der ein liegendes Gut von 150 Thlr. Werth hat und 25 Jahr alt iſt, an den Urwahlen Theil nehmen, und wenn er 30 Jahr alt und nicht Staats- oder Hofbeamter iſt, gewählt werden. Hundert Urwähler wählen Einen Wahlmann, und die Wahlmänner jedes Diſtrikts die beſtimmte Zahl Abgeordnete zum Storthing, der dann aus ſich ſelbſt ein Viertel ſeiner Mitglieder aus-

wählt, die als Lagthing das Oberhaus ausmachen zu den übrigen Northingsmitgliedern, welche das Unterhaus bilden. —

30.

Schweden.

---

a.

Bibliographische Statistik Schwedens.

In Schweden sind herausgekommen:

im Jahre	1829	. . .	742	Schriften in	7056 Bogen.
„ —	1830	. . .	766	—	„ 5404 —
„ —	1831	. . .	838	—	„ 5657 —
„ —	1832	. . .	933	—	„ 5926 —
„ —	1833	. . .	941	—	„ 6025 —
„ —	1834	. . .	943	—	„ 7433 —
„ —	1835	. . .	799	—	„ 7392 —

Bei weitem die meisten Schriften gehörten folgenden Fächern an, nämlich den

	1829	1830	1831	1832	1833	1834	1835
schönen Wissensch. . .	108.	132.	110.	173.	158.	152.	150.
Theologie	119.	122.	140.	129.	122.	123.	124.
Staatswissenschaft . .	102.	77.	77.	102.	116.	157.	97.
Geschichte	65.	85.	82.	94.	106.	74.	64.

Die wenigsten:

der Philosophie	7.	11.	9.	2.	7.	6.	2.

Im Jahre 1836 sind bis zu Ende September von Romanen, Novellen, satyrischen Schriften 42 Werke erschienen, von denen 25 Uebersetzungen aus verschiedenen Sprachen; Zeitschriften 14; Zeitungen 16 in Stockholm und 69 in Provinzstädten.

b.

Schwedische Journalistik.

Nach Nro. 1 und 2 der Swensk Bibliographie erschienen 1837 in Schweden 102 Zeitungen und Zeitschriften, wovon in Stockholm 27,

Gothenburg 8, Upsala 5, Christianstadt 5, Kolmar 4, Lund 4, Norköping 4, in 6 Städten in jeder 3, in 8 in jeder 2 und in 11 in jeder 1.

c.

Zur Statistik der Ehen und Geburten in Schweden.

Nach Forsell's Statistik von Schweden, die er aus amtlichen Urkunden geschöpft, hätte das Verhältniß der ehelichen und außerehelichen Kinder seit 1775 sich in Schweden in folgender Weise verändert:

Von 1775—1795 wie 27 zu 1.
„ 1795—1800 „ 26 „ „
„ 1800—1805 „ 17 „ „
„ 1805—1810 „ 15 „ „
„ 1810—1820 „ 14 „ „
„ 1820—1825 „ 18 3/16 „ „
„ 1825—1830 „ 16 „ „

Das Athenäum findet die Erklärung nicht unwahrscheinlich, wonach die Verschlimmerung vorzüglich der Conscription zugeschrieben wird, da durch dieselbe die Landjugend mit der Verderbniß der Garnisonen bekannt wird, daher auch längere Friedensjahre ein günstigeres Verhältniß herbeigeführt haben. Uebrigens sollen in Schweden jährlich 24,000 Jungfrauen in den Stand der alten Jungfrauen übertreten.

31.

Dänemark und Island.

---

a.

Dänische Criminalstatistik.

Die Kopenhagner Kollegial-Zeitung enthält in einer der letzten Nummern des Mai 1836 eine Uebersicht über die Wirksamkeit der Criminalgerichte des Königreichs Dänemark im Jahr 1834. Hiernach waren in diesem Jahre angeklagt 1806 Individuen (also 1 von 678 Einwohnern). Urtheil ward gefällt in 1585 Sachen; freigesprochen wurden 287, verurtheilt 1298 Individuen, von denen 925 männlichen,

372 weiblichen Geſchlechts. Von 1157 Individuen waren 222 unter 20 Jahren, 650 zwiſchen 20 u. 40 und 285 über 40 Jahre. — Von den 1298 Verurtheilungen fielen 1004 auf Vergehen gegen das Eigenthum.

b.

Island.

X. Marmier iſt von ſeiner wiſſenſchaftlichen Expedition nach Island in ſein Vaterland zurückgekommen, und theilt die Ergebniſſe derſelben, in einer Reihe von Briefen, in der Revue des deux mondes mit. Dem dritten dieſer Briefe (in d. R. d. d. m. vom 15. October 1836) zufolge, welcher ſich über den öffentlichen Unterricht in Island verbreitet, gibt es in Island keine Elementarſchulen; der erſte Unterricht wird patriarchaliſch im Hauſe abgehalten, Waiſen und Kinder ununterrichteter Eltern theilen denſelben in wohlhabenden Familien, der Geiſtliche leitet denſelben und die erſte Prüfung wird am Confirmationstage gehalten.

Die Buchdruckerkunſt wurde 1530 in Island durch den Biſchof Gudbrandr eingeführt, die erſte Druckerei daſelbſt war zu Holum. Gegenwärtig werden in Island nur Schul- und Gebetbücher und einige Poeſieen gedruckt.

Die Bibliothek von Reykiavik wurde 1821 von Profeſſor Raſe aus Copenhagen gegründet, ganz Island hat dazu beigetragen und erhält fortwährend den Fond für deren Ausdehnung, ſie zählt circa 8000 Bde.

Die literariſche Geſellſchaft Islands datirt vom Jahre 1816, ſie hat zwei Abtheilungen, die von Copenhagen und die von Reykiavik, ihr Zweck iſt: den Geſchmack an der Literatur in Island fortzupflanzen und in der Landesſprache die nützlichſten Bücher drucken zu laſſen; ſie erhält vom däniſchen Gouvernement jährlich 600 Fr. Zuſchuß, gegenwärtig gibt ſie eine Monatſchrift: Sunnar Poſturine für das Volk heraus, die 1100 Abonnenten hat.

In Beſeſſtadt iſt eine Unterrichtsanſtalt, eine Art von Seminar, wo vom 1. October bis 1. Juni (täglich acht Stunden) Hebräiſch, Griechiſch, Lateiniſch, Däniſch, Geographie, Geſchichte, Arithmetik und Theologie vorgetragen werden; von vier dabei dabei angeſtellten Profeſſoren hat der beſtbezahlte 400 Species (2400 Fr.) jährlich; die übrigen 1800 Fr., einer derſelben, Herr Schieving, arbeitet ſeit 20 Jahren an einem isländiſch-lateiniſchen Wörterbuch, ein Anderer, Herr Egilſſen, bereitet gegenwärtig eine neue Ausgabe der Edda von Sturleſon vor, nebſt einer lateiniſchen Ueberſetzung. Die Studienzeit

zu Beſeſſtadt dauert 5—6 Jahre; Zöglinge, welche ſich der Medicin und Jurisprudenz widmen, müſſen dann die Copenhagener Univerſität beziehen, dort bewohnen dieſelben ein eigenes von Chriſtian VI. gegründetes Haus, und erhalten bei genügendem Examen eine monatliche Gratification von 30—40 Fr.

32.

Irland.

---

a.

Iriſche Bettler.[1])

Wenn man auf der „ſmaragdenen Inſel" an's Land ſteigt, dann ſind Bettler die erſten, die den Fremdling begrüßen. „Gott ſegne Eure Ehre! Seid willkommen dem Lande! Geſegnet ſei der Tag Eurer Ankunft!" Dies ſind die Grüße, mit denen der Ankömmling von den Bettlern empfangen wird. Aber die erſchreckende Anzahl der Bedürftigen ſtört nicht das gute Vernehmen, in welchem ſie untereinander ſtehen, und es iſt ſogar ein charakteriſtiſcher Zug des iriſchen Volkes, daß der Arme mit einer gewiſſen Ehrlichkeit die Rechte eines Unglücklicheren anerkennt.

„Auf dem Punkte, die Stadt York zu verlaſſen," ſchreibt Herr Ritchie, „ſah ich in einem Augenblicke meinen Wagen von einem Haufen Unglücklicher umringt, die mich um Mitleid anflehten. Eine Frau lief herbei. Ihr Leidensbericht war noch betrübender, als der ihrer zahlreichen Unglücksgenoſſen. Ihr Mann war eben geſtorben, und ſie hatte die Kinder bei dem Verblichenen zurückgelaſſen, um zu ſuchen, wo ſie etwas Brod für ſie erhalten könne."

„Iſt es auch wahr?" fragte ich einen der Umſtehenden.

„„Es iſt nur zu wahr!"" rief der ganze ausgehungerte Haufe, der mich umgab, und alle traten auf einmal zurück, wie um zu zeigen, daß ſie die Rechte eines Elendes anerkannten, welches noch größer war als dasjenige, welches ſie drückte. —

---

1) Aus Leitch Ritchie's Ireland pittoresq. and romant. (Lond. 1837.)

„Bei einer andern Gelegenheit warf ich ein Geldſtück unter einen Bettlerhaufen, mit dem Blicke die Unglückliche bezeichnend, welcher ich daſſelbe beſtimmte. Das Geld fiel zu den Füßen einer Frau, die es aufhob, während jene Andere ihre Hand vorſtreckte, um mit bittendem Ausdruck daſſelbe in Anſpruch zu nehmen.

„„Pfui über dich!“ rief ihre Armuthsgenoſſin entrüſtet ihr zu; „„glaubſt du denn, daß ich das Geld habe für mich behalten wollen, da ich doch geſehen, daß der Herr es dir beſtimmt hatte?““

„Manchmal begnügen ſich die Bedürftigen damit, ſich in ihren Lumpen den Vorübergehenden zur Schau zu ſtellen, ohne auf andere Weiſe ihr Mitleid anzuſprechen.

„Eines Tages ging ich an einem Manne vorüber, der am Rande der Landſtraße ſaß, mit dem Rücken an eine Mauer gelehnt. Die ganze Geſtalt trug das Gepräge eines ſo unſäglichen Elendes, wie es mir ſelbſt in Irland noch nicht zu Geſicht gekommen war. Seine Kleidungsſtücke zerfielen in Fetzen; ſein Antlitz war bleich und verſtört, und doch, als ich vorüberging, ſprach er mich mit keinem Worte um Almoſen an. Ich verfolgte meinen Weg, war aber kaum einige Schritte weiter gegangen, als mein Gewiſſen mir meine Gleichgültigkeit vorwarf. Ich wandte mich zurück: „wenn Ihr in der Noth ſeid,“ ſagte ich etwas ungehalten, „warum fordert Ihr nicht eine Gabe?“

„„Was thue ich denn, wenn ich nicht bettle?““ erwiederte er.

„Aber Ihr habt kein Wort geſprochen?“

„„Wie! ſpotten Sie denn über mich, mein Herr? Sehen Sie,““ fügte er hinzu, indem er ein Stück eines ehemaligen Rockes empor hob, „„ſehen Sie, mein Fleiſch und meine Knochen, ſchreien ſie nicht Hunger durch die Löcher meiner Kleider? Sieht man das Elend nicht in meinen eingefurchten Wangen, in meinen hohlen Augen? Sagen Sie mir, ſind das nicht eben ſo viele Munde, welche um Erbarmen flehen?““

b.

Iriſche Heirathen.[1]

„Bei der Verehelichung wird von den Irländern der finanzielle Punkt als die Hauptſache angeſehen, und es hat dies den Nutzen, daß dadurch eine Veranlaſſung zur Sparſamkeit gegeben iſt. Ein in günſtige Verhältniſſe verſetzter Pächter verſagt ſich oft gewiſſe Genüſſe, um eine

1) Aus Ritchie's Ireland etc.

Heirathsgabe für ſeine Tochter zu erübrigen, die ohne dieſelbe kein gutes Unterkommen finden würde. Ich habe oft von jungen Mädchen, die in der Stadt dienen, ſagen hören, daß ſie noch nicht daran denken könnten, einen Mann zu bekommen, da ſie noch nicht ſo viel erſpart hätten, um ein Schwein zu kaufen. Iſt es nicht zu vermuthen, daß dieſer Gedanke ſie oft von dem Ankauf eines Bandes oder ſonſtigen Flitterwerkes abgehalten?

„Als ich durch einen elenden Flecken zwiſchen Clonmel und Kilkenny kam, ſah ich an dem Getümmel, welches dort herrſchte, daß etwas Ungewöhnliches vorgehe. Ich blieb ſtehen vor einer Hütte, in welche einzudringen ein hübſcher, aber von heftigem Zorn ergriffener junger Menſch ſich vergeblich bemühte. Ich bat einen der Zuſchauer um Erklärung dieſer Scene.

„„Zwei junge Leute,““ ſo erzählte man mir, „„ſollten an dieſem Tage getraut werden. Die Braut war 16, der Bräutigam 19 Jahr alt, und ſie paßten eben ſo gut ihrem Vermögen als ihrem Alter nach zueinander. Der Geliebte beſaß ein Schwein und eine Hütte, die Schöne — einen Tiſch, eine Decke, einen Schemel und einen eiſernen Topf. Alles war in der beſten Ordnung; die jungen Eheleute ſollten bei dem Vater des Mädchens wohnen, bis die Wohnung des neuen Ehepaares ſoweit hergeſtellt, daß der Regen nicht mehr eindringen könne. Man hatte die Stolgebühren für den Pfarrer geliehen; die beiden Familien hatten ſo viel zuſammengeſteuert, um einen hinlänglichen Vorrath von Whiskey zu kaufen, und der Glückstag war endlich für die Liebenden angebrochen.

„„Aber ach! war jemals das Loos der wahren Liebe mit Friede geſegnet? Am Vorabend der Trauung entathmete des Bräutigams — Schwein.

„„Dieſes betrübende Ereigniß (melancholic accident) veränderte völlig die Lage der Dinge. Der Verlobungsvertrag ſprach es nicht aus: „daß Patrik die Schilah,“ ſondern, „daß Patrik, der Beſitzer einer Hütte und eines Schweines, Schilah, die Eigenthümerin eines Schemels, eines Tiſches, eines eiſernen Topfes und einer Decke zur Frau bekommen ſollte.“ Nun aber Patrik's Schwein nicht mehr lebte, und Patrik kein Schwein ſonſt beſaß, war er nicht mehr der Patrik des Vertrages und ſollte deßhalb Schilah nicht mehr zur Frau bekommen. Der Vater der Braut war unerbittlich; die Freunde des Bräutigams jammerten mit ihm, aber fanden das Benehmen des Vaters der ſtrengen Gerechtigkeit gemäß. Patrik und Schilah waren die einzigen Unglücklichen.““

„In dem Augenblicke, wo ich vorüber kam, ſuchte Patrik in das Haus ſeiner Geliebten Eingang zu gewinnen, um ſeine Rechte geltend zu machen. Er forderte die Brüder ſeiner Schönen zum Kampfe heraus;

er ſchrie: „Donner und Torf! Blut und Donner!“ und mengte den Donner in alle Arten von Flüchen. Sein Benehmen wurde von allen Umſtehenden heftig getadelt, und man fand es befremdlich, um nicht zu ſagen — anſtößig, daß Schilah in der Hütte weinte, wo ihre Mutter ſie bewachte.

„Hier, ich muß es zum Voraus bemerken, endet der romantiſche Theil meines Berichtes, und der Leſer wird vielleicht mit Bedauern vernehmen, was ich als Hiſtoriker nicht zu verſchweigen verpflichtet bin, daß nämlich, wenn Patrik eingewilligt hätte, auf einen Theil der Morgengabe ſeiner Zukünftigen zu verzichten, um das Gleichgewicht zwiſchen den reſpektiven Glücksgütern herzuſtellen, er ohne Mühe ſeine Braut erhalten haben würde. Was die Verzweiflung der Schilah betrifft, ſo iſt zu melden, daß ſie aufhörte, als ihr ein angemeſſenes Ehebündniß in Ausſicht geſtellt worden. Ein junger Menſch, der ein lebendiges Schwein beſaß, bot ſich dar, die Erbin zu heirathen, die er niemals geſehen, und mit großer Freude wurde ſein Antrag von Schilah und ihren Eltern angenommen.“ —

c.

Dr. Crotty, der Abbé Châtel von Irland.

Kirche und Staat ſind ſo eng in einander verwebt und ſo weſentlich aufeinander bezogen, daß keine Veränderung oder Störung in dem einen vorgehen kann, ohne ſofort eine analoge Störung oder Aenderung in dem anderen hervorzurufen, wenn nicht ſchon urſprünglich die Bewegungen in beiden aus einer gemeinſamen Urſache entſpringen. So verhalten Kirche und Staat ſich auf ähnliche Weiſe zu einander, wie Nerven- und Blutumlaufſyſtem im animaliſchen Organismus. So rief die reformatoriſche Bewegung in der Kirche zu Anfang des XVI. Jahrhunderts eine revolutionaire in der weltlichen Geſellſchaft, ſo die bürgerliche Reformation in England in der Mitte des XVII. Jahrhunderts ein radikal-revolutionaires Stürmen im kirchlichen Gebiete hervor. Aehnliche Erſcheinungen wiederholten ſich zu den Zeiten der Revolution von 89 und der Reſtauration von 1814, und die Julirevolution ſah einerſeits den Saintſimonismus, anderſeits die reformatoriſchen Unternehmungen des Lamennais und des Abbé Châtel ſich hervorthun. Zu gewärtigen war ſchon längſt, daß auch in Irland ſich der politiſchen Bewegung eine religiöſe oder kirchliche anſchließen werde. Aber ſie wurde dadurch zurückgehalten, daß alle Kräfte ſich zunächſt auf Erreichung der unentbehrlichſten Bürgerrechte concentrirten. Kaum neigt ſich indeß durch O'Connel's herkuliſche Ar-

beiten die Schale des rechtlichen Sieges auf ihre Seite, und schon erhebt sich ein Dr. Crotty, und erklärt (unterm 5. Juni 1836), — wie Châtel in Frankreich, — „seine Absicht sei nicht, eine neue Religion zu gründen, sondern die menschlichen Neuerungen und Zusätze zu entfernen, und die alte Religion Jesu Christi neu in's Leben zu rufen." — Und, dieser Absicht Folge gebend, reformirt er das Missale, feiert die Messe in englischer Sprache; aber nicht mehr als Sühnopfer, sondern, — wie er schreibt, — „zum Andenken an Tod und Leiden Jesu Christi und zum Dank für die durch sein Verdienst erworbenen Wohlthaten." Das Volk zu Birr soll höchlich davon erbaut worden sein. —

33.

Schottland.

---

a.

Der Moderator der schottischen Kirche.

Unsere Zeit ist reich an den pikantesten Contrasten. Aus dem „Diario romano" kam uns die Kunde, in einer am 22. Aug. 1837 vom Cardinal Odescalchi, Generalvikar des Papstes erlassenen Bekanntmachung — werde „den Gläubigen kund gethan, daß auf Befehl S. H. so eben zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt wurden: die Häupter der heil. Petrus und Paulus in der Laterankirche, das h. Angesicht und der h. Finger des Apostelfürsten in der Vatikanskirche u. s. w. u. s. w. so wie alle die ausgezeichnetesten und wunderkräftigsten Bildnisse der Mater Sanctissima; für jeden Besuch — ertheilt der h. Vater vollen Ablaß, ohne dabei hinsichtlich der Art des Besuches etwas vorzuschreiben, damit Jedermann diesen geistlichen Schatz einzeln für sich oder allein mit seiner Familie gewinnen könne." — An demselben Tage brachte die allgemeine Zeitung von London folgende Correspondenznachricht vom 28. Aug. 1837: „der Moderator der schottischen Kirche, (Präsident der presbyterianischen Generalsynode), Dr. Gartner, ist, weil er bei der letzten Wahl als entschiedener Vertheidiger eines Torycandidaten aufgetreten, — von seiner eigenen Gemeinde im Bildniß — verbrannt worden."

b.

Glasgow. — Dr. Cleland verlas im Decbr. 1837 eine statistische Notiz über Glasgow in der statist. Sektion der sechsten Versammlung der brittischen Association zu Bristol, wonach in jener Stadt im J. 1831 nur ein Kirchensitz auf $2\frac{75}{100}$ Personen kam, die zu einem solchen berechtigt sind. Um diesem Mangel zu begegnen, sind zwar binnen zwei Jahren 24,000 Pfd. zusammengebracht worden; — doch fehlten im vor. J. noch 61,594 Sitze, wozu es noch 61 Kirchen bedurfte!

In welcher Weise der Handelsverkehr dieser Stadt in den letzten 25 Jahren zugenommen, ergibt sich daraus, daß die Einnahme der Zollgebühren sich belief für das vorhergehende Jahr

am 5. Januar	1812	auf . . .	3,124 Pfd.
„ „ —	1813	„ . . .	7,511 —
„ „ —	1820	„ . . .	11,000 —
„ „ —	1823	„ . . .	22,728 —
„ „ —	1825	„ . . .	41,154 —
„ „ —	1826	„ . . .	78,958 —
„ „ —	1833	„ . . .	97,041 —
„ „ —	1834	„ . . .	166,913 —
„ „ —	1835	„ . . .	270,667 —
„ „ —	1836	„ . . .	314,701 —

Landkutschen wurden in Schottland erst 1678 eingeführt. Zu Glasgow reis'ten im J. 1835 mit 61 Landkutschen 458,232 Personen; mit 37 Dampfboten 579,050; mit Schnellboten auf mehreren Kanälen 431,035, und auf 2 Eisenbahnen 118,882; in Allem also 1,587,198 Personen.

Die Bevölkerung belief sich im J. 1500 auf 4500, im J. 1740 auf 17,034, im J. 1831 auf 202,426 Seelen.

Die Briefpost, welche im J. 1709 für ganz Schottland keine 2000 Pfd. eintrug, nahm zu Glasgow allein im

Jahre	1781	ein: . . . 4,341 Pfd.
—	1810	„ . . . 27,598 —
—	1815	„ . . . 35,784 —
—	1835	„ . . . 39,954 —

Die erste im westlichen Theile von Schottland gedruckte Zeitung war der Glasgow-Courant, welcher im J. 1715 erschien, und dreimal in der Woche ausgegeben wurde. Seitdem wurden 18 Versuche gemacht,

noch andere Zeitungen für die Stadt zu begründen; 10 dieſer Blätter haben ſich erhalten.

Was die Erziehung betrifft, ſo erließ ſeit der Reformation bis 1620 das ſchottiſche Parlament häufig Beſchlüſſe zur Förderung des Unterrichts; allein dieſelben ſcheinen bei den damaligen Presbyterianern zu Glasgow wenig Gewicht gehabt zu haben; denn das Presbyterium klagte am 18. Juli 1604 bei dem Magiſtrate über die große Anzahl der Schulen; es meinte „die Grammatikſchule und die des John Buchanan genügten.“ Im J. 1816 gab es, außer der Univerſität und 13 Erziehungsanſtalten, 144 Schulen daſelbſt. Die erſte Sonntagsſchule wurde 1786 errichtet. Im J. 1820 gab es deren 106.

Theatraliſche Vorſtellungen ſcheinen zu Glasgow von der Reformation an bis zum J. 1750 nicht geſtattet geweſen zu ſein, in welchem Jahre ein Tanzmeiſter ſeinen Saal dazu hergab. Zwei Jahre ſpäter wurde ein Theater erbaut, aber ſehr bald darauf von einem Theile der Congregation demolirt, welche den berühmten Georg Whitfield predigen gehört: das Theater ſei des Teufels Haus. Das gemeine Volk war ſo ſehr gegen theatraliſche Beluſtigungen eingenommen, daß die Anzüge mit militäriſcher Begleitung nach dem Schauſpielhauſe gebracht werden mußten. Noch 1762 verweigerte der Magiſtrat die Erlaubniß zum Aufbau eines Theaters. Als demnächſt im J. 1764 ein ſolches zu Grahamton erbaut worden, zündete der Pöbel es bei der erſten Vorſtellung an und verbrannte es mit ſammt den Dekorationen. Im J. 1782 wieder aufgebaut, wurde es im April deſſelben J. nächtlich wieder abgebrannt. Erſt ſeit Anfang 1785 hat ſich ein Theater in der Stadt ſelbſt erhalten.

34.

England.

---

a.

Allgemeines.

Wie Viel auch über England ſchon geſchrieben, ſo findet man doch noch manches Neue in den 1836 erſchienenen Observations recueillies en Angleterre en 1835 von C. G. Simon. So

erſehen wir daraus, daß (nach Stow) noch im J. 1598 „die ſchönen Frauen von London um keinen Preiß in ein Haus eintreten mochten, in welchem man ſich der Seinkohlen bediente, noch ein Gericht berühren, welches bei dieſem gehäſſigen Brandſtoff zubereitet.“ Eliſabeth verbot ſogar, während der Sitzungen des Parlaments Steinkohlen zu brennen, „aus „Furcht, die Geſundheit ihrer Ritter aus den Grafſchaften möchte darun„ter leiden.“ — Auch die öffentlichen Wagen konnten ſich nur mit Mühe dort naturaliſiren; denn noch im J. 1635 entſchied der König mit ſeinem Rath in der Sternenkammer, die Fiaker ſeien ein öffentlicher Uebelſtand, „da ſie den Preiß des Heu's und Stroh's beträchtlich erhöhten.“ — Die Landſtraßen aber waren noch 1746 in ſo ſchlechtem Zuſtand, daß der Herzog von Sommerſet ſeinen Vaſallen von Pettworth (Suſſex) den Befehl ſandte, ihm auf der Straße nach London mit Laternen und Stangen entgegenzukommen, um ihm aus den Moraſtlöchern herauszuhelfen. — Von den Collegien berichtet Hr. Simon, daß in den meiſten derſelben noch die alte Unſitte, die er Faggismus (Faggisme) nennt, herrſche, wonach ältere Studenten ihre jüngeren Mitſchüler in unbeſchränkter Abhängigkeit halten, ſo daß der Jüngere, der ſg. Fag, jenem die Kleider und Schuhe reinigen, im Winter ſogar zuweilen ſich einige Minuten in das eiskalte Bett ſeines Tyrannen legen muß, um daſſelbe zu wärmen. — Uebrigens verſichert Babbage, die Zahl der jungen Leute, die ſich den höheren Wiſſenſchaften widmen, habe ſich ſeit 100 Jahren in England im Verhältniß von 1000 zu 10 vermindert. — Der zweite Band jenes Werkes iſt der Darſtellung der Induſtrie und der allmählig eingeführten Verbeſſerungen in derſelben gewidmet. —

b.

Die Aſſociationen in England und Schottland.

Unſtreitig iſt Großbritannien unter allen Staaten, die Vereinten von Nordamerika nicht ausgeſchloſſen, derjenige, in welchem der individuellen Freiheit der weiteſte Spielraum geſichert ward. Es iſt daher auch vom höchſten Intereſſe zu beobachten, auf welche Weiſe dieſe Freiheit benutzt wird. Die Vereinigung zu Geſellſchaften der mannigfaltigſten Art iſt in dieſer Beziehung die wichtigſte und beachtenswertheſte Erſcheinung. Wir erlauben uns deshalb aus den Bemerkungen über die Aſſociationen in England, welche ein Londoner Correſpondent der allgem Zeitung in der auß. Beil. v. 17. u. 18. Nov. 1836 mitgetheilt, das Erheblichſte hier zuſammen zu ſtellen.

Im Allgemeinen iſt der Aſſociationsgeiſt noch immer im Wachſen, und die Zunahme der verſchiedenartigen gelehrten Geſellſchaften und ihrer Thätigkeiten allgemein erfreulich; doch reduziren in manchen Fällen die effektiven Mitglieder ſich auf weniger als ein Dutzend; die übrigen Hunderte beſchränken ſich faſt auf Entrichtung ihres jährlichen Beitrages von einigen Pfunden, ſtolz darauf, ihren Namen die Anfangsbuchſtaben der Titel der Geſellſchaften nachſetzen zu dürfen.

Von den religiöſen Vereinen, zu denen die Bibelgeſellſchaften, die Societät „zur Verbreitung chriſtlicher Erkenntniß," und die ſogenannten inländiſchen Miſſionsgeſellſchaften zu rechnen, dienen namentlich die beiden letzteren durch ihre oft ſehr fanatiſchen Umtriebe gegen die Katholiken zu nichts weniger, als zur Beförderung des inneren Friedens. Die ſehr zahlreichen und mannigfachen, eigentlich wohlthätigen Geſellſchaften hingegen verdienen nicht blos geduldet, ſondern auch geachtet und gefördert zu werden. Sie finden ſich hier häufiger, als in irgend einem anderen Lande, und übernehmen in vielen Beziehungen die Leiſtungen, denen früher ſich die Klöſter unterzogen. So gibt es z. B. über ganz England Privatvereine, von denen ſg. Dispensaries (Krankenhäuſer) unterhalten, Aerzte beſoldet und für Heilung und Pflege armer Kranker geſorgt wird. Andere ſtiften und erhalten Anſtalten für Taubſtumme, unbemittelte Blinde und ähnliche Unglückliche. Wieder andere bezwecken Verminderung der Laſter und eröffnen namentlich Aſyle für reuige Hetären.

„Alle dieſe Vereine," bemerkt der Berichterſtatter, „haben ihre Mitglieder beinahe ausſchließlich unter den höhern und mittlern Ständen."

Unter den arbeitenden Klaſſen aber gibt es viele Geſellſchaften, deren Mitglieder ſich wechſelſeitig mittelſt wöchentlicher Beiträge und nach Masgabe derſelbe gegen mancherlei Nothfälle ſichern.

Am meiſten haben ſich in den letzten zehn Jahren die Compagnien vermehrt, welche nach und nach faſt für alle mögliche Art commerzieller und induſtrieller Unternehmungen ſich gebildet. Gegenwärtig wird faſt keine Spekulation von einigem Belang anders als auf Aktien betrieben. Auf Aktien werden Eiſenbahnen angelegt, Kanäle gegraben, Brücken, Häuſer, Kirchen gebaut, Städte mit Gaslicht, Trinkwaſſer — und Kloaken verſehen; Muſeen, ſelbſt Univerſitäten (London) angelegt, Häuſer und Mobilien, Geld und Leben verſichert! Auf Aktien ſteigt Green's Ballon in die Luft, ſegelt und dampft man über alle Meere, und faſt alle Lebensnahrung und Nothdurft wird irgendwie durch dieſelbe vermittelt. Die Totalſumme der hierfür aufgewendeten Nationalbeiträge überſteigt wahrſchein-

lich die Masse alles in Europa vorhandenen geprägten Geldes. Eben damit ist aber auch dem Schwindelgeiste Thor und Thüre geöffnet. Dennoch sind die Vortheile, die für England aus den Aktienverbindungen erwachsen, überwiegend; namentlich wird ein bedeutender Theil fast aller Stände für Erhaltung der Ruhe und Ordnung interessirt, und hiermit die Gefährlichkeit mancher politischer Associationen um Vieles vermindert.

Von diesen letzteren sind die sogenannten conservativen, im Ganzen genommen, die unbedeutendsten, „seitdem sie mehr um Namen und Personen, als um Sachen und Principien streiten, und sich in stetem Widerspruch mit sich selbst und ihren Grundsätzen befinden. Die consequenten Conservativen fangen an, selten zu werden, und machen den expedienten Platz." Wohl gibt es noch conservative Handwerker, und meistens gehören dieselben zu der ehrenfestesten Klasse. „Aber eben so gewiß ist es auch, daß die große Mehrzahl der eigentlichen arbeitenden Klasse dem Radikalismus verfallen ist," wogegen die Tories ihre Stärke noch bei den Ackerbauern, und besonders in den höheren Regionen finden. Eigentliche Whigvereine sind unter den niedern Klassen selten. Am thätigsten in Errichtung politischer Associationen sind jedenfalls die Radikalen gewesen, und als sie eine Zeitlang mit den Whigs verbrüdert, haben sie demnächst zahlreiche Rekruten aus dem Whiglager mitgenommen. Abgesehen von Irland, sind es besonders die größeren Städte Englands und Schottlands, in denen sich eine Menge von radikalen und halbradikalen Verbindungen zu verschiedenartigen politischen Endzwecken gebildet hat." Diese liefern denn auch den reichlichsten Beitrag, wenn nicht an Geld, so doch an Mitgliedern, zu den Committéen „für Unterstützung fremder Flüchtlinge," und es gibt solcher Committée's in London gerade so viel, als verunglückte Revolutionen in Europa. Es genügt, im Namen der Freiheit conspirirt oder complottirt zu haben, um die Theilnahme dieser Ausschüsse ansprechen zu dürfen.

Zuletzt ist noch einer Klasse von Associationen zu erwähnen, die zwar völlig gesetzwidrig sind, aber bereits „großen Einfluß auf die industriellen Verhältnisse an sich gerissen haben." Es sind dies die sogenannten Arbeitervereine, die sich bei sämmtlichen Industrie-Unternehmungen organisirt haben, um den Meistern, Fabrikanten, Minenbesitzern ꝛc. Gesetze vorzuschreiben, und jeden nicht zu ihnen gehörigen Arbeiter zu hindern, auf Bedingungen einzugehen, die nicht von ihnen gut geheißen sind." Sie nennen sich Unionisten, und „bilden überall die Mehrzahl. Alle Mitglieder haben wöchentlich Steuer zu entrichten,

deren Ertrag in einer Bank oder Sparkaſſe niedergelegt wird, um im Falle eines Streites mit den Meiſtern dieſen beharrlichen und nachdrücklichen Widerſtand leiſten zu können."

„Auf ähnliche Weiſe verſehen ſich auch die Fiaker und Andere, die in ihrem Gewerbe häufig gegen die Geſetze verſtoßen, mit Fonds, um furchtlos ſündigen zu können, und bilden ſo den Uebergang zu den Bettler- und Diebs-Aſſociationen, die namentlich in London eben ſo geheime Republiken gebildet, wie die Steinkohlenarbeiter, die den blühenden Boden Englands unterwühlen, große unterirdiſche Städte ergraben und bevölkern.

So hat uns der Berichterſtatter

„Mit bedächt'ger Schnelle
Vom Himmel, durch die Welt, zur Hölle"

geführt, und wir müſſen es nun dem Scharfſinn unſerer Leſer überlaſſen, den Weg zu erſpähen, der aus der Unterwelt wieder empor führt zur licht- und lebenſpendenden Sonne, aus dem Reiche der Finſterniß, in welchem ſich Verbrecher verbünden, zu dem Reiche der Wahrheit und Liebe, welches die wiſſenſchaftlichen und wohlthätigen Vereine zu begründen und auszubreiten ſtreben. —

c.

Geſellſchaften zur Verbreitung des Chriſtenthums.

Vom 25. April bis zum 6. Juni 1836 haben in London nicht weniger als 44 Jahresfeiern von Geſellſchaften ſtattgefunden, welche ſich die Verbreitung des Chriſtenthums zum Endzweck ihrer Beſtrebungen geſetzt haben. Vergleicht man die Zuſtände der chriſtlichen Völker mit denen der übrigen Erdbewohner, ſo kann man ſich nur freuen, daß ſo viele Tauſende zuſammenwirken, um Millionen weit entfernter Mitmenſchen mit einer Religion bekannt zu machen, die ſolche Früchte trägt. Die Beiſteuern ſämmtlicher zu dem angegebenen Zwecke in England beſtehenden Geſellſchaften belaufen ſich wenigſtens auf 7 Millionen Gulden. Nimmt man hierzu noch ungefähr 5 Millionen, welche zu gleichem Zwecke vom übrigen Europa und von Amerika beigetragen werden, ſo ergibt ſich uns eine Summe von circa 12 Millionen, welche allein von evangeliſch-chriſtlichen Vereinen zur Humaniſirung nicht-chriſtlicher Völker jährlich verwendet wird.

d.

Die proteſtantiſche Aſſociation zu London.

Von London aus wird berichtet, daß zu Anfang Juni 1837. die dortige proteſtantiſche Aſſociation in einer Verſammlung von ungefähr 100 Perſonen eine Petition an das Parlament um Ausſchließung der Katholiken aus demſelben zu richten beſchloſſen, worin es unter andern heißt: „Die Zulaſſung von Katholiken zu politiſcher Gewalt in einem chriſtlichen Staate iſt eine direkte Verletzung des Verbandes, der zwiſchen demſelben und dem moraliſchen Lenker des Weltalls beſteht, eine Verbrüderung der Nation mit dem Götzendienſte, und kömmt der Anerkennung der Ungläubigen gleich, daß die Religion mit der perſönlichen Befähigung zur Civilverwaltung in einem ſolchen Staate Nichts zu ſchaffen habe.“ In ſchönſter Harmonie hiermit ſteht, daß kürzlich ein presbyterianiſcher Geiſtlicher in Londonderry verhaftet worden, weil er gegen die Suprematie des Königs in geiſtlichen Angelegenheiten gepredigt.

e

Actiengeſellſchaften in England.

Im J. 1835 haben ſich in London nicht weniger als 119 Actiengeſellſchaften gebildet, welche ein Capital von 56,845,000 Pf.St. zuſammengebracht. Unter dieſen Geſellſchaften haben 85 für Anlegung von Eiſenbahnen 34,040,000 Pf. zuſammengeſchoſſen. In einer Liverpooler Zeit. wurden im Mai 1836. ſogar an einem Tage nicht weniger als 14 neue Actien Compagnien angekündigt, deren Capitalien ſich zuſammen auf 5,840,000 Pf. beliefen, nämlich 1 Apotheker-, 1 Transport-, 1 Bau-, 1 Salz-, 1 irländiſche Bank-, 1 Zuckerraffinirungs-, 1 Lohgerber-, 1 Seifen-, 1 Baumwollen-, 1 Deſtillir-, 1 walliſiſche Paket-, 1 Bäckerei- und 1 Güterkaufs-Compagnie. —

Privat-Compagniebanken endlich gab es am 21ſten März dieſes Jahres in England und Wallis 61, die mit Zuzählung ihrer Zweigbankcomptoirs an 472 Orten etablirt ſind und zuſammen 15,673 Actionäre zählen. Im Jahr 1826 wurden ſolche Privatbanken 3 gegründet, 1827 — 4, 1829 — 6, 1830 — 1, 1831 — 8, 1832 — 7, 1833 — 10, 1834 — 10, 1835 — 8 und 1836 bis zum 21ſten März 4, vom 31ſten März bis zum 12ten dieſes Monats 5, unter welchen

letzteren eine mit 24 Zweigcomptoirs und 2,051 Actionairen. — So schlingen und verschlingen sich zahllose goldene Fäden durch das eminent industrielle Land. — Nimmt man hinzu, daß auch in den gebildeten Staaten des Continents sich die Actiengesellschaften in mehr als geometrischer Progression vermehren, und daß die Staatsschulden über ganz Europa, und einen großen Theil von Amerika Legionen gleichbetheiligter Gläubiger verbreitet haben, dann muß man staunen über die großartigen Veranstaltungen der Providenz, welche — nach Vico's genialer Ansicht, — nicht auf Unterdrückung oder Abtödtung der Natur ausgeht, sondern auf Leitung und Verwendung der Leidenschaften und Selbstliebe zur Gründung immer größerer Gemeinwesen und eben dadurch zu allmähliger, von Innen heraus bewirkter Läuterung der selbstischen Natürlichkeit zur freien Humanität.

f.

Die Sparkassen in England.

Dem Parlament vorgelegten Uebersichten nach sind im Juni 1837 — seit Errichtung der Sparkassen in England, also seit 1817, in dieselben 20,760,228 Pfd. eingelegt und nur 5,641,338 zurückgezahlt worden, so daß 15,111,890 Pfd. darin verblieben. —

g.

Großbritanniens Assekuranzgesellschaften.

Der uralte Seelenwanderungsglaube der Juden hat Hospitäler für — Thiere, und ihr ebenfalls sehr alter Glaube an Wallfahrts-Heiligthümer hat Caravanserai's erbaut. Erst das Christenthum und der Mahomedanismus haben Armen- und Krankenhäuser errichtet, und wenn nur der Mosaismus sich des Jubeljahres als eines Gesetzes rühmen kann, so hat nur Christus, — Alles Eigenthum freiwillig den Armen zu geben — zur höchsten Tugend erhoben. Aber das Christenthum konnte die menschliche Natur nicht völlig umändern, wenn es auch durch stetes Vorhalten göttlichen Vorbildes und durch Verheißung künftigen Lohnes unermeßlichen Segen verbreitet. Selbst Klöster, bei welchen nur das Gelübde lebenslänglicher Armuth zur Aufnahme befähigte, wußten dieses Gelübde zu umgehen, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war überall der katholische, und noch zu Anfang des jetzigen, der spanische und anglikanische Klerus mit Reichthümern überladen, von denen immer nur

einige Brosamen auf die Armen und Unglücklichen herabfielen. Erst dem keineswegs christlichen Handel haben wir die Entstehung, nur dem selbstisch berechnenden Verstand die rasche Ausbreitung der Versicherungsgesellschaften zu verdanken, die zu den wohlthätigsten Erfindungen der neueren Zeit zu rechnen sind. Unsäglich vielem und tiefem Elend, und eben dadurch unsäglich vielen Vergehen wird durch diese Anstalten vorgebeugt und Millionen sind durch sie von quälenden Besorgnissen befreit, die früher bei jedem Sturm, bei jedem Feuerlärm erzittern mußten. Je zahlreicher nun diese Gesellschaften werden, um so geringer wird die für jedes Mitglied zu ertragende Last, um so lockender wird der Eintritt in dieselbe, um so augenfälliger die Unvernunft, nicht in sie einzutreten. Es ist daher mit Gewißheit vorauszusehen, daß früher oder später dasjenige, was jetzt nur Privatgeschäft ist, eben so eine allgemeine, eine Staats-Angelegenheit werden wird, wie die Privatrache allmählig in die öffentliche Gerechtigkeit, wie der von Einzelnen gewährte Schutz in staatspolizeiliche Fürsorge übergegangen ist. Haben im J. 1834 die Assecuranzgesellschaften Großbritanniens schon für 578 Millionen Pf. Sterl. Güter versichert, was bereits die Hälfte des gesammten Güterwerthes betragen soll, — so dürfte es bald der immensen Mehrheit der Nation einleuchten, daß es am förderlichsten wäre, wenn die Assecuranz der Staatsverwaltung einverleibt und für die Versicherung, wie früher für den Handel, für den öffentlichen Unterricht u. s. w. ein besonderes Ministerium gebildet würde. —

h.

Die Dampfmaschinen in England.

In England befinden sich jetzt (Jan. 1837) 15,000 Dampfmaschinen in Thätigkeit. Eine derselben in Kornwallis hat die Stärke von 1000 Pferden. Im Durchschnitte jede derselben nur der Stärke von 25 Pferden gleichgestellt, bieten sie zusammen die von 375,000 Pferden. Nach Watt's Berechnung die Stärke eines Pferdes der von $5\frac{1}{2}$ Mann gleichstellend, ersetzen die Dampfmaschinen fast 2,000,000 Menschen. Da nun jedes Pferd jährlich 2 acres Landes verzehrt, so bleiben also 750,000 acres den Einwohnern zur Verfügung.

i.

Zunahme der Bevölkerung und Veränderung des Verhältnisses der Stände zu einander in Großbritannien.

G. A. Porter, der an der Spitze des statistischen Departements im englischen Handelsbüreau steht, hat 1837 in Druck gegeben: The progress of the nation in its various social and economical relations. Hiernach betrug die Zunahme der Bevölkerung Großbritanniens in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts circa 905,368 oder $17\frac{3}{4}$, — in der zweiten Hälfte aber 3,147,494 oder $52\frac{3}{10}$ Procent; — ferner betrug diese Zunahme in den drei letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts circa 1,950,590 oder $27\frac{1}{10}$, — dagegen in den drei ersten Decennien des laufenden Jahrhunderts 5,024,207 oder $51\frac{3}{8}$ Procent.

Hinsichtlich des Verhältnisses der Stände zu einander hat folgende sehr bedeutende Veränderung stattgefunden. Es kamen auf je 1000 Personen in Großbritannien

	im J. 1811:	im J. 1831:
für den Landbau	352.	282.
für Handel und Manufacturen	444.	520.
für andere Beschäftigungen . .	204.	298.

So haben sich also in kurzer Zeit die constitutiven Elemente des Staatsorganismus sehr bedeutend verändert, und es dürfte diesem nach nicht Wunder nehmen, wenn auch die Formen der Verfassung in Kurzem eine Veränderung erlitten.

k.

Zur Statistik der englischen Tagblätter.

Einer dem Unterhause vorgelegten Berechnung zufolge wurden in jedem der fünf Monate, vom 30. Juni bis zum 1. December 1837, gestempelt:

von den Times . . .	210	bis	370,000	Exemplare,
vom Morning-Herald	160	„	204,000	„
„ Morn.-Chronicle	160	„	200,000	„
„ Standard	86	„	123,000	„
„ Globe	72	„	90,000	„
„ Weckly-Messenger	60	„	80,000	„
„ Morning-Post .	56	„	77,000	„
„ Sun	66	„	76,000	„

„ Observer . . .	15 bis	60,000	Exemplar.
„ Courier	30 „	40,000	„
„ Examiner . . .	18 „	21,000	„
„ Age	10 „	11,000	„
„ Spectator , . .	9 „	10,000	„

l.

Zur kirchlichen Statistik von London.

Aus der Schrift: „The state of the Metropolis“ (1836) entnehmen wir folgende Angaben: „Die Bevölkerung von London, die 1811 erst 1,016,014, betrug nach der Volkszählung von 1831 bereits 1,517,941. Aber nur für die City-Bewohner (c. 57,800) ist hinlänglich für Kirchensitze gesorgt; für die übrigen gab es deren im Jahre 1815 in den Pfarrkirchen nur 110,000, in den Kapellen 30,000. Seitdem sind, durch Erbauung von 64 neuen Kirchen, noch 108,000 dazu gekommen. Rechnet man hierzu noch 142,000 Sitze in den 178 Kapellen der Dissenters, die (von 200 im J. 1827 vorhandenen) als evangelisch angesehen werden können; so ergibt sich, daß die Totalsumme aller, die bei jedem evangel. Gottesdienste in der Hauptstadt Englands anwesend sein können, 390,400 beträgt. — Im Durchschnitte wohnen aber dem Gottesdienste der herrschenden Kirche sonntäglich nur c. 250,000, dem der Dissenters 106,000 bei; im Ganzen nimmt also nur etwas über ein Fünftel der Bevölkerung am evang. Gottesdienste sonntäglich Antheil. Rechnet man dazu die $\frac{2}{3}$ der kirchenbesuchenden Familien, welche unabweisliche Abhaltungen haben, ferner 300,000 gelegentliche Kirchengänger, und 75,000 Katholiken und Unitarier; so ergibt sich, daß höchstens 945,000 Einwohner den christlichen Gottesdienst regel- oder unregelmäßig, über 500,000, die ihn gar nicht besuchen. —

m.

„Ueber Armuth, Armenwesen und Armengesetze“ in England enthält das dritte Heft der histor. polit. Blätter für das katholische Deutschland (1838) einige interessante Angaben. Durch die Armenunterstützungsacte unter Elisabeth (v. 1601), wurde die Ausführung des Grundsatzes gezwungener allgemeiner Unterstützung geregelt. Die Ausgaben für das Armenwesen, die man für 1680 auf 16 Million Franken angeschlagen, stiegen fortdauernd bis 1750 und erreichten

1800, bei einer nur um das Doppelte vermehrten Bevölkerung, das Fünffache. Seitdem sind sie von 95 Millionen im unglücklichen Jahre 1817 auf 195 Millionen gestiegen; dann nahmen sie bis 1823 zwar wieder ab, obschon sie immer noch nach Abzug der Nationalschuld die Hälfte der gesammten Staatsausgabe betrugen. Von 1823 an nahmen sie jedoch wieder zu, und erreichten die Höhe von 201,178,345 Franken, also daß sie $\frac{1}{6}$ des reinen Einkommens des Grundbesitzes verschlangen, während sie 1820 nur $\frac{1}{8}$ in Anspruch genommen. Die Parlamentsacte v. 14. August 1834 hat aber den Grundsatz sanctionirt, daß der arbeitsfähige Arbeiter in der Regel nur Unterstützung gegen Arbeit in Arbeitshäusern erhalten soll. Dies hat einen bedeutenden Minderaufwand in den Kosten zur Folge gehabt. —

n.

Criminalstatistik Großbritanniens von 1835.

Der Denkschrift des Esq. Samuel Redgrave zufolge, die von demselben am 20. Juni 1836 in der statistischen Gesellschaft zu London vorgelesen worden, beläuft die Gesammtzahl derer, welche wegen Vergehen im v. J. vor den Assisen von England und Wales gestanden, sich auf 20,731, wonach, gegen die gesammte Bevölkerung gehalten, sich ein Verhältniß von 1 : 631 ergibt. Am Ungünstigsten stellt sich das Verhältniß für Stadt und Grafschaft Bristol mit 1 : 272, und für Middlesex mit 1 : 395; dagegen für Wales am günstigsten mit 1 : 2345. — Von sämmtlichen Angeklagten wurden 14,729 verurtheilt, und zwar 523 zum Tode, 3629 zur Transportation, 9915 zum Gefängniß. — Von den Angeklagten waren 17,275 männlichen und 3456 weiblichen Geschlechts; 346 zwölf J. und darunter alt, 2010 unter 16 und über 12; 6147 über 16 und unter 21 J. — Von sämmtlichen Angeklagten konnten 7070 weder lesen noch schreiben, 4321 nur lesen. — Es wird nun zwar bemerkt, daß die Zahl der Verbrecher seit 30 Jahren (mit Ausnahme des J. 1833, wo sie sich um 4% vermindert) stets zugenommen habe; da aber nicht ersehen, ob hierbei auf die Zunahme der Bevölkerung Rücksicht genommen, so muß die Bedeutung der letzteren Angabe zunächst dahin gestellt bleiben.

Herr Poisson hat in der Sitzung der Academie der Wissenschaften zu Paris ein Werk überreicht: „Sur la probabilité des jugemens en matière criminelle et en matière civile“ 1837. Er führt darin an, daß in England von 1805 — 1831 die Zahl der vor den Geschwornengerich-

ten Angeklagten ſich ſtätig vermehrt hat, und zwar ſo, daß für England und Wallis allein die mittlere Zahl derſelben jährlich in den

7 erſten Jahren ungefähr 5000,
zweiten 7 „ — 6000,
dritten 7 „ — 9000,
vierten 7 „ — 13,000 geweſen,
aber im Jahr 1832 auf 21,000 geſtiegen.

Wir können noch hinzufügen:

daß ſie im Jahr 1834 auf 22,245 ſich vermehrt,
dann aber . . 1835 „ 20,942 „ —
und . . . . . 1836 „ 20,713 herabgeſunken iſt.

Verurtheilt wurden, nach Hrn. Poiſſon

in der erſten Periode etwas weniger als 60 von 100,
„ „ zweiten — „ mehr „ 63 „ „
„ „ dritten — „ weniger „ 68 „ „
„ „ vierten — . . . . faſt 70 „ „

Hinzuzufügen iſt, daß verurtheilt wurden

im Jahr 1834 . . . . 713 bis 1000,
„ „ 1835 . . . . 703 „ „
„ „ 1836 . . . . 718 „ „

o.

Das Schulweſen zu Liverpool.

Aus dem Bericht, den ein von der britiſchen Geſellſchaft zu Förderung der Wiſſenſchaften gewählter Ausſchuß im J. 1836 über den Zuſtand des Unterrichtsweſens in Liverpool erſtattet hat, ergibt ſich: 1) Daß in dieſer Stadt 33,183 von beidem Geſchlecht Schulen beſuchen. 2) Daß hiervon 6000 entweder unter 5 oder über 15 Jahre alt ſind. Da man nun die Geſammtzahl der Kinder zwiſchen 5 bis 15 Jahren auf 57,000 anſchlagen kann, ſo folgt, daß mehr als 30,000 Kinder dieſes Alters gar keine Schule beſuchen. — 3) Von den andern 33,185 aber beſuchen 17,815 Tag- oder Abendſchulen, 11,649 Werk- oder Sonntagsſchulen, 3719 nur allein die letzteren! — 4) In 36 Schulen, die auf Geradewohl aufgenommen, empfingen von 1563 Schülern: 1016 Unterricht nur im Leſen, 299 im Leſen und Schreiben, 238 in beiden und im Rechnen, nur 10 in Leſen, Schreiben, Rechnen und noch anderen Gegenſtänden! — 5) Mehr als ein Drittel ſämmtlicher Schulen ſind von chriſtlicher Mildthätigkeit geſtiftet und erhalten. — 6) Den Schullehrern und Lehrerinnen fehlen häufig ſowohl die materiellen als die geiſtigen Mittel,

ihrem Berufe zu genügen, wie denn das Amt eines Schulmeisters durchgängig nur von Solchen übernommen wird, die auf keine andere Weise ihren Lebensunterhalt gewinnen können. — 7) Sehr häufig wurde ein Mangel an Zucht und Gehorsam unter den Kindern, und an Achtung und Ehrfurcht vor ihren Lehrern, überhaupt aber die völlige Abwesenheit eines gleichförmigen Unterrichts-Systemes bemerkt. —

In welchem bejammernswerthen Zustande sich viele dieser Schulen befinden, davon mag folgende Beschreibung einer derselben Beispiel geben: „In einer Dachstube, zu welcher drei dunkle, zerbrochene Treppen hinaufführten, befand sich eine gewöhnliche Werktagschule mit 40 Kindern in einem Raume, der 10 Fuß Länge bei 9 Fuß Breite hatte. Auf einer Stange, die mit einem Winkel dieses Behälters ein Dreieck bildete, saßen ein Hahn und zwei Hühner. Unter einem trümmerhaften Bette stand ein Hundsställchen, in welchem drei Dachshunde lagen, deren Gebell, vereint mit dem Lärm der Kinder und dem Gegacker des Federviehes bei dem Eintritt eines Fremden fast taub machten. An dem einzigen Fenster dieser Kammer saß der Schulmeister und versperrte so drei Viertel des Lichtes, welches hätte eindringen können, den Eingang!"

p.

Frauen-Verkauf in England.

Zu den zahllosen Unbegreiflichkeiten, die sich dem Auge des Natur- und Geschichtforschers in jedem Momente darbieten, gehört wohl auch die Thatsache, daß gerade bei dem Volke, welches die W ü r d e der Frauen inniger und allgemeiner anerkennt, als alle anderen Völker, noch eine Barbarei geduldet wird, welche sich — unseres Wissens — bei keinem anderen Volke vorfindet. Noch am 19. Nov. 1836 brachte ein Engländer s e i n e F r a u auf dem Markte in Halifax zum Verkaufe. „Obgleich," dem Herald zu Folge, der diese Thatsache berichtet, „5 Schillings bis jetzt als der Preis einer zum Verkauf ausgestellten Frau angesehen worden, so hat der Ehemann doch durch vieles Anpreisen sein Ehegespons zu 20 Schillinge an den Mann gebracht." — Man irrt aber, wenn man meint, ein solcher Verkauf finde nur in den untersten Ständen des Volkes Statt. Ein geborner Engländer, welchem Schreiber dieses den Bericht des Herald mitgetheilt, erzählte ihm Folgendes: „Im J. 1814 mußte ich einen halben Tag zu Blandford in Sommersetshire verweilen, da ich auf der Morgenkutsche keinen Platz mehr fand, um meine Reise fortzusetzen. Eben las ich im Gasthofe, der auf dem Markte liegt, die Tageblätter, als der Wirth, auf mich zueilend, mich an das Fenster treten hieß, wenn ich eines merk-

würdigen Schauſpieles Zeuge ſein wolle. Die Neugierde machte mich folgſam. Ich ſah hinaus. Eben war ein Wagen angekommen, aus welchem erſt ein Herr, dann eine reich gekleidete, mit einem durchſichtigen Schleier verhüllte Dame ſtiegen. Der Herr faßte einen ſeidenen Strick, den das Frauenzimmer um den Hals trug, und der unter dem Schleier hervorragte. In demſelben Augenblicke kam ein zweiter Wagen, ein Cabriolet mit zwei Pferden, an, aus welchem ein faſhionabler junger Mann herabſprang, mit ſeinem Bedienten zu jenem anderen Fremden trat, und ſofort demſelben einen Schilling in die offene Hand legte, worauf dieſer ihm den Strick überhändigte, an dem er ſeine bisherige Frau gehalten. Hiermit war dieſe von ihm geſchieden und die Frau des Käufers geworden. Sie zog alsbald den Strick unter ihren Schleier zurück, und das neue Ehepaar begab ſich mit dem Verkäufer in den Gaſthof, wo ſie alle Drei mit einander in größter Heiterkeit einige Erfriſchungen zu ſich nahmen. Beſonders die junge, nun entſchleierte Dame ſchien ſehr fröhlich zu ſein, und als ich zufällig in ihr Geſpräch hineingezogen worden, lud der neue Ehemann mich ein, ihn bei Gelegenheit auf ſeinem 11 Meilen von Blandford entfernten Landgute zu beſuchen."

9.

Engliſche Schriften gegen Erſtgeburtsrecht und für eine Frauenkammer.

Die Revue britannique (März 1838) zeigt an, daß kürzlich in England ein Werk „über die Nachtheile des Erſtgeburtsrechtes" erſchienen, in jenem Lande, „wo dieſes Recht noch Allen (?) eine heilige Bundeslade, ein unantaſtliches Recht bedünke!" Noch merkwürdiger aber iſt ein eben dort von Hrn. J. Bernard herausgegebenes Werk über die „Theorie der Verfaſſung." Er verlangt, daß das Volk endlich einen Dictator ermächtige, den Thron ſammt den beiden Häuſern umzumodeln (remodeler). Bei dieſer Gelegenheit ſoll als vierter Zweig der geſetzgebenden Gewalt eine „Frauenkammer" errichtet werden. „Man würde hierdurch dem Mißſtand einer aus Männern und Frauen componirten Kammer entgehen, und kein Parlamentsakt würde fortan gültig ſein, wenn er nicht nach einander von den drei Kammern votirt und von der Krone genehmigt wäre." — Hr. Bernard ſchließt ſich auf dieſe Weiſe den „Sermons" der Frau Dauria und den mémoires à consulter von Mad. Pourtret de Mauchamps würdig an.

r.

Londoner Journal-Statiſtik für 1837.

Ein engliſches Blatt gibt folgende Ueberſicht der Hauptjournale von London während des erſten Vierteljahres 1837:

I. Tagblätter. Exemplare werden täglich verkauft

vom Courier (wigh)	1422.
„ Constitutionnel (radic.) . . .	743.
„ Globe et Traveller (wigh-minist.)	2753.
„ Morning-Advertiser (rad.) . .	1870.
„ Morning-Chronicle (wigh-minist.)	7389.
„ Morning-Herald (tory) . . .	6753.
„ Morning-Post (tory) . . .	2428.
„ Standard (tory)	3552.
„ Sun (rad.)	2629.
„ Times (tory)	10565.
„ True-sun (rad.)	1565.

II. Wochenblätter. Wöchentlich werden abgeſetzt Exemplare

vom Atlas	2308.
„ Bell's Weekly Messenger . .	15308.
„ Bell's New Week. Mess. . .	4923.
„ Champion Herald	6957.
„ Court Journal	1906.
„ Carlton Chronicle	1039.
„ Examiner	4040.
„ John Bull	4230.
„ London Mercury	6661.
„ London Dispatch	8234.
„ News and Sunday Herald . .	2400.
„ Observer	8461.
„ Patriot	4654.
„ Satirist	3823.
„ Spectator	2770.
„ Sunday Times	10070.
„ Weekly Chronicle	48846.
„ Weekly Dispatch	47307.
„ Weekly True sun	12923.

Außerdem erscheinen noch dreimal wöchentlich und geben Exemplare aus:

„ Evening Chronicle	1538.
„ Evening Mail	2179.
„ St. James's Chronicle . . .	4564.

s.

M'Culloch über Großbritannien.

M'Culloch's statistischer Bericht über das britische Reich. (A statistical Account of the British Empire; exhibiting its Extent, physical capacities, population, Industry, and Civil and religious Institutions. By I. R. M'Culloch, Esq. assisted by numerous Contributors. 2 volls. London. C. Knight et Comp.)

Dieses kürzlich erschienene Werk wird von sachkundigen Engländern als die beste statistische Arbeit über das britische Reich gerühmt, welche bis jetzt noch zu Tag gekommen ist. Da überdies die Authentizität der mitgetheilten Angaben ausdrücklich anerkannt wird, so dürften einige aus denselben geschöpfte Uebersichten unsern Lesern wohl nicht unwillkommen sein.

Was zunächst die Sterblichkeit in England betrifft, so ergeben sich folgende Verhältnisse:

In den 5 mit 1800 endenden Jahren					1	von 48
„ „ „ „	1810	—	—	—	1	„ 49
„ „ „ „	1820	—	—	—	1	„ 55
„ „ „ „	1830	—	—	—	1	„ 51

„Da indeß," fügt M'Culloch hinzu, „die Bevölkerung durch zahlreichere Geburten sich vermehrt, so können die angeführten Verhältniszahlen nicht völlig zur Bezeichnung des Mortalitäts-Verhältnisses gebraucht werden. Doch ist kein Zweifel, daß seit dem amerikanischen Kriege die Sterblichkeit sich in England vermindert hat. Die Zahl der jährlichen Begräbnisse in dem ganzen Zeitraume von 1780 bis 1815 hat sich nicht bedeutend vermehrt, obgleich die Bevölkerung um 3,300,000 zugenommen hat. Auch hat Finlaison berechnet, daß die wahrscheinliche Lebensfrist für Männer, die jährliche Pensionen bezogen, im Jahre 1795 nur 89,34 Jahre, im Jahre 1830 hingegen für Männer aus der ganzen Masse der Bevölkerung 39,65 Jahre war.

„Diese wundervolle Verbesserung," bemerkt nun Herr M'Culloch, „muß ohne Zweifel mehreren Ursachen zugeschrieben werden: theils der Aus-

trocknung von Sümpfen und Moräſten, wodurch akute und Marſchfieber aus mehreren Bezirken völlig vertrieben worden ſind; theils den Verbeſſerungen in der Diät, Kleidung und Wohnung und anderen Bedürfniſſen der Maſſe des Volkes; theils auch der größeren Vorherrſchaft der Reinlichkeit; theils endlich und ſeit 1800 vielleicht vorzugsweiſe den Entdeckungen in der Arznei-Wiſſenſchaft und der Ausrottung der Blattern."

Hinſichtlich der Gütervertheilung beruft M'Culloch ſich auf die zuverläſſigen Berechnungen Dr. Beeke's, wonach die Geſammtzahl der Landeigenthümer in England und Wales ſich nur auf 200,000 belaufe. Da nun der geſammte Zinſenbetrag (the gross rental) des Königreichs jährlich auf 30 Million Pfd. St. anzuſchlagen ſei, ſo kämen im Durchſchnitt auf jeden Landeigenthümer (landlord) nur 130 Pfd; da aber einige weit mehr beziehen, ſo folge, daß ein großer Theil derſelben viel weniger Einkommen habe. Daher komme es denn, daß wenige ein mühevolleres Leben führen und zu größerer Einſchränkung genöthigt ſind, als die Eigner oder Inhaber kleiner Landparzellen.

Von den 280,000 Individuen, welche Kapitalien in der Staatskaſſe haben, iſt es nur der 60ſte Theil derſelben, deren Dividende 300 Pfd. überſteigt; nur 600 haben Dividenden, die 2000 Pfd. überſteigen.

Der Ackerbau muß ſehr bedeutende Fortſchritte gemacht haben; denn von 1820 bis 1830 hat die Getraide-Einfuhr gar nicht oder ſehr wenig zugenommen, obgleich die Bevölkerung in dieſen 10 Jahren von 14,391,000 auf 16,537,000 geſtiegen. Merkwürdig iſt, daß, während 1760 in England und Wales noch 888,000 Einwohner ſich von Roggen nährten, jetzt alle bis ungefähr auf 20,000 ſich von Waizen nähren. Aehnliche Verbeſſerungen haben hinſichtlich anderer Nahrungsmittel ſtatt gefunden.

So hat u. a. die Conſumtion von Fleiſch ſich in der Hauptſtadt verdoppelt im Vergleiche zu dem Verbrauche deſſelben in den Jahren von 1740—1750. Noch bedeutender iſt die Vermehrung dieſer Conſumtion in Schottland ſeit 1770.

In Irland hat ſich freilich der Zuſtand der arbeitenden Klaſſe, alſo der großen Maſſe des Volkes, in materieller Hinſicht um Nichts ſeit den Zeiten Cromwell's verbeſſert; indeſſen hat der Mittelſtand in den letzten 50 Jahren zugenommen und auch ſeinen vollen Antheil an den Verbeſſerungen erhalten, deren ſich alle Volksklaſſen in England und Schottland erfreuen.

Der geſammte Ackerbauertrag von England und Wales wird auf 132,000,000 Pfd., von Schottland auf ungefähr 23,000,000, von Irland auf 45,000,000 Pfd. angeſchlagen. Nach Abzug der Koſten für

Einſaat, Pferde u. ſ. w. kommen in England und Schottland ungefähr 8 Pfd. (genau $\frac{143}{18}$) auf jeden Einwohner für ſeine jährliche Conſumtion, in Irland ungefähr 4 Pfd. 3 S.

35.

Vereinigte Staaten Nordamerika's.

---

a.

Charakteriſtik Amerika's von einem Amerikaner.

Fenimore Cooper in ſeiner 1836 erſchienenen Schrift: *A residence in France* — ſagt von ſeinem Vaterland: „Amerika iſt ein Land, wo das Eingeſtändniß irgend eines ziemlich ſchmutzigen und gemeinen Motiv's faſt unerläßlich ſcheint, wenn man nur ſicher leben will ... Ich glaube, es läßt ſich kein anderes Volk finden, die ganz ungebildeten und die völlig entarteten ausgenommen, das ſich ſo leicht herumkriegen und durch Schmeicheleien bethören ließe, als die große Maſſe unſeres eignen. In Amerika ſympathiſirt Jeder mit dem, der das Geldſchneiden verſteht; denn dies iſt das allgemeine Gewerbe und berührt eine Seite, die ihre Schwingungen durch die ganze Republik fortſetzt; nur Wenige aber wiſſen die Freuden desjenigen zu würdigen, der ſein Geld mit Geſchmack, Eleganz und Vernunft auszugeben verſteht ... Prunkſucht und Pracht auf Koſten der Behaglichkeit und Angemeſſenheit ſind bei uns ein vorherrſchendes Uebel ... Wenn es die Verehrung des Schöpfers gilt, ſcheint ein Jeder ſich gern — in eine Nußſchale verkriechen zu wollen; aber wenn es ſich um Eſſen und Trinken handelt, iſt das Zelt Pari Banu's nicht groß genug ... Weit, gewaltig weit ſind die gebildeten Klaſſen Amerika's in ihren Anſichten noch hinter dem Wohlſtand des Landes zurück ... Ich kenne kein Land, das innerhalb der letzten 5 Jahre in Anſichten ſo ſehr zurückgeſchritten iſt, als das unſrige." —

* * *

b.

Bevölkerungszunahme.

Die Volkszahl der 6 größten Handelsstädte in den vereinigten Staaten Nordamerika's ist in 46 Jahren, von 1790 bis 1835 folgendermaßen gestiegen:

in New-York	von	33,000	auf	270,000.
„ Philadelphia	„	42,500	„	200,000.
„ Baltimore	„	13,500	„	92,000.
„ Boston	„	18,000	„	78,500.
„ New-Orleans	„	6,500	„	60,000.
„ Charlestown	„	16,500	„	34,500.
Im Ganzen		130,000	„	735,000.

In ähnlichem Maße wächst die Bevölkerung des ganzen Landes. Statt der 3 Millionen schuldenbelasteter Einwohner der ersten 13 Staaten leben jetzt 15 Mill. in 24 schuldenfreien Staaten. —

c.

Banken, Sparkassen ꝛc.

Dem True-Sun entnehmen wir folgende Angaben: „In sämmtlichen vereinigten Staaten Nordamerika's gibt es jetzt (1837) im Ganzen 657 Banken und 148 Hülfsbanken, deren Gesammtkapital sich auf nahe an 380 Mill. Doll. beläuft; — im Staate New-York — 101 Banken mit einem Kapital von 37,601,460 Doll., 17 Sparkassen-Anstalten, mit einer Hinterlage von 4,845,349 Doll., ferner besitzt der Staat New-York jetzt 11 Eisenbahnen (für 233 Meilen Weges), und 102 Dampfbote für den Hafen von New-York. Zeitblätter gibt es 255 in diesem Staate, wovon 62 in der Stadt New-York. Endlich gibt es in dieser letzteren 15 See-Versicherungs-Compagnien mit einem Kapital von $5\frac{1}{2}$ Mill. Doll., denen mit Nächstem 6 Feuerversicherungsgesellschaften mit mehr als 4 Mill. Kapital sich anschließen werden.

d.

Religionsparteien in Nordamerika.

Der allgemeinen Kirchenzeitung vom 2. Septbr. 1837 zufolge, wäre die Bevölkerung der ver. Staaten Nordamerika's unter die verschiedenen Confessionen folgendermaßen vertheilt:

I. Akatholiken:

Methodisten	5,000,000.
Presbyterianer	2,175,000.
Congregationisten . . .	1,400,000.
Episkopale	600,000.
Universalisten	600,000.
Lutheraner	540,000.
Reformirte	450,000.
Christianer	300,000.
Quäker	220,000.
Unitarier	180,000.
Anabaptisten	43,300.
Mennoniten	12,000.
Shakers	9000.
Mährische Brüder	5000.
Swedenborgianer	4000.
	11,538,300.
II. Katholiken	800,000

Hiernach läßt sich würdigen, was Herr Ed. Gruber in der gleichzeitig erschienenen Schrift: „Ein Blick auf die ver. Staaten Nordamerika's" behauptet: „die Anzahl der Katholiken ist so groß, daß sie, mit dem Präsidenten Jackson an ihrer Spitze, um den vorzüglichsten Einfluß im Staate mit den Presbyterianern in Kampf treten können und wirklich treten;" — und — „die Lutheraner leuchten an Ansehen und Mehrzahl vor den übrigen Parteien hervor." — Beiden Behauptungen widersprechen auch auf das Entschiedenste die Briefe des wohlunterrichteten Michel Chevalier. Zu bemerken ist übrigens, daß die Hauptkirchenformen, welche in Europa noch die weltlich herrschenden sind, auf der Nordhälfte des neuen Welttheiles eben so zu bloßen Sekten und zwar in die Reihe der schwächeren herabgesetzt erscheinen, wie die zwei Haupt-Religionsgestalten Westasiens, der Mosaismus und dessen Reformation, der Mohamedanismus in Europa auch nur eine untergeordnete Stellung einnehmen.

e.

Die Schulanstalten im Staate New-York.

Dem für das Jahr 1835 erstatteten Berichte des Gouverneurs des Staates New-York (welcher 2 Million. Einwohner zählt) ~~~nehmen wir folgende Angaben: Von den 538,398 Kindern zwischen

5 bis 16 Jahren, die im Staate leben, ſind 532,167 unterrichtet und hierzu vom Gemeinweſen 313,376 Doll. verwendet worden. Da die Einwohner noch überdies 423,643 D. als Schulgeld ꝛc. bezahlen, ſo hat die Geſammtausgabe für die Schulen 739,020 D. betragen. — Das Kapital der Elementarſchul-Fonds beträgt jetzt 1,917,494 D. und das des Fonds für höhere Schulen ꝛc. 267,142. — Der Staat New-York erhält durch die Vertheilung der überflüſſigen Einnahme des Bundes über 5 Million. D. Die jährliche Einnahme von dieſem Ueberſchuſſe beträgt 300,000 D., welche der Gouverneur den bisherigen Bewilligungen des Staates für Elementar- und höhere Schulen und für Schullehrer-Seminarien beizufügen vorſchlägt . . . Die im vorhergehenden Jahre angeordnete geologiſche, mineralogiſche und botaniſche Unterſuchung des Staates hat begonnen, und die Berichte der dazu angeſtellten Gelehrten werden in der nächſten Sitzung der geſetzgebenden Verſammlung erſtattet. —

f.

Ueberbildung der Kinder in Nordamerika und Nordeuropa.

Ueberließ man früher die Kinder mehr ſich ſelbſt oder dem Geſinde, ſo hatte dies manche nachtheilige Folgen; früh eingewurzelte Unarten waren ſpäter ſchwer auszurotten, der Lernjahre wurden viele. Aber die Kinder wurden durchgängig kräftige Naturen, wie wir noch jetzt an unſern Großvätern ſehen. Das Leben ging überhaupt einen langſameren Gang; man nahm ſich zu allem Zeit, weil die Ziele des Strebens näher geſteckt waren; man lernte mäßig, weil überhaupt nur mäßige Forderungen an jeden gemacht wurden. Dies Alles iſt allmählig anders geworden. Die Wiſſens-Maſſe häuft ſich in's Ungeheure; das Begehren wird immer unmäßiger, die Zeit wird zu kurz, das Leben ein Drängen, ein Jagen, bei welchem jeder zu ſpät zu kommen meint. Dazu noch die Ueberſchätzung der blos geiſtigen Bildung, und es erklärt ſich einigermaßen, wie jetzt ſo allgemein die Kinder viel zu frühe zu geiſtigen Beſchäftigungen angehalten werden, damit ſie möglichſt viel lernen und möglichſt bald ausgelernt haben mögen, um zeitlich genug in die Rennbahn des Lebens eintreten zu können!

Aber die ſchlimmen Folgen dieſer Uebertreibung laſſen ſich ſchon zu ſehr merken, da nicht ſelten der Fall eintritt, daß Kinder, die geiſtig angeſtrengt worden, wenn das Gehirn noch in erſter Entwicklung begriffen, für ihre übrige Lebenszeit geſchwächt und abgeſtumpft ſind.

Darüber ſind ſchon manche Klagen in Deutſchland, und Anfang 1836 auch in der Revue Britannique in Beziehung auf Frankreich und England laut geworden, und es dürfte die Zeit nicht ferne ſein, wo man allgemeiner die

Unentbehrlichkeit der Gymnastik und Diätetik einsehen wird. — Bis zu welchem Extrem aber in jener Beziehung sogar in der sonst so praktisch-verständigen neuen Welt man gerathen, ist aus einer Abhandlung des Dr. Brigham zu entnehmen, welcher berichtet, daß unter den Kinderschriften in den vereinigten Staaten Nordamerikas es deren gebe, welche besonders für Kinder von zwei bis drei Jahren bestimmt seien und unter denen sich sogar Handbücher der Botanik, der Sternkunde u. s. w. fänden. Er selbst habe in vielen Familien Kinder unter drei Jahren gesehen, welche große Gedichte und Bibelstellen auswendig lernen und 6 Stunden täglich in der Schule zubringen mußten. Kaum zu Hause, mußten sie wieder Privatstunden nehmen, Magazine u. d. g. lesen, und so treibe man es mit ihnen fort, bis ihr Nervensystem ruinirt sei, und dann frühe schon Hypochondrie, Verdauungsbeschwerde und sonstige Kränklichkeit ihr Dasein verkümmre. Doch soll, nach Dr. Br's. Bericht, schon 1809 bei Philadelphia eine Manual labor academy errichtet worden sein, in welcher die Ausbildung des Körpers und des Geistes gleichmäßig berücksichtigt werde, und gegenwärtig mache bereits eine Rückkehr zu verständigen Erziehungsmaximen sich allgemeiner bemerklich. —

g.

Barbarei in Nordamerika.

Ein gewisser Cobb verspricht im „Spectator," einem Zeitblatt aus Nord-Carolina, unter'm 2. Decbr. 1836, 200 Dollars Belohnung demjenigen, der zwei signalisirte Negersclaven, die ihm entflohen, entweder ihm ausliefern, oder sie in ein Gefängniß bringen oder sie todtschießen würde, „im letzteren Fall aber," heißt es in der Anzeige, „müßte ich selbst sie tödten sehen." — Solche Anzeigen wiederholen sich oft in amerikanischen Blättern, und geben auf das Schmerzlichste zu erkennen, in welche tiefe Ohnmacht sowohl das Christenthum als die Rechtsbildung in jenen Staaten gesunken!

h.

Sclaverei in Nordamerika.

Am 26. Dezbr. 1837 wurde im Congresse der Verein. Staaten der Antrag der Deputirten der südlichen Staaten: „alle Petitionen und Resolutionen um Abschaffung der Sclaverei im Bezirk von Columbia, so wie um Abschaffung der Sclaverei und des Sclavenhandels in anderen Staaten ohne Berücksichtigung und Erörterung auf den Tisch des

Hauses niederzulegen" — mit 135 Stimmen gegen 60 angenommen! — Von ungefähr 13 Millionen Einwohnern der Ver. Staaten sind noch 2 Millionen — Sclaven; namentlich in Südkarolina von 584,000 E. nicht weniger als 315,000 und in Georgia von 517,000 E. 218,000 Sclaven. —

In Virginien und Südkarolina waren zu Anfang 1837 Versammlungen gehalten worden, in denen man die Gesetzmäßigkeit, ja Gottgefälligkeit der Sclaverei zu beweisen suchte. Man berief sich auf die Autorität der „guten alten Sclavenhalter und Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob," und auf den Apostel Paulus, der einen entlaufenen Sclaven zu seinem Herrn, Philemon, zurückgeschickt, und einen brüderlichen Brief an diesen „Sclavenhalter" geschrieben. Wer gegen die Sclaverei predige, behauptete man, der dünke sich weiser als die Schrift, und ziehe die „Träumereien der Menschen" dem „untrüglichen Worte Gottes" vor. — Möchte es der evangelischen Kirchenzeitung gefallen, diese Schriftgläubigen eines Besseren zu belehren!

i.

Nordamerikanische Bücherproduktion.

Der New York Bookseller's Advertiser 1836 gibt uns nachfolgende Uebersicht:

Gedruckt wurden in den vereinigten Staaten Nordamerika's

im Jahre	1833	. 306	amerikanische	Orig.-Werke,	409	ausländische	Schriften,	also 715 überhaupt
„	„	1834 . 406	—	—	216	—		622 —
„	„	1835 . 318	—	—	229	—		547 —

Die im vorigen Jahre erschienenen Werke lassen sich, ihrem Inhalt und Ursprung nach, rubriziren wie folgt:

Theologie (Gottheit) .	20	amer.	Orig.	22	ausl.	42	in Summa.
Religion und häusliche Pflichten . . .	15	„	„	13	„	28	„ —
Ethik und Politik . .	6	„	„	3	„	9	„ —
Gesetzkunde . . .	9	„	„	3	„	12	„ —
Statistik und Handel .	9	„	„	2	„	11	„ —
Reisen	12	„	„	11	„	23	„ —
Geschichte	4	„	„	8	„	12	„ —
Biographie . . .	19	„	„	11	„	30	„ —
Medizin und Chirurgie	6	„	„	5	„	11	„ —

Wiſſenſchaften u. Künſte	15	amer.	Orig.	8	ausl.	23	in	Summa.
Novellen u. Erzählungen	31	„	„	33	„	64	„	—
Poeſie	7	„	„	12	„	19	„	—
Erziehung	60	„	„	15	„	75	„	—
Kinderſchriften . .	22	„	„	17	„	39	„	—
Jahresſchriften . .	10	„	„	—	„	10	„	—
Vermiſchte Schriften .	24	„	„	10	„	34	„	—
	268.			173.		442.		

k.

Die Preſſe in den vereinigten Staaten.

Aus Michel Chevalier's „Lettres sur l'Amérique du Nord," (1837) die bereits in zweiter Ausgabe erſchienen, ſchöpfen wir folgende Angaben. Im Jahre 1834 gab es in den V. St. 1265 Zeitungen (ſ. American almanac, 1835, p. 252), ohne 130 bis 140 periodiſche Schriften mitzuzählen, die ausſchließlich mit Religion, Literatur, Medicin, Jurisprudenz oder Ackerbau ſich beſchäftigen. Jedes Dorf hat ſeine Zeitung, die ein- oder zweimal wöchentlich erſcheint. Tagblätter gibt es wenige. Im Jahre 1834 zählte man deren nur 90. Nur wenige derſelben haben über 2000, keines über 4000 Abonnenten, die meiſten Zeitungen haben deren nur 350 bis 500. Durchgängig enthalten ſie nur Anzeigen. Die Zerſtückelung der Preſſe läßt nur wenige zu Einfluß kommen, der über den nächſten Kreis hinausreichte. Zu New-York lieſt man nur New-Yorker, zu New Orleans kaum andere Blätter, als die von New-Orleans. Nur der Globe und der National-Intelligencer von Waſhington ſind ſehr verbreitet. Auch ſtehen die Zeitungsſchreiber durchgängig in geringem Anſehen; nur der Redacteur des American (von New-York) und der der National-Gazette (von Philadelphia), die Herren Ch. King und R. Walſh und wenige andere ſind in dieſer Beziehung auszunehmen. Und dennoch bilden, wie Herr Chev. verſichert, die Zeitungen und Zeitſchriften den beträchtlichſten Theil der nordamerikaniſchen Literatur. Der American almanac berechnet die Zahl der Zeitungs-Exemplare, welche im J. 1834 in den V. St. in Umlauf geſetzt worden, auf 70 bis 80 Millionen. Hinzuzufügen wäre die Exemplarenzahl für Zeitſchriften, die ſehr beträchtlich iſt. Die Hauptzeitſchrift der Methodiſten wird in 32,000 Exemplaren ausgegeben.

I.

Nordamerikaniſche Oppoſition gegen den Nachdruck.

Das North-American Review macht im Frühling 1837 auf die Nothwendigkeit aufmerkſam, auch ausländiſchen Schriftſtellern Schutz gegen Nachdruck zu verleihen. Es meint: „ein amerik. Buchhändler werde jetzt kein Narr ſein, einem inländiſchen Autor ein angemeſſenes Honorar für ein Werk zu zahlen, deſſen Abſatz ohnehin noch zweifelhaft, während er für gar Nichts das neueſte Werk eines populären engliſchen Schriftſtellers erhalten könne, von dem er ſicher, eine Auflage zu verkaufen!" „In unſerem ganzen Lande" — ſo verſichert der Reviewer, „gibt es kaum ein Dutzend berühmter Leute, deren Schriften von den Verlegern honorirt werden." ... Nebenbei macht er noch auf den Mißſtand aufmerkſam, daß jetzt das Land mit den ſchlechteſten und incorrecteſten Ausgaben überſchwemmt werde, da jeder Nachdrucker dem anderen vorauskommen wolle.

II.

Ein neuer ausgezeichneter nordamerikaniſcher Anonymus.

Die Nordamerikaner haben mit dem Schwerte die Engländer zur Anerkennung ihrer Selbſtſtändigkeit genöthigt; jetzt ſcheinen ſie mit der Feder auch einen literariſchen Eigennamen erobern zu wollen. Noch iſt überall von den transatlantiſchen Skizzen die Rede, und kaum erſt hat das Athenäum dem trefflichen Channing gehuldigt, ſo bringt es ſchon das Werk eines (ungenannten) Amerikaners, die „Incidents of travel in Egypt, Arabia Petraea and the holy Land" (2 voll. New-York 1837) zur Anzeige, mit dem Bemerken: „these are two very pleasant volumes," und mit der Verſicherung: „in dem ganzen Werke findet ſich nicht ein einziges langweiliges Blatt." Es fügt dann noch hinzu: „in der That ſind die Beſchreibungen ſo geiſtvoll, und eine ſo lebendige Kraft und Wahrheit herrſcht in der Erzählung, daß, indem man dieſes Buch lieſt, man den Verfaſſer auf ſeiner Reiſe zu begleiten glaubt, und allmählig etwas wie perſönliche Theilnahme an ſeinen Abentheuern gewinnt." Von den intereſſanten aus dieſer Reiſe mitgetheilten Stellen mögen folgende hier zur Probe dienen: „Nach dem Frühſtück beſtieg ich ein Donkey und ritt an die Stelle, wo das alte Heliopolis lag, nahe bei dem Dorfe Matarea, ungefähr vier Meilen von Kairo, am Rande des reichen Landes von Goſen. Strabo beſuchte dieſe Ruinen dreißig Jahre vor Chriſto

und beſchreibt ſie faſt gerade ſo, wie wir ſie jetzt noch ſehen. Ein großer Sonnentempel ſtand ehemals dort. Herodot und Plato ſtudirten Philoſophie in den Schulen von Heliopolis; ein barbariſcher Perſer ſtürzte ſeine Tempel, ein fanatiſcher Araber verbrannte ihre Bücher, und ein einziger Obelisk, 67 Fuß hoch über ein Feld ſich erhebend, welches bis an ſeinen Sockel beackert und bearbeitet iſt, ſteht noch dort, ein wehmuthserregendes Denkmal früherer Größe und ewigen Ruhmes." Demnächſt erzählt der Vfr., daß er zu Kairo eingetroffen, als eben dort die Caravane von Pilgrimen gelagert, welche im Begriffe ſtand, nach Mekka zu ziehen. „Sie beſtand aus mehr als dreißigtauſend Wallfahrern, welche von den Ufern des caspiſchen Meeres, den äußerſten Grenzen Perſiens und Afrika's nach vielhundertjähriger Gewohnheit zuſammengeſtrömt, um von Kairo aus ihre 50tägige Pilgerſchaft anzutreten... Weithin über die ſandige Umgegend waren jene Wallfahrer mit vielleicht 20,000 Kameelen und Dromedaren gelagert, Männer, Frauen und Kinder, Thiere und Gepäcke, Alles durch einander in buntem Gewirre. Einige hatten ihre Zelte noch nicht aufgeſchlagen, einige rauchten, andere kochten ſich Kaffee, einige aßen, andere jauchzten oder fluchten, andere verrichteten knieend ihr Gebet, wieder andere beeilten ſich, dem Strome ſich anzuſchließen, der ſchon mehrere Meilen weit in die Wüſte ſich fortwälzte... Der Gegenſtand des allgemeinen Intereſſes war aber die große Kiſte, welche die Geſchenke und den Schmuck für das Grab des Propheten enthielt. Das Kameel, welches dieſe geheiligte Laſt trägt, iſt mit Fahnen und reichen Decken geſchmückt, und wird mit frommer Sorgfalt gepflegt. Hat es ſeine Reiſe vollbracht, dann darf keine gemeine Laſt mehr ihm aufgeladen werden. Es lebt und ſtirbt geehrt von allen guten Muſelmännern."

II.

Nordamerikaniſcher Frauen-Convent für Emancipation der Sklaven.

Ein engliſches Tagblatt bringt uns einen Auszug aus einem gedruckten Bericht über den Convent, welcher von Newyorker Frauen zur Abſchaffung der Sclaverei abgehalten worden iſt. Wir theilen das Wichtigſte aus dieſem in jeder Beziehung denkwürdigen Actenſtück mit. Die Verſammlung fand am 9. Mai 1837 und an den drei folgenden Tagen Statt. Sie wurde in aller Form von 71 abgeordneten Frauen der Staaten von New-Hampſhire, Maſſachuſets, Rode-Island, New-York, Jerſey, Pennſylvanien und vom Ohio conſtituirt. Hundert und drei Frauen

der Staaten von Süd-Carolina und Connektikut wurden zu correſpondirenden Mitgliedern ernannt, und es ſcheint, daß faſt alle ſich zu der allgemeinen Sitzung eingefunden haben. Die größte Ordnung herrſchte in der Verſammlung; die Beſchlüſſe wurden mit Ruhe und Würde gefaßt, und alle Anweſenden zeigten ſich von dem religiöſen Gefühle durchdrungen, welches dieſem Frauenvereine ſeine Entſtehung gegeben.

Gleich durch einen der erſten Beſchlüſſe wurde der Frage die richtige Stellung gegeben. „Wie ſehr wir uns auch freuen, erklärten nämlich die Frauen des Convents, daß in der Behandlung unſerer verſclavten Brüder und Schweſtern eine Milderung eingetreten, ſo dürfen wir doch nicht aus den Augen verlieren, daß die Hauptfrage nicht die Behandlung, ſondern das Princip ſelbſt betrifft. Es kann nämlich auf keine Weiſe irgend ein Compromiß ſtattfinden über ein die geheiligten Rechte der Menſchheit verletzendes Herkommen, ſo lange noch ein Menſch als Eigenthum eines anderen Menſchen angeſehen werden kann."

Mehrere Beſchlüſſe wurden dann gefaßt, in denen die Widerſetzlichkeit der Staten des Nordens gegen die Discuſſion dieſer Frage mit Recht aus Handelsintereſſen abgeleitet wird. Die Mitſchuld dieſer Staaten wurde als „Nationalverbrechen" gebrandmarkt.

Daß hierbei dieſe Frauen von dem Beruf, in dem ſie handelten, und von deſſen Würde tief durchdrungen waren, zeigt ſich u. a. in dem Beſchluſſe derſelben, in welchem ſie Folgendes erklären: „da gewiſſe Rechte und Pflichten allen moraliſchen Weſen gemeinſchaftlich zuſtehen, ſo iſt für das Weib nun die Zeit gekommen, ſich frei in dem Kreiſe zu bewegen, den die Vorſehung ihr angewieſen, und nicht mehr innerhalb der Schranken ſich halten zu laſſen, welche durch verderbte Gewohnheiten und eine falſche Anwendung der h. Schrift um ſie gezogen worden. Es iſt vielmehr Recht, wie Pflicht des Weibes, die Sache der Unterdrückten in unſerem Lande zu vertreten, und Alles, was in ihrer Gewalt ſteht — mit Stimme, Feder, Geldmitteln und der Macht ihres Beiſpieles — zu thun, um das abſcheuliche Syſtem der amerikaniſchen Sclaverei zu vernichten... Der Convent glaubt feſt, daß das Vorhandenſein eines unmenſchlichen Vorurtheils gegen die farbige Bevölkerung die Haupturſache der amerikaniſchen Sclaverei iſt. Je näher wir nun den Druck ſehen, in welchem unſere Brüder und Schweſtern ſchmachten, um ſo tiefer ſind wir von der Grauſamkeit dieſes widerchriſtlichen Vorurtheils überzeugt, welches ſie an den Boden unſerer ſg. freien Staaten ſchmiedet, ihnen alle Quellen des Unterrichtes und der evangeliſchen Moral verſchließt, und ſie in den Ketten der Abgötterei gebannt hält. Es iſt daher eine feierliche Pflicht für jede Amerikanerin, für Abſchaffung dieſes fürchterlichen Uebels zu beten,

und an die Grundsätze der christlichen Gleichheit zu appelliren, indem sie zu gleichen Gebeten, wie zu gleichen Rechten diejenigen beruft, die ebenso wenig um der Farbe ihrer Haut, als um der verschiedenen Haar- oder Augenfarbe willen davon ausgeschlossen sein sollen. Es ist daher Pflicht jedes Abolitionisten, Alles aufzubieten, um Tages-, Abend- und Sonntagsschulen zu gründen und zu erhalten, die Allen, ohne Unterschied der Farbe, geöffnet seien, die Farbigen zum Lernen zu ermuntern und die Lehrer in ihrem schönen und edeln Berufe zu unterstützen. Wir werden allen unsern Einfluß gebrauchen, um die Emancipation unserer farbigen Freunde zu bewerkstelligen, und so lange es noch in unseren Kirchen Bänke gibt, auf denen sie allein sitzen sollen, werden wir uns auf diese Bänke setzen und an der Seite unserer unglücklichen Geschwister für deren Befreiung zu unserem gemeinsamem Vater die inbrünstigsten Gebete richten."

o.

Deutsche Redlichkeit in Nordamerika.

Von Washington aus wird unterm 9. Oct. 1837 geschrieben: „Der Präsident erklärte mir vorgestern, daß er den Einfluß der Deutschen (Bürger der Ver. Staaten in die öffentlichen Angelegenheiten dieses Landes) für ein Werk der Vorsehung halte, welches bestimmt sei, deutsche Redlichkeit jüdischem Börsen- und Länderspiel entgegenzusetzen." „Ich vertraue," schreibt General Jackson an den Herausgeber des Washington-Globe, „auf die Unbestechlichkeit der Deutschen; sie hat uns den ersten Sieg über die Bank erfechten helfen; sie wird uns auch jetzt retten. Die nächste Präsidentenwahl wird wohl von den Deutschen entschieden werden."

p.

Theaterbelustigungen zu Cincinnati.

Unter der lächerlichen Ueberschrift: *Moeurs republicaines*, liefert das Journal de Francfort vom 21. März 1838 folgenden Artikel: „Nachfolgendes ist das Programm einer zum Benefiz der Mistris Carl, Schauspielerin am Theater zu Cincinnati in den Ver. Staaten, gegebenen Vorstellung: „Jeder Zuschauer wird beim Eintritt einen köstlichen Kuchen erhalten, gefertigt aus Vorschußmehl, Mandeln und Honig. Diejenigen, welche Durst haben sollten, finden im Foyer Bordeaux

Wein, um ſich zu erfriſchen. Die Familienmütter, welche der Vorſtellung mit wenigſtens drei Kindern beiwohnen, erhalten eine Eintrittskarte für den Sonntag im Garten des Orno. Die Familienväter, welche mit gleicher Anzahl von Kindern kommen, erhalten eine Pfeife mit dem Bildniß Waſhingtons, des Stifters der Union. Nichts iſt verſäumt worden, damit die Stücke, welche gegeben werden, dem Geſchmacke des Publikums entſprechen. Man gibt die Details davon nicht, um die Zuſchauer um ſo beſſer zu überraſchen. Nach Allem dieſem gibt es eine große Landbauſcene, die vorzüglich den Pächtern der Indiana, des Ohio und des Kentucky gewidmet iſt, beſtehend in der Ausſtellung eines prächtigen Parks, begleitet von einem Kalb, welche in einer Lotterie ausgeſpielt werden. Die Looſe werden von Miſtriß Carl, im Coſtüm des Plutus, gezogen. Man wird von dem Kalbe nichts zu fürchten haben, wenn es von ſeiner Mutter entfernt wird; es iſt ſchon ſeit mehreren Tagen entwöhnt.."

q.

Toleranz in der alten und der neuen Welt.

In einem engliſchen und einem deutſchen Blatte (April 1837) wird die religiöſe Duldſamkeit in den Vereinigten Staaten Nordamerika's gerühmt, und beiſpielsweiſe bemerkt, der bisherige Präſident (Jackſon) ſei Presbyterianer, der neu erwählte (van Buren) Baptiſt, der Oberrichter (Taney) Katholik, der Gerichts-Aſſeſſor (Storry) Unitarier, ſein College (M'Lean) Methodiſt. Dagegen machen der Courrier Belge und die Gazette de France in einem entgegengeſetzten Sinne den Umſtand bemerklich, daß der König von Belgien der proteſtantiſchen, der Kronprinz der katholiſchen und der jetzige Bürgermeiſter von Brüſſel der iſraelitiſchen Religion angehört.

r.

Auswanderungen nach Nordamerika.

Dem Morning-Chronicle zufolge kamen Auswanderer an:

Im Jahr	1829	zu Quebeck	13,355,	zu New-York	15,064.
„	— 1830	„	—	24,391,	„	—	36,224.
„	— 1831	„	—	49,250,	„	—	31,739.
„	— 1832	„	—	51,422,	„	—	48,589.
„	— 1833	„	—	22,062,	„	—	41,702.
„	— 1834	„	—	30,217,	„	—	48,110.

Im Jahr 1835 zu Quebeck 11,580, zu New-York 35,302.
„ — 1836 „ — 27,513, „ — 60,541.

36.

Mexiko.

---

a.

Das Land.

In einem Briefe über Mexiko, den der geistvolle Michel Chevalier in den Débats v. August 1837 hat abdrucken lassen, sagt er u. a. von jenem Lande: „Es ist wahrhaft ein irdisches Paradies, wo alle Jahreszeiten in einen ewigen Lenz zusammenfließen, alle Culturen sich vermischen; — ein herrliches Land, das just halbwegs von zwei Enden, dem westlichen und dem östlichen des alten Festlandes liegt. Wenn die Welt je in ein Reich vereinigt werden sollte, — und Gott weiß, ob die Eisenbahnen und die Dampfboote nicht unseren Enkeln diese unermeßliche Umgestaltung vorbereiten, — so müßte Mexiko die Hauptstadt sein. Von da sendete der Gebieter der Welt seine Decrete in 20 Tagen nach New-York, Buenos-Ayres und Chili, in 30 Tagen nach Paris, Madrid und London, und in 40 Tagen nach Constantinopel, Alexandrien und Petersburg, in 50 Tagen nach Calcutta und Peking!“ ... Nicht unbemerkt können wir lassen, daß derselbe Gedanke von einem einzigen Weltreich, in welchem die Hauptstadt durch ein allgemeines Telegraphensystem mit allen übrigen Ländern in lebendigen Verkehr gesetzt würde, schon in dem Tagblatte des Menschheitlebens ausgesprochen, welches der verewigte Dr. K. C. F. Krause im J. 1811 zu Dresden herausgegeben.

b.

Fanatismus.

Der fanatische Haß, den noch bis auf die neueren Zeiten die Geistlichen in Spanien ihren Beichtkindern gegen alle Andersgläubigen einzu-

prägen ſuchten, hat ſich dort ſchon theilweis auf den Klerus ſelbſt zurückgewendet. In Mexiko aber, welches ſeine Bildung, d. h. ſeinen Fanatismus, von Spanien aus erhalten, ſteht derſelbe noch in furchtbarer Blüthe. Die Revue des deux mondes theilt hierüber im erſten Heft v. Aug. 1836 die zuverläſſigen Berichte eines Reiſenden mit, welche Schauder und Entſetzen erregen. Von Vielem nur Ein Beiſpiel. Noch im Jahr 1833 wiegelte ein Mönch 2 bis 3000 Leperos auf, und führte ſie nach einem Pachthof bei Puebla, wo eine franzöſiſche Familie wohnte, die nie den Einwohnern den mindeſten Grund zur Klage gegeben. Alle Mitglieder der Familie, 9 an der Zahl, wurden ermordet, die Hausfrau, von Stichen durchbohrt, noch lebend, an dem Schweife eines Pferdes davon geſchleift; ſelbſt die Diener des Hauſes, die Mexikaner waren, wurden ermordet, zur Strafe, „weil ſie bei Juden gedient hätten."

c.

Sittenverderbniß.

„Die Sitten," ſchreibt Michel Chevalier von Mexiko aus (1837), ſind, äußerlicherweiſe, hier nicht völlig ſo verderbt bei der Ariſtokratie, als zu Lima und in Braſilien. Die Ausſchweifung nimmt ſich zum Wenigſten die Mühe, ſich zu verbergen. Uebrigens ſchwinden Ehrlichkeit und Zartgefühl immer mehr. Ehre iſt ein Wort, welches bald nur noch bei Spielſchulden einen Sinn haben wird. . . Der Eid iſt eine Myſtification, der Freimuth ein Betrug, die Gerechtigkeit eine Räuberei. Der Diebſtahl iſt in die Nationalſitten übergegangen; vornehme Damen excelliren, wie man ſagt, in der Kunſt, in den Magazinen ein Halstuch oder einen Schleier zu eskamotiren. (Aehnliches wurde kürzlich von römiſchen Damen berichtet.) Die Frauen der niederen Stände ahmen das Beiſpiel der Vornehmen nach. Es gibt Läden zweiten Ranges in Mexiko, deren Eigenthümer den Werth des jährlich Entwendeten auf 10,000 Franken anſchlagen." Auch herrſcht noch immer hier eine ungeheure Spielſucht. „Man hat mir einen Pfarrer genannt, der jedes Jahr nach Sankt Auguſtin bei Mexiko mit einer Summe von 80,000 Franken kommt. Er reitet an das Fenſter eines Spielhauſes, reicht, ohne abzuſteigen, ſeinen Beutel mit Geld hinein, um ihn auf Eine Karte ſetzen zu laſſen. Ob er verliere oder gewinne, — ohne ſein Geſicht zu verändern — reitet er ſofort nach ſeinem Dorfe zurück." —

37.

Neugranada.

Die *Voce della verità* des Herzogthums Modena enthält einen vom 10. Jan. 1837 aus St. Pierre datirten Brief vom Abbate Gallucci, Secretär des päpstlichen Internuncius Baluffi zu Neugranada, worin es u. a. heißt: „Unsere heilige Religion, welche von Tag zu Tage in Europa mehr in Abnahme geräth, vermöge der verderblichen Grundsätze unseres Jahrhunderts, flüchtet sich in die verborgensten Winkel des Erdkreises... Zu St. Pierre — konnte der Bischof nicht ohne Gensd'armerie-Eskorte ausgehen, weil das Volk sich haufenweise zur Benediction herandrängte... Alle Offiziere des Kaiserreichs, decorirt als Obristlieutenants und Bataillonchefs, sah man zuerst niederknieen vor dem Gesalbten des Herrn, den Segen begehren und ehrfurchtsvoll den heiligen Ring küssen... Wir sind ständig von einer unendlichen Menschenmenge umlagert, welche theils den Segen, theils die Weihe der Rosenkränze und der heiligen Medaillen begehren."

38.

Die Irokesen.

a.

Das Volk.

Von den zwei Millionen Ureinwohnern, welche die Theile von Nordamerika inne gehabt, die jetzt zu den Vereinstaaten, zu Englands nördl. und Rußlands westl. Besitzungen gehören, — sind mehrere Stämme ganz

verſchwunden, überhaupt aber nur noch an 313,000 übrig. Zu dieſen gehören die Irokeſen, die früher vom Staate Georgia wie wilde Thiere gehetzt, erſt ſeit 1827 zur Ruhe gelangt ſind. Damals überſtieg die Seelenzahl derſelben nicht 13,000. Seitdem aber hat ſich das Chriſtenthum unter ihnen ausgebreitet, und für ihre bürgerliche Einrichtung haben ſie die Verfaſſung der Vereinſtaaten zum Muſter genommen. Schon haben ſie auch 22 Schulen, worin die Kinder im Leſen, Schreiben, Rechnen und Zeichnen Unterricht erhalten, und eine Regierungsbuchdruckerei, in welcher die Evangelien und einige Erbauungs- und Unterrichtsbücher, ſo wie eine Zeitung in der Schirokies-Sprache mit Schriftzeichen gedruckt werden, die ein Eingeborner verfertigt hat.

Die Zahl der Einwohner, die 1832 auf 15,000 angewachſen, belief ſich 1834 bereits auf nahe an 18,000, welche 80,000 Stück Hausvieh, 3000 Pflüge, 2500 Spinnräder und 120 große Meiereien beſaßen. Bis jetzt ſind ſie der einzige Stamm der Ureinwohner, welcher ſeine Selbſtſtändigkeit behauptend, in die europäiſch-amerikaniſche Civiliſation eingetreten iſt.

b.

Zwei Kapitel aus der Geneſis der Irokeſen [1]).

I. Die Erſchaffung des Weibes.

Old Soul, ein Tſchipeweyän, der in ſeinen jungen Tagen ein berühmter Krieger geweſen, erzählte uns, was in ſeinem Stamme in Betreff der Schöpfung ſich als Ueberlieferung erhalten. Es war dies im Weſentlichen Folgendes: Der Indier wollte ſich nicht herausnehmen, eine Meinung darüber zu äußern, auf welche Weiſe der Menſch zuerſt in die Welt gekommen ſei; ſondern begann damit, daß er bemerkte, „der Menſch ſei zum erſtenmal in's Daſein getreten während der Sommermonate, in welchen die Beeren in Ueberfluß vorhanden, die allein ihm zur Nahrung gedient. Als aber der Winter hereinbrach," fuhr Old Soul fort, „wurde der Schnee ihm ſo hinderlich, daß er in ſeiner Noth auf den Gedanken kam, ſich Schneeſchuhe zu machen. Nach einiger Zeit waren die birkenen Formen fertig; da er ſie aber nicht zuſammenfädeln konnte, — denn das

1) Aus den 1836 erſchienenen Narrative of a Journey to the shores of the arctic Ocean in 1833 — 4 — 5, under the command of Captain Back, R. N. von Richard King, M. R. C. S. etc. Chirurg und Naturforſcher bei der Expedition. 2 Voll.

iſt Frauenarbeit, — ſo blieben ſie unvollendet in ſeiner Hütte liegen. Dieſemnach wurde ſeine Arbeit immer mühſamer, und mit jedem Tage die Erwerbung der Lebensmittel ungewiſſer. Eines Tages, als er zu ſeiner Hütte zurückkehrte, kam ihm ein Geräuſch zu ſeinen Ohren, gleich, als ob Jemand an den Schneeſchuhen arbeitete, und als er näher hinzutrat, flog ein Rebhuhn aus der Oeffnung am Giebel der Hütte, worauf er jedoch damals nicht weiter achtete.

Am folgenden Tage machte er einen neuen Ausflug, um zu jagen, und als er ausgeblieben, bis es beinahe dunkel geworden, fiel es ihm bei ſeiner Rückkehr gewaltig auf, als er dicke Rauchwolken aus ſeiner Hütte aufſteigen ſah. Er eilte zu ihr hin, und ſah abermals ein Rebhuhn daraus fortfliegen; und als er eintrat, fand er ſeine Schneeſchuhe mehr als halb fertig gefädelt und ſorgfältig neben ein Feuer geſtellt, welches in der Mitte der Hütte emporloderte. Er muthmaßte nun, daß das Rebhuhn dies Alles bewerkſtelligt habe, obgleich er nicht errathen konnte, auf welche Weiſe es geſchehen, und ſo beſchloß er, ſich deſſelben zu bemächtigen, wenn es nur irgend möglich wäre. In dieſer Abſicht bedeckte er ſorgfältig die obere Oeffnung ſeiner Hütte, als er nach einigen Tagen wieder auf die Jagd gehen mußte, und der Gedanke ſtieg in ihm auf, daß, wenn er früher als gewöhnlich zurückkehre, es ihm vielleicht gelingen werde, das Rebhuhn zu überraſchen und zu fangen.

Mit großer Behutſamkeit ſchlich er daher bei ſeiner Rückkehr an die Hütte heran, und ſo gelang es ihm, dem Rebhuhn die Flucht abzuſchneiden. Er trat ein, und, ſiehe! mit einemmal verwandelte das Vöglein ſich in ein junges Weib, — und — gar bald wurde die Welt dann bevölkert."

II. Die Verwirrung der Sprachen.

„Mehrere Generationen nach der Schöpfung gab es nur eine einzige Sprache; aber ein unglücklicher Zufall ſtörte dieſes ſchöne Einverſtändniß. Mehrere Kinder kamen zuſammen, und als ſie alle Spiele, die ſie kannten, erſchöpft hatten, wußten ſie nicht, wie ſie ſich noch ferner kurzweilen ſollten. Da ſie ſchon öfter die Freude geſehen und an ihr Theil genommen, die ihre Eltern hatten, wenn ſie die auf der Jagd gefangenen Thiere getödtet und vertheilt, ſo kamen ſie überein, dies in ihrem Spiel nachzuahmen. Sofort wurde einer der Knaben ebenſo aufgeknüpft, wie man die Rennthiere aufzuknüpfen pflegte, wenn ſie in einer Schlinge gefangen worden, und als er zu athmen aufgehört, zerſchnitt man ihn in mehrere Stücke. Jeder der Spielgenoſſen lief nun mit ſeinem Antheil zu der Hütte ſeiner Eltern und erzählte, welch' luſtiges Spiel ſie geſpielt. Die entſetzliche Geſchichte erſchreckte aber dermaßen die Eltern, daß ſie nicht

nur auf das Aeußerſte in Verwirrung geriethen, ſondern auch unfähig wurden, ſich noch ferner einander zu verſtehen. Die Folge hiervon war, daß ſie ſofort auswanderten in weit von einander entlegene Gegenden."

c.

Irokeſiſches Zeitblatt.

Seit dem J. 1836 gibt ein Irokeſe für ſeine Stammgenoſſen ein Zeitblatt unter dem Titel: „Irokeſiſcher Phönix" heraus, welches theils in der Landes-, theils in engliſcher Sprache geſchrieben wird. Da man zu verſtehen gab, der Herausgeber habe weiße Gehülfen, widerſprach er in ſeinem Blatte durch folgende Erklärung: „Kein Weißer nimmt Theil an der Leitung dieſes Journals; Niemand, weder ein Weißer noch ein Rother, hat, außer dem oſtenſiblen Herausgeber, ſeit dem Beginne des Phönix auch nur eine halbe Spalte der Artikel geſchrieben, die unter dem Namen des Herausgebers erſchienen ſind." —

39.

Die Arrawaks in Guyana.

Dieſer aus 27 Familien, oder richtiger Sippſchaften beſtehende Volksſtamm wird uns durch „die brittiſchen Colonien von Montgomery Martin" (Leipzig. 1835) jetzt erſt näher bekannt. — Die Arrawaks ſind ſelten über 5′ 4″ hoch; das Auge iſt aufwärts nach den Schläfen hin geſchnitten, die Stirne ſehr flach. Ihr Geruchſinn iſt ſo fein, daß ſie die Spur jedes lebenden Weſens durch Beriechen der Stellen, welche daſſelbe betreten, auffinden können. Frauen darf jeder nehmen, ſo viele er ernähren kann. Der Häuptling hat über die Dienſtleiſtungen der Familien ſeiner Frauen zu verfügen; dagegen muß er auch ihr Anführer in allen Fehden ſein, und wenn Mangel an Nahrungsmitteln entſteht oder Krankheiten wüthen, nehmen die Familienmitglieder ohne weiteres ihre Zuflucht zu ihm, und bleiben oft ſo lange bei ihm, bis ſein ganzer Vorrath aufgezehrt iſt. Das Wiedervergeltungsrecht wird auch bei ihnen mit furchtbarer Strenge geübt. Gegen Fremde ſind ſie argwöhniſch und abſtoßend; — ſo wie ſie aber in ihrer Mutterſprache angeredet

werden, verwandelt ſich der Argwohn in Zutrauen, und wenn ſie mit Europäern in Familienverbindung treten, zeigen ſie die ſeltenſte Treue und Ergebenheit. — Jedes Kind erhält von einem pe-i-man oder Zauberer, gegen ein demſelben zu leiſtendes Geſchenk, ſeinen Namen, und die Wirkſamkeit der dabei ausgeſprochenen Zauberformeln ſteht mit der Größe des Geſchenkes in gleichem Verhältniß. Wer keinen Namen erhalten, fällt, ihrem Glauben zufolge, der erſten Krankheit oder ſonſtigen Gefährde zum Opfer; daher auch nur die ärmſten — namenlos ſind.

40.

Boothia.

Hauptmann Roß gibt uns in einem von Sir John Roß herausgegebenen „Appendix to the Narrative of a second Voyage in search of a North-West Passage etc.“ (1836) mehrere Nachrichten von den Einwohnern von Boothia, die deßhalb beſondere Aufmerkſamkeit verdienen, weil dieſer Volksſtamm vielleicht einer der iſolirteſten unter allen jemals entdeckten iſt, da ſie weder mit Europäern, noch ſelbſt mit den übrigen Eskimo's oder ſonſtigen nomadiſchen Stämmen Nordamerika's bekannt geworden.

„Eheloſigkeit,“ ſo berichtet Herr Roß, „iſt völlig unbekannt bei ihnen. Sie konnten gar nicht einmal glauben, daß einer von uns ohne Weib lebe.... Da es aber mehr Frauen gibt, als Männer, ſo iſt es bei ihnen herkömmlich, daß die überſchüſſigen Frauen den beſten Jägern zu Theil werden, da ſie am beſten im Stande ſind, ſelbe zu ernähren. Doch fanden wir nicht, daß Einer mehr als zwei Frauen hatte. Die erſte oder älteſte hat das Regiment... Die Jungfrau wählt, ſobald ſie mannbar iſt; doch wird der Vertrag zwiſchen den Eltern der künftigen Eheleute geſchloſſen. Die Trauung beſteht in nichts Anderem als darin, daß die Jungfrau ſich in die Hütte ihres Zukünftigen begibt. Verſtoßung und Tauſch, ſowohl der Männer, als der Frauen findet hier, wie bei allen übrigen Eskimo's Statt. Ebenſo zeigen auch die Boothier große Liebe zu ihren Kindern. Sie behandeln dieſelben mit großer Milde, und ernten dafür zärtliche Anhänglichkeit und willigen Gehorſam. — Gebietendes Anſehen ſcheint Keiner über die Uebrigen zu beſitzen; — was ſie unternehmen,

thun ſie in Gemeinſamkeit. Krieg iſt ihnen unbekannt. Mordthaten ſind ſelten; die Strafe dafür beſteht darin, daß der Todtſchläger zu immerwährender Einſamkeit dadurch verurtheilt wird, daß alle ihn vermeiden. Als man fragte, warum ſie nicht den Mörder tödteten, wurde erwiedert: „dadurch würde man ſich ſelbſt gleich ſchlecht machen, der Verluſt des zweiten Lebens das erſte nicht herſtellen, und der Tödtende für gleich ſchuldig gehalten werden.“

41.

Die Sandwichsinſeln.

Das reichhaltige Ausland berichtete im Auguſt 1837 über die Zeitung der Sandwichs-Inſeln, „dieſes Blatt wird ſehr gut redigirt und iſt von hohem Intereſſe. Man findet in ihm — auch Auszüge aus den Journalen von Siam, Canton, Calcutta, Singapore, Californien, — aus europäiſchen und amerikaniſchen Blättern...“ Hätte Cook ſich Solches vor ſechzig Jahren wohl träumen laſſen? Dem Bericht des Auslandes zu Folge beſchäftigt die Erziehung die Aufmerkſamkeit aller Klaſſen in Honolulu; die Zeitung iſt mit Artikeln über dieſen Gegenſtand gefüllt, und eine Schule wird jetzt dort erbaut, in welcher arme Kinder Wohnung und Unterricht erhalten ſollen. Die Kaufleute haben Geſchenke hierzu gemacht, die Handwerker wollen ohne Lohn arbeiten. Die Stadt hat auch einen Hülfsverein für arme kranke Matroſen...“ Zum Verkauf werden übrigens u. a. auch angeboten Pariſer Damenſchuhe, Köllniſches Waſſer, und d. gl. m.

In einem anderen Blatte laſen wir Folgendes:

Der Botaniſt Deppe, ein geborener Preuße, hat auf den Sandwich-Inſeln die freundlichſte Aufnahme gefunden. Im Audienzſaal des jungen getauften Königs wurde er durch die Bildniſſe des Königs von Preußen und des Marſchalls Vorwärts überraſcht, die mit mehreren anderen die Wände ſchmückten. Hr. Deppe hat von dort einen, auf jenen Inſeln ſelbſt gefertigten Atlas mitgebracht, auf deſſen Karten die Namen nach der Ausſprache der Sandwicher angegeben ſind; dann auch eine Elementar-Enzyklopädie, welche mit ſchönen Holzſchnitten geziert, unter denen

auch Abbildungen von Wien und Berlin. In einer zu Oahu gedruckten Zeitung iſt u. a. auch von Göthe und Winkelmann die Rede.

42.

Auſtralien.

„Das Feſtland Auſtralien, eine geographiſche Monographie — nach den Quellen dargeſtellt von C. E. Meinicke —," welche kürzlich zu Prenzlau erſchienen, iſt, der Verſicherung R(itter?)'s in der Preuß. Staatsztg. nach „ein, mit ſeltenem Fleiß und gründlicher Kritik bearbeitetes, mit vielen eigenthümlichen Anſichten durchflochtenes Werk." — Aus den von Hrn. M. geſammelten Thatſachen geht hervor, daß das Klima von Auſtralien wegen der Milde und Regelmäßigkeit der Temperatur und der Trockenheit und Dunſtfreiheit der Temperatur eines der geſundeſten der Erde ſei. Die mittlere Temperatur in Sidney iſt im Frühling 18,6 c., im Sommer 22,3, im Herbſt 17,0, im Winter 12,6. — Faſt allen Reiſenden iſt die Einförmigkeit der dortigen Vegetation aufgefallen. Zwar zählt Brown dort 4200 Pflanzenarten (von denen $\frac{9}{10}$ Auſtralien eigenthümlich ſind); aber die Hälfte aller Arten gehört allein 11 Familien an; das Geſchlecht Eucalyptus bildet in Oſt-Auſtralien mindeſtens $\frac{4}{5}$ aller Wälder, und dieſem und dem Acacia-Geſchlecht gehört mehr als die Hälfte aller Pflanzen-Individuen des ganzen Landes an. Dazu kömmt, daß die Blätter der vorherrſchenden Pflanzen vertikal ſtehend und auf beiden Seiten gleiche Hautdrüſen haben, des Glanzes und der Friſche des nördlichen Laubes ermangeln. Auch die Blumen ſind zwar ſchön, aber einförmig und auffallend duftlos. Merkwürdig iſt, daß ebenwohl dies Land ſo reich an ſchön gezeichneten, als es arm an Singvögeln iſt. Mit dem Reichthum an Vögeln contraſtirt die Armuth an Säugthieren und die Einförmigkeit in deren Bildung; faſt alle ſind Beutelthiere. Sehr raſch verbreiten ſich aber die von den anderen Welttheilen eingeführten Pflanzen und Thiere. —

43.

Sechster Welttheil.

Der Globe bemerkt: ein neuer Welttheil bilde sich fast unter unseren Augen; der friedliche Ozean ist auf einer Fläche von fast 50 Graden der Länge auf ebenso viele der Breite mit Inseln übersät. Jede derselben scheint den Mittelpunkt zu bilden für Korallenbänke, die sich aus dem Meer emporthürmen. Die Vereinigung weniger solcher Bänke nimmt bald die Gestalt einer kleinen Insel an, und so wie das Meer sie verlassen, überzieht sie eine reiche Vegetation. Die Natur scheint in jenen Gegenden ganz besonders lebensthätig zu sein. Vom südlichen Theile Neu-Irland's bis zum Norden der Sandwichsinseln heben sich Myriaden solcher Korallenbänke, und wo diese zu langsam wachsen, scheint die Natur noch durch vulkanische Thätigkeit nachhelfen zu wollen.

44.

Allgemeines.

a.

Die Bevölkerung der Erde nach den verschiedenen Religionen wurde folgendergestalt angegeben:

	von Hassel (im J. 1817)	—	von Balbi (im J. 1829)
Christen mit allen ihren Verzweigungen	254,000,000	—	260,000,000
Buddhisten	315,977,000	—	170,000,000
Mahomedaner	120,105,000	—	96,000,000
Brahmisten	110,353,000	—	60,000,000

	von Hassel (im J. 1817)	—	von Balbi (im J. 1829)
Juden	3,930,000	—	4,000,000
Alle übrigen Religionen	134,490,000	—	147,000,000
	967,855,000		737,000,000

b.

Beitrag zur Statistik des Welthandels.

Wie es den Menschen erhebt, wenn er sich bewußt wird, Mitglied einer großen Nation zu sein, so erweitert sich auch seine Brust, wenn ihm der großartige Verkehr zur Anschauung kömmt, in welchen sein Volk, — ja sein Welttheil mit andern Welttheilen verflochten ist; wenn er wahrnehmen kann, daß dieser Verkehr sich stätig erweitert und beschleunigt. Es ist ihm dann, als hörte er die Pulse des großen Lebens schlagen, welches die einzelnen durch Gebirge, durch Wüsten und Meere von einander geschiedenen Völker in einen einigen menschheitlichen Organismus zu verketten strebt! Darum nimmt der Phönix auch von prosaischen Zahlen Notiz, wo dieselben die Steigerung gemeinsamen Lebens und Gedeihens zur Anschauung bringen.

Finden wir daher in der schätzbaren allg. Geschichte und Statistik der europ. Civilisation von J. Schön, daß in Europa eingeführt wurden:

im Jahr 1750 . . .	60	Mill.	Pfd.	Kaffee,
„ — 1788 . . .	150	—	„	—
„ — 1813 . . .	158	—	„	—
„ — 1750 . . .	145	—	„	Zucker,
„ — 1788 . . .	480	—	„	—
„ — 1813 . . .	658	—	„	—

Dann lesen wir mit hohem Interesse, wenn unterm 13. d. M. von Bremen her berichtet wird, daß im vergangenen Jahre in Europa eingeführt wurden: 217 und eine halb Mill. Pfd. Kaffee und 913 und eine halbe Mill. Pfund Zucker; wonach also die Einfuhr von 1788 bis 1836 sich um 67 und eine halbe Mill. Pfd. Kaffee und 433 Mill. Pfd. Zucker vermehrt hat. —

c.

Finanzielle Lage von Europa.

Aus einer Arbeit des Hrn. Frèder. Fayot, welche der Temps vom 14. Oct. 1836 mittheilt, entnehmen wir folgende allgemein intereſſante Angaben:

Die Maſſe der ausgegebenen und eingeſchriebenen Schulden der großen Staaten Europas überſteigt 37 Milliarden Franken. In dem Schuldregiſter finden wir Großbritannien mit 21 Milliarden notirt, Holland und Belgien mit 4, ebenſo Frankreich; Spanien ebenfalls mit 4, (wovon jedoch nur 2 Intereſſ. zahlen.) u. ſ. w.

Das Münzkapital der vornehmſten Staaten wurde noch vor einiger Zeit auf 5 Milliarden angeſchlagen; gegenwärtig iſt das Maximum des baaren Geldes nur 4 Milliarden, womit der Kurs von 37 Milliarden öffentlicher Fonds und 20 Milliarden von Bank-Actien und Scheinen, Kanal-, Eiſenbahn-Actien u. ſ. w. und alles umlaufende Handelspapier aufrecht zu erhalten ſind. Die furchtbare finanzielle Kriſe von 1825 war durch Entwerthung einer Milliarde herbeigeführt, die von 1816—1825 in England für das ſpan. Amerika angeliehen. Jetzt ſtehen $4\frac{1}{2}$ Milld. in Gefahr durch die ſpan. und portug. Irrungen, — und es könnte dies wohl jene von Napoleon auf St. Helena prophezeite „*Conflagration des crédits publics*“ zur Folge haben. —

d.

Sterblichkeit in den Hauptſtädten Europa's und Nordamerika's.

Nach Dr. John Hogg's „London wie es iſt,“ beträgt die jährliche Sterblichkeit:

in London	1 auf 40	in Philadelphia	1 auf 31.
= Petersburg	1 = 37	= Neapel	1 = 28.
= New-York	1 = 35	= Brüſſel	1 = 25.
= Berlin	1 = 34	= Amſterdam	1 = 24.
= Paris	1 = 32	= Wien	1 = $22\frac{1}{2}$.

Von allen Ländern Europa's ſoll Sizilien das ungeſundeſte Klima und die größte, — England überhaupt genommen — die geringſte Sterblichkeit haben.

e.

Zunahme des Pauperismus in den mehrsten civilisirten Staaten Europa's.

Aus Naville's sehr zu empfehlendem, reichhaltigen Werk de la charité légale 1836 (2 voll.) ersehen wir, daß zu Kopenhagen die für die Armen erhobene Steuer sich in 4 Jahren verdoppelt hat. Zu Stockholm, wo man vor hundert Jahren 930 Arme zählte, gibt es deren jetzt an 15,000! Zu Berlin hat seit 1815 die Ausgabe für die Bedürftigen sich vervierfacht; und daß auch in anderen deutschen Staaten noch viel Elend zu finden, wird durch die große Anzahl der Auswanderer wahrscheinlich; in die 7 Häfen der V. Staaten von N. Am. sind im Jahr 1834 deren 31,000 angekommen. Zu Venedig lebt eine Hälfte der Stadt von den Unterstützungen der Anderen. Von 100 Einwohnern mußte Holland im J. 1822 neun, jetzt muß es zwölf unterstützen. In Belgien gehört mehr als $\frac{1}{6}$ der Bevölkerung zur Klasse der Bedürftigen. Auch in der Schweiz vermehrt sich die Anzahl derselben; in einigen Cantonen werden von 100 Einwohnern 25 unterstützt. Am meisten jedoch leidet England durch den Pauperism. Die Armentaxe absorbirt jetzt $\frac{1}{6}$ des reinen Einkommens der liegenden Güter; per Kopf hat sie seit 1780 sich verdoppelt und ungefähr $\frac{1}{3}$ der Nation nimmt die öffentliche Wohlthätigkeit in Anspruch! — Diesen Angaben kann man die erfreuliche aus Hrn. v. Villeneuve-Bargemont's Economie politique chrétienne geschöpfte beifügen, daß in Frankreich, wo, nach des berühmten Vauban's Denkschrift v. 1698, unter Ludwig dem Großen — ein Zehntel der Nation „wirklich bettelte," gegenwärtig von einer verdoppelten Bevölkerung nur mehr ein zwanzigstel derselben zu den Bedürftigen gehört, im Ganzen also ungefähr 1,600,000 Individuen, in welcher Zahl jedoch circa 540,000 Fündlinge und die, fast alle in öffentliche Anstalten aufgenommene Gebrechlichen und Viele nur theilweise Unterstützung Bedürftige gehören. — Auch ergibt sich aus amtlichen Berichten, daß in den französ. Fabrikstädten von 1813 bis auf 1835 die Zahl der Bedürftigen sich von 103,000 auf 62,539 vermindert hat.

Nach Hrn. de Villeneuve-Bargemont findet näher folgende Vertheilung derselben Statt:

	Bevölkerung.		Arme		Verhältniß der Arm. zur Bevölk.
England hat	23,400,000	— c.	3,900,000	—	$\frac{1}{6}$
Deutschland = ...		=	680,000	—	$\frac{1}{20}$
Oesterreich =	32,000,000	— =	1,283,000	—	$\frac{1}{25}$

	Bevölkerung.		Arme.	Verhältniß der Arm. zur Bevölk.
Dänemark	. . . . .	—		$\frac{1}{25}$
Spanien	13,900,000	— c.	450,000 (?) —	$\frac{1}{30}$
Frankreich	32,000,000	— "	1,600,000 —	$\frac{1}{30}$
Italien	19,044,000	— "	750,000 —	$\frac{1}{25}$
Belgien / Holland	. . . . .	—		$\frac{1}{7}$
Portugal	3,530,000	— "	141,000 —	$\frac{1}{25}$
Preußen	12,700,000	— "	425,000 —	$\frac{1}{30}$
Eur. Rußl.	52,500,000	— "	525,000 —	$\frac{1}{100}$
Schweden	3,866,000	— "	154,000 —	$\frac{1}{25}$
Schweiz	1,724,000	— "	17,000 —	$\frac{1}{100}$
Ganz Europa:	226,445,200	— "	10,897,333. —	$\frac{1}{20}$

f.

Criminalſtatiſtik.

Nach den Berechnungen des Colonel Forſell in ſeinem 1837 erſchienenen Werke über Schweden fände hinſichtlich der Verbrecher folgendes Verhältniß in Beziehung auf die Bevölkerung ſtatt:

In den Ver. Staaten v. Nordamerika wie eins zu 3,500 Einw.
" Wales . . . . . " " " 2,520 —
" Dänemark . . . . . " " " 1,700 —
" Schweden . . . . . " " " 1,500 —
" Schottland . . . . . " " " 1,130 —
" England . . . . . " " " 740 —
" Irland . . . . . " " " 490 —
" Neu Süd-Wallis . . . . . " " " 22 —

g.

Zur Statiſtik der Tagblätter.

Es gab zu Ende 1835 27 Zeitungen für Oſt- und 20 für Weſt-Indien. Von den erſteren hat, nach der Verſicherung des Major Head, die Gazette de l'Inde 568 und der Bengal Hurkara 954 Abonnenten. China hat nur ein Journal, das Canton-Register, dagegen Auſtralien 17. Zu Conſtantinopel erſcheint jetzt, neben dem, mit Anfang 1832 hervorgetretenen Moniteur ottoman, noch ein zweites offizielles Blatt in türkiſcher

Sprache, der: „Takoimi Wechaii," d. h. Darſtellung der Ereigniſſe. Die Leitung deſſelben iſt den Händen des Reichs-Hiſtoriographen Eſſad Effendi anvertraut. Da nun die Zeit ihre ſiebenmalſieben Meilenſtiefel angezogen, um die Nemeſis im Triumphe durch das allgemeine Wirrſal hinzutragen, ſo mag es für die Osmanlis jetzt ſchon hinreichen, wenn ihnen auch nur die — deutlich und vernehmlich genug — ſprechenden Ereigniſſe dargeſtellt werden. Für die geſprächigen und von uralters ſehr neugierigen Griechen gab es nur erſt 4 Journale: Die Epoche, die Ephemeriden, den Erretter und das Journal de Smyrne; — jetzt ſind noch die türkiſch-griechiſchen Kretiſchen Ephemeriden auf Candia hinzugekommen. —

h.

Verminderung der Hinrichtungen — und Mordthaten.

Es zeigt ſich in der neueſten Zeit bei den gebildeten Völkern Europa's eine merkliche Verminderung der Anwendung der Todesſtrafe.

In Preußen, wo nur mehr Mord mit dem Tode beſtraft wird, wurden in den letzten 15 Jahren:

Von 1820—1825 von 60 zum Tod Verurtheilten 47 hingerichtet,
" 1825—1830 " 50 " " — 26 —
" 1830—1835 " 43 " " — 16 —

In England fanden (nach den dem Parlement vorgelegten Akten) in den letzten 21 Jahren Hinrichtungen ſtatt:

in den erſten 7 Jahren 649, von denen 141 für Mord,
" " zweiten " — 484, " " 113 " —
" " letzten " — 355, " " 105 " —

In Belgien wurden, nach der der Deputirtenkammer mitgetheilten Ueberſicht, hingerichtet:

Im Jahr 1814 .. 235 Verbrecher, von denen 150 für Mord.
" " 1814 .. 71 — " " 64 " —
" " 1824 .. 23 von 38 wegen Mord Verurtheilter,
" " 1834 .. Keiner von 20 " " —

So hat alſo überall, mit Verminderung der Hinrichtungen auch die Zahl der Mordthaten abgenommen.

i.

Religiöſe Conflikte vom Athos bis zu den Säulen des Herkules.

Nach öffentlichen Blättern ſind jetzt (Oct. 1836) amerikaniſch-proteſtantiſche Miſſionarien im Conflikt mit den griechiſchen Kathe-

liken des neuen Hellas; — in Ungarn breiten ſich die Calviniſten ſo ſtark aus, daß katholiſche Biſchöfe und ſonſtige Vorfechter der Kirche bedeutende Summen zur Eindämmung dieſer Strömung zuſammenſchießen. In Oeſterreich und Baiern wird hin und her über die Nothwendigkeit und Unmöglichkeit, die Jeſuiten wieder einzuführen geredet und geſchrieben. Das übrige Deutſchland hat mit Muckern und Rationaliſten, mit Hengſtenberg und Strauß vollauf zu thun. In Frankreich unterdrückt die Juliregierung die Julikirche des Abbé Châtel, während in der gebildeten Pariſer Welt die Mode, kirchgläubig zu ſcheinen, ſchon wieder im Abkommen iſt. Aus Spanien endlich wird berichtet, daß am 7. Sept. 1836 ein Geiſtlicher in der Madrider Akademie des Kirchenrechts öffentlich den Satz vertheidigt hat: „Es iſt mit der Heiligkeit, welche der Prieſterſtand erheiſcht, nicht unvereinbar, daß die Geiſtlichen verheirathet ſeien.“ —

k.

Anzahl der Zeitungen auf dem Erdball.

Dem Journal gén. de la littérat. de France zufolge (deſſen Genauigkeit hinſichtlich des Auslandes wir jedoch keineswegs verbürgen) gab es Ende 1836 in England 274 Zeitungen, in Frankreich 234, in Belgien 62, in Preußen 288, in den anderen deutſchen Staaten 305, in Oeſterreich 82, in Holland 150, in der Schweiz 36, — dagegen in Rußland und Polen zuſammen genommen nur 84, in Portugal 17, in Spanien 12 (?) u. ſ. w. überhaupt,

in Europa ..	2148	Zeitungen
= Amerika .	1138	—
= Aſien ...	27	—
= Afrika ...	12	—
= Auſtralien	9	—
In allem alſo	3334.	—

l.

Monumente Europa's.

Mehreren Zeitungen zufolge arbeiten die Herren Doktoren Pertz und Böhmer ſehr fleißig an den *Monumentis Germaniae*. Gleiche gelehrte Rührigkeit macht ſich jetzt in Frankreich, Belgien, Skandinavien, Böhmen, Ungarn und ſelbſt in Rußland bemerklich. Bauen etwa dieſe Länder ſich ſelbſt ſchon ihre Denkmäler, in der

Ahndung völligen Hinſcheidens, oder tragen ſie nur Myrrhen und Gewürze zum Wiedergeburtsgrab zuſammen, im Vorgefühl, daß ihre Phönix-Periode abgelaufen, und ein neuer Weltlauf beginne?

m.

Europa's Kosmopolitismus.

Sehr ſchön heißt es in einem Aufſatze, „die fünf Welttheile" überſchrieben, den die außerordentl. Beil. zur allg. Ztg. v. 4. Januar 1837 bringt: „Iſt es nicht ein erfreulicher Anblick, jetzt die mannigfaltigen Völker, die über unſeren Planeten, wie Bienen in dem wundervollſten Baume, wohnen, alle zu einer höheren, geiſtigeren Regſamkeit erwacht, in Kultur und Sitte, in Glauben und Künſten, bald raſcher, bald langſamer, aber doch immer und überall vorwärts ſchreiten zu ſehen? Und wer hat faſt in alle Winkel und abgelegene Eilande des unendlichen Weltmeeres dieſes neue, höhere Streben getragen, wer bringt raſtlos die prometheiſche Fakkel zu den jugendlich friſchen Bewohnern der Südſee, zu den dumpf hinſtarrenden, altersкranken Urbewohnern Amerikas, zu den beweglichen, ſinnvollen Malaien, zu den körperlich unerſchöpften Aethiopiern? Es iſt Europa, das mitten aus den Aengſten und Kümmerniſſen ſeiner Civiliſation ſo ſchöne, ja heilige Entwürfe und Keime für die Fremde empor fördert. Europa iſt ein Bürger der fernſten Zone, ein Bürger der Zeiten, die da kommen ſollen..."

IV.

Artiſtiſches, Sociales und Religiöſes.

Artiſtiſches, Sociales und Religiöſes.

1.

Die Kunſtausſtellungen in Frankfurt a. M.

a.

Im Sommer 1836.

Wenn die Kinder am Chriſtabend erſt von dem Glanze der mannigfaltigſten Liebesgaben ſich hinreißen und auf eine Weile feſſeln laſſen, dann aber, wenn ſie Alles beſchaut, berührt, vielleicht auch ein Stückchen genaſcht, — mit einemmale ſich erinnern, wer ihnen dies Alles mit gar manchen Mühen bereitet, und nun zu Eltern und Verwandten hineilen, im leuchtenden Auge den Dank darzubringen für ſo viele Arbeit — und Liebe, — ſo wollen wir uns nicht durch die Kleinen beſchämen laſſen, ſondern auch, nachdem wir die reiche Ausſtellung durchwandert, jenen trefflichen Freunden der Kunſt und der Künſtler, der Kunſtliebhaber und ſonſtigen Schauluſtigen, — die mit ſo mancherlei Aufopferungen uns dieſes Feſt bereitet, unſeren herzlichen Dank dafür darbringen, — und ganz beſonders dem zeitlichen Sekretär des Kunſtvereins, Herrn Johyn, der ſich ſo bereitwillig des größten Theiles der vielfachen Mühewaltung unterzogen. — Dem Künſtler iſt das Ausbilden des Schönen, Bedeutſamen, Wunderbaren, welches ihm von höherer Hand dargeboten wird, — der unwiderſtehliche Beruf, das dringendſte unabweislichſte Bedürfniß ſeines Lebens. Aber das Bilden iſt nur die erſte Hälfte ſeines

künſtleriſchen Daſeins, welches ſeine Ergänzung erſt darin findet, daß das Kunſtwerk — als ſolches, als gelungen, — zur Anerkennung kömmt, daß es erkannt und von Freunden des Schönen, Vollkommenen genoſſen wird. Dieſe Ergänzung iſt aber um ſo vollſtändiger und befriedigender, je größer die Zahl der Genießenden, der Bewunderer, der Verehrer. So findet die Kunſt, die aus der Bewunderung des — mit leiblichen oder geiſtigen Augen — Geſchauten entſpringt, ihren erſten Schluß- und Ruhepunkt ſelbſt wieder in der Bewunderung; denn ein zweiter, noch ſchönerer, noch höhere Befriedigung gewährender Kreislauf eröffnet ſich erſt da, wo die genießende Bewunderung des Betrachters eines Kunſtwerks dieſen ſelbſt zu künſtleriſchem Bilden begeiſtert, und ſo der erſte Ruhepunkt zur Geburtsſtätte, zum Lebenspunkt eines zweiten Kunſtgebildes wird. —

Jene erſte, weſentlichſte Ergänzung ſeines Daſeins wurde urſprünglich den Künſtlern dadurch zu Theil, daß ihre Werke in Tempeln und Kirchen, oder ſonſtigen öffentlichen Gebäuden dem Staunen der Menge, der denkenden gefühlten Würdigung der Eingeweihten dargeboten wurden. Aber wie das geiſtige Leben der Menſchen über die ausſchließliche Verehrung vorzeitlicher Göttergeſchichten und über die Sehnſucht nach künftiger Seligkeit, ſo ging auch die Kunſt über die ausſchließliche Bewunderung und Darſtellung des Heiligen (im engeren Sinne des Wortes) hinaus, wie jenes zur Vertiefung in die Gegenwart und zum Genuſſe des Natürlichen, ſo die Kunſt zur Darbildung der unmittelbar vorhandenen Natur (Stillleben, Landſchaft, Porträt, Genrebild) und der profanen Geſchichte. Iſt doch wirklich jedes Erzeugniß der göttlich-ſchaffenden Natur, jedes, irgend ein göttliches Moment des menſchlichen Weſens offenbarendes Ereigniß, — eben als dieſer eigenthümliche Ausdruck oder Reflex des Göttlichen — ein würdiger Gegenſtand der bewundernden Betrachtung, — wie jeder Verſuch, das Geſchaute und vollends das Schöne, Wunderſame, oder Erhabene nachzubilden und darzuſtellen ſelbſt wieder ein Bezeugniß des Ueberthieriſchen, Ueberſelbſtiſchen, Allgemeinen, des wahrhaft Göttlichen in dem menſchlichen Weſen iſt! — Für dieſes alles aber, was außerhalb des kirchlich-heiligen Gebietes lag, war zunächſt in der neueren Zeit noch keine Stätte der Veröffentlichung erbaut, und als das mit Allgewalt wieder auflebende ſg. heidniſche Element des Lebens ſich in der Folge in den Gallerien und Muſeen ſeine eigenen Tempel erbaute, wurde die Aufnahme in dieſelben nur den ſeltenen Virtuoſen, und auch dieſes meiſtens nur nach ihrem Tode eröffnet. So fehlte den Künſtlern durchgängig die andere Hälfte ihres Künſtlerdaſeins, für welche die Hoff-

nung unvergänglichen Ruhmes — bei der Nach-Welt — doch keinen hinreichenden Ersatz darbieten konnte. Ueberdies blieb es — zum wenigsten für die gewöhnliche Vorstellung, — dem bloßen Zufall überlassen, ob junge Künstler überhaupt bekannt, ob ihnen die Mittel zur Fortbildung zu Theil würden. — Indessen brachte das üppige, ruhmsüchtige, prunkliebende Zeitalter Ludwig's XIV. die Kunstliebhaberei an die Tagesordnung. Die Helden wollten ihre Schlachten, die anderen Notabilitäten ihre Personen auf der Leinwand verewigt sehen, die Genüßler sich am Anblick üppiger Scenen weiden, andere auf den Flügeln der Kunst sich in den Aether der Vernehmigkeit erheben, und durch Begünstigung derselben an dem Ruhme der Künstler ihren Antheil haben. So kamen schon damals in der glänzenden Hofstadt unserer schauspielerischen Nachbarn — Kunstausstellungen zu Stande, durch welche die französischen Maler bereits ein großes Publikum gewannen. — Wie aber in der sg. guten, alten Zeit das Leben durchweg seinen Impuls, seine Richtung und Haltung von oben herab empfing, von der Willkühr der Machthaber, von der Gunst und Laune der Großen, so blieben auch solche Ausstellungen nur glückliche Zufälle, und die Kunst im Dienst der Gnade.

Die Revolution, die man nach der vorkämpfenden Nation — die französische zu nennen pflegt, die aber schon jetzt eine nicht mehr blos europäische ist, brachte auch in den eben besprochenen Verhältnissen einen radikalen Umschwung zu Stande. Oeffentlichkeit und freie Concurrenz wurden allgemeine Bedürfnisse; mit der bürgerlichen Gesellschaft wurden auch Kunst und Wissenschaft emancipirt; — die Kräfte des Himmels bewegten sich, und neue Offenbarungen des Göttlichen in fast allen Kreisen des Daseins eröffneten eine neue Zeit. Namentlich in unserem heiligen Deutschland erhielt die bildende Kunst von der Philosophie und der ihr engverbündeten Poesie eine neue Weihe; — sie wurde in der That zu einer religiösen Angelegenheit der Gebildeten. Wie nun überhaupt die allgemeine Meinung an die Stelle der traditionellen Autorität auf den Thron gestiegen, so fing jetzt das Leben von der lebendigen Mitte der Gesellschaft, von der Klasse der Gebildeten aus sich zu gestalten an, und was früher durch einzelne Machthaber, das wurde nunmehr durch freie Vereine bewirkt; daher das nächste Jahrhundert das gegenwärtige vielleicht das Jahrhundert der Vereine — und der Versöhnung — nennen wird.

Aus dieser allgemeinen Tendenz der neuesten Zeit sind auch die Kunstvereine hervorgegangen, und wenn wir die Hieroglyphen der Gegenwart zu deuten wagen, so möchten wir als das nächste Ziel derselben

einen Verein dieſer Vereine, d. h. eine organiſche Verkettung derſelben bezeichnen.

Verweilen wir aber zunächſt bei der Gegenwart, ſo können wir uns über das ſichtliche Gedeihen dieſer gemeinnützlichen Veranſtaltung erfreuen, und deren Förderung allen Freunden einer fortſchreitenden Bildung auf das angelegentlichſte empfehlen. Vor Allem erfreulich iſt, daß durch ſolche Ausſtellung die Künſtler die nothwendige Ergänzung ihres künſtleriſchen Lebens, die Kunſt ſelbſt, das göttliche Schöne einen neuen Tempel, das Publikum einen reinen, reichen, über das Alltägliche erhebenden Genuß gewinnen. Indem aber gar Mannigfaltiges zur Vergleichung dargeboten wird, iſt den Betrachtenden auch eine Gelegenheit eröffnet, ihr Urtheil über die verſchiedenen Leiſtungen zu bilden. Sowohl das Urtheil der Menge, als die lautwerdende Kritik der Kunſtgenoſſen und Kenner kann dann rückwärts die Anſichten der Künſtler berichtigen und läutern, und ſo, durch wechſelſeitigen Austauſch der Werke und Urtheile der Kunſtſinn — und Künſtlerſinn ſich immer mehr bilden und ſteigern.

Indeß bedürfen die Künſtler auch durchgängig finanzieller Unterſtützung, und ſo hat die Ausſtellung ihrer Werke ebenwohl die Beſtimmung, deren Verkauf auf alle Weiſe zu erleichtern. Dies mögen dann beſonders die mit zeitlichen Gütern Geſegneten bedenken, und hierbei erwägen, daß ſie dem Künſtler, der ſein Leben der Darſtellung des Anmuthigen, Schönen, Erhabenen, Heiligen, kurz der Offenbarung des ſichtbaren Göttlichen in ſeiner reichen Farbenbrechung widmet, auch nach Kräften ihre Dankbarkeit zu erweiſen verpflichtet ſind. Iſt ihnen die Gabe des künſtleriſchen Schaffens verſagt, ſo ſind ſie dagegen mit den Mitteln, dieſes Schaffen zu fördern begabt, und auch die Dankbarkeit, auch die Förderung des Guten und Schönen — iſt eine Offenbarung des Göttlichen im Menſchen. Mögen ſie daher einen Theil der Gunſt, die ſie den flüchtigen Kunſtleiſtungen der Bühne und der Muſik ſchenken, den bleibenden Werken der bildenden Künſte zuwenden, und dabei erwägen, daß das Scherflein, welches ſie zur Unterſtützung der Künſtler beitragen, zugleich der allgemeinen Bildung, und namentlich der Ausbildung des Schönheitsſinnes ihrer Mitbürger zugewendet iſt. — Die Künſtler aber mögen bedenken, daß die Theilnahme an ihren Leiſtungen nur erſt im Aufblühen iſt, und daß ſie durch möglichſt billige Preisbeſtimmung dem werdenden Kunſtpublikum freundlich entgegenkommen müſſen, wenn die Ausſtellungen ſich eines bleibenden Erfolges erfreuen ſollen. —

Ueberſehen wir nun, ſcheidend, und manchen liebgewonnenen Ge-

bilden ein Lebewohl — vielleicht auf immer — zuflüſternd, noch einmal die ganze ſchweigſame, und mitunter doch ſo beredte Verſammlung, ſo können wir nicht bergen, daß dieſelbe — im Ganzen genommen — einen ähnlichen Eindruck in uns zurückgelaſſen, wie wenn wir einen ganzen Stoß der neueſten Erzeugniſſe der ſogenannten ſchönen Literatur nacheinander durchblättert. Hier wie dort — überhaupt eine lebhafte Regſamkeit nach allen Seiten hin, bei mehreren — Einzelnes recht Gelungenes; aber nur bei ſehr wenigen geniale Originalität, bei den wenigſten durchgängige Annäherung zum Vollendeten; — bei den meiſten hingegen theilweiſe Vernachläſſigung, bei Einigen ſogar faſt abſichtliche Geringſchätzung weſentlicher Momente eines Kunſtwerkes überhaupt und eines Kunſtgemäldes insbeſondere. Namentlich iſt bei ſehr Vielen eine Eiligkeit, eine Haſt der Ausführung zu bemerken, durch welche die Werke der Menſchenhand, ſo weit hinter den Werken der Natur zurückbleiben, deren zeitlich mannigfach getrübte Erſcheinung ſie doch durch concentrirte Schönheit, durch gediegene Vollendung überbieten ſollten. Die Naturſeele aber iſt in allen ihren Geſtalten gleich gegenwärtig und wirkſam; ſie führt Jedes in ſeiner Art und nach ſeiner Beſtimmung mit gleicher Sorgfalt aus; ſie übereilet Nichts, ſondern wirkt ſtätig und gelaſſen, als die ewiglebende für ewige, ihrer Werke ſich erfreuende Götter. In dieſer vollen Hingabe an den Gegenſtand, in dieſer ſtätigen Treue bei der Arbeit kann der Menſch, und muß er der verborgenen Werberin der Tiefe nacheifern, will er überhaupt eine Stelle in den heiligen Reihen der wahrhaften Künſtler verdienen. Aber die Eilfertigkeit, die ſeit dem letzten großen Umſchwung der Dinge ſich aller Gemüther bemächtigt hat, und ſie zum Schnell-Leſen und Schreiben, zum Schnell-Fahren und überhaupt zum Schnell-Leben hintreibt, ſcheint auch in die Werkſtätten der Maler eingedrungen zu ſein und auch dieſe zum Schnell-Malen und Schnell-Fertigmachen zu ſtacheln. So kömmt es denn, daß zwar Vielerlei, aber wenig Gehaltvolles, Durchgebildetes produzirt wird, und daß wir nur wenigen Werken begegnen, an denen nicht ſofort ſelbſt die Laien dieſe oder jene Mängel zu bemerken und zu rügen ſich veranlaßt fänden. Allerdings macht derſelbe Mißſtand ſich auch in der ſchönen Literatur bemerklich, und wir glauben keinen gegründeten Widerſpruch zu erfahren, wenn wir behaupten, daß er größtentheils aus der einſeitigen Oppoſition der Romantik gegen das Antike, der Humoriſtik gegen das Claſſiſche entſprungen. Wie Göthe, Schiller, Wieland, — aus hoher Verehrung für die ruhige Vollendung des Antiken, auch ſelbſt ihre Werke in jeder Beziehung zu vollenden ſtrebten, ſo begann dagegen mit Tieck, Friedrich Schlegel, Jean Paul, eine gewiſſe Nonchalance, eine theilweiſe

Vernachläſſigung der Form, die ſelbſt jetzt noch bei poetiſchen Notabilitäten, wie Rückert und Leopold Schefer, ſich mitunter ſchmerzlich verſpüren läßt. Das Gefühlvolle, Geiſtreiche, Bedeutſame ſollte genügen, wenn es auch in rauher Schale dargeboten wurde, als wenn die Seele eine vollkommene wäre, welche nicht ihre ganze Erſcheinung durchdringt, und ihre Leiblichkeit zum vollſtändigen Ausdruck und Ausſpruch ihrer inneren Vollkommenheit macht. Auch die bildenden Künſtler wurden theilweiſe von jenem romantiſchen Rauſche ergriffen, und wenn nur tiefe Gedanken und Empfindungen auf die Leinwand geſchrieben waren, ſo kümmerte man ſich wenig um die Correktheit der Zeichnung, um die Tüchtigkeit der Färbung und die Schönheit des Colorits. Und doch iſt gerade die Form im weiteſten Sinne des Worts, die von ſo Manchem gering geſchätzt wird, genau betrachtet das Wichtigſte von jedem Kunſtwerk, da ſich gerade in ihr die Allgegenwart des ſchaffenden Geiſtes beurkundet.

Was namentlich die Malerei betrifft, ſo dürfte es doch wohl Jedem einleuchten, daß vor Allem Richtigkeit der Zeichnung eben ſo nothwendig bei ihr vorausgeſetzt wird, wie die Correktheit der Sprache und der Verſifikation bei der Poeſie. Ein Gleiches iſt von der eigentlichen Compoſition, von der anmuthigen, verſtändigen, ſinnvollen Anordnung und Gruppirung zu ſagen. Durch ſie erſt können Zeichnungen und Dichtungen überhaupt zu Kunſtwerken werden. Wie dann aber das ſprachrichtige, wohlcomponirte Gedicht erſt dadurch wirklich zu einem poetiſchen Kunſtwerk wird, daß die Sprache ſich zur Muſik verklärt, und Melodie und Harmonie das Ganze beherrſchen, — ſo wird die korrekte, wohlangeordnete Zeichnung erſt dadurch zu einem wahrhaften Gemälde, daß die Farbe ſich zum lebendigen Scheine der naturgemäßen Wirklichkeit verklärt, und über das Ganze ſich der Zauber eines ſchönen Colorits verbreitet.

Erſt wenn dieſen Forderungen ein Genüge geleiſtet, kann von den höheren Aufgaben der Kunſt die Rede ſein; erſt wenn die Schwierigkeiten des Techniſchen überwunden ſind, kann die Verwirklichung beſtimmter Ideale zur Sprache kommen. Bei Werken, die der Kindheit der bildenden Kunſt angehören, ſtört uns mancher Mangel nicht, wenn die techniſche Ausführung noch zurückbleibt hinter der mächtig hervordrängenden Empfindung. Nachdem aber die Kunſt ſich des Techniſchen bereits vollkommen bemächtigt, würde es ein Anzeichen kindiſch-werdenden Alters ſein, wenn man wieder zu jener erſten Dürftigkeit zurückkehren wollte. Die wahre Rückkehr — in die Kindheit, welche den Himmel der Kunſt eröffnet, iſt nicht, Kinder zu werden am Verſtändniß, ſondern offen zu werden für alles Tüchtige und Treffliche, was uns dar-

geboten wird, und, wie Kinder, nur dasjenige zu produziren, wozu die Macht des Genius treibt. So können die großen, naiven Meister des 14. und 15. und theilweis noch des 16. Jahrhunderts nur dadurch — ihrer würdig — nachgeahmt werden, daß man, wie sie, von dem lebendigen Geiste des Jahrhunderts sich durchdringen und bewegen läßt, und, wie sie, zur Produktion der Phantasiebilder, die aus der Vermählung des allgemeinen und des individuellen Geistes an das Licht des Bewußtseins kommen, sich aller der Kunstmittel bemächtigt und bedient, die bereits von den Vorfahren und Zeitgenossen aufgefunden worden.

In beiden Beziehungen scheint uns — von den Kunstakademieen, die vorzugsweise die diesjährige Ausstellung mit ihren Sendungen geschmückt haben, — die Düsseldorfer Schule von dem Geiste der großen Maler jener früheren Jahrhunderte am innigsten durchdrungen zu sein.

Einestheils hat nämlich die eigenthümlichste Tendenz der neuesten Zeit, die wesentlich eine allumfassende, man kann sagen, eine encyklopädische ist, auch in jener Schule eine thatsächliche Anerkennung gefunden. Jede Kunstbestrebung des Jahrhunderts ist dort durch tüchtige Arbeiter vertreten; jedem Bedürfniß des vielgestaltigen Publikums wird durch mannigfaltige Leistungen begegnet. Wir erinnern hier nur aus der diesjährigen Ausstellung an Deger's Maria für das Religiöse, an Steinbrück's Genoveva für das Historische, an den Knaben vom Berge von Müller, und das wunderliebliche Bauernmädchen von J. Becker als Genrebilder, an Lessing und Posé für die Landschaft, an Achenbach's Marinen und an Schartmann's Frühstück als Stillleben.

Man sieht aus diesen Arbeiten, daß keine der Sphären, in welche der Künstlergeist im Verlauf seiner bisherigen Entwicklung eingegangen, hier ausgeschlossen ist, vielmehr, nach den vernünftigen neueren Erziehungsprincipien, jedem werdenden Künstler die Bahn einzuschlagen vergönnt wird, auf welche sein Genius ihn treibt, auf welcher allein er darum auch Treffliches zu leisten vermag.

Anderntheils beweisen die zur Ausstellung gekommenen Werke jener Schule, daß durchgängig von einem gründlichen, eifrigen Naturstudium ausgegangen, daß die treueste Sorgfalt auf alles Technische verwendet, und alle Elemente jedes Bildes mit gleicher Liebe behandelt und ausgeführt werden. Ueberall gewahrt man, daß die wesentliche Bestimmung jedes Gemäldes, als Gemäldes — (im Unterschied von Zeichnung und Skulptur) — nämlich schöne, ergreifende Anschaulichkeit wirklicher oder möglicher Gestaltung in ihrer

wahrhaften Färbung und Beleuchtung — als diejenige Aufgabe feſt im Auge gehalten wird, welche nothwendig gelöſt werden muß, um den Ideen-ſchaffenden Genius in Beſitz der Mittel zur Verwirklichung ſeiner Ideale zu ſetzen. Und auch hierbei läßt ſich jene Freiſinnigkeit der leitenden Meiſter nicht verkennen, welche ſich darauf beſchränkt, die Zöglinge für die Aufgabe zu begeiſtern, ohne ihr individuelles Geſchick bei Löſung derſelben in eine einzige Methode einzubannen.

Darum ſprechen uns auch die Werke dieſer Schule durchgängig ſo lebendig an, weil Jugend und Freiheit, weil individuelle Tüchtigkeit und ein aufquellendes Leben von Innen heraus uns entgegen athmen.

Daß übrigens die innigſte Vertiefung in die Natur, ſelbſt in die Beſchaffenheit unbedeutender Mooſe und ſcheintodten Geſteines und jeder ſonſtigen Aeußerlichkeit, den Künſtler vom Aufflug zum Tabor der geiſtigſten, noch darſtellbaren Empfindungen nicht zurückhält, davon haben nicht nur die größten alten Meiſter, ein van Eyck und Hemling, ein Dürer und Schoreel, Fieſole, Leonardo und ſo viele andere uns die vollſte Gewißheit gegeben; — auch noch in unſerer Ausſtellung haben das meiſterhafte Bild von Deger und deſſen, leider! erſt wenige Tage vor dem Schluß ausgeſtellte Zeichnung, „die Himmelfahrt Chriſti," den Beweis geliefert, daß die Freude an der Gegenwart nicht unvereinbar iſt mit einem Aufſchwung in den Aether der Religion, daß vielmehr gerade die Kunſt berufen iſt, die Vermählung Himmels und der Erde zu beſeligender Anſchauung zu bringen. Wußten wir uns doch nicht zu erinnern, eine ſchönere Perle in reinerem Golde gefaßt geſehen zu haben, als Deger's Chriſtuskind im weichen Mooſe gebettet, — das vom Himmel herabgeſtiegene, zur Bedürftigkeit ſich herablaſſende Kind Gottes, umfangen von dem aus der Nacht und der Starrheit des Felſens ſich losringenden, zum Lichte, zum Leben und zur Freiheit emporſtrebenden Stoffe! — Auch möchten wohl mehrere Apoſtel auf jener Zeichnung dem Geiſtigſten und Tiefſtempfundenen anzureihen ſein, was uns in den Zeichnungen Overbeck's ſo überwältigend ergreift.

Wenn wir uns aber über die Beſtrebungen der Düſſeldorfer Schule, ſoweit ſie uns aus den eingeſendeten Bildern erkennbar geworden, mit einiger Ausführlichkeit verbreitet haben, ſo wurden wir hierzu theils durch die Dankbarkeit beſtimmt, zu welcher der reiche, durch ihre Leiſtungen gewährte Genuß uns verpflichtet, theils durch den, von vielen Seiten her vernommenen, auch von uns gehegten Wunſch, daß in den angedeuteten Beziehungen die ſehr achtbaren Beſtrebungen der hieſigen Schule ſich durch die ihrer niederrheiniſchen Schweſter vervollſtändigen laſſen möchten.

Daß junge Künſtler ſich vorliebig der Darſtellung religiöſer Gegenſtände widmen, kann, an und für ſich genommen, nur als eine höchſt erfreuliche Thatſache anerkannt werden. Religion iſt das Band der Welt, geweiht iſt alles, was zu ihrer Belebung, zu ihrer Verherrlichung dient. Zweierlei ſcheint uns aber hierbei einer beſonderen Erwägung werth.

Für's Erſte iſt doch wohl nicht in Abrede zu ſtellen, daß die Religion innerhalb der Sphäre der Kunſt — auch an alle weſentlichen Vorausſetzungen und Bedingungen derſelben gebunden. Der Geiſt iſt allerdings das Leben und das Belebende; aber um lebendige Geſtalten und Werke hervorzubringen, bedarf er der Materialien; er muß Fleiſch werden und es nicht für eine Selbſterniedrigung halten, ſich neben untergeordnete Lebendigkeiten in die Krippe legen zu laſſen. Allerdings ſoll er von einer Jungfrau, er ſoll von einer keuſchen Künſtlerſeele geboren werden; aber er muß doch als ganzer, wirklicher Menſch in das Leben treten und darf an einer markloſen Scheingeſtalt ſich nicht genügen laſſen. Dieſe effektive Incarnation nun, und die des Geiſtes würdige Vollendung der landſchaftlichen und ſonſtigen Umgebungen und Beiwerke ſind es, die wir noch bei den meiſten Bildern der hieſigen Schule vermiſſen, wenn wir auch den auf das Höchſte gerichteten Sinn, den ſie ahnden laſſen, und in der edeln Madonna und dem lieblichen Chriſtuskind von Settegaſt viel Anmuth der Formen und ein warmes, gediegenes Kolorit mit Freuden anerkennen. —

Demnächſt ſcheint uns in Bezug auf das Religiöſe die Thatſache eine beſondere Berückſichtigung zu erheiſchen, — daß die Weltanſicht, von welcher die älteſten chriſtlichen Maler ausgegangen, immer weiter gegen diejenige in den Hintergrund tritt, welche beſonders ſeit dem Wiederaufleben der claſſiſchen Welt, ſeit der tieferen Erforſchung der Natur, ſeit der Entſtehung der Geſchichtswiſſenſchaft und dem Aufkommen der Ideen von fortſchreitender Entwicklung und harmoniſcher Weltgeſtaltung ſich zu bilden begonnen. Zur Zeit jener Maler war die Welt noch in den härteſten, ſchroffeſten Gegenſätzen und Widerſprüchen befangen. Kirche und Staat, Natur und Gnade, Glaube und Wiſſenſchaft, — dann wieder Heiliges und Profanes, Dieſſeits und Jenſeits, Himmel und Hölle, Aszetismus und Weltgenuß, — und wie ſich die eigenthümlichen Elemente des Mittelalters noch weiter beſtimmen laſſen, — alle dieſe Vorſtellungen ſchwebten dem Geiſte der Gläubigen theils als unverſöhnbare Gegenſätze vor, und wie die Philoſophie eine Sclavin der Theologie, ſo war die bildende Kunſt lange nur eine Magd der Kirche — und beſchränkt — und ausſchließend, — wie dieſe. — Iſt aber die Menge der vielſprachigen Menſchen das grüne Laub

an dem Stamme der ſocialen Ordnung, ſo ſind die Künſtler die bunten Blätter ſeiner Blüthen, — in Wahrheit aber das durch höhere Begeiſtung metamorphoſirte grüne Laub ſelbſt. Wie nun die geſammte ſociale Ordnung eine andere geworden, ſo treibt jetzt der Baum des Lebens auch andere Laub- und Blüthenblätter, und wer nur irgend mit dem Contrapunkt der Geſchichte vertraut worden, erkennt auch die innere Nothwendigkeit jener Erweiterung des Kunſtgebietes, welche ſchon mit dem Eintritt der Reformation ihren Anfang genommen. Und gerade weil jetzt Religion nicht mehr als das beſondere Band weniger Auserwählten mit einer eiferſüchtigen, über alle anderen ewig zürnenden Gottheit, ſondern als das alldurchdringende, all-einigende Band der Welt, und jede abſolute Ausſchließung aus der Gotteegemeinſchaft vielmehr als irreligiös betrachtet wird, konnte auch die Kunſt nicht in ihrer anfänglichen Beſchränktheit beharren; ſondern mußte alles Sichtbare, Darſtellbare irgendwie in den Kreis ihres verklärenden Geſtaltens hineinziehen. Hieraus erklärt ſich denn auch jene entſchiedene, wenn auch bei den meiſten nur inſtinctive Ungunſt, welcher jede abſolut ausſchließende und in ſo fern nur negative Beſtrebung begegnet, und die bei manchen ſogar ſich bis zu gereizter Verkennung des Poſitiven, Achtbaren in jener Abſonderung fortreißen läßt.

Indeß möchte hinſichtlich der leicht wahrnehmbaren ungünſtigen Stimmung, welcher ausſchließlich auf Darſtellung kirchlich-religiöſer Gegenſtände gerichtete Kunſtbeſtrebungen begegnen, auch noch der Umſtand nicht unberückſichtigt zu laſſen ſein, daß nicht leicht mehr ein irgendwie bedeutſamer Moment aus jener Sphäre aufzufinden ſein dürfte, für welchen nicht bereits vollendete Darſtellungen dem Gedächtniß des Betrachters vorſchwebten, ſo, daß neueſte Darſtellungen durchgängig nur als mehr oder minder gelungene Annäherungen zu jenen Meiſterwerken zur Vorſtellung kommen, während die Gebiete der hiſtoriſchen, der Genre-, der landſchaftlichen und Porträt-Malerei ihrer Natur nach unerſchöpflich ſind und deshalb die Darſtellungen aus derſelben auf ein immer gleiches, lebendiges Intereſſe zu zählen befugt ſind. Eine Fülle vollendeter Geſtaltungen dämpft aber nicht nur die Theilnahme der Betrachter für nur annäherungsweiſe gelungene Werke, ſondern ſie lähmt auch immer mehr oder minder den Bildungstrieb des Künſtlers. Wendet ſich dieſer aber einem noch nicht von der Kunſt wiedergeborenen Gegenſtande zu, dann kann der Genius ſeine Schwingen völlig frei entfalten, und aus der Begeiſterung und Seligkeit der erſten Umarmung entſpringt dann auch ein begeiſterndes, hochbeſeligendes Kind der Liebe, wie uns auf der diesjähri-

gen Ausstellung in dem „hessischen Bauernmädchen“ von August von der Embde (in Cassel) zur Anschauung gebracht worden ist.

Indem wir hiermit im Allgemeinen uns Rechenschaft zu geben versucht von den Eindrücken, welche die Leistungen der beiden vorerwähnten Schulen auf uns und andere gemacht haben, bedarf es wohl keiner besonderen Versicherung, daß wir mit diesen Andeutungen nur einige allgemeine Gesichtspunkte bezeichnen wollten, von denen aus auch dem bloßen Kunstfreunde seine Ansichten auszusprechen vergönnt sein durfte. Indem die Künstler das Bedürfniß fühlen, ihre Werke der Oeffentlichkeit zu übergeben, räumen sie eben damit auch dem sg. Laien die Befugniß ein, die Gedanken und Empfindungen laut werden zu lassen, welche, durch jene angeregt, nun auf ihre Weise zu den Künstlern zurückstreben, um durch wechselseitigen Austausch das Einverständniß herbeizuführen, welches, als die Krone alles Schaffens und Sprechens, aller künstlerischen und wissenschaftlichen Bestrebungen stets von beiden Seiten im Auge behalten — und mit allen Kräften erstrebt werden muß. Haben doch auch in dieser Beziehung sich die Zeiten gewaltig verändert! Muß jetzt die Gottesgelahrtheit von ihrem himmelhohen Throne herabsteigen, um sich vor ihren Kindern zu rechtfertigen; erkennt auch die höchste weltliche Macht die Nothwendigkeit, die allgemeine Zustimmung für ihre Gesetze und Befehle zu gewinnen; — fühlt endlich sogar die Philosophie das Bedürfniß, aus ihrer spröden Abstraktion sich zur Gemeinverständlichkeit herabzulassen, — wie könnte da die Kunst sich der lebendigen Wechselwirkung mit dem Publikum entziehen und dieses nur zu einem dummen Gaffen und Staunen verurtheilen wollen? — Wohl bescheiden wir uns dagegen, daß ein Endurtheil nur durch solche Erörterungen vorbereitet werden kann, an denen auch die Künstler selbst Theil genommen haben, wie denn die vorstehenden Bemerkungen auch nur zu solchen Erörterungen die Veranlassung bieten wollten. —

Ueber die von München eingesendeten Arbeiten haben wir dem Hauptberichte unseres Freundes nichts hinzuzufügen, da zwar einige derselben, wie namentlich die Leistungen von Stange, Dürk, Ainmüller, Bayr, Petzl, Eckert und Schnitzler, ein löbliches Streben beurkunden, — die Mehrzahl aber kaum der Mittelmäßigkeit sich nähert, und von einer Schule hierbei nicht die Rede sein kann, indem die Notabilitäten der Akademie die Ausstellung mit Werken ihrer Hand zu bereichern verschmäht haben. Mit Bedauern vernehmen wir übrigens, daß diese Akademie in dem vorigen Jahre sich ein königliches Dekret erwirkt haben soll, wonach ihr eine Art von Monopol in Bezug auf alle auf öffentliche Kosten zu erzielenden Kunstwerke zugetheilt worden sei. —

Möge dort, wie überall, die Ueberzeugung immer tiefere Wurzeln ſchlagen, daß in der Kunſt, wie in allen übrigen Sphären des menſchlichen Daſeins und Wirkens, das Gedeihliche und Allbeglückende nur aus dem Boden freier Gemeinſamkeit erwachſen und erblühen kann, wenn auch immer und überall — ſo Wachsthum, wie Blüthe — durch die göttliche Einſaat genialer Geiſter und den erweckenden, belebenden Sonnenſchein des Weltgeiſtes bedingt iſt. —

b.

Im Herbſt 1836.

(Morgenſtern, Schadow, Leſſing.)

Es iſt eine dankenswerthe Einrichtung, daß in den Sälen des hieſigen Städel'ſchen Muſeums die Gemälde aufgeſtellt werden, welche der hieſige Kunſtverein zur Verlooſung ankauft, und diejenigen, welche von Künſtlern zur Beſchauung dargeboten werden. Hierdurch knüpft ſich ein ſchönes Band von einer größeren Kunſtausſtellung zur anderen, und den Kunſtfreunden iſt Gelegenheit gegeben, das Dargebrachte mit Muße zu ſtudiren. So iſt kürzlich (Septbr. 1836) eine Reihe von Bildern zur Ausſtellung gekommen, über welche zu berichten wir uns durch den reichen Genuß verpflichtet fühlen, den uns mehrere derſelben gewährt haben.

Unter den Landſchaften, welche von Morgenſtern (Sohn), Ehemant, Laſinsky, Funk, Heerdt und Weber eingeſendet worden, verdienen beſonders die der drei erſtgenannten ausgezeichnet zu werden. Die beiden zuerſt und die beiden zuletzt aufgeführten jungen Künſtler ſind geborene Frankfurter. Morgenſtern hat ſeine erſte künſtleriſche Bildung ſeinem als Gemälde-Herſteller hochverdienten und weitberühmten Vater zu danken; ſeine weitere Ausbildung aber der Münchener Schule und den eigenen Studien der tyroler und italieniſchen Natur. Der letzteren verdanken wir zwei wohlgelungene Anſichten von Capri und eine wirklich meiſterhafte Anſicht von Tivoli. Sowohl dieſe, als jene zeugen von tüchtigem Naturſtudium und ſowohl Anordnung als Ausführung bewähren den denkenden Künſtler. Beſonders das zuletzt erwähnte Bild verdient die rühmlichſte Anerkennung. Ein altrömiſcher Tempel iſt zum Mittelpunkt deſſelben genommen. Zwiſchen dieſem und einer anmuthigen Gruppe von Oelbäumen auf der linken Seite des Betrachtenden ſchimmert im ſanften Schein der Morgenſonne der Staubdunſt eines Waſſerfalles; auf der anderen Seite bilden Ruinen und Gebüſche einen wohlgefälligen Uebergang in die ferne Ebene. Ueber das Ganze breitet ſich ein heiterer, milder Frühlingsduft. Wie fleißig dann auch das Ein-

zelne ausgeführt iſt, ſo anſpruchlos ſtimmt doch Alles zu einem harmoniſchen Ganzen zuſammen, welches einen eben ſo wohlthätigen und befriedenden Eindruck hervorbringt, als eine der ſchönſten Symphonien von Haydn. Möge der hoffnungsvolle Künſtler auf dieſem Wege zur idealiſchen Landſchaft fortwandeln, von deſſen Ziele ihm die, bis jetzt noch unübertroffenen Meiſterwerke Claude Lorrain's entgegenleuchten. Unſtreitig war dieſer als Maler — auf dem naturweltlichen, was Raphael auf dem weltgeſchichtlichen Gebiete. Wie dieſer die höchſten Momente der Geſchichte, ſo faßte jener die der Naturwelt auf; wie Raphael das Göttliche Menſchengeſtalt annehmen ließ, ſo verklärte Claude die Natur zur göttlichen Freundin des Menſchen. Bei großem Reichthum die edelſte Simplizität, bei ſorglicher Berückſichtigung des Einzelnen vollendete Harmonie des Ganzen, bei vorwaltender Erhabenheit des Gedankens ſtets die höchſte Anmuth der Formen, — dies die verwandſchaftlichen Züge in den Werken der beiden göttlichen Meiſter, welche wir von angehenden Malern ebenſo eifrig ſtudirt ſehen möchten, als die Werke Plato's und Homer's von angehenden Philoſophen und Poeten. Bei den Niederländern überwog das Studium der natürlichen Aeußerlichkeit; die Italiener bleiben vorliebig einer Gattung zugewandt, die wir die antike nennen möchten, inſofern das Natürliche mehr auf abſtrakte Weiſe aufgefaßt wurde. Eine geraume Zeit begnügte man ſich dann damit, nicht die Natur ſelbſt, ſondern nur die Werke der älteren großen Maler zu ſtudiren und nachzuahmen. Die neueſte Zeit hat ſich wieder zur Natur ſelbſt mit begeiſterter Liebe hingewandt; ihre höchſte Aufgabe aber in der Kunſt, wie in allen übrigen Sphären des Wirkens und Schaffens, beſteht in der innigſten Vermählung von Geiſt, Gefühl und Natur. So genügt auch bei landſchaftlichen Darſtellungen nicht mehr ein treues Copiren der unmittelbaren Wirklichkeit, noch ein Verwenden des oberflächlich aufgefaßten landſchaftlichen Stoffes zur Darſtellung irgend eines poetiſchen Gedankens. Vielmehr ſoll die künſtleriſche Idee den Stoff eben ſo vollkommen beherrſchen, wie dieſer völlig naturgemäß aufgefaßt werden muß.

Betreten wir den großen Saal, in welchem auf der einen Seite das Altarbild von Director Schadow, auf der anderen ein hiſtoriſches Bild von Leſſing aufgeſtellt ſind, von denen das erſtere für die katholiſche Kirche zu Dülmen, das letztere der Kunſtſammlung des Kronprinzen von Preußen beſtimmt iſt; ſo muß uns vor Allem erfreuen, hier von Neuem einen Beweis zu erhalten, welch' reiches und lebendiges Kunſtſtreben in unſerer Zeit erwacht und namentlich auf der Düſſeldorfer Akademie zur Entfaltung gekommen iſt. Können wir dann jenem Altarbild einen nur ſehr

bedingten Beifall zollen, ſo kann dies doch auf keine Weiſe die Achtung ſchmälern, die wir Hrn. Schadow als Porträtmaler und beſonders als Direktor einer Akademie zollen, welche ſchon mehr als einen Meiſter unter ihren Schülern zählt. Das Altarbild imponirt gleich bei dem erſten Anblick durch die Einfachheit ſeiner Compoſition und das Plaſtiſche ſeiner lebensgroßen Geſtalten. Maria, am Fuße des Kreuzes ſitzend, ſchaut wehmüthig auf ihren Sohn, deſſen Leichnam in ihrem Schooße ruht. Ein wenig weiter nach dem Hintergrund ſtehen auf beiden Seiten des Kreuzes zwei beflügelte Engel in reichen Meßgewändern, von denen der eine Nägel und Lanze, der andere eine Ruthe und die Dornenkrone in Händen hält. Eine einfache Landſchaft im Hintergrund entſpricht dem hohen Ernſte des dargeſtellten Momentes. Erwägt man nun, daß dieſes Bild beſtimmt iſt, den Hauptaltar einer katholiſchen Kirche zu ſchmücken, dann kann man nicht bezweifeln, daß es einen tiefen Eindruck auf die der Meſſe beiwohnende Gemeinde machen wird. Die Meſſe iſt ſelbſt die geheimnißvolle Wiederholung des bittern Leidens und Sterbens des Gottmenſchen, an welchem hier der Himmel in den Engeln, die Menſchheit durch die *jungfräuliche* Mutter Theil nehmen, für welches dieſe durch ihr abgehärmtes Antlitz, jene durch Vorhaltung der Leidensinſtrumente die Theilnahme der Gemeinde erwecken wollen. Daß aber die Engel mit dem Meßgewande bekleidet erſcheinen, mag wohl andeuten ſollen, daß der opfernde Prieſter als Mittler zwiſchen den Glaubigen und dem Heiland rein und mitleidend und mitliebend ſein ſoll, wie ein Engel.

Läßt ſich von dieſem Geſichtspunkte aus die Erfindung des Bildes verſtehen und rechtfertigen, ſo dürfte doch von dem rein künſtleriſchen Standpunkte aus gar Manches dagegen einzuwenden ſein. Vor Allem vermißt man darin die innere Einheit, das lebendige Band, welches die Hauptmomente zu einem untrennbaren Ganzen verknüpft. Die Engel ſtehen in keiner direkten Beziehung zu den beiden Hauptfiguren, denn ſie wollen nur den Betrachter an ein überſtandenes Leiden erinnern. Die Mutter des Heilandes aber iſt ganz in das Anſchauen ihres Sohnes verſenkt, und ſcheint von der Gegenwart der Engel Nichts zu wiſſen. Dieſe endlich, indem ſie zur Gemeinde gewendet ſind, nehmen nicht wahrnehmbar Theil an dem Schmerze der Mutter. Wie nun die Engel, ſo weiſen ſelbſt auch die Beiwerke über das Bild hinaus, da man ſowohl das Kreuz als die Lanze nur Stückweiſe ſieht. — Was die Anordnung und Zeichnung betrifft, ſo ſind die Engel durch die breiten ſchweren Gewänder zu ſchwerfällig geworden, ihre Stellung iſt zu gleichförmig, der zur Rechten des Betrachters ſtehende ſcheint ſogar den Schwerpunkt verlieren zu wollen. Dem Leichnam des Herrn aber muß man eine andere Lage wün-

ſchen, welche die Muskeln des Halſes weniger ſtark hervortreten ließe. Am wenigſten dürfte man ſich hinſichtlich des Ausdrucks befriedigt finden. Den Engeln fehlt in den Zügen ſowohl das Ueberirdiſche, als das irdiſch Tiefpathetiſche; Maria ſcheint eher leidensmüde, als in Schmerz verloren, und die Züge ihres Sohnes zeigen nicht jene Verklärung, die nach dem Tode die Spuren des Leidens in heilige Befriedigung auflöſ't. — Müſſen wir dann hinſichtlich der Ausführung die kräftige Haltung des Ganzen und den Fleiß bei den Details rühmen, ſo vermiſſen wir doch die Verſchmelzung der einzelnen Partien zu einem harmoniſchen Ganzen, das Antlitz der Mutter iſt zu flach, der Leichnam einer trüben Marmorſtatue ähnlich. Meiſterhaft ſind dagegen mehrere Partieen der Gewänder ausgeführt, und die Köpfe der beiden Engel, obgleich einander zu ähnlich, ſind doch gar lieblich anzuſehen.

Können wir dieſemnach bei dem Anblick dieſes Bildes uns nicht einer ungetrübten Freude überlaſſen, ſo finden wir uns auf das Reichlichſte dafür durch ein Meiſterwerk von Leſſing entſchädigt, welcher Herrn Schadow ſeine künſtleriſche Bildung verdankt, und uns die Trefflichkeit der Leitung verbürgt, unter welcher ſein reicher Genius einen ſo hohen Aufſchwung genommen. Unſtreitig gehört das hiſtoriſche Bild, über welches wir nun zu berichten haben, in jeder Beziehung zu den ausgezeichneteren Werken der neueren Kunſt, und der reichliche Beifall, der ihm geworden, beſtätigt von Neuem, daß wahrhafte Kunſtwerke, wie die ſchöne, wie die erhabene Natur, auch ſolche zu freudiger Bewunderung hinreißen können, die noch nicht in die Myſterien des Schönen und Erhabenen eingeweiht worden.

Zum näheren Verſtändniß unſeres Bildes dürften jedoch einige einleitende Worte zweckdienlich ſein.

Schon im eilften Jahrhundert hatten ſelbſt hochgeſtellte Geiſtliche über das Sittenverderbniß Klage geführt, welches im katholiſchen Klerus eingeriſſen war. Im folgenden Jahrhundert erneuerten die frommen Waldenſer dieſe Klage, und machten auf den Widerſpruch aufmerkſam, den ſie wahrzunehmen glaubten zwiſchen den Lehren, Geboten und Muſterbildern der apoſtoliſchen, und den Glaubensſatzungen, Verordnungen und Geiſtlichen der mittelalterlichen Kirche. Von den Gewalthabern der letzteren verfolgt, hatten ſich mehrere jener erſten Proteſtanten und Reformatoren nach Deutſchland und Böhmen geflüchtet. Wie aber die Urſache zur Klage, ſo mehrten ſich auch fortwährend die Aufforderungen zu einer kirchlichen Umgeſtaltung, und als Herrſchſucht, Simonie, Geldgeiz und Ausſchweifungen in der Welt- und Kloſtergeiſtlichkeit überhand genommen, wurde immer allgemeiner das Verlangen nach einer Reforma-

tion der Kirche in Haupt und Gliedern laut. Der erste gewaltige Anstoß dazu ging von den neu gestifteten Universitäten aus. Was Wycliffe im XIV. Jahrh. zu Oxford, das wurde zu Anfang des folgenden Jahrh. von Huß auf der Prager Universität gelehrt. Die h. Schrift, als die höchste, einzig heilige Norm des gesammten kirchlichen Wesens, sollte auch von den Laien in ihrer Muttersprache gelesen, der Klerus zur apostolischen Reinheit und Einfalt zurückgeführt werden. Diese Lehren fanden lebhaften Beifall sowohl bei Frommen, als bei denen, welche in der Reformation der Geistlichkeit ein Linderungsmittel zeitlichen Druckes und Elendes erkannten. In dieser Zeit, es war im Jahr 1414, kam ein Waldenser, Namens Peter von Dresden, der seiner Glaubensmeinungen wegen aus Sachsen verjagt worden, nach Prag, und brachte hier zuerst den frommen Pfarrer Jakob von Misa, auch Jakobell genannt, auf den Gedanken, die Kirche habe geirrt, als sie den Laien den Kelch entzogen; denn nach Joh. 6, 53 sei dessen Genuß eine Bedingung des ewigen Lebens. Jakobell fand diese Ansicht durch die Kirchenväter bestätigt, schlug Thesen darüber an, predigte gegen Entziehung des Kelches, und schon waren die Gemüther so vorbereitet, daß nach kaum zwei Jahren, aller Bannflüche und Interdikte ungeachtet, fast in ganz Prag das Abendmahl unter beiderlei Gestalten genossen wurde. — Aber Huß, der diese Herstellung der ältesten Kirchenobservanz gebilligt, wurde des kaiserlichen Geleitsbriefes ungeachtet 1415, und Hieronymus von Prag im folgenden Jahre verbrannt. Die Kostnitzer Kirchenversammlung, Papst, Welt- und Klostergeistliche, der Kaiser, der König und manche vom hohen Adel in Böhmen suchten mit äußerster Gewalt die beginnende Reformation zu unterdrücken. Hierdurch wurde der Zorn über die Mißbräuche der Kirche und die Entartung des Klerus bis zum Fanatismus gesteigert, und Tausende versammelten sich auf einem Berge im Bechiner Kreis, den sie später den Tabor nannten, und „ließen sich dort gegen die Simonie, den Geiz, die Ueppigkeit und Laster der Geistlichen predigen, zugleich auch die Communion unter beiden Gestalten reichen;“ — der Kelch aber, dessen Genuß sich die Geistlichen als Vorrecht angeeignet, wurde als das heilige Zeichen der Rückkehr zur evangelischen Freiheit und Gleichheit — gleichsam zum Labarum der neuen Glaubenshelden. Je grausamer sie dann verfolgt wurden, um so heftiger entbrannte ihr Fanatismus, und es standen (um 1420) Propheten auf, die eine baldige Wiederkunft Christi zum Gericht verkündigten, und die neuen Altgläubigen für berufen erklärten, dem göttlichen Rächer durch Ausrottung seiner Feinde den Weg zu bereiten. Besonders Wenzeslaus Coranda war es nun, der die Zerstörung der Klöster als ein gottgefälliges Strafwerk betrieb, wobei denn die Fanatiker bald vor

dem Angriff, bald unmittelbar nach vollbrachter Verwüſtung das Abendmahl zu empfangen pflegten.

Den letzteren Moment ſcheint Leſſing zur Darſtellung gewählt zu haben. Noch rauchen und glimmen im Hintergrunde die Trümmer großer, wahrſcheinlich klöſterlicher Gebäude, — vielleicht die von Königsſaal, eine Stunde von Prag, — und Bewaffnete zu Pferd und zu Fuß ziehen von dort nach dem waldigen Vordergrunde. Zwiſchen uralten Eichen und entlaubten Buchen tritt hier mit fliegendem Haare, in wilder Begeiſterung ein Prieſter, — vielleicht Coranda, — den Kelch mit geſtreckter Rechten emporhaltend, hervor — in die Mitte der Gläubigen, die um die kleine Anhöhe, auf welcher der Prieſter herankömmt, verſammelt ſind. Wie die Huſſiten die brüderliche Gleichheit der erſten apoſtoliſchen Gemeinden wieder einzuführen trachteten, und ſelbſt den Kindern das Abendmahl reichen zu müſſen glaubten, ſo ſehen wir hier auch alle Stände und Alter vereinigt, von dem reichbekleideten jungen Rittersmann, — etwa Nicolaus von Huß oder Huſſinetz, — an, der in Andacht verſunken auf der linken Seite des Geiſtlichen knieet, bis herab zu dem, von tiefer Zerknirſchung gebeugten, bloßarmigen Fleiſcher und einem rohen, kaltgrauſamen Hirten oder Jägersmann, der, an eine alte Eiche gelehnt, gleichgültig in die feierliche Scene hineinſchaut; — ebenſo von dem ehrwürdigen Greiſen, der knieend beide Arme nach dem Kelche ausbreitet, bis zu dem zarten halbknieenden Mägdlein, deſſen Rechte auf dem Nacken eines neben ihr ſtehenden lieblichen Knäbleins ruht. So ſind uns in nicht mehr als neunzehn Figuren alle Stände und Alter, und dieſe wieder in vielen Abſtufungen der Erregung und Theilnahme dargeſtellt. Wenn uns dann bei dem hohen Reichthum dieſer Darſtellung, noch ein Wunſch geſtattet wäre, ſo könnte es nur der ſein, daß namentlich die auf der rechten Seite des Betrachters, meiſtens aufrecht ſtehenden oder knieenden Figuren in Haltung und Ausdruck eine lebhaftere, der ſtürmiſchen Begeiſterung des Prieſters entſprechendere Theilnahme zeigten. Die ganze Scene würde hierdurch allgemein verſtändlicher, da es jetzt noch vielen Betrachtern zweifelhaft geblieben, ob der Prieſter als Prediger oder als Spender des Abendmahles auftritt. Abgeſehen von dieſer Bedenklichkeit iſt nur eine Stimme über die ausgezeichnete Vollendung dieſes Bildes, und Künſtler und Kunſtfreunde bewundern eben ſo einſtimmig die wunderbare Naturwahrheit in allen Details, ſowohl der Figuren als der Landſchaft, wie die zauberiſche Harmonie, die über das Ganze ergoſſen, die einzelnen Partieen zu einem lebendigen Gedichte verſchmilzt. In Allem erkennt man den genialen Meiſter, — in der Reinheit und Anmuth der Zeichnung, in der kräftigen, lebensfriſchen Färbung, in dem ſprechenden Ausdruck der Figuren. Und

ſo hat der Künſtler mit eben ſo freier und kühner, als fleißiger und ſorglicher Hand uns ein Werk hingezaubert, auf welches Deutſchland ſtolz ſein kann, für welches wir dem jungen, hoffnungsreichen Meiſter, wie demjenigen zum freudigſten Danke verpflichtet ſind, unter deſſen Leitung jener zum Meiſter gereift.

c.

Im Sommer 1837.

(„Heinrich IV., König der Deutſchen, als Büßer zu Canoſſa," von Begas).

Zur Ausſchmückung des Ritterſaales einer alten Burg am Rheine, — deren Beſitzer Herr von Bethmann-Holweg, — hat Herr Begas von Cöln ein höchſt ſehenswerthes Bild gemalt, welches auf einige Tage im hieſigen Städel'ſchen Muſeum den Kunſtfreunden zur Beſchauung dargeboten iſt. Uns beeilend, dieſelben hiervon in Kenntniß zu ſetzen, glauben wir in Kürze das Geſchichtliche in Erinnerung bringen zu müſſen, welches den Stoff zu der hier dargeſtellten Scene gegeben.

Ehrſucht, Willkühr und Weltluſt waren herrſchend geworden im eilften Jahrhundert ſowohl unter den Geiſtlichen, als unter den Laien, ſo daß jene von dieſen ſich oft ſelbſt nicht einmal der Tracht nach unterſchieden. Fürſten verkauften Kirchenämter, Biſchöfe kämpften mit dem Schwerte gegen weltliche Fürſten; in Deutſchland mißbrauchte Heinrich III. die kaiſerliche Gewalt gegen die Großen des Reiches, in Italien ſetzte er die drei Päpſte ab, die um die Statthalterſchaft Chriſti ſtritten. Indeſſen war Hildebrand, der Sohn des Zimmermannes Bonizo zu Soane in Toskana, Mönch und bald darauf Erzieher Heinrich's, des Sohnes des Kaiſers, geworden. Und dem Kaiſer träumte: „Hildebrand ſitze mit ſeinem Söhnlein am Tiſche, und mit Hörnern an ſeinem Kopfe, die hoch bis zum Himmel reichten, ſchleudere er den jungen Heinrich in den Koth." Nur auf Verwendung der Kaiſerin ſoll ihr Gemahl den Entſchluß aufgegeben haben, den verhängnißvollen Mönch Hungers ſterben zu laſſen.

Schon in den nächſt darauf folgenden Jahren wurde Hildebrand der einflußreichſte Rathgeber des Papſtes, — ſein Zögling im Jahre 1056, fünfzehnjährig, als Heinrich IV., König der Deutſchen. Während aber dieſer durch Gewaltthätigkeiten und Ausſchweifungen die Zuchtloſigkeit noch ſteigerte, die in Kirche und Reich eingeriſſen war, arbeitete der Zimmermannsſohn von Soane, gleich ſtrenge gegen ſich, wie gegen Andere[1]),

1) Deßhalb nannte der fromme und gelehrte Cardinal Damiani ihn ſeinen „heiligen Tyrannen," ja ſogar ſeinen „heiligen Satan."

an einer durchgreifenden Reformation der gesammten abendländischen Kirche. Mit aszetischer Begeisterung strebte er das altpäpstliche Ideal möglichst zu verwirklichen, wonach der Geistliche, von der Familie abgeschieden, durch Selbstbeherrschung die Herrschaft über die Gemeinde, und die kirchliche Hierarchie, von der weltlichen Gewalt völlig emancipirt, durch strenge Disziplin unter dem Statthalter Christi, die Souveränität über die irdischen Gewalthaber erringen sollte.

Sein Streben fand Anerkennung bei den eminentesten Geistern seiner Zeit, weil er die dominirenden Ideen der Kirche zu einem großen architektonischen Ganzen vereinigte; seiner überragenden Geistes- und Willensstärke wurde im Jahre 1073 die päpstliche Krone zuerkannt.

Als nun Heinrich IV. sowohl die weltlichen als die kirchlichen Gesetze mit Füßen trat; und die furchtbar von ihm mißhandelten Sachsen das Oberhaupt der Christenheit um Hülfe anflehten, zumal „das römische Kaiserthum ein ewiges Lehn von Rom sei," forderte Gregor VII. den übermüthigen König zum Gehorsam auf und beschied ihn, sich zu verantworten, vor eine römische Kirchenversammlung.

Wer den Bischof von Rom für den höchsten irdischen Stellvertreter Christi, für das Oberhaupt der Kirche halten muß, dem die höchste Binde- und Lösgewalt verliehen, der muß auch, ob Kaiser, Bischof oder weß' Standes er sei, ihm unbedenklich gehorchen, wenn er als Oberhirt ihn zur Verantwortung zieht. Aber Heinrich trotzte seinem geistlichen Oberherrn, berief eine Synode nach Worms, und vermaß sich, die hier ausgesprochene Absetzung des Papstes, demselben durch einen Abgesandten in der gerade zu Rom versammelten Synode vorlesen zu lassen.

Gregor, auf das Beispiel des h. Ambrosius, Gregor's des Großen und des Papstes Zacharias sich stützend, sprach in Uebereinstimmung mit der Synode — den Bannfluch über den kirchlichen Empörer, untersagte ihm die Regierung und entband alle Unterthanen desselben des ihm geleisteten Eides.

Fast alle Reichsfürsten sagten von dem Gebannten sich los und beschlossen auf dem Fürstentag zu Tribur, sich einen anderen König zu wählen, falls Heinrich nicht binnen Jahresfrist sich von dem Banne befreie. Zugleich luden sie den Papst zu einem in Augsburg zu haltenden Fürstentage ein, auf welchem alle Zwistigkeiten geschlichtet werden sollten.

Wirklich begab Gregor, des harten Winters ungeachtet, sich auf den Weg nach Augsburg, erfuhr aber zu Vercelli, daß Heinrich, der, von Allem verlassen, sich zur Kirchenbuße entschlossen, bereits in der Nähe angelangt sei. Aber Mathilde, die fromme Markgräfin von Toskana,

mißtraute dem hinterlistigen König, und bewog den Papst, sich auf ihr starkbefestigtes Schloß nach Canossa zu begeben.

Hierhin folgte ihm Heinrich, nur begleitet von seiner Gemahlin, seinem Söhnlein und einem Manne von mittelmäßiger Herkunft, und ließ dem Papste sein Gesuch um Lösung des Bannspruches vorlegen. Gregor wollte erst auf dem Fürstentage zu Augsburg seinen Entscheidungsspruch thun, und obgleich, da der jährige Banntag drängte, Heinrich sich zu jeder Genugthuung bereit erklärte, und Mathilde und ihre Mutter, die Markgräfin Adelheid von Susa, und Hugo, Abt von Clügny und Pathe Heinrich's und viele Andere den Papst mit Fürbitten bestürmten, so widerstand derselbe doch lange, weil er an der Aufrichtigkeit des Königs zweifelte, und gestattete zuletzt, wie wohl ungern, daß derselbe Buße thue für die dem apostolischen Stuhle zugefügte Beleidigung. Er selbst that demnächst den geistlichen und weltlichen Fürsten Deutschlands den weiteren Verlauf in folgender Weise kund: „Drei Tage lang, nach Ablegung alles königlichen Schmuckes, elendiglich (miserabiliter), nämlich baarfuß und in Wolle gekleidet, vor der Pforte stehend, ließ der König *nicht eher* ab, mit vielen Thränen um die Hülfe und Tröstung des apostolischen Erbarmens zu flehen, bis daß er alle Anwesende, die das Geschrei vernahmen, zu solchem Mitleid und Erbarmen bewegte, daß sie mit vielen Bitten und Thränen für ihn flehten, und Alle über die ungewöhnliche Härte unseres Sinnes staunten, einige sogar ausriefen, es walte in uns nicht sowohl der Ernst apostolischer Strenge, als gewissermaßen die Grausamkeit tyrannischer Wildheit[2]). Endlich, von der Beharrlichkeit seiner Reue und durch so vieles Flehen aller Anwesenden überwunden, haben wir ihn, nach Lösung des Bannfluches, in die Gnade der Gemeinschaft und den Schoos der heiligen Mutter, der Kirche, wieder aufgenommen, nachdem er zuvor die vorgeschriebene Bürgschaft geleistet," — daß er nämlich an einem von dem Papste zu bestimmenden Tage sich vor ein Fürstengericht stellen werde, wo dann, falls er sich von den Vorwürfen reinige, er, nach des Papstes Spruch das Königthum behalten, im Gegenfall es ruhig aufgeben sollte. —

Dies ist, soweit sich mit Zuverlässigkeit ermitteln ließ, der Verlauf des denkwürdigen Ereignisses, dessen wichtigstes Moment darzustellen — dem Künstler, dessen Bild wir nun zu beschreiben haben, aufgegeben war.

---

2) Sed quasi tyrannicae feritatis crudelitatem. Greg. P. VII. Epist. L IV. ep. 12. ad Germanos in Concil. ed. Harduin Paris 1714. T. VI. P. 1. col. 1356.

Wahrſcheinlich dazu beſtimmt durch die Architektur der alten Burg, in welcher das Gemälde aufgeſtellt werden ſoll, hat Herr Begas demſelben die Form gegeben, welche die Fenſter vieler rheiniſchen Ritterburgen aus der Uebergangszeit haben, an denen über zwei niedrigeren halben Seitenbogen ſich der faſt hufeiſenförmige mittlere Bogen erhebt. Der Blick des Betrachtenden wird aber gleich auf den büßenden König hingezogen, der in der Mitte des Bildes, baarfüßig, in weißgrauem Büßergewande, mit ungeordnetem, ſtarkem Haupthaare, wie mit verhaltenem Grolle zur Erde ſchauend, mit der linken Seite ſich an die Pforte eines mit kleineren Säulen verzierten Gebäudes lehnt, als harrte er unmuthig, daß ihm dieſelbe geöffnet werde.

Ueber der Pforte ſteht auf einem Altane, rechts Gregor, in weißem Hausgewande mit rothſammtnem Kragen und gleichfarbiger Kappe, ein blühender Greis, mit reich herabwallendem Barte, nicht unähnlich einem Hohenprieſter aus altrömiſcher Königszeit. Mit zuſammengezogenen Augenbraunen vor ſich hin, wie nach fernem geiſtigen Ziele hinſchauend, drückt er die geſchloſſene Rechte auf ſeine Bruſt, womit angedeutet werden ſoll, daß er ſeiner feſten Ueberzeugung nach der Fürbitte der Gräfin Mathilde nicht nachgeben könne, die neben ihm auf der anderen Seite des Altans, mit geneigtem Haupte zu ihm aufblickend, auf die Flehenden hindeutet, welche auf beiden Seiten der Schloßpforte den Vordergrund des Bildes einnehmen. Dicht hinter dem Papſte ragt rechts der Kopf des Kreuzträgers hervor; links ſteht mit unbedecktem Haupt ein Ritter, vielleicht der Hauptmann der Leibwache der Gräfin; denn hinter ihm gewahrt man noch einige mit Lanzen bewaffnete Krieger.

Unter dem Altane, im Vordergrunde knieen, flehend, zwei weibliche Figuren, von denen die eine auf der linken Seite höherem, die andere auf der rechten Seite niederem Stande anzugehören ſcheint. Neben der letzteren ſitzt auf einem Säulencapitäl ein junger Geiſtlicher, etwa des Königs Kaplan, der dieſelbe über die Nothwendigkeit der Kirchenbuße zu bedeuten ſcheint, während hinter ihm ein Edelmann die Rechte zum Papſte emporhebend um Erbarmen für den Büßenden fleht. Näher der Mauer des Schloſſes ſitzt auf derſelben Seite, mit ſchwarz umflortem Haupthaare, in tiefem Schmerze verſunken, eine edle weibliche Geſtalt, wahrſcheinlich die Gemahlin Heinrich's, und über ihr ſchaut mit dem Ausdrucke des innigſten Mitleidens ein ſchöner Knabe, wohl des Königs Sohn, zum Büßenden empor.

Auf der anderen Seite ſteht hinter der knieenden Jungfrau ein Bauersmann, in kurzem braunen Wamms, mit umgehängter Hirtentaſche, der mit erhobenen Armen den Oberhirten der Gläubigen um

Erbarmen für den tiefgedemüthigten Fürſten anruft; hinter ihm nachdenklich theilnehmend, ein ältlicher Mann, der den Lehrſtand zu repräſentiren ſcheint. Den Schluß dieſer Gruppe bildet nach der Mitte zu ein anmuthiger Knabe, der, nahe an der Pforte ſitzend, zum König aufſchaut, — auf der anderen Seite ein liebliches, kleines Mädchen, welches, an die knieende Jungfrau ſich anſchließend, recht kindlich Antheil nimmt an der allgemeinen, aber von ihm noch nicht verſtandenen Betrübniß.

So ſind um den büßenden König, der die Mitte des Bildes einnimmt, die Figuren in drei Gruppen geordnet, rechts und links die Flehenden und ſtill Trauernden, auf dem Altane der Papſt und die fürbittende Gräfin und deren Gefolge.

Bevor wir jedoch über die Conception des Bildes ſelbſt uns einige Bemerkungen erlauben, drängt es uns, der Meiſterhaftigkeit zu huldigen, mit welcher daſſelbe ausgeführt worden. Vor Allem des ausgezeichnetſten Lobes werth, und als ein weſentlicher Fortſchritt in der neueren Kunſtbildung zu preiſen iſt das reizende Colorit, die zugleich gediegene und ſanfte Färbung und Beleuchtung des Ganzen, die Harmonie, die, wie ein milder Zauber, über daſſelbe ausgegoſſen, an die beſten Werke der Italiener erinnert. Licht und Schatten ſchmelzen wunderbar ineinander, und obgleich alle einzelnen Partieen ſich klar und plaſtiſch von einander abſondern, macht ſich nirgends ein ſcharfer Umriß bemerklich. Die Carnation athmet ein warmes künſtleriſch verklärtes Leben; überall in ſchönem Einklange mit der milden Betonung der übrigen Umgebung. Mit gleicher Trefflichkeit ſind die Gewandungen überall angelegt und ausgeführt, und die Säulen, wie alles ſonſtige architektoniſche Beiwerk verrathen zugleich das ſorgfältigſte Studium und den höheren, harmoniſirenden Sinn eines denkenden Künſtlers. Ebenſo geſchmackvoll und verſtändig iſt durchgängig die Zeichnung, deren Anmuth nur durch die etwas ſtarre Haltung des Papſtes und die ſtarke Rückbeugung des Kopfes bei den zwei Hauptfiguren beider Seitengruppen in Etwas gemindert wird.

Dieſe Rückbeugung iſt allerdings hinlänglich motivirt durch die Anordnung des Ganzen; gerade hinſichtlich dieſer aber ſind uns Bedenklichkeiten aufgeſtiegen, die zu beſeitigen uns nicht hat gelingen wollen. Dadurch, daß Heinrich eine erhöhte Stellung in der Mitte des Bildes gegeben, iſt der Papſt und ſeine Umgebung zu weit in die Höhe gerückt worden, ſo daß ſein Haupt bis nahe an die äußerſte Wölbung des mittleren Bogens emporragt. Dieſe Gruppe, die unbeſtreitbar, wenn nicht die meiſte, ſo doch jedenfalls eine gleiche Aufmerkſamkeit anſprechen müßte, wie der büßende König und die beiden Seitengruppen, erſcheint ſchon durch die Ferne, in welche ſie gehoben, als die minder bedeutende und unwill-

kührlich wird der Blick ſtets auf Heinrich, als die Hauptfigur zurückgelenkt. Gregor hingegen, der doch hier als das Oberhaupt der Chriſtenheit und nach damaliger Vorſtellung der Gläubigen, als derjenige zur Anſchauung kommen ſollte, dem, bis zur Wiederkunft Chriſti, als dem Stellvertreter deſſelben, das Regiment über die ganze Erde anvertraut war. — Gregor erſcheint ſelbſt in der oberen Gruppe nicht in der ihm zukommenden Majeſtät, da er nur die eine Seite des Balkons einnimmt, deren andere Hälfte der für dieſe Scene, wie überhaupt für ihre Frömmigkeit wohl zu weltlich geſchmückten Gräfin Mathilde eingeräumt worden. Eben ſo wenig können wir es billigen, daß Gregor, der ein aszetiſch-ſtrenges Leben geführt, und den annaliſtiſchen Ueberlieferungen nach ein von geiſtiger und ſeliſcher Arbeit und Faſten abgezehrtes Ausſehen hatte, mit blühender Geſichtsfarbe, und, von den Medaillen abweichend, ſtatt mit kurzem, mit langem Barte, und Mathilde, die in Gregor den Nachfolger Petri verehrt, mit ſtark entblößtem Nacken dargeſtellt, anderſeits es auf keine Weiſe angedeutet worden, daß Heinrich ſeine Buße bei ſtrenger Winterszeit gethan. Am Wenigſten endlich ſcheint uns die Auffaſſungsweiſe des Momentes gelungen, der in der Geſchichte des Mittelalters unſtreitig eine andere Bedeutung anſpricht, als diejenige, welche hier zur Anſchauung gebracht worden.

Gregor VII. war der erſte Papſt, welchem die Idee einer römiſch-katholiſchen Theokratie nicht nur zur klaren, vollſtändig ausgebildeten Vorſtellung gekommen, ſondern auch zum unabänderlichen, höchſten Princip ſeines ganzen Dichtens und Trachtens geworden. Ihm gegenüber trat die Willkühr und der Uebermuth des höchſten weltlichen Fürſten, der, ſelbſtherrlich, ſich „von Gottes Gnaden König der Deutſchen" nannte, aber durch den allgemein herrſchenden Glauben an die geiſtliche, und zuhöchſt an die päpſtliche unumſchränkte Binde- und Lösgewalt ſich genöthigt fand, in äußerſter Demüthigung das Oberhaupt der Kirche als ſeinen Oberherrn anzuerkennen. Dieſer Moment, in welchem geſchichtlich die Papſtgewalt ihren Culminationspunkt erſtiegen, erheiſchte, den Papſt auch zum beherrſchenden Mittelpunkt der Darſtellung zu machen, was nur dadurch geſchehen konnte, daß der Moment zur Anſchauung gebracht wurde, in welchem Gregor den, durch ſtrenge Büßung gedemüthigten und erſchöpften König von dem fürchterlichen Bannfluche löſ'te, den, aller Fürbitten ungeachtet, der Papſt drei volle Tage hindurch zu löſen ſich geweigert. In dem Bilde hingegen iſt die Fürbitte zum Hauptmotiv geworden, und — der Geſchichte zuwider — der Papſt während des Königs Buße in deſſen Nähe gebracht, den doch erſt am vierten Tage Gregor vor ſich erſcheinen laſſen, um ihn mit der Kirche zu verſöhnen.

Wie der Sklave frei wird, wenn er freien Boden berührt, wie dem zum Tod Verurtheilten Begnadigung zu Theil wird, wenn er dem Fürſten, in Rom ſogar, wenn er einem Kardinale begegnet, ſo ziemt ſich, wo die Geſchichte nicht ausdrücklich das Gegentheil berichtet, einem zum kirchlichen Tod Verdammten den Papſt nur als begnadigend gegenüber zu ſtellen.

Welche Anſicht man indeß hinſichtlich der Auffaſſungsweiſe jenes Momentes auch hegen möge, ſo wird doch gewiß jeder Kunſtfreund nur ungern von einem Bilde ſcheiden, welches des Trefflichen, ſelbſt des Vollendeten ſo Vieles ihm darbietet, und, dem einſtimmigen Urtheile der Künſtler zufolge, die ſich um daſſelbe verſammelt, namentlich durch Colorit und Zeichnung jedenfalls dem Vortrefflichſten zur Seite geſtellt zu werden verdient, was die neuere Zeit hervorgerufen hat.

d.

Vallenberger, Stange, Zwengauer.

Andacht und Liebe haben die chriſtliche Malerei in's Daſein gerufen. Man wollte Anderen, man wollte ſich ſelbſt den Heiland, die jungfräuliche Mutter, und alle die Heiligen vergegenwärtigen, die, alles Irdiſche, alles Endliche der Liebe zu Gott und den Menſchen aufopfernd, dieſen ebendamit Unendliches offenbart, das Bewußtſein unendlicher Beſtimmung verliehen, ſie zur Nachfolge begeiſtert, und Gefühle der Verehrung und des Dankes in ihren Herzen erweckt hatten, die in der Wortſprache keinen zureichenden Ausdruck mehr fanden. Aber alles Innere ſtrebt nach Offenbarung; das Geiſtige will als Allgemeines anerkannt werden, das Gefühlige bedarf der Mittheilung an Andere und ihres Mitgefühls. Verehrung und Liebe ſind Genüſſe, die erſt dadurch zu ihrer Fülle gelangen, daß immer Mehreren an denſelben Theil gegeben wird. Iſt nun in der chriſtlichen Andacht und Liebe der Gegenſtand ein unendlicher, ſo laſſen auch die von ihm erweckten Gefühle ſich nur annäherungsweiſe ausſprechen. Nicht mehr genüget das nur leiſe andeutende, durch beſtimmendes Denken vermittelte Wort. Die Seele, die Empfindung und Begeiſterung die aus dem Antlitz des Heiligen hervorleuchtend, in das Gemüth des Gläubigen einſtrahlen, werden, aus dieſem zurückſtrahlend, zum Bilde; die Liebe, der Geiſt, die von jenem in die Menſchheit eingeliebt und eingeſprochen werden, brechen als Geſang aus dem übervollen Herzen hervor, zurückſtrebend in das Herz, aus welchem ſie erſtanden.

So iſt die chriſtliche Malerei und Muſik nur das Ringen: Unendliches, Unausſprechliches zur Anſchauung, zur Vernehmung zu bringen, daher auch jene in ihrer Blüthenzeit vorzugsweiſe Geiſt und Em-

pfindung athmet, wie ſie auf unbeſchreibliche Weiſe im Antlitz ſich kund thun. Alles Uebrige, wie es dem Weſen nach eine untergeordnete Bedeutung anſpricht, wurde deßhalb auch lange minder beachtet. Wie aber der Gläubige, wenn ihm erſt das Allerheiligſte gegenwärtig geworden, nach und nach alles Schönſte und Beſte der Schöpfung zur Ausſchmückung des Altars und ſeines Tempels verſammelt, Nichts geringſchätzend, was zu deſſen Verherrlichung zu dienen vermag, ſo haben auch die chriſtlichen Künſtler demnächſt ſich beſtrebt, Alles die Heiligen Umgebende möglichſt zu vollenden, der unſchuldigen Naturwelt hierin nachfolgend, welche zwar ihre Blüthen am reichlichſten ausſtattet, aber auch die Zweige und Blätter kunſtreich geſtaltet, über denen jene ſich zur Sonne erheben.

Dieſe innige Gegenwart des künſtleriſchen Gemüthes in ſeinem Werke, dieſe Hingebung der Liebe an ihren Gegenſtand, welche gleichſam ſelbſt Himmel und Erde, Baum, Pflanze, Gewand und Stein wird, um den Geliebten zu ſchmücken, die Treue und Ausdauer bei Vollbringung des Werkes, die ſich in ſo manchen Kunſtgebilden der altitalieniſchen und altdeutſchen (vorzüglich der niederländiſchen) Schulen kund geben, — ſie ſind es, die denſelben eine ewige Jugend, eine ſtets ſich erneuende Anerkennung und Wirkſamkeit verbürgen.

Wie nun die unmittelbare Anſchauung des Göttlichen und die urſprünglich göttlich-menſchliche Liebe das Chriſtenthum, wie die höchſten Typen des Gottmenſchlichen einen Himmel voll heiliger, — wie dieſe heilige Welt dann ein Paradies voll naiver Kunſtblüthen in's Daſein gerufen, ſo haben wiederholt auch dieſe urſprünglichen Kunſtwerke wieder künſtleriſche Gemüther begeiſtert, und ſie angeregt, die Andacht und Liebe auszuſprechen, die durch das Anſchauen jener erweckt worden.

Als reinen, kindlich unbefangenen Widerklang dieſer Art bietet ein kleiner Tabernackel ſich uns dar, der jetzt in dem hieſigen Städel'ſchen Muſeum ausgeſtellt iſt, und in mehr als einer Beziehung die innige Anerkennung verdient, die ihm bereits reichlich zu Theil geworden iſt.

Herr Ballenberger von Anſpach, dem wir dieſe ungemein zierliche Arbeit verdanken, — bis vor wenigen Jahren zur Maurerzunft gehörend, war, zuerſt von Liebe zu den Denkmalen der altdeutſchen (ſg. gothiſchen) Baukunſt ergriffen, dann zu München veranlaßt worden, ſich der Malerei zu widmen. Seit zwei Jahren unter Leitung des Directors des hieſigen Kunſtinſtituts, des Herrn Veit, arbeitend, hat er in jenem Tabernackel uns das zweite von ihm vollendete Werk dargeboten. Auf dem mittleren Bildchen ſehen wir in einer gar lieblichen Landſchaft die heilige Mutter [illegible] ihre in der Ferne liegende prächtige Burg verlaſſen [illegible] genden Bedürftigen ihre Gaben zu ſpenden.

Auf den beiden Seitenbildern ſtehen Heilige, auf dem rechten Flügel Franziskus von Paula und Benedikt, auf dem linken Aloyſius und Joſeph. Den Tabernackel ſelbſt und ſeine Verzierungen hat der Künſtler im reinſten ſg. gothiſchen Style gearbeitet, und wie jedes Detail mit liebenswürdiger Sorgfalt ausgeführt, ſo ſind auch die einzelnen Partieen wieder zu einem ſehr anmuthigen, harmoniſchen Ganzen vereinigt, — Alles friedlich und anſpruchlos, wie der junge Künſtler ſelbſt. Mußte es uns freuen, in dem gleichzeitig ausgeſtellten großen Bilde von Begas eine ſeltene Meiſterſchaft in Colorit und Zeichnung bewundern zu können, — die reife Frucht zugleich eines reichen eigenthümlichen Talentes und mannichfacher Studien in Paris (bei David), dann in Italien und Berlin, — ſo verſenkten wir doch nicht minder gern uns in jene alterthümliche Stillſeligkeit, die aus jenem Tabernackel, wie mit ein Paar treuen blauen Augen, uns an eine alte, unvergängliche Liebe zu erinnern ſcheint. Auch hier thut eine Meiſterſchaft ſich kund, — die Meiſterſchaft eines tiefen, liebinnigen Gemüthes, welches durch frommen Fleiß, Geduld und Demuth die Schwierigkeiten überwindet, und Gediegenes und Liebliches hervorbringt, weil gediegener Ernſt und Liebe in ihm walten.

Noch mehrere andere Bilder finden ſich jetzt in der Nähe des kunſtreichen Tabernackels aufgeſtellt. Nur zwei jedoch möchten hier beſonders zu erwähnen ſein, inſofern auch ſie von eigenthümlicher Meiſterſchaft Zeugniß geben, während die übrigen von Poſe, Ruſtige und einigen Anderen den Anſprüchen nicht genügen, zu denen frühere, treffliche Arbeiten dieſer Künſtler uns berechtigt haben.

Herr Stange von München aber hat uns einen Sonnenſchein zur Anſchauung gebracht, der um ſo dankbarere Anerkennung gebietet, je ſchwieriger es iſt, die glänzenden Nüancen jenes Phänomens darzuſtellen. Wir finden uns hier in eine wildeinſame, felſigte Berggegend verſetzt, über welcher die nachmittägliche Sonne durch leichten Duft- und Wolkenſchleier ſtrahlt. Ein Fuchs, der aus einer in der Mitte ſich aufthürmenden Felſengruppe hervorſchleicht, ſtört nicht, ſondern bezeigt vielmehr die Einſamkeit, in welcher hier der Sonnengott der Mutter Erde naht, als wollte er auch in den Felſen durch den erwärmten Duft Leben zünden, der in mannichfaltigem Glanze das Tagsgeſtirn umſchwebt. Nachdem auf dieſe Weiſe Herr Stange uns gezeigt, daß er der Sonne und ihres wonnigen Lichtglanzes Meiſter iſt, bleibt uns nur noch zu wünſchen, daß er in künftigen Bildern ſie auch in reicher Landſchaft ſcheinen laſſen möge, da erſt in ſolcher ſie ſich in ihrer ganzen Herrlichkeit offenbart.

Das andere Bild, welches unſere Aufmerkſamkeit feſſelt, iſt eine große Landſchaft von Herrn Zwengauer, welcher uns von waldbedeckter Ber-

geshöhe in eine weite, von Bergeszügen begrenzte Ferne hinabsehen läßt. Schon längst ist die herbstliche Sonne hinter den Wolkenschichten hinabgesunken, die ihr ermattender Strahl nicht mehr zu überwältigen vermochte. Nur ein gelblicher Schimmer, der über dem grauen Wolkenzuge sich in die kühle Luft verliert, erinnert noch an den schwindenden Tag. In dem Thale aber, welches ein Fluß durchschlängelt, und über den fernen Gebirgen lagern schon kalte, nächtliche Nebelgespinnste, während im dämmernden Vordergrunde einige Landbewohner ihrem Wohnorte zueilen. Der hier dargestellte, eigenthümlich poetische Naturmoment ist glücklich aufgefaßt, und wenn auch die Ausführung im Einzelnen bei näherer Betrachtung nicht jene Gediegenheit, jene markige Plastizität zu erkennen gibt, ohne welche kein Kunstwerk als vollendet anzusehen, so ist doch in der harmonischen Haltung des Ganzen, in der kühnen und doch treuen Auffassung der reichen, landschaftlichen Scene eine gewisse Meisterhaftigkeit nicht zu verkennen. Ein großer Naturgedanke ist zur Anschauung gebracht, und Alles auf den Gesammteffekt berechnet, den es auf diejenigen nicht verfehlen wird, welche nicht mit einseitigen, ausschließenden Prätensionen und vorgefaßten Meinungen den Werken der Künstler sich hingeben. Uns wird die hier dargebotene Aussicht in einen kühlen Herbstabend ebenso als ein Erlebniß in Erinnerung bleiben, wie die treffliche Landschaft von Funk von Herforden, die vor Kurzem hier ausgestellt gewesen, und gleichmäßig durch sorgfältige Ausführung, Lebendigkeit, Wärme und harmonische Färbung einen neuen, erfreulichen Beweis des ächten Talentes dieses Künstlers geliefert. . .

(„Die Brandung"
von Achenbach).

Die Natur bleibt ewig jung und ihre Reize üben immer und überall einen wunderbaren Zauber auf das Gemüth des Menschen, wenn sich sein inneres Auge erschlossen, wenn er aus dem Alpdrücken der Noth und der Bedürfnisse zum sinnigen, beschaulichen Leben erwacht. Der Chinese weidet sich an der Blüthe seiner Pflaumenbäume, wie der Araber an den zahllosen Blüthen des gestirnten Himmels; der Osmane genießt, ruhend auf grünendem Hügel, der Heiterkeit des Meeres, wie der Bretone sich träumend in die schäumende Brandung an seinen Felsenufern versenkt; den Schweizer, wie den Hochländer, wie den Norweger heimelt es magisch nach ihren Hochthälern und Firnen. Ebenso hallt aus den Poesieen

aller Zeiten der Preisgeſang der Natur-Schönheiten und -Erhabenheiten wieder, aus dem Schi-king, wie aus dem Mahabarath und der Gita-Govinda, aus den Pſalmen, wie aus Theokrit, aus Virgil, wie aus den Liedern der Minne, aus Oſſian und Taſſo, aus Milton, Klopſtock und viel tauſend andern Dichtern!

Wie aber erſt in der neueren Zeit, durch tieferes Schauen und Forſchen, die Natur in ihr wahres Recht eingeſetzt worden, ſo hat auch in der Poeſie, wie in der bildenden Kunſt erſt in den letzten Jahrhunderten die künſtleriſche Darſtellung der äußeren Natur eine ſelbſtzweckliche Bedeutung gewonnen, und die ſelbſtſtändigen Naturſchilderungen oder Dichtungen ſowohl in der Malerei als in der Poeſie ſind recht eigentlich als Kinder des der Neuzeit angehörigen, innigeren, geiſtigeren Umgangs des Menſchen mit der Natur anzuſehen. Man hatte ſich ſo weit in das Uebernatürliche verſtiegen und theilweis an Widernatürliches verloren, daß ein rechter Heißhunger nach der Natur ſich entzündet, und auch die Kunſt, die ſtets der lebenvollſte Ausdruck des innigſten Dichtens und Trachtens iſt, ſich von phantaſtiſcher Darſtellung des Himmels und der Hölle zu ſorgfältiger Nachbildung ſelbſt der gemeinſten, unmittelbaren Wirklichkeiten hinwandte. Die Niederländer ſind in dieſer Richtung bis zum Aeußerſten der Darſtellbarkeit vorgedrungen, während die poetiſche Natur Italiens und der Italiener dieſe letzteren die künſtleriſche Grenze nur ausnahmsweiſe hat überſchreiten laſſen. Je inniger indeß Geiſt und Gemüth der Menſchen ſich der Natur hingaben, um ſo lebhafter trat ihnen aus derſelben von allen Seiten das Bedeutungsvolle, Gemüthliche, Geiſtige entgegen; je tiefer der ideelle Zuſammenhang im Univerſum geahnet, empfunden, erkannt wird, um ſo mehr ſtrebt auch der künſtleriſche Genius, denſelben in ſeinen Erzeugniſſen zu veranſchaulichen. Die möglichſt treue Darſtellung des Wirklichen wird eben damit zum bloßen Mittel herabgeſetzt zur Verſichtbarung reicher, poetiſcher Daſeins- und Lebensmomente, und die Meiſterſchaft im Techniſchen erſcheint nur mehr als unentbehrliche Vorausſetzung zur gediegenen Veranſchaulichung poetiſcher Ideen.

Wenn nun in neueſter Zeit, wo das Scheidewaſſer der Kritik über die geſammte Vergangenheit mit ihren ächten und falſchen Kleinodien ergoſſen, wo die ganze hiſtoriſche Glaubenswelt in das Prüfungs- und Verklärungsfeuer des allgemeinen Geiſtes geſtürzt worden, wenn jetzt ſich ſo viele künſtleriſche Beſtrebungen der Gegenwart und namentlich der unendlich mannigfaltigen Natur zugewendet, ſo iſt dies vor Allem als ein geſchichtlich-nothwendiges Ereigniß anzuerkennen und zu würdigen; dann auch iſt der frohen Hoffnung Raum zu geben, daß nun ebenwohl

dieſe Seite des Daſeins ihre volle Verherrlichung von der Kunſt empfangen werde. Und ſchon haben wir, um nur des Nächſten zu gedenken, in dem kurzen Zeitraume weniger Jahre eine Reihe von Bildern hier ausgeſtellt geſehen, die uns jene Hoffnung als wohlbegründet dargethan haben. Wir nennen zuerſt den genialen Leſſing, deſſen landſchaftliche Darſtellungen wir aus dem tüchtigen Boden der Naturwahrheit erblühende romantiſche Dichtungen nennen möchten, ebenſo ausgezeichnet durch techniſche Vollendung als durch poetiſche Bedeutſamkeit. Ihm, dem kräftigen, originellen Sohne des Nordens ſchloſſen zu beiden Seiten ſich der ſanfte Poſe mit ſeinem anmuthigen Bilde und der gemüthreiche Funk von Herforden mit ſeinen landſchaftlichen Idyllen an, während vom Süden herauf wir durch die großartigen Leiſtungen des leider ſo frühe dahingeſchiedenen Fries in eine ſonnigere, lebenvollere Zone hingezaubert wurden, in welcher überall die Poeſie der Geſchichte durch ihre Denkmale mit der hochpoetiſchen Natur zu wetteifern ſcheint. Ihm folgten — auf der einen Seite, vom Himmelslichte begeiſtert, der treffliche Stange mit ſeinen plaſtiſchen Hymnen auf die Sonne, auf der anderen der jugendfriſche Morgenſtern, deſſen Anſichten von Tivoli und Capri uns ſtets wie eigene Erlebniſſe gegenwärtig bleiben werden.

Noch war des Meeres Majeſtät uns nicht zur Anſchauung gebracht worden. Einige kleine Seeſtücke von Achenbach von Düſſeldorf ließen zwar Vieles für die Zukunft hoffen; aber es waren eben nur ſchöne Hoffnungen. So ſchön indeß die Hoffnungen auch waren, ſo hat dieſer junge Künſtler ſie dennoch jetzt weit übertroffen durch das große Bild [3]), welches er, — faſt unglaublich, — in wenigen Monaten vollendet und heute im Städel'ſchen Muſeum den Künſtlern und Kunſtfreunden zu überraſchendem Genuſſe dargeboten hat.

Schon entfernt ſich grollend das Unwetter mit ſeinem nachtgrauen Wolkenheer; denn vergeblich hat es gegen die ſtolzen Felſenmaſſen getobt, die ſich auf der rechten Seite des Bildes emporthürmen, und den Vordergrund bilden zu den Gebirgen, die auf dieſer Seite das Meer fernab begrenzen. Aber die hohle See iſt zurückgeblieben, und wüthend wälze ſie eben auf ungeheurer Woge ein verwüſtetes Schiff faſt ſenkrecht in die Höhe, um es bei dem nächſten Wellenwurf an dem felſigen Geſtade zu zermalmen. Während dann auf der linken Seite die aufſchäumenden Wogen ſich in die wetternde, nächtliche Ferne verlieren, beſcheint durch zerriſſene Wolken das Tageslicht auf der entgegenſtehenden Seite die Wuth

3) Es mißt über 12 Fuß in der Breite bei ungefähr 8 in der Höhe.

des empörten Elementes, deſſen Sturmfluth, an dem Felſenufer gebrochen, zum Himmel aufziſcht, und, wie vor Ingrimm ſchäumend, theils abprallend in weißem Giſchte zurückſtürzt, theils über die abgeriſſenen, abgerundeten Felſenſtücke eilend herabfließt, um bald mit verſtärkter Gewalt den feindlichen Anſturz zu erneuen.

Dies die Hauptmomente eines Bildes, in welchem der entfliehende Sturm ſowohl in den Formen und Tönen der Bevölkerung, als in Bewegung und Beleuchtung des Meeres zu ergreifender Darſtellung gebracht worden iſt. Gleich bewundernswürdig iſt der Reichthum der Details und ihre Zuſammenſtimmung zu einem harmoniſchen Ganzen; gleich bewunderungswürdig die Naturwahrheit in Färbung und Zeichnung der Felſen, des Waſſers, der Wolken, und die Kühnheit, Sicherheit und Leichtigkeit in der Behandlung und Ausführung. Man ſieht den Felshäuptern an, daß ſie verwittern, die vom Meer überſprudelten Felsblöcke ſind wirklich naß; die Maſſenhaftigkeit der Wogen mit ihren halbdurchleuchtigen Spitzen, das Blendende des zurückprallenden Giſchtes, die Flüchtigkeit des Waſſerſtaubes, der von der gegeneinander ſchlagenden Brandung aufſteigt, endlich die Schwere der fortziehenden niederen, und, die Leichtigkeit der zerriſſenen höheren Wolkenpartien, dies Alles bezeugt ſowohl die fleißigen Studien als die genial reproduzirende Phantaſie des Künſtlers.

Nachdem wir hiermit der freudigen Bewunderung ihren freien Lauf gelaſſen, mit welcher das großartige Werk uns erfüllt, wird der treffliche Künſtler uns vielleicht auch einige Bemerkungen geſtatten, zu denen uns daſſelbe veranlaßt. Iſt Anſchaulichkeit und Geſchloſſenheit des Dargeſtellten eine der Hauptbedingungen eines Werkes der bildenden Kunſt, dann iſt auch die Forderung gerecht, daß, wo ein Kampf dargeſtellt wird, die feindlichen Mächte gleichmäßig zur Anſchauung gebracht werden. Es ſcheint uns daher wünſchenswerth, daß, wenn das Meer in furchtbarſter Aufregung wüthet, auch das Toben des Luftgottes vergegenwärtigt wird, durch welches daſſelbe in Aufruhr verſetzt worden. So ſcheint in dem ausgeſtellten Bilde die Wuth der Brandung einen noch wirklich raſenden Wolkenſturm zu erheiſchen, deſſen finſtere Heeresmacht zugleich den ſtarren Felſenmaſſen und der licht aufſchäumenden Brandung gegenüber ſeinen Zorn auslaſſe. Erſt hierdurch würde das Raſen des Meeres anſchaulichſt motivirt, der Geſammteffekt erhöht und die Betrachtung durch den verhängnißmäßigen Gegenſatz in gleichſchwebende Bewegung verſetzt. Das Poetiſche des Momentes aber würde um vieles geſteigert worden ſein, wenn uns nicht blos ein trümmerhaftes Schiff, welches für ſich allein keine Theilnahme erwecken kann, ſondern auch eine theils ſich an das Schiff anklammernde, theils mit den Wogen ringende Mannſchaft darge-

ſtellt wäre. Auch die Natur für ſich allein hat ihre Poeſie; aber unſre innerſte Seele wird nur dann ergriffen, wenn der Menſch den lebendigen Mittelpunkt des Naturgedichtes bildet.

Hinſichtlich der Ausführung des Bildes möchte zu erinnern ſein, daß der Künſtler, der, unſers Wiſſens ſich bisher nur in Darſtellungen von mittlerem Umfang verſucht, uns noch nicht völlig der Behandlungsweiſe ſich bemächtigt zu haben ſcheint, welche einem ſo großen Bilde in der angemeſſenen Entfernung ſeine vollſtändige Wirkung ſichert. Um die einzelnen Partieen in ihrer Vollendung zu genießen, muß man zu nahe ſtehen, um zugleich das Bild im Ganzen gehörig zu überſehen, und doch iſt der Totaleffekt nothwendig die Hauptſache. Tritt man aber in die hierzu erforderliche Ferne, dann ſprechen die verſchiedenen Partien nicht alle ſich gleich verſtändlich aus. Nicht unberührt dürfen wir endlich laſſen, daß die Seevögel, die einzigen lebendigen Geſchöpfe in dieſem Bilde, obgleich die ſehr plaſtiſch hingeſtellten Felſen im Vordergrund umflatternd, doch kaum durch ein paar Pinſelſtriche angedeutet, den Künſtler nicht erkennen laſſen, der das Waſſer in allen ſeinen Details ſo meiſterhaft ausgeführt hat. Die Natur vollendet alle ihre Werke mit gleicher Sorgfalt; in dieſer Beziehung muß allerdings Nachahmung der Natur ein Princip, — wenn auch nicht das einzige, noch das höchſte, für den Künſtler ſein.

Dies und mehrere kleinere uns zu Geſicht gekommene, allzu flüchtig, faſt nachläſſig hingeworfene Bilder des Herrn Achenbach veranlaſſen uns zum Schluſſe, den Wunſch auszuſprechen, daß der geniale Künſtler, dem wir einen ſo hohen Genuß verdanken, durch die Leichtigkeit, mit welcher er ſo Treffliches auf die Leinwand zu zaubern vermag, ſich nicht von reiflichem Ueberdenken ſeines Stoffes, von ſorgfältiger Ausführung aller Theile und von gründlicher Erwägung des hervorzubringenden Geſammteffektes ablenken und abhalten laſſe. Wem ſo viel verliehen, von dem wird auch viel gefordert; wer noch ſo jung ſchon ſo Ungewöhnliches geleiſtet, der hat ſich zu dem Höchſten verpflichtet. —

(Die Auffindung des Kreuzes und der heil. Lubentius von Settegaſt von Coblenz).

Noch brauſ't das Meer, noch ſtürmen die Wolken, noch fletſcht grimmig die Brandung ihre ſchneeweißen Zähne, und ſchaudernd ſehen wir das verſtümmelte Schiff, — eben noch die ſtolze Waſſerburg und der Triumphwagen des kunſtreichen Menſchen, — durch den Kampf wilder

Naturmächte unvermeidlicher Zerscheiterung Preis gegeben. Fürwahr ein treffendes Bild des römischen Staatsschiffes, als am Ende der alten Zeit, dahingeschleudert auf der hohlen See der Leidenschaften und Suchten, nachdem im Weltorkane Mast und Steuerruder zerbrochen, es scheiterte an den starren Felsenmännern des Nordens!

Aber schon war auf ferner Küste ein anderes, herrlicheres Schiff von der Hand der Liebe gebaut, — das Schiff der Kirche, — bemastet mit dem heiligen Kreuze des freien, aufopfernden Gehorsams. Und auf dem Schiffe stand dornengekrönt ein göttlicher Steuermann, der dem Sturme Schweigen gebot, und befriedend über die empörten Wogen das milde Oel seiner frohen Botschaft goß. Und, siehe! die Seekranken genasen bei der Berührung des Kreuzes, und die Felsenmänner neigten ihre Heldenstirne vor den Boten des Friedens, die unerschrocken das wilde Meer der Völker durchfuhren!

Was so einst die Muse der Geschichte mit diamantnem Griffel in ihre ewigen Tafeln verzeichnet, das hat, merkwürdig genug, durch ein schönes Zusammentreffen uns die Muse der bildenden Kunst hier jetzt zur Anschauung gebracht. Der gewaltigen Brandung Achenbach's gegenüber ist der Carton zu einer Kreuzfindung und der heilige Lubentius, deutsche Heiden bekehrend, (beide von Settegast von Coblenz) — aufgestellt. Jener soll als Altarbild al Fresko in der Kreuzkirche zu Thal-Ehrenbreitstein ausgeführt werden; der h. Lubentius ist ein bereits vollendetes Oelgemälde für den Hauptaltar der Kirche zu Kobern an der Mosel. Zur Anfertigung des Carton's ist Herr Settegast, ein Zögling des Direktors der hiesigen Akademie, des Herrn Veit, durch den Düsseldorfer Kunstverein beauftragt worden, der, seinen liberalen Statuten zu Folge, wenn eine Gemeinde den dritten Theil des Kostenbetrags für ein Kirchengemälde zu zahlen sich bereit erklärt, die anderen zwei Drittheile beizutragen beschlossen. Wir freuen uns, in den beiden ausgestellten Arbeiten des Hrn. Settegast die Hoffnung bestätigt zu finden, zu denen das schöne, im vorigen Jahre hier ausgestellte Madonnenbildchen desselben zu berechtigen schien.

Die Kreuzfindung, eine reiche, im Ganzen verständig geordnete Komposition von achtzehn mehr als lebengroßen Figuren, stellt, der Legende zu Folge[3]), — den Moment dar, wo das auf Antreiben der Kaiserin Helena, Constantin's Mutter, zu Jerusalem ausgegrabene Kreuz

3) Der Kirchengeschichtschreiber Eusebius, der Zeitgenosse der Kaiserin Helena, gedenkt dieses Ereignisses nicht; erst nach der Mitte des IV. Jahrhunderts weiß der h. Cyrillus davon zu erzählen.

Christi, bei welchem auch die der beiden Schächer aufgefunden worden, sich als das des Heilandes dadurch bewährt, daß eine Todte durch Berührung mit demselben dem Leben wieder gegeben worden. Die Wiederbelebte, neben dem heilenden Kreuze von der Bahre aufgerichtet, und innig dankend zum Himmel emporschauend, bildet mit Recht den Mittelpunkt der ganzen Darstellung. Auf der linken Seite kniet im Vordergrunde die Kaiserin, in verehrende Anschauung des aufgefundenen Schatzes versunken, eine edle, trefflich drappirte Gestalt. Hinter ihr steht, das Kreuz berührend, der h. Makarius, Bischof von Jerusalem, sich hinwendend zu den auf der anderen Seite sich herandrängenden Gläubigen — und Ungläubigen, wohl um ihnen die weltüberwindende Macht des Kreuztodes zu verkünden. Das Ganze ist ernst und würdig gehalten, die Zeichnung frei und bis auf weniges leicht zu Beseitigendes, rein, die Gruppirung durchgängig befriedigend. Nur auf der rechten Seite wünschten wir die Scene ebenso beruhigend abgeschlossen zu sehen, wie auf der linken Seite, was noch leicht dadurch zu bewirken wäre, daß zwei nur theilweis sichtbare Figuren durch eine mehr der Mitte angenäherte ersetzt würde. Auch läßt eine kleine, ebenfalls aufgestellte colorirte Zeichnung derselben Composition mit Grund erwarten, daß bei der Ausführung die Köpfe noch an Ausdruck gewinnen werden. Ob nicht die Composition mehr Einheit erhalten haben würde, wenn der Moment aufgefaßt worden, wo eben die Todte, durch Berührung mit dem Kreuze erweckt, in den Umgebenden die mannigfaltigen Empfindungen der Freude, des Staunens, der gläubigen Zuversicht, der Ueberraschung hervorgerufen, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Der junge Künstler hat Erfreuliches geleistet, und wird gewiß noch seinem Meister und seiner Vaterstadt zum Ruhme gereichen.

Wir können dies um so zuversichtlicher hoffen, wenn wir die Fortschritte gewahren, die das bereits vollendete Altarbild hinsichtlich des Technischen zu erkennen gibt. Das Gewand des heiligen Lubentius und die Bibel, die er hält, sind trefflich gemalt, und die Carnation des halbbekleideten, altgermanischen Ehepaares, welches vor dem katechisirenden Heiligen knieet, ist warm und kräftig, und läßt Gediegenes für das auszuführende Frescobild erwarten.

Wir begleiten den hoffnungsvollen Künstler mit unseren besten Wünschen zu seiner ersten, entfernt von seinem verehrten Meister zu vollendenden Arbeit.

2.

Der Dom von Cöln.

Als Conrad von Hochſtedten, Erzbiſchof von Cöln, im Jahre 1248 den Rieſenbau jenes Domes begonnen, der ſeines Gleichen nicht hat auf der weiten Erde, war faſt ganz Europa zu einer einigen Kirche, zu einer großen, ſtreng ineinandergefügten Pyramide erwachſen, deren dreifache Krone, dem allgemeinen Glauben nach, über die irdiſchen Wolken hinaus — in den Himmel emporragte. Alle gläubigen Völker waren Ein Volk geworden, das Volk der katholiſchen Chriſtenheit. Geſchieden waren ſie zwar noch in allen natürlichen und in den meiſten weltlichen Beziehungen; aber im Kirchlichen, Geiſtlichen verband ſie Ein Glaube, Eine Verfaſſung, Eine geheiligte Sprache, Ein Geſetz, Eine Wiſſenſchaft und Eine Kunſt, — in den Kreuzzügen ſogar Eine That, wie für die großen Kirchenbauten Ein großer Werkmeiſterbund. Und nicht nur zur Eroberung des heiligen Grabes floſſen ungeheure Geldſummen aus allen Ländern der Chriſtenheit zuſammen; auch zur Erbauung großer Gotteshäuſer (domus dei) wurden Beiträge aus fernen Gegenden dargeboten. So ſind noch Urkunden vorhanden, welche erweiſen, daß England ſehr bedeutende Beiſteuern zum Aufbau des Cöllner Domes geliefert. Auf dieſe Weiſe konnten von 1248 bis 1323 jährlich ungefähr dreihundert Arbeiter zur Ausführung jenes wundervollen Bauriſſes angeſtellt bleiben, von welchem vor wenigen Jahren durch glückliche Fügung ein koſtbares Fragment in einer Bauernhütte des Odenwaldes wieder aufgefunden worden. Leider wurde in jenen 76 Jahren nur der Chor vollendet, während von dem übrigen Gebäude die Säulen des Schiffes nur bis zur Höhe von ungefähr 40 Fuß, und einer der beiden Thürme bis zur Höhe von etwa 160 Fuß, alſo nur bis zu einem Drittheile der ihm beſtimmten Höhe ſich erhoben! Leider! denn die Zeit der höchſten Blüthe der abendländiſchen Kirche lief ſchon mit dem XIII. undert zu Ende! Die ſtolze Pyramide der päpſtlichen Weltherrſchaft

barſt entzwei von der Spitze bis zum tiefſten Fundamente — um nie mehr ihre alte Herrlichkeit wiederzugewinnen, ſondern um allmählig zur Dammerde für einen die ganze Menſchheit überſchattenden Lebensbaum zu verwittern.

Zuerſt ſpaltete ſich die päpſtliche Krone; dann erhob das Rechtsſchwert des Kaiſers ſich gegen das geiſtliche Gewaltſchwert des Papſtes. Der freie Geiſt empörte ſich gegen grauſamen Glaubenszwang; durch die ganze Chriſtenheit hallte ein lauter Schrei um unverweilte Reformation der Kirche! Und immer tiefer drang die Spaltung von dem Haupte der Chriſtenheit bis in ihr Herz, bis in ihr innerſtes Mark. Siebzig Jahre währte das päpſtliche Schisma; die weltlichen Fürſten mußten Selbſtherrſcher werden, da das geiſtliche Oberhaupt in ſich ſelbſt uneinig geworden; mit ihnen ſonderten ſich die Nationen aus der zur bloßen Form gewordenen Kirchengemeinſchaft; — überall Zwieſpalt, überall Haß und Kampf auf Tod und Leben, überall Scheiterhaufen für Templer, für Brüder und Schweſtern des freien Geiſtes, für heldenmüthige Ketzer wie für ſchuldloſe Juden!

Eine ſolche Zeit geſtattete keine großen gemeinſamen Werke. Der religiöſe Geiſt zog ſich zurück in ſein Allerheiligſtes, in das geheimnißvolle Innerſte, aus welchem nur vereinzelte Blüthen ſchwärmeriſcher Myſtik hervortrieben; die künſtleriſche Phantaſie flüchtete ſich in die ſtille Zauberwelt der Farben; der Thatendurſt drang hinaus über die Grenzen der bekannten Welt. Aber der Cölniſche Dom blieb unvollendet — auf lange Zeiten hin ein erhabenes Denkmal zugleich des großartigſten Menſchenvereines, den bis dahin die Geſchichte geſehen, und der Vergänglichkeit auch der reichſten Lebensgeſtaltung, wenn ſie zum Kerker geworden für den auf- und fortſtrebenden unendlichen Geiſt! Wie Petrarka jenen erhabenen Torſo im J. 1350 geſehen und beſchrieben, ſo findet er ſich noch abgebildet in der Nürnberger Chronik, welche im J. 1493 erſchien. Selbſt als der Gipfel eines Strebepfeilers des Chores (um 1435) zuſammengeſtürzt, wurde nicht einmal ein Verſuch zu deſſen Herſtellung gemacht. Erſt 300 Jahre ſpäter (im J. 1736) wurden die Flügel mit einem hölzernen Dache verſehen; aber während vollen fünf Jahrh. — von 1324—1824 — wurde nicht ein einziger Stein dem herrlichen Bauwerke hinzugefügt.

Alles war indeſſen anders geworden! Das Erzbisthum Cöln — einem proteſtantiſchen Königreich einverleibt; die römiſch-katholiſche Kirche, nun ſelbſt ein welthiſtoriſcher Torſo, wie der Cölniſche Dom, in zahlloſe mehr oder minder widerrömiſche Kirchen ſich ſpaltend, während weit über dieſen Trümmern der ausſchließenden Chriſtenheit ſchon der goldene Baum der Humanität ſeine immergrünen Zweige hinaustreibt! Er-

loſchen iſt der letzte Scheiterhaufen der Glaubensdespotie, ein neuer, ſchöpferiſcher Geiſt webt über dem europäiſchen Völkermeer, ein Geiſt der Verſöhnung, der Freiheit und friedlicher Geſtaltung gemeinſamen Wiſſens, Weſens und Wirkens! Während katholiſche Völker ihre Kirchen verwüſten, ihre Heiligenbilder vertrödeln, werden dieſe von Proteſtanten gekauft, werden proteſtantiſche Kirchen mit neuen Kunſtwerken geſchmückt. Zum Danke für geleiſtete Hülfe ertheilen aller-katholiſchſte Könige mächtiggewordenen Juden katholiſche Ordenskreuze, und reiche Juden erbauen armen chriſtlichen Gemeinden neue Kirchen. Im reinigenden Lichte immer weiter greifender Oeffentlichkeit erhebt ein allgemeiner Glaube ſich über iſolirenden Meinungsdifferenzen, bildet ſich die Ueberzeugung von einem allgemeinmenſchlichen Recht, arbeitet die Wiſſenſchaft an einem unverwüſtlichen Salomoniſchen Tempel, und für alle, Menſchenwohl und Menſchenwürde fördernden Beſtrebungen bilden ſich freie Vereine aus Mitgliedern der verſchiedenſten Volks- und Kirchengenoſſenſchaften.

Die Blüthe dieſer Zeit iſt der freie Geiſt, der allem Göttlichen, allem Schönen, Guten, Wahren und Rechten, allem ächt Menſchlichen in Gegenwart und Vergangenheit ſich zuwendet und es freudig ſich anzueignen ſtrebt.

Dieſer Geiſt nun iſt es, der auch die idealiſche Erhabenheit des Cölniſchen Domes zu Anerkennung gebracht, und zuerſt die Erhaltung des unvergleichlichen Torſo's beſchloſſen, demnächſt ſogar auf deſſen Ausbau Bedacht genommen hat, nicht abgeſchreckt durch die ſehr großen Schwierigkeiten, die beidem entgegenſtanden und auch jetzt noch nicht als völlig überwunden anzuſehen ſind.

Eine neue Maſoniſche Schule bildete ſich ſeit J. 1829 zu Cöln; die alte Domgruft in den Steinbrüchen des Drachenfels wurde wieder eröffnet, und eilf ungeheure Strebepfeiler, welche das Dach des Chores ſtützen, wurden mit all' ihrem zierlichen Schnitzwerk, von ungefähr 80 Arbeitern in kaum acht Jahren völlig erneuert. Nahe an 500,000 fl. ſind zu dieſem Zwecke verwendet, und hiervon mehr als die Hälfte von S. M., dem König von Preußen huldreichſt verwilligt worden. Würde nun in gleicher Weiſe fortgearbeitet, dann könnte binnen 70—80 Jahren das herrliche Gebäude vollendet werden. Eine Hauptſchwierigkeit iſt bereits überwunden, denn ſchon ſind Arbeiter gebildet, welche ſogar in derſelben Zeit noch einmal ſo viel zu leiſten vermögen als die Arbeiter bei Wiederaufnahme des Werkes, und dem jungen Architekten Namens Zwerner, der das Unternehmen leitet, fehlt es weder an Kunſteifer, noch an dem er-

forderlichen Talent und Geſchick, um das Begonnene ſeiner Vollendung entgegenzuführen.

Auch die andere Hauptſchwierigkeit, die ſich der Ausführung dieſes Planes entgegenſtellt, möchte nicht unüberwindlich ſein. Schon iſt in einem Schriftchen „über den Dom in Cöln", (1837) auf den Grund eines Gutachtens des kunſtverſtändigen Bau-Inſpectors de Laſaulx von Coblenz, der völlige Ausbau des Domes in Ausſicht geſtellt worden, wenn jährlich 50,000 Rthlr. darauf verwendet würden. Jetzt bringt uns auch eines der letzten Blätter des Londoner Athenäums[1]) einen Correſpondenzartikel von Cöln, in welchem Europa zu Beiträgen Behufs jenes Ausbaues aufgefordert wird. Gerne übertragen wir daraus folgende Stelle: „Cöln, gewiſſermaßen Mittelpunkt zwiſchen Frankreich, Holland, Deutſchland und Belgien, mit England und dem Norden durch den größten Strom von Nordeuropa verbunden, ſo reich an Allem, was Freunden der Kunſt und des Alterthums werth iſt, ſollte es nicht hoffen dürfen, daß Europa zu einem Werke beitragen werde, welches ihm angehört? Würde es nicht eben ſo weiſe als edel ſein, eine praktiſche Schule für gothiſche (altdeutſche) Architektur aufzumuntern und wieder zu beleben, ähnlich derjenigen, die dort im vierzehnten Jahrhundert beſtande? ... Mögen Alle beitragen; der Gläubige für den Glauben, der Kunſtliebhaber für die Kunſt, der Freund jeder Verbeſſerung um dieſer willen, und wenn ein Geiſt uns Alle durchdringt, — dann werden Kriege den Ausbau der Cölner Kathedrale nicht unterbrechen, die Zeit wird ihn nicht in Stocken gerathen laſſen, und, wie die Dinge jetzt ſtehen, ſo braucht Europa wohl nur Kunde hiervon zu erhalten, um durch bereitwilliges Entgegenkommen das Gedeihen jenes Unternehmens zu ſichern."

Daß nun der großartigſte, in ſich vollendete Entwurf eines Werkes altdeutſcher Baukunſt zur völligen Ausführung gebracht werde, dies wird gewiß Jedem, der nur irgendwie Sinn hat für das Schöne und Erhabene, als etwas höchſt Wünſchenswerthes erſcheinen, ſelbſt wenn es erſt kommenden Geſchlechtern vergönnt ſein ſollte, ſich des Anblicks des Vollendeten zu erfreuen. Der Koſtenbetrag aber iſt unbedeutend, wenn alle gebildeten Völker, wenn alle Fürſten Europa's dazu beitragen wollten, und man die erforderliche Summe mit den ungeheueren Summen vergleicht, welche für andere Zwecke verwendet werden. Der einzige, einigermaßen ſcheinbare Einwand möchte nur etwa darin beſtehen, daß man es unpaſſend finde, auf allgemeinſame Koſten die Kirche einer Confeſſion zu vollenden, welche ſich ſo ſchroff, ſo feindlich allen anderen Glaubensgenoſſenſchaften

1) Nr. 509. v. 29. Juli 1837.

gegenüberſtellt. Aber iſt, bei dem raſchen Entwicklungsgange der neueſten Zeit, bei dem allgewaltigen Durchbruch eines allverſöhnenden Geiſtes nicht mit Zuverſicht zu erwarten, daß, noch bevor jenes altehrwürdige Haus des Herrn vollendet, ſich auch die bis jetzt noch getrennten Kinder des Herrn zu einer neuen, ſeiner würdigen Gemeinde vereinigt haben werden? Oder hat der Eifer, mit welchem auf dem Gebiete der Forſchung und der Wiſſenſchaft jetzt für und gegen die Unterſcheidungslehren zwiſchen den verſchiedenartigſten Gläubigen und Denkern gekämpft wird, eine andere Bedeutung für die Zukunft, als daß alle — bewußt oder unbewußt — nach allgemeiner Einverſtändigung ringen? Auch die eingeſponnene Raupe zernagt die kunſtreiche Hülle, durch welche ſie ſich von der übrigen Welt abgeſchieden; aber ſie zerſtört ihr eigenes Werk nur, um an dem Lichte der Sonne die prächtigen Flügel zu entfalten, die ſie im Verborgenen ſich geſtaltet, und, ungehemmt ihre Flügel ſchwingend, in die bunte Schaar ihrer Geſchwiſter ſich zu miſchen, die ein gleicher Liebeszug zu gleicher Selbſtbefreiung getrieben! —

3.

Einige Worte über ein Denkmal für Göthe [1]).

Aus göttlichem Urquell bricht das Gute, Schöne, Wahre an's Licht, ſelbſt leuchtend, erleuchtend, lichtzündend im Schooß der geheimnißvollen Nacht, in die es einſtrahlet. Und zurückſtrahlt aus dem empfangenden Herzen, aus der erglühenden Seele, aus dem durchleuchtenden Geiſte — Bewunderung, Freude und Dank. Das Gute, das Schöne, das Wahre wird erkannt als unſeres Selbſtes weſenhafte Erfüllung; dies Erkennen gebiert Wonne, die Wonne erzeugt Liebe, die Liebe Erkenntlichkeit in den Tiefen des Herzens. Und das Kind der Liebe iſt deren lebendiges Bezeugniß, die Erkenntlichkeit iſt ein Zurückſtrahlen der Liebe, ein Widerſcheinen des Erkannten, ein Bezeigen der empfangenen Wonne, ein inniges, glühendes Widerbeſeligungsſtreben. Und wie das Erkennen das Streben, ſo weckt dieſes das Können, das Können wird zur That, die That ein Zurückſtrömen zum Urquell, ein verewigendes Vergegenwärtigen der urſprüng-

1) Geſchrieben zu Frankfurt a. M. im Juli 1837.

lichen Liebe. Das Gute, Schöne, Wahre wird anerkannt, — als das, was es iſt, als das ewig Währende, als das Beſeligende, als Selbſtzweck.

Hiermit vollendet ſich das Leben, ſchließt ſich der in ſich zurücklaufende Kreis des Schaffens und Liebens und Genießens.

So ſtrömt die Herrlichkeit der Schöpfung in Hymnen des Preißes und Dankes zurück in den Schöpfer. So ſtrebt der Künſtler durch Nachbildung des Schönen und Erhabenen das Entzücken zurückzuſtrahlen, das er empfunden, und den Ausbruch ſeiner Begeiſterung legt er dankend auf den Altar der ewigſchaffenden Liebe!

Daß er ſein überſchwellendes Herz leicht machen, daß er in Wort, Ton, Farbe ſagen konnte, was er vernommen und geſchaut, was er geliebt und genoſſen, daß er ſeiner flüchtigen Gefühls- und Gedankenwelt eine bleibende Geſtalt geben, daß er, wie ein Gott ſeine Geſchöpfe, dieſe Geſtalt an den gemeinſamen lichten Tag bringen durfte, dies iſt ſelbſt ja die Krone der ihm verliehenen Gaben.

Wem Gutes, Schönes, Wahres aus verborgener Tiefe in's Daſein zu rufen vergönnt iſt, der wird in der Schaffungsluſt der Ebenbildlichkeit Gottes bewußt. Dem Göttlichen ſich hingebend, hat er Göttliches empfangen; Göttliches offenbarend, hat er ſelbſt ein göttliches Daſein gewonnen; die irdiſche Vereinzlung abſtreifend, iſt er für Viele zu einer lichten Sonne geworden.

Das aber iſt die Macht des Guten, Schönen und Wahren, dieſer dreifaltigen Offenbarung der Allſonne, daß die Menſchen, ſobald ihr inneres Auge ſich erſchloſſen, zu ihm hingezogen werden, und, wie die Wandelſterne lichtdürſtend das Geſtirn des Tages, ſo, nach Seligkeit verlangend, die Sonne der Ewigkeit umkreiſen. Wie es dann ein ſeliges Bedürfniß wahrhaft durchlauchtiger Majeſtät iſt, ſich ihren Umgebungen huldvoll zu erweiſen, ſo iſt es ein heiliges Bedürfen des Erleuchteten, dem Spender des Lichtes zu huldigen. Weil aber Geben ſeliger iſt, denn Nehmen, darum iſt jenes an ſich kein Verdienſt, und die Huldigung des Empfangenden kein Lohn, womit dieſer Jenem vergelte.

Jenes war, nach einem ſchönen Worte unſeres Rückert, nur ein „ſeliges Ueberfließen"; die Huldigung ſpricht im Grunde nichts Anderes aus, als daß der Empfangende nicht ein todtes, ſelbſtloſes Gefäß, ſondern als erkennend die Herrlichkeit der Gabe, und anerkennend die Huld des Gebers, gleiches Weſens mit dieſem, freiwillig dahinnehme, was jener in Freiheit geſpendet. Nur der Menſch beugt das Knie vor der Gottheit, weil nur Er zu ihrem Ebenbilde geſchaffen, weil nur Er das Göttliche ahndet, empfindet, erkennt. Und ſolches Knieen iſt keine Erniedrigung, ſon-

dern eine Erhebung, ein Zeichen zugleich der Hingebung an das Höhere und des seelisch-geistigen Aufschwungs zum Unendlichen; kein Dienst, den der Mensch der Gottheit erweist, sondern ein williges Aufgeben der Vereinzlung, ein Eingehen des Gemüthes in das Unbeschränkte durch freies Aufheben der beschränkenden, irdisch-leiblichen Selbstständigkeit. So kömmt der Mensch durch Verehrung des Göttlichen selbst erst wahrhaft zu Ehren, indem er das Ehrwürdige als sein wahrhaftes Wesen anerkennt, und das Maß unserer Ehrenhaftigkeit wird bestimmt durch den Gegenstand unserer Verehrung und das Maß der ihm dargebrachten Huldigung.

Diese allgemeinen Andeutungen, so einfach sie sind — und so natürlich sie sich darbieten, schienen uns doch nothwendig zur Einleitung Desjenigen, was wir zu berichten und zu bemerken haben über das Vorhaben einiger hiesigen Verehrer Göthe's, demselben in seiner Geburtsstadt ein Denkmal zu setzen.

Ueberall, wo die göttliche Pflanze der Menschheit in genialen Menschen zur Blüthe gekommen, sei es nun, daß ein Genius als Staats-Gründer, Gesetzgeber, Held, oder als Religionsstifter, Heiland, Märtyrer, oder als Künstler, Erfinder, Wahrheitsforscher göttliches Wesen zur Offenbarung gebracht, überall hat sich auch, je nach der Empfänglichkeit der Zeitgenossen und ihrer Nachkommen, der Drang geregt, das Gedächtniß jener Großmenschen zu verewigen. Wie sie selbst unsterblich sich durch das Göttliche, in dessen Dienst sie gelebt, zu dessen Organen sie geworden, so sollte auch ihre irdische Gestalt, als geadelt durch den sie beseelenden Genius, an der Unsterblichkeit Theil nehmen, die jenen zuerkannt werden mußte. War der Genius Mensch geworden, und hatte er sein Göttliches den Menschen zu eigen gegeben, so sollte er auch sichtbarer Weise unter ihnen wohnen bleiben — als die Persönlichung ihres höchsten Gesammtstrebens, ihres Wünschens und Wollens, ihres Dichtens und Trachtens. Strebt der Mensch einerseits nach Vergeistigung alles Sichtbaren, so drängt es ihn anderseits nicht minder nach Versichtbarung, nach Verleiblichung des Geistigen. Wir sehnen uns denjenigen von Antlitz zu Antlitz zu schauen, dessen Werke oder Thaten, dessen geistiges Selbst wir uns schon angeeignet haben. Es drängt uns, unseren Angehörigen denjenigen zu zeigen, dem wir selbst den Genuß des Guten, Schönen, Wahren verdanken, den wir als die Ergänzung unseres besseren Selbstes werth halten müssen.

Diesem ächtmenschlichen Sehnen und Streben verdankt die bildende Kunst ihr Entstehen und ihre Blüthe, und auch dadurch bewährt sich das Volk der Hellenen und die römisch-germanische Kirche, — als die Blüthe, jenes der alten, diese der mittelaltrigen Welt, daß in Bei-

den jenes Streben volle Befriedigung gewonnen. Das Göttliche menſchwerdend und ſich individualiſirend — hat durch bleibende Verſichtbarung auch in dieſer Sphäre ſeinen Triumph über die irdiſche Vergänglichkeit gefeiert. Die ganze Perſönlichkeit des Menſchen, oder, mit Einem Worte, die Individualität, hat aber namentlich durch das Chriſtenthum eine unendliche Bedeutung dadurch empfangen, daß jeder einzelne Menſch gefaßt wurde, als nach dem Bilde Gottes geſchaffen, als Tempel des göttlichen Geiſtes und als beſtimmt zu ewiger Fortdauer, nicht nur ſeinem Weſen, ſondern auch ſeiner verklärten Leiblichkeit nach. Bedeutſam genug ſollte, der Legende zufolge, ſelbſt ſchon einer der Evangeliſten die Mutter des Heilandes in einem Gemälde abgebildet haben. In der Selbſtapotheoſe ſelbſtſüchtiger Imperatoren war die alte Welt und ihre Kunſt zu Grabe gegangen; die Selbſtaufopferung ſich herablaſſender Liebe und willigſten Gehorſams — und deren Verherrlichung durch die begeiſterte Liebe der Gläubigen eröffnete eine neue Zeit und eine neue Kunſt. In der Art und Weiſe aber, wie das Göttliche ſich nun offenbart hatte, — ſowohl durch Selbſtkreuzigung als durch Kreuzigenlaſſen der irdiſchen Leiblichkeit, — und in der Ueberſchwänglichkeit ſolcher vergeiſtigenden Offenbarung lag es gegeben, daß die aus ihr ſich entwickelnde kirchliche Kunſt, ſo lange keine anderweitigen Bildungselemente hinzutraten, ſich auf Darſtellung der weſentlichen Momente jener Offenbarung beſchränkte, — daß ſogar ein engherziger Verſtand, abfallend von der allgemeinen Kirche, gegen jede bildliche Darſtellung als gegen eine Verſinnlichung des Geiſtigen eifern und ſtürmen konnte.

Aber auch in der Kirche ſelbſt befeſtigte die zunehmende Angſt um das Heil der Seele und die Gewärtigung des furchtbaren jüngſten Gerichtes auf lange hin die Schranken der neuen Kunſt.

Erſt als die zurückgedrängten Manifeſtationen des Göttlichen in der klaſſiſchen Welt wieder zur Anerkennung kamen und Natur und Wirklichkeit ihre göttlichen Rechte wieder geltend machten, entſprang aus der in's Unendliche ſich erweiternden Weltanſicht auch ein in alle Kreiſe des Daſeins eindringendes Kunſtſtreben. Nicht blos in dem Kirchlich-Heiligen, auch in dem Weltlich-Großen, Schönen und Anmuthigen, auch im Natürlich-Vollkommenen wurde der Abglanz oder Widerſchein des Göttlichen erkannt, und wie der Geiſt nach der einen Seite hin Univerſalität anſtrebte, ſo gewann auf der andern Seite auch das Partikulare ſeine volle Bedeutung in dem Nichts ausſchließenden Allgemeinen.

Dieſe univerſale Tendenz, oder, wenn man lieber will, dieſes Streben nach gediegener Univerſalität, zugleich ein Zurückgehen

nommen, ein — faſt feierlicher Moment tiefen Beſinnens und überlegenden Zurückſchauens auf die Vergangenheit gefolgt, ſo iſt auch bei männiglich das Bedürfniß rege geworden, durch Errichtung von Denkmälern den Genien die gebührende Verehrung zu bezeigen, deren Werken wir vorzüglich jenen Aufſchwung verdanken. So wurden dem heroiſchen Luther und den Erfindern der Buchdruckerkunſt, ſo dem Entdecker des Erdumlaufes, und den Helden des Befreiungskrieges, Statüen errichtet; ſo hat ein kunſtſinniger König allen großen Deutſchen ein Walhalla erbaut, und Schiller und Beethoven, Dürer und Mozart werden mit Nächſtem das deutſche Pantheon ſchmücken. Und wie in Deutſchland, ſo werden in Frankreich und Belgien jetzt überall Plane entworfen und Veranſtaltungen getroffen, das Andenken an große Dahingeſchiedene durch Monumente zu feiern. Selbſt das induſtriöſe, politiſch-gährende England will durch eine coloſſale Statüe Shakespear's ſich ſeines größten Dichters würdig erweiſen, und ſogar in dem gedrückten Italien hat ſich eine Geſellſchaft gebildet, um durch die Bildſäulen ſeiner unſterblichen Sänger der Welt zu zeigen, daß die Nachkommen des göttlichen Dante und Petrarka's, Arioſto's und Taſſo's ſelbſt im Unglück noch alte Dankesſchulden abzutragen bereit ſind, ſelbſt bei politiſcher Erniedrigung den Sinn für das Hohe bewahrt haben!

Auf dieſe Weiſe iſt es für die gebildeten Nationen Europa's gewiſſermaßen zu einem Ehrenpunkt geworden, durch monumentale Vergegenwärtigung ihrer unſterblichen Vorfahren ſich deren Werth zu bezeigen, und es darzuthun, daß wenn die Zeitgenoſſen auch nicht ſelten ihre großen Geiſter verkannt oder ſelbſt ſie niederbeugender Bedrängniß Preißgegeben ließen, doch das Aechte der Nachwelt unverloren bleibt, und gerade jetzt eine Zeit weltgeſchichtlicher Gerechtigkeit herangekommen, welche nicht nur unverdiente Kronen zu zerbrechen, ſondern auch unvergängliche Kränze „Verdienſten jeder Art" zu flechten weiß.

Wenn nun ſchon längſt der größte unter den neueren Dichtern Albions unſerem Göthe gehuldigt als „dem erſten der lebenden Schriftſtel„ler, welcher die Literatur ſeines Vaterlandes geſchaffen und die von „Europa verherrlicht hat[2])," wenn dieſes Weltdichters Werke der poetiſchen Ehre unſeres Volkes in zwei Welttheilen Anerkennung verſchafft haben, wenn ſein Fauſt, als der genialſte Reflex des großen Ueberganges vom Mittelalter zur Neuzeit, ſchon jetzt gleiche welthiſtoriſche Bedeutung gewonnen, wie außer ihm nur Dante und Homer, — dann iſt es

2) Bei Widmung des Sardanapals im J. 1821.

Zunächſt war jedoch nur das Bewußtſein und die allgemeinſte Form der nationalen Einheit gewonnen; die vom fremden Joche befreiten Staaten rangen nun auch nach innerer ſtaatsbürgerlicher Wiedergeburt, und dieſes neue politiſche Leben, die theologiſchen Zerwürfniſſe und die wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen abſorbirten eine ganze Reihe von Jahren hindurch die Energie der Nation.

So dürfte ſich erklären laſſen, daß man, der Gegenwart und nächſten Zukunft zugewandt, nicht zum energiſchen Bewußtſein kam, was das Vaterland jenen drei hochbegabten Geiſtern verdankte. Zwar ſprachen ſchon bald nach Geſtaltung des deutſchen Bundes einige Verehrer Göthe's, die ſich am Sitze der Repräſentation der Bundesfürſten zuſammengefunden, den Wunſch aus, daß die deutſche Nation durch ein Denkmal die Verehrung und den Dank bezeuge, die ſie dem Dichterfürſten ſchulde. Abgeſehen aber davon, daß dieſer ſelbſt dem wohlgemeinten Vorhaben bei ſeinen Lebzeiten keine Folge zu geben bat, würde es auch damals noch wohl ſchwerlich die verdiente Theilnahme gefunden haben. Göthe iſt kein Dichter für die Menge; er ſelbſt liebte ſich die

ſtille Himmelsenge,
Wo nur dem Dichter reine Freude blüht.

Selbſt unter den ſg. Gebildeten wurde und wird noch ſeine Größe nicht allgemein erkannt. Seine genialſten Werke, die zarte Blüthe der höchſten, univerſalen Bildung, werden eben darum auch nicht von der Alltagsbildung verſtanden. Es kann deshalb auch keineswegs befremden, daß das von Bettine Brentano ſchon vor längerer Zeit erfundene, von ihr und dem jüngeren Wichmann modellirte Denkmal, welches Göthe ſelbſt „ein verklärtes Erzeugniß der Liebe des Kindes, eine Apotheoſe ſeiner Begeiſterung und ſeines Ruhmes" nannte, — dennoch, obgleich in der Hauptſache wohl kaum zu übertreffen, in Göthe's und Bettinen's Vaterſtadt nicht zur Ausführung kam, und demnächſt nur allein dem begeiſterten Kinde zur Veranlaſſung wurde, die deutſche Nation zur Mitwirkung bei deſſen Ausführung aufzufordern.

Indeſſen hat die Nation ihren politiſchen Beſtrebungen, ſoweit als ihre ſtaatsrechtliche Bildung eben reichte, im Weſentlichen ein Genügen gethan; die theologiſchen Diskuſſionen haben ſich auf die Höhen der Wiſſenſchaft zurückgezogen, für das allgemeinere und tiefere Verſtändniß des großen Dichters iſt Vieles geſchehen, und unter der ſchützenden Palme eines andauernden Friedens treibt zwiſchen den dichten Aehren der Induſtrie auch die bildende Kunſt immer reichlichere Blüthen-Knoſpen.

Wie nun dem ungeheuren Aufſchwung, den die deutſche Nation gemeinſam mit Frankreich und England in den letzten funfzig Jahren ge-

heit und Einigkeit durch freie Anerkennung ihrer geiſtigen Fürſten bethätigte. Für das Bild eines neuen römiſchen Kaiſers bietet der Krönungsſaal im hieſigen Römer keinen Raum mehr dar; würdig eröffnete Göthe's Statüe die Reihe geiſtiger Majeſtäten in einem nationaldeutſchen Muſeum. —

4.

Denkmal für Hermann,

den Befreier Deutſchland's [1]).

„Der treffliche deutſche Bildhauer, Ernſt Bandel," ſo leſen wir im Correſpondenten v. u. f. Deutſchland, „iſt jetzt beſchäftigt, dem Helden, der nach dem Zeugniß des edlen Römers in keinem Kriege erlag, der den Anfängen der vaterländiſchen Geſchichte ſo viel echten Glanz gibt, dem Cheruskerfürſten Hermann, ein würdiges Denkmal zu ſetzen. Auf dem Teut, dem höchſten Punkte des Teutoburger Waldes, in welchem Hermann den Deutſchen die Freiheit erſtritt, ſoll ſich ſein in Kupfer getriebenes coloſſales Standbild erheben, das ihn darſtellt, wie er nach dem Siege, auf ſeinem Blumenſchild ruhend und das Angeſicht gegen den Rhein gekehrt, wohin die Römer flohen, mit der freien Rechten das Schwert gen Himmel hebt, und mit dem linken Fuße auf einem römiſchen Legionsadler und Ruthenbündel tritt. Der Künſtler macht ſein Werk, in welchem er nunmehr in der Blüthe der Manneskraft den liebſten Traum ſeiner Jünglingsjahre verwirklicht, dem Vaterlande zum Geſchenk. — Zur Deckung der Auslagen läßt er das Werk in Gyps und Erz, in Kupferſtich und Steindruck vervielfältigen, und Jeder, der zu den Koſten beigetragen hat, erhält nach Wunſch und Maß des Beitrags eine Nachbildung." —

Wer aber, für den Recht, Ehre, Freiheit, Vaterland noch etwas mehr als bloße Worte, für den ſie vielmehr die heiligſten Güter dieſer Erde ſind, wer wird nicht freudig ſein Scherflein zur Gedächtnißfeier unſeres erſten Helden liefern, dem die Deutſchen damals ihre Frei-

---

1) Geſchrieben im Nov. 1837.

heit, dem wir zu danken haben, „daß wir noch Deutſche ſind.“ Er war es, der den Tod nicht ſcheute, um die Ruthen auf dem Haupte des Unterdrückers zu zerbrechen, welcher die freien deutſchen Männer zu ſtummen Dienern und Steuerpflichtigen der herrſchſüchtigen und geldgierigen Römer herabwürdigen wollte! Er war es, der den Deutſchen mit der Freiheit auch das Ehrgefühl gerettet, welches ſie, wie Tacitus berichtet, um keinen Preis das einmal gegebene Wort verletzen ließ. Daß aber unſerer Väter Freiheit wohl ſolchen Kampfes werth geweſen, dafür möge hier das Zeugniß eines unſerer ehrenwertheſten Geſchichtſchreiber ſtehen, der ein Jahrzehend vor Ausbruch des großen Weltereigniſſes in Deutſchland gelehrt und geſchrieben, welches man die franzöſiſche Umwälzung zu nennen pflegt, obgleich es nur ein Verſuch geweſen, die dort, wie hier uralte Freiheit zu reſtauriren. „Sachen von Wichtigkeit,“ ſchrieb Michael Ignaz Schmidt, hochfürſtlich Würzburgiſcher geiſtlicher Rath und ordentlicher Lehrer der Geſchichte auf der Univerſität zu Würzburg im Jahre 1778 in ſeiner Geſchichte der Deutſchen (I. 34), „Sachen von Wichtigkeit wurden allemal in der Verſammlung des Volkes ausgemacht... Der König, Fürſt oder ſonſt ein berühmter Mann machte den Vortrag, und das Volk entſchied. Das Volk gab ſelbſt Befehle und gehorchte ſelbſt. So groß auch die Veränderungen ſind,“ fügt Schmidt hinzu, „die die deutſchen Nationen ſowohl in als außer Deutſchland erlitten haben, ſo iſt doch kaum eine einzige, bei der man nicht Spuren dieſes uraltdeutſchen Regierungsplanes antrifft.“

Dies war die Freiheit, für die vor achtzehnhundert Jahren Hermann, der Cheruskerfürſt, gekämpft. Wer dürfte, ohne ſeinen deutſchen Namen zu verläugnen und ſich der Freiheit unwerth zu erweiſen, dem deutſchen Künſtler den Beitrag für das Denkmal des deutſchen Helden wohl verſagen?

5.

Erinnerungen zum Jahreswechsel.

Von 1837 auf 1838.

Wenn die Sonne wieder aufsteigt zur Verjüngung der erstarrten Natur, wenn zwischen den abgefallenen Blättern des vergangenen Jahres schon duftende Veilchen und über der bereiften jungen Saat die ersten Lerchen das Nahen des Frühlings verkünden, dann sendet der ersterbende Winter noch zuweilen aus dem finstern Norden

„Schauer körnigen Eises,"

und in der Tag- und Nachtgleiche scheinen die Mächte des Todes sich wieder die alte Herrschaft erstürmen zu wollen. Dann hört man wohl den Dichter klagen:

„Es gibt so bange Zeiten,
Es gibt so trüben Muth,
Wo alles sich von weiten
Gespenstisch zeigen thut.

Es schleichen wilde Schrecken
So ängstlich leise her,
Und tiefe Nächte decken
Die Seele zentnerschwer!...

Und wie in der Natur und in dem Leben des einzelnen Menschen, so gibt es auch in der Geschichte der Menschheit — „so bange Zeiten,

„Wo alles sich von weiten
„Gespenstisch zeigen thut!"

Es sind die Zeiten, in denen das winternächtige Princip der Krystallisation seine letzten Kräfte aufbietet, sich der frühlingslichten Macht des organisirenden Lebens zu erwehren, und die ersten Blüthen des Freiheitstrebens in starre Crystalle zu wandeln, die ersten jubilirenden Stimmen des Lebens mit Sturmesgewalt in das gepreßte Herz zurückzudrängen.

In ſolchen Zeiten, in denen kalte Nebelmaſſen ſich von den Höhen herabſenken, und dem Auge nicht mehr geſtatten wollen, in das verheißene, ſchon ſo nahe geglaubte Land der göttlichen Freiheit zu ſchauen, wendet der Blick ſich ängſtlich nach Innen, in die verewigte Welt der Vergangenheit, und forſchet nach, ob er Troſt finde für die gegenwärtige Bedrängniß, ob der verheißende Gott ein Gott der Wahrheit und des Lebens ſei, oder ein täuſchendes Geſpenſt.

Und, ſiehe! an den goldenen Pforten des Aufgangs, auf der Schwelle, die aus der dichteriſchen Sage der Vorwelt in die Geſchichte der menſchlichen Kultur herüberleitet, begrüßt uns mit ſtrahlendem Haupte der unſterbliche Befreier und Geſetzgeber eines geknechteten Volkes. Er richtet die Unterdrückten aus dem Staube des Sklavendienſtes zu dem Ewigen empor, und, vertrauend der Verheißung der Freiheit, führt er ſie durch die Schrecken der Wüſte zum gelobten Lande, unerſchüttert durch den Wankelmuth, durch die Verzagtheit der Befreiten. Es war der erſte Sieg des fortſchreitenden Lebens über erſtarrende Naturgewalt, der gottvertrauenden Freiheit über menſchliche Zwangherrſchaft, des Glaubens an die beſſere Zukunft über das furchtſame Kleben an ſchmachvoller Gegenwart!

Und der Glaube iſt nicht zu Schanden geworden; der Sieg des unerſchrockenen Volksfreundes über Pharao's Starrſinn und die höfiſchen Gaukler hat Millionen zu heldenmüthiger Ausdauer begeiſtert, und des Siegers Preis durchſchallt alle Völker der Erde; denn nicht für ſeinen eigenen Ruhm und für Selbſtherrlichkeit hat er gekämpft; ſondern Gott gab er die Ehre, und ſein Volk ſollte nicht einem gebrechlichen Menſchen, ſondern nur dem Ewigen und ſeinem heiligen Geſetze unterthan ſein!

Aber ein anderer Name, der Name eines jugendlichen Helden geſellt ſich dem des heldenmüthigen Propheten und wie die beiden großen Himmelsgeſtirne unſerer Erde niemals untergehen, ſo wird überall, wo wahrhaft menſchliche Bildung Raum gewonnen, mit Moſes auch Achilleus genannt werden. Freiwillig zog er in den tödtlichen Kampf, weil ihm der Tod für das Recht, für die Ehre ſeines Volkes vorzüglicher ſchien, als ein langes nur ſelbſtiſchem Genuſſe geweihtes Leben. Eines fremden Herrſchers Sohn hatte, das heiligſte Gaſtrecht verletzend, das edle Sparta beraubt. Aber die griechiſchen Fürſten und Helden fühlten in dem Einen ſich Alle verletzt, zum Ehrenkampf führt ſie Agamemnon, zum Siege Achilleus; der Räuber wurde, wie ſeiner Mutter geträumt, zur Fackel, welche Troja in Brand ſteckte, Achilleus zum Leitſtern für die Jugend ſeines Vaterlandes.

Und noch nach Jahrtauſenden ſchauen wir bewundernd empor, wie zu Moſes, dem erhabenen Propheten, Befreier und Geſetzverkünder, ſo

zu Achilleus, dem ſchönen Helden und Kämpfer für die Unverletzbarkeit des Rechtes, für die Ehrenhaftigkeit ſeines Volkes.

Doch ſchon ſteigen neue Geſtirne am fernen Horizont der Geſchichte vor uns auf, herrlichen und unauslöſchlichen Glanzes! Dort der große Geſetzgeber Lacedämon's, der durch freiwilligen Tod die Spartaner gelehrt, das freiheitverbürgende Staatsgeſetz höher zu achten, als das Leben, wie Leonidas und ſeine dreihundert Kampfgenoſſen es der Nachwelt bezeugt! Hier, der edelſte Weiſe und Bürger Athens, der ſchöne Sittlichkeit lehrte und übte, und, der göttlichen Vorſehung vertrauend, die Pflicht, — der heiligen Stimme des Gewiſſens, der allgemein erkennbaren Wahrheit — zu gehorchen, aber auch in Allem, was der ſittlichen Ueberzeugung nicht widerſpricht, dem beſtehenden Geſetz ſich zu unterwerfen, — mit dem Tode beſiegelt.

Iſt Lykurg uns das Vorbild eines heldenmüthigen Geſetzgebers geworden, ſo leuchtet Sokrates als Muſter zugleich eines gewiſſenhaften Staasbürgers und eines ſittlichſchönen, gottgläubigen Menſchen uns vor. Sie ſind die Ehre, die höchſten Glanzpunkte Griechenland's, lichtſtrahlend, erhebend und kräftigend bis in die fernſte Nachwelt.

Und wie nun, der trüben Gegenwart entrückt, des Geiſtes Blick in der Vorwelt lichtdürſtend emporſteigt von Stern zu Stern, da glänzen auch von Rom uns hehre Geſtirne entgegen, und die Namen Lucius Junius Brutus und Regulus ſind es, die vor Allen hervorſtrahlen. Brutus, das Heil der Familie, die Wohlfahrt des Vaterlandes in der unverbrüchlichen Herrſchaft des Geſetzes erkennend, ſelbſt das Vatergefühl der heiligeren Bürgerpflicht zum Opfer darbringend! Regulus, die Ehre Roms, ſeine eigene Ehre bedingt erkennend, durch Heilighaltung des Wortes, wär' es auch Fremden, wär' es Todfeinden gegeben, weil der höchſte Gott, der über allen Völkern thront, über der Unverbrüchlichkeit des Eidſchwures wacht, Regulus, wie Sokrates, ein Märtyrer des Gewiſſens, wie dieſer ein Stolz der Menſchheit!

Durch ſolche Männer, ſolche Thaten, iſt Rom groß geworden; — nicht durch Schwertes Gewalt, welche die Menſchen zu Sklaven erniedrigt, ſondern durch die Macht der Sittlichkeit und der Gewiſſenhaftigkeit, — dieſer allgemeinen Religion, — die ſie zu freien Bürgern, zu Freunden der Gottheit erhebt.

Daß aber kein Menſch den anderen verknechten dürfe, weil alle, zu Gottes Ebenbildern geſchaffen, ſelbſt Gott nicht aus ſklaviſcher Furcht, ſondern aus Dankbarkeit und Liebe, nach beſtem Glauben und Gewiſſen zu gehorchen haben, und daß der Menſch nur inſoweit den weltlichen Machthabern zu Gehorſam verpflichtet, als es mit den ewigen Gebo-

ten vereinbar, welche Allen als göttlich erkennbar ſind, — dies hat uns jener Morgenſtern aus Iſrael verkündet, der über der alten Welt aufgehend, für alle Zeiten im Zenith der Geſchichte gefeſtigt geblieben!

Doch, ſiehe! wie aus Hellas einſt Achilleus, ſo erhebt ſich nun Hermann aus Deutſchland, und ſtellt uns im heldenmüthigen Kampfe für die Freiheit der Germanen — ein ewig leuchtendes Vorbild dar.

Und wie oft dann auch wieder menſchlicher Dünkel und prieſterliche Herrſchſucht die Gewiſſen in Banden zu ſchlagen, wie oft Willkühr und Hoffart und Habſucht vermeintlich bevorrechteter Geſchlechter ihre Mitmenſchen zu ſelbſtloſen Dienern ihrer Launen und Gelüſte zu entwürdigen getrachtet, dennoch hat jedes Jahrhundert ſeine Glaubens-, ſeine Freiheitshelden gezeugt, welche den Tod am Kreuze und den Tod im Schwertkampfe nicht geſcheut, um, wie Chriſtus, der Wahrheit, wie Hermann, der Freiheit ein glorreiches Zeugniß zu geben, um, wie Chriſtus, die Heiligkeit der Pflicht und des Gewiſſens, um, wie Hermann die Heiligkeit des Rechtes durch die ſchmerzlichſten Opfer zu beſiegeln.

Und nicht umſonſt habt ihr gelitten, ihr zahlloſen Blutzeugen des göttlichen Heilandes und Befreiers, nicht umſonſt habt ihr gekämpft und geblutet, ihr zahlloſen Märtyrer des Rechtes und der Freiheit! In den Flammen, die eure ſterbliche Hülle verzehrt, ſind auch die Bande geſchmolzen, in denen die Seelen eurer Brüder geſchmachtet; in dem Kampfe, der die Blüthe eurer Jugend zerknickt, ſind auch die Ketten zerbrochen, die eure Kinder an das Sklavenjoch gefeſſelt. Freuet euch, ihr Opfer des Wahnes, der Herrſchſucht und des Eigennutzes, die ihr euch ſelbſt auf den Altären der Wahrheit, des Rechtes und der Liebe dargeſtellt habt; der Rauch eures Opfers iſt zum Himmel aufgeſtiegen, ein ſüßer Wohlgeruch dem Ewigen, der auch ſein Liebſtes euch zum Heile geopfert; ihr ſeid mit den Gottes- und Freiheitshelden der Vorwelt die ewigen Hohenprieſter der Menſchheit geworden; eure Sterne durchleuchten auch die dichteſten Wolken, erhellen auch die ſchwärzeſte Nacht. Zerbrochen iſt zum Andenmale und auf immer der Kerker, den Rom den Söhnen des Nordens erbaut; in Trümmer fallen ringsum die Zwinger, in denen der Freigeborene zum Leibeigenen, zum Hofgeſinde, zur rechtloſen Dienerſchaft eines unbeſchränkten Despoten erniedrigt worden.

So dränget ſich Stern an Stern am Firmament der Geſchichte, und ſendet ſeine Strahlen herab in die aufſtrebende Gegenwart. Immer heller ſtrahlt das Licht in die entweichende Nacht, und öffnet der Menſchheit die Augen, und zeigt ihr mit Flammenſchrift das göttliche Recht und die göttliche Pflicht als ihre wahren Herrſcher, als ihre wahren Befreier.

Und, siehe! schon lösen befreite Völker die Ketten der Sklaven, schon neigen sich edle Fürsten vor der Majestät des Freiheit verbürgenden Gesetzes, schon wehet die Fahne des ewigen Rechtes und der Menschlichkeit auf den Höhen zweier Welttheile!

Das ist der „Wunderstamm," aus dem, wenn auch noch hier und dort

„Die sichern Stützen schwanken," —

das ist der Wunderstamm,

„Aus dem geht eine Flamme
Und zehrt den schweren Traum;
Ein Engel zieht dich wieder
Gerettet auf den Strand,
Und schaust voll Freuden nieder
In das gelobte Land!"

Am letzten Tage des Jahres 1837.

6.

Colonisation.

Nur wer Rechte gibt, kann dieselben nöthigenfalls beschränken oder nehmen.

Daß die Kinder und nächsten Angehörigen den Mitbesitz oder doch Mitgenuß der Güter ihrer Eltern haben, dies gibt nicht der Staat, sondern die Natur, die sie gleichsam hineinwachsen läßt, wie die höheren Zweige vermittelst des Stammes an der Wurzel Theil nehmen, die einen bestimmten Erdraum einnimmt.

Der Fortbesitz, nach Abscheiden eines Familiengliedes, ist also eine von der Natur festgestellte Thatsache. Die Kinder nehmen Theil, weil sie bedürftig sind, und sie behalten, eben weil natürlicher Weise der Mensch fortwährend dasjenige will, was zu seiner Erhaltung, und — falls diese gesichert, — was zu seinem Wohlbehagen dient.

Da aber die Beschränktheit des Bodens und die endlose Vermehrung der Gattung den Fall nothwendig herbeiführen, daß Neugeborene, wie die Saamen einer Pflanze, den Boden, auf den sie fallen, schon ganz

von anderen Pflänzlingen eingenommen finden, — ſo entſteht die Frage, wie für ſie geſorgt werden müſſe? Denn auch dieſe haben ein Natur-Recht, da zu ſein — und ſich im Daſein zu erhalten, wie ihre Eltern zunächſt den Naturtrieb haben, für die Erhaltung ihrer Zeuglinge zu ſorgen, ja ſogar das eigene Daſein für das des Erzeugten in Gefahr zu ſetzen; daher denn auch das elterliche Recht der Fürſorge für ihre Kinder ein noch höheres iſt, als das der blos ſelbſtiſchen Selbſterhaltung. Wie deshalb der Vater ſeiner ſelbſt nicht ſchont, ſo ſchont er auch, wo es das Leben ſeines Kindes gilt, nicht des fremden Beſitzthumes; und es kann ihm nicht, bei anderen dasjenige zu reſpectiren, zugemuthet werden, was von dieſen bei ihm nicht reſpectirt wird. Er ſoll das fremde Eigenthum achten! Dazu muß er zum wenigſten da-ſein; denn das Eigenthum iſt nur geheiligt dadurch, daß das Leben des Menſchen heilig iſt, daß dieſes Heilige ſich in die Sache fortſetzt. — Dieſe Colliſion fordert eine Löſung.

Es muß eine Einrichtung beſtehen, wodurch der Noth begegnet wird, welche Eiſen bricht. Wer nur ſo viel hat, als er ſelbſt bedarf, hat weniger zu fürchten, als wer Ueberfluß beſitzt; — jener wird nur vom Hunger des Einzelnen, dieſer auch von der fürſorgenden Liebe der Eltern bedroht. Alle aber ſind betheiligt; denn die äußerſte Noth kennt kein anderes Geſetz, als ihr eigenes.

Sicherheit des Beſitzes iſt alſo erſter Heiſcheſatz. Sie iſt aber nicht unmittelbar vorhanden, und nur ein Gemeinweſen kann ſie gewähren. Dieſes kann nun, wie ſich von ſelbſt verſteht, keine Bedingungen ſtellen, welche den Zweck ſelbſt aufhöben; ſondern nur ſolche, welche deſſen Verwirklichung möglichſt gewähren.

Die Familie iſt vernünftigerweiſe Mitglied eines Gemeinweſens, damit ſie ſicher da-ſei. Damit dies möglich ſei, muß der Noth vorgebeugt werden, welche zur Verletzung des Eigenthums berechtigen könnte. Das Naturrecht da zu ſein und ſich zu erhalten, muß reſpectirt und gewährleiſtet ſein, damit das Vernunftrecht, — in ſeinem Beſitze ſicher zu ſein, — zur Wirklichkeit kommen könne. Das Letztere fängt erſt an, ein mögliches Recht zu werden, wo das erſtere befriedigt iſt.

Das Recht des Neuangekommenen auf der Erde iſt aber nicht gerade ein Recht auf dieſes oder jenes Daſeinsmittel, ſondern auf Mittel überhaupt. Anderſeits erſtreckt ſich natürlicherweiſe die vom Gemeinweſen gewährte Sicherheit nur ſoweit, als für die Noth der Neugekommenen geſorgt iſt. Dafür alſo zu ſorgen, iſt vernünftig und nothwendig.

Es führt dies die dritte Frage herbei, wie für die Bedürftigen zu ſorgen iſt? Offenbar doch wohl auf die Weiſe, auf welche

am beſten ſowohl für die Bedürftigen, als für die Sorgenden ſelbſt geſorgt wird.

Dieß führt dann weiter zur Frage, was das Beſte des Menſchen, was ſeine Beſtimmung ſei? Das Alterthum in ſeinem kräftigen Natur-Sinn hat nicht gefragt; ſondern Colonien geſtiftet. Das Mittelalter hat auch nicht gefragt; ſondern, in ſeinem Durſte nach dem Jenſeitigen, Himmel, — Klöſter, Hospitäler und Armenhäuſer geſtiftet. Aber freilich hätte der Naturinſtinkt des Alterthums ſich auch mit der Sklaverei vertragen und Helotenjagden nicht verhindert. Die Selbſttödtung des Mittelalters dagegen hat die Erſchlaffung und Verſumpfung ganzer Nationen herbeigeführt. Wer die Nothdurft des Lebens an der Kloſterpforte empfängt, wird leicht ſich an der müheloſen, ſtillen Freude des bloßen Daſeins genügen laſſen, und auf das Wirken verzichten, weil der Stachel fehlt.

Die neuere Zeit ſoll und will Alles mit Bewußtſein und aus vernünftiger Einſicht thun. Der natürliche Verſtand des ſelbſtiſchen Alterthums ſoll von chriſtlicher Liebe beherrſcht, die mittelalterliche, — nicht minder ſelbſtiſche, Himmelbegierde ſoll vernünftig, ſoll reine Liebe werden. Die Fortſchritte des Handels und der Erdkunde, die Erweiterung der geſammten Erkenntniß und des Gefühles — kommen dieſer Aufgabe entgegen. Wie das Volk ſich zur Chriſtenheit, ſo hat dieſe ſich zur Menſchheit erweitert; — die Heimath iſt zum Vaterland, dieſes zur Erde erwachſen. Als das Beſte für jeden Menſchen — als ſolchen — iſt erkannt, daß er freithätig und ſelbſtwirkſam zur möglichſt reichlichen Entwicklung aller ſeiner Kräfte und Anlagen gelange. So lange mithin noch ungebauter Boden auf Erden vorhanden iſt, muß vor Allem dieſer in Beſitz genommen, und hierdurch Jedem die Möglichkeit gegeben werden, ein ganzer Menſch zu werden. Coloniſation iſt mithin das erſte, dringendſte Bedürfniß jedes bürgerlichen Gemeinweſens, in welchem der Anbau des Bodens bereits keiner neuen Arbeiter mehr bedarf.

Wollte man jeden Eigenthümer auf dasjenige beſchränken, was gerade zu ſeiner Selbſterhaltung unentbehrlich iſt, ſo würde hiermit dieſem die Möglichkeit zu ſehr vielen höheren Wirkſamkeit genommen, und ſo derſelbe ſich nie in der Lage finden, das höchſte Menſchenrecht, das Recht, wohlthun zu können, ausüben. Der Arme hingegen, dem ein gleich dürftiger Antheil am Boden ertheilt wurde, wäre eben damit auch nur ärmlich bedacht. Statt daß er als Coloniſt Schöpfer eines neuen Gemeinweſens werden könnte, wäre er auf die armſelige Selbſterhaltung beſchränkt.

Die Vorzüglichkeit der Coloniſirung vor den bloßen Armenanſtalten und der Armentaxe kann daher nur von Solchen beſtritten werden, welche an einer abſtrakten Vorſtellung vom Vaterland feſtkleben. Wer das Vaterland wahrhaft liebt, der wird nöthigenfalls gerne auswandern, wo dem Vaterland hierdurch Glück und Glanz geſichert wird.

Damit aber Coloniſation zur Liebespflicht für den Auswandernden werde, muß das Vaterland auch väterlich für ihn ſorgen. Das Gemeinweſen muß die Auswandernden nicht dem Zufall überlaſſen, ſondern ſie mit elterlicher Fürſorge begleiten.

Da die Auswandernden den Zurückbleibenden ein großes Opfer bringen, ſo iſt es für dieſe eine heilige Pflicht, ihnen dieſes zu vergelten. Damit die Zurückbleibenden ihren Ueberfluß ruhig genießen können, ſollen ſie auch von dem vorſorgenden Gemeinweſen angehalten werden, ſo viel von ihrem Ueberfluß abzugeben, als zur Ausſtattung der Auswanderer nöthig iſt. Da nur auf dieſe Weiſe der Beſitz Aller geſichert wird, ſo hat das Gemeinweſen das Recht, Alles hierzu Nöthige von den Beſitzern in Anſpruch zu nehmen.

Das Gemeinweſen gibt das Recht auf ungeſtörten Beſitz auch deſſen, was nicht unmittelbar, was nicht mit den eigenen Kräften des Eigenthümers vertheidigt werden kann; es hat alſo auch das Recht, das Eigenthum nur ſo weit als unbedingt gelten zu laſſen, als es ſich mit der Sicherheit des Uebrigen vereinigen läßt. . . „Sorgen wir (aber) nicht dafür, „ſagte Iſokrates zu Philipp [1]), daß dieſen Leuten Unterhalt gegeben „wird, indem man Colonien aus ihnen anlegt, ſo werden ſie ſich in große „Schaaren zuſammenrotten, und den Hellenen furchtbarer als den Barbaren werden."

---

1) Isocr. ad Phil. Op. p. 106.

7.

Epilog zur Cholera[1]).

Die Cholera hat im vorigen Jahre, und zwar in Deutſchland — und namentlich in Baiern, ihre ſtärkſten Gegner gefunden und die heilſamſten Reaktionen hervorgerufen. Hand in Hand iſt die Staatsgewalt mit der Wiſſenſchaft und der tapfern Selbſthingebung vieler Edlen ihr entgegengeſchritten, und zu hoffen iſt, daß die Prophylaxis, oder, was daſſelbe ſagt, die Vorhut dieſer Verbündeten gegen jenen unſichtbaren Tamerlan — oder Etzel — oder wie ſonſt noch die großen Geißeln der Menſchheit geheißen, in eine daurende Vorſorge des Gemeinweſens übergehen wird gegen die noch größern Uebel, die der Feindin in das Land einzubrechen geſtatten. Dieſe von der Cholera vorgefundenen Uebel ſind die eigentlichen Verräther des Vaterlandes, die die ferne Feindin anziehen, herüberlocken und ihr die geheimen Pforten öffnen zu mächtigem Ueberfall. Gegen ſie muß die Wachſamkeit der Hirten gewendet bleiben, und wenn es dann allmählig gelingt, dieſe einheimiſchen Uebel zu heilen, dann wird auch hierbei ſich die ſchöne Verheißung: „Den Guten gutet Alles," erfüllen. Fragt man aber, welches die Uebel ſind, die der fremden Krankheit auch in unſer Vaterland einzubrechen und ſo gewaltige Verwüſtungen anzurichten geſtatten? ſo iſt leichter der Anfang als das Ende der Antwort zu finden.

Es wäre ein Unternehmen, des Schweißes der Edelſten werth, — einmal ernſtlich und gründlich und ausführlich jene Frage zu beantworten. Die Frage ſelbſt verdiente von Akademieen, und, wo dieſe zu tief in bloße Gelehrſamkeit eingeroſtet, von der Staatsregierung als Preisfrage aufgeſtellt zu werden. Noch beſſer vielleicht wäre es, wenn die Frage in mehrere Fragen getheilt, zugleich auch an die betreffenden Fakultäten der Landesuniverſitäten, — an die mediziniſche, theologiſche, ſtaatswiſſenſchaftliche und philoſophiſche Abtheilungen derſelben zur Be-

1) Geſchrieben im Februar 1837.

antwortung übersendet, und demnächst ein Bericht über die eingegangenen Abhandlungen und Gutachten erstattet würde. Der Angabe der Uebel und Mißstände wären aber ebenwohl Vorschläge zu deren Beseitigung beizufügen, und aus solcher genauen Erforschung des Nationalgewissens würde sich gewiß manches Ersprießliche entwickeln.

So dürfte sich vielleicht vor Allem als das Nothwendigste herausstellen, die Aerzte zur Abfassung einer populären Diätetik zu veranlassen und die ausgezeichnetesten Erziehungskundigen aufzufordern, sich mit den Aerzten über eine populäre Pädagogik zu vereinigen und mit ihnen zu erwägen, was in allen Schulen für die noch immer zu wenig beachtete Gymnastik zu thun sei? Es dürfte sich aber auch als nothwendig erweisen, alle Menschenfreunde zur Bildung von Mäßigkeitsvereinen aufzufordern, die ihr Augenmerk nicht blos auf die Mäßigung im Genusse, sondern auch auf Ermäßigung des Kleideraufwandes zu richten hätten, da gerade dieser Letztere so viele Familien des Mittelstandes und der unteren Volksklassen der Mittel zu gedeihlicher Lebensnahrung und zur nothwendigen Gesundheitspflege beraubt, sie in Schulden, Kummer und Sorgen stürzt, hierdurch Geist und Seele schwächt, und Angst und Furcht, den mächtigsten Verbündeten der Cholera, die geheimen Pforten des Gemüths öffnet.

Und nicht nur für das praktische Leben, auch für die Theorie, für die lebendige Erkenntniß, für die Lebenswissenschaft, für Geschichte und Theologie würde sich solche Anregung gewiß höchst förderlich erweisen, da hierdurch unfehlbar zu Tag käme, wie alles Wissen, wie das ganze Leben, wie das Wohl der Einzelnen, der Familien, des Staates, der Völker im innigsten Zusammenhange, in organischer Wechselwirkung stehen. Das wahrhaft, — das gediegene Allgemeine in allen Sphären des Daseins würde sich als die höhere Macht kund geben, welcher die Einzelnen willig zu ihrem Besten zu folgen haben, wenn sie nicht durch Schaden gewitzigt und durch Gewalt genöthigt werden sollen, in den heiligen Weltrhythmus, in die unverbrüchliche Weltharmonie einzustimmen. —

8.

Religiöse Tendenz der neuesten Zeit.

Eine Skizze.

Das unterscheidet die Zeitalter, daß eine Tendenz hervortritt, die allmählig durch alle Lebenskreise hindurch zittert und gleichsam der *Spiritus rector* der Bewegung wird. Der schöpferische, gestaltende Geist ist zugleich der scharfe, scheidende, ausschließende; denn alles Lebendige ist individuell. So geht das Ausscheiden und Besondern der Geister fort, bis so viele Einzelne, jeder mit der Prätension der Allgemeinheit, sich gegenüber stehen, daß sie der Alberuheit ihres Wähnens inne werden.

In früheren Zeiten gestalteten sich Naturvölker, — dann Offenbarungskirchen, — jene alle Anderen als Barbaren, diese alle Anderen als Gottlose, Ungläubige, Satansbrut ausschließend. Das vielfach gelästerte XVIII. Jahrhundert hat einen neuen Ton angegeben.

Die Völker, als große Individuen, berührten sich noch im XVII. Jahrhundert (seit Richelieu) fast nur durch die geheimen Kabinette der Fürsten; die verschiedenen christlichen Kirchen wurden durch die Hirten vertreten, und ihr Haß gegeneinander genährt.

Aber die Kreuzzüge, die Universitäten, der Handel, die Reformation, die Erbfolg- und Eroberungskriege, die schönen Künste, die Wissenschaften — hatten die Menschen einander immer näher gebracht, und immer tiefer sie das Bedürfniß eines allgemeinsamen Bandes empfinden lassen.

So sind sich seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts immer weiter greifende Versuche gefolgt, die Menschen miteinander zu verbinden. Zu unterscheiden aber sind solche Unionsversuche im Anfange der Kirchenbildung von denen zu Ende eines besonderen Kirchenlebens.

Der anfängliche Versuch, das Urchristenthum mit dem reinen Judenthum zu verbinden, führte zunächst zur Versteinerung des letzteren.

Zwischen Beide schob sich der Mahomedismus. Mit der ökumenischen Synode zu Florenz (1436), wo die römisch-katholische Hier-

archie den letzten verunglückten Versuch machte, die Griechen zu absorbiren, — fing auch Roman, völlig zu versteinern, und als die Reformation hervortrat, sank der Katholicismus, wie anderthalb Jahrtausend früher der Mosaismus — in das Reich der welthistorischen — Schatten.

Immer weiter ging nun Alles auseinander. Die concentrische Bewegung begann erst leitende Tendenz zu werden im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Molanus, — de Lokkum, — Claude, — Bossuet, — bezeichnen das Ende der absorbirenden Tendenz. Mehr aber als alle klerikalische Theologen — wirkten hochgebildete Laien, wie Bayle († 1706), Thomasius († 1728), Locke († 1704), Leibnitz († 1716) und Montesquieu († 1754) zur Eröffnung eines neuen Zeitalters. Wir würden auch Vico nennen; aber er war seiner Zeit zu weit vorangeeilt, und blieb von derselben fast gänzlich unbeachtet.

Jene Männer stimmten die Geister für die großen Zeiten, die da kommen sollten.

Während nun Frankreich die Kronen Europa's zusammenbog, um sie zu einer einzigen Krone zu verschränken, — bemächtigte England sich des Handels der Welt, und bog die saugenden Wurzeln zusammen.

Die Idee des Gemeinmenschlichen wurde jetzt eine Macht, welche in der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts zur Herrschaft strebte.

Und es war nicht ein Abstrakt-Katholisches, sondern ein wirklich, Gediegen-Allgemeines, welches die Besonderheiten in sich hegte. Nordamerika wurde frei Kraft des allgemeinen Rechtes der Besonderheit. Und Kraft dieses Allgemeinen erfassen sich jetzt die Völker, als Nationen der einen menschlichen Universität. Wie aber zuerst das Recht derselben sich geltend gemacht, so will jetzt auch das Recht als Pflicht, als ein Moment der allgemeinen Religion zur Anerkennung kommen. —

In der ersten Freude des Wiedersehens nach langer, langer Trennung, waren die Confessionen sich einander tiefgerührt in die Arme gesunken. Aber die lange Trennung hatte Unterschiede befestigt, die nach dem ersten Willkommen sich bemerklich machten — und nun erst nach und nach ausgeglichen werden müssen. Und kaum fingen sich einzelne Parteien einander zu verständigen an, so drängten sich schon wieder neuankommende Brüder hinzu, und wollten auch Theil nehmen am großen Wiedervereinigungsfeste. Und die Völker harren in freudig bebender Erwartung, bis das Wort laut wird, bei dessen Klang auch noch der entfernteste Bruder sich auf den Weg macht zum Hause des Vaters der Menschen.

9.

Die Bewegung der religiösen Ideen in Deutschland im Laufe des 18. Jahrhunderts, von Frankreich aus angesehen.

Die zweite Lieferung des 3. Bandes der „Revue Germanique“ enthält (Seite 131—157) eine Abhandlung von Richard, die uns interessant genug scheint, um unsere Leser mit den Hauptmomenten derselben bekannt zu machen. Die eigenen Worte des Verfassers haben wir durch Gänsefüßchen („) ausgezeichnet, und hier und dort, zur Behauptung des Zusammenhangs, einige ergänzende Bemerkungen eingeschaltet. —

„Mit Leibnitz und Wolf beginnt in Deutschland die Herrschaft des Theismus.“ Mit Friedrich II. bestieg er den preußischen Thron. Die Anerkennung vollkommener Gewissens-Freiheit war das Correlat des Glaubens an einen gütigen Gott aller Menschen. Durch Gewährung derselben eröffnete der große König eine neue Zeit. Hätte aber die Reformation das Papstthum gerichtet, so stand doch noch die Bibel als souveraine Gebieterin aufrecht, und auf ihr ruhten die kirchlichen Symbole, die mit dem Theismus unvereinbar waren. Sollte dieser siegen, so mußte zuvor die unbeschränkte, despotische Autorität jenes Gesetzbuches auf ein den höheren Geistesbedürfnissen entsprechendes Maß zurückgeführt werden. An Vorarbeiten mancherlei Art fehlte es nicht. Engländer, Holländer und Franzosen waren vorangegangen. Die Deutschen folgten mit schwerem Geschütz. „Erneſti in Leipzig (1759) und Michaelis in Göttingen (1765) brachten die grammatikalisch-historische Erklärung der heil. Schriften auf die Bahn,“ und sie suchten in diesen nicht die Bestätigung der Symbole, sondern vielmehr Zeugnisse für eine im Durchbruch begriffene allgemeine Religion. Semler in Halle (1761) drang muthig in die alte Festung ein, und stürzte die Hauptsätze der positiven Ueberlieferung über den Haufen. Leſſing, Hand in Hand mit dem Wolfenbüttler Fragmentiſten populariſirte den theologischen Freiheitskampf. Der Pfarrer Goetze in Hamburg erhob sich zur Gegenwehr, und rief den weltlichen Arm und die klerikalische Disziplin zu

Hülfe; aber Deutschland glaubte lieber mit Lessing an die fortschreitende Vervollkommnung des Menschengeschlechts, als mit den kirchlichen Zeloten an ein zunehmendes Verderben und an das Nahen des letzten Gerichtes. Vergeblich führte Professor Piderit von Cassel (1777) bei dem corpus evangelicorum zu Regensburg Klage über Semler und die Berliner Prediger Spalding und Teller als Begünstiger eines „antichristlichen Theismus." Piderit wurde abgesetzt und der Rationalismus breitete sich immer weiter aus.

Was Prediger für Männer, was Universitätslehrer für Jünglinge, das that Basedow für die zartere Jugend. Er humanisirte die ascetisch-mystische Religion der mittelalterlichen Kirche. In gleichem Geiste, wie Basedow in seinem Philanthropin bei Dessau, wirkten Salzmann zu Schnepfenthal und Campe zu Hamburg. Glatz, Becker, Lossius und viele Andere unterstützten sie durch ihre Schriften für die Jugend. „Sie alle gingen von der mehr oder weniger klaren Ueberzeugung aus, daß der christliche Theismus und dessen sittliche Entfaltung im Familienleben der erste Fortschritt sind, den der Geist des Jahrhunderts fordert, der erste Schritt zur Emancipation der Intelligenz und zur Vervollkommnung der bürgerlichen Einrichtungen."

Nicht wenig trug zu dieser inneren Umgestaltung des deutschen Volkes die rastlose Thätigkeit Nicolai's bei, der, im Verein mit Lessing, Mendelsohn und mehreren anderen geistreichen Männern, 1757 die Bibliothek der schönen Wissenschaften stiftete, einer Zeitschrift, die sich 1765 zu einer Allgemeinen deutschen Bibliothek erweiterte. Jede Entdeckung, jede kühne Ansicht fand hier ihre Tribüne, von welcher abwechselnd Protestanten und Katholiken zu dem deutschen Volke sprachen. War auch die Polemik dieser Redner mitunter bald der Form, bald dem Inhalt nach zu tadeln, so hat sie doch unstreitig großen Nutzen gestiftet, und als bei dem Tode des Darmstädtischen Hofpredigers Stark im Jahre 1816 dessen heimlicher Katholicismus zu Tage kam, zeigte sich, daß die Verdächtigungen der allgemeinen Bibl., die schon 1786 jenen Geistlichen der Heuchelei angeklagt, nicht alle ungegründet waren.

Indessen hatte Semler noch ein anderes Princip in die Theologie eingeführt, welches sich in der Folge sehr förderlich erwies. Wohl gelang es der grammatisch-historischen Interpretation, manche kirchliche Glaubenssätze als Verdeutungen der heiligen Schrift zu beseitigen. Andere Kirchenlehren aber, die nicht minder unvereinbar waren mit den Forderungen des Zeitgeistes, fanden sich so unzweideutig in den heil. Urkunden ausgesprochen, daß die neue Exegese ihnen nichts anhaben konnte. Der Protestantismus, in so fern er nur das Urchristenthum herstellen, die katho-

liſche Kirche nach dem neuen Teſtament reformiren wollte, reichte hier nicht aus. In dieſer Bedrängniß half Semler ſich dadurch, daß er den Grundſatz aufſtellte: „man müſſe das Weſen des Chriſtenthums von der Form deſſelben unterſcheiden," und dieſen Grundſatz ſelbſt auf den apoſtoliſchen Ausſpruch ſtützte: „prüfet Alles, und das Gute behaltet." So durchforſchte man nun das Alterthum, ſammelte Notizen, verglich, unterſchied, und häufte Hypotheſen und Kritiken. „Döderlein, Leß, Töllner, durchbrechen in ihren Handbüchern der Dogmatik die orthodoxe Einheit des lutheriſchen Syſtems," und die Oppoſition gegen die alten Symbole kam an die Tagesordnung, wobei man aber, ohne deſſen inne zu werden, ſich ſelbſt immer tiefer in Widerſprüche verwickelte.

Die Ueberſetzung des „Zend-Aveſta," die 1771 erſchien, brachte ein neues Ferment in dieſe Gährung. Vieles, was man bisher für ſpeziell-bibliſche Offenbarung gehalten, fand ſich in dem älteren Parſismus wieder, und triumphirend wies der Rationalismus nach, daß „die Glaubenslehren von den Engeln und Dämonen, von Auferſtehung des Fleiſches, vom jüngſten Gericht und dem tauſendjährigen Reich" nicht weſentlich chriſtlich, ſondern ſchon in den zoroaſtriſchen Ueberlieferungen enthalten ſeien.

„Die nächſte Folge hiervon war, daß man den weſentlichen Unterſchied geltend machte zwiſchen der inneren, unvergänglichen moraliſchen Wahrheit des Chriſtenthums und ſeiner geſchichtlichen Umhüllung," welcher letzteren man nur eine örtliche, zeitliche, überhaupt alſo nur eine tranſitoriſche Bedeutung zuerkannte. Nur wenige allgemeine Glaubenslehren, wie namentlich „die von der Einheit Gottes, der Nothwendigkeit der Tugend zur Seligkeit, der Unſterblichkeit der Seele und der moraliſchen Freiheit," wurden noch als das Weſentliche der Offenbarung angeſehen.

Herder's poetiſches Gemüth eröffnete zwar eine ſalbungsvolle Oppoſition gegen die Einſeitigkeit jenes abſtrakten Rationalismus, fand aber in dem Königsberger Philoſophen einen übermächtigen Gegner. Kant's Kriticismus pulveriſirte den damaligen philoſophiſchen Dogmatismus, und reduzirte das gewiſſe Wiſſen ſeiner forſchenden Zeitgenoſſen auf das unbedingte, gebietende Pflichtgefühl, welchem ohne Rückſicht auf den Urſprung ſeiner Gebote und ohne Hinſicht auf Vergeltung zu gehorchen ſei, — inconſequent nur darin, daß er den Glauben an Gott gerade aus der Nothwendigkeit ſolcher Vergeltung hervorgehen ließ.

„Dennoch wurde „Moral und nichts als Moral" während mehr als 15 Jahren die Loſung der rationaliſtiſchen Pfarrer und Profeſſoren in Deutſchland. Die heil. Schrift ſollte durchaus mit den Vorſchriften der natürlichen und praktiſchen Religion in Einklang gebracht

werden, der Glaube nur Werth haben, inwieweit er den Menschen zur Erfüllung seiner Pflichten antreibe. Aus der Heilung des Aussätzigen wurde die Pflicht, sich die Pocken einimpfen zu lassen, aus dem Gleichniß vom Sämann ein Beweggrund zum Anbau der Runkelrüben abgeleitet." Nur Reinhard und Zollikofer machten unter den Predigern eine rühmliche Ausnahme.

Indessen wurde doch bald das Ungenügende dieser Auffassungsweise des Christenthums und der Religion überhaupt empfunden. Gründliche Geschichts- und Sprachforschungen häuften reichlichen Stoff; große Dichter erweiterten den Gesichtskreis, und die 1785 gegründete allgemeine Literaturzeitung erleichterte die Discussion. Im Gegensatz zur kantischen Abstraktion erhob sich die sentimentale Mystik eines Jung-Stilling, Swedenborg und Lavater, und die Religions-Edikte Friedrich Wilhelm II. versuchten sogar, die ältere Orthodoxie zu repristiniren. Selbst Kant war schwach genug, in seiner Schrift: „die Religion innerhalb der Grenzen der menschlichen Vernunft" (1793) den Beweis zu versuchen, „daß jeder Glaubensartikel der evangelischen Kirche einen vernünftigen Sinn darbiete."

Dies Alles vermochte jedoch nicht, die fortschreitende Entwicklung des religiösen Lebens zu hemmen. „Was die Franzosen im vorigen Jahrhundert dunkel geahndet, nämlich das Verbündniß eines nationalen Glaubens mit den socialen Interessen, — das haben die Deutschen in dieser Epoche vollbracht. Scheinen die fünfzig Jahre unserer Revolution uns der Lösung dieses Problems, welches unstreitig eine der Lebensbedingungen einer wiedergeborenen Gesellschaft ist, noch nicht nahe gebracht haben, so können wir doch gewiß sein, daß Deutschland nicht darum verlegen sein wird, auf seine Nationalfahne den Wahlspruch seines religiösen Glaubens neben sein politisches Symbol einzuschreiben."

10.

Die religiösen Interessen der Zeit.

Der katholische Doktor und Professor Staudenmaier, ein Jünger Möhler's, hat in der Zeitschrift für Philosophie und spekulative Theologie von Dr. J. H. Fichte (I. 1. 1837) sich

über „die religiösen Intereſſen der Zeit" vernehmen laſſen. Er meint: „die verfeinerte Sinnlichkeit ſei der Haus- und Seelengötze, dem an der Stelle des wahren Gottes, wie er durch Chriſtus offenbar geworden, Opfer geſpendet und Weihrauch geſtreut werde" (47). Dieſe „eigennützige Sinnlichkeit, um ſich in jeder Weiſe geltend zu machen, bediene ſich des Unſinnlichen, und zwar auf den Gebieten des Induſtriellen und Commerziellen, des Mathematiſchen und Mechaniſchen, des Aeſthetiſchen, Rechtlichen und Geſelligen." Er fragt dann: „wie und durch welche Mittel die Richtung der Zeit zum Sinnlichen hin ſo unterbrochen und abgelenkt werden könne, daß die unſichtbare Weltordnung, für welche der Sinn ohnehin immer mehr zu verſchwinden ſcheine, (?) wieder, wie die tiefere Grundlage, ſo das höhere Ziel des Lebens werde?" (52) „Die rein apriorische Philoſophie unſerer Zeit und die mythiſche Theologie, meint Hr. Staudenmaier, ſeien nicht im Stande, dem Hauptgebrechen der Zeit zu Hülfe zu kommen" (58). „Das Chriſtenthum," (welches? das römiſche, griechiſche, anglikaniſche, gallikaniſche, Möhler'ſche, Hermes'ſche, Hengſtenberg'ſche, Wegſcheider'ſche oder welches ſonſt?) „ſei es, durch welches im Erkennen und Leben das Sinnliche und Unſinnliche in ihr wahres Verhältniß zum Ueberſinnlichen komme" (60).

Es mag hier dahingeſtellt bleiben, ob die Sinnlichkeit jetzt vorherrſchender iſt, als in früheren Jahrhunderten, und ob das Trachten, das gegenwärtige Leben auf gemeinnützige Weiſe in den angegebenen Sphären auszubilden, eigennütziger iſt, als das in früheren Jahrhunderten vorherrſchende Trachten der Einzelnen nach ewiger Glückſeligkeit. Aber die Frage wird erlaubt ſein, ob das Chriſtenthum, welches doch ſchon vor dieſer angeblich ſo tief erkrankten Zeit da war, ein Gebrechen zu heilen vermöge, welches ja gerade die Oberhand über das ſchon vorhandene Chriſtenthum gewonnen? Zu fragen iſt, ob jemals „die unſichtbare Weltordnung," welche Grundlage und Ziel des Lebens geweſen, wieder dieſe Bedeutung gewinnen könne, da gerade das Ungenügende derſelben die Gemüther auf die Gegenwart hingewendet hat?

Statt eine Antwort hierauf zu verſuchen, wollen wir lieber die Stelle anführen, mit welcher Hr. Staudenmaier ſeine Bemerkungen beſchließt und theilweiſe ſie ſelbſt damit — beſeitigt. — „So iſt," heißt es S. 66, „der wahre Quell des Lebens überall und immer das Göttliche in demſelben, und dieſer göttliche Quell iſt auch das innere Princip und der ewig ſchöpferiſche Geiſt einer freudig fortſchreitenden, überall ſich erfüllenden, troſtreichen Geſchichte, einer Geſchichte, die auf der göttlichen That der Erlöſung ruhet, die überall

Verſöhnung offenbart, und deren fortſchreitende Verſöhnung die fortſchreitende Entwicklung iſt, einer Geſchichte endlich, deren Zukunft lebendig ſchon in die Gegenwart hereingreift, weil die Gegenwart in dem göttlichen Princip ruhend, mit dieſem göttlichen Princip auch die Quelle und die Kraft der künftigen allgemeinen Verklärung in ihrem Schooße trägt." —

Das lautet freilich heiterer und verſöhnender, als die letzte bis jetzt laut gewordene Aeuſſerung des kirchlichen Oberhauptes des Hrn. Doktors und Profeſſors Staudenmaier. —

11.

Religiöſe Journaliſtik.

Die Geſchichte der Religion zeigt uns dieſelbe Entwicklungsform, die wir überall wahrnehmen, wo das Leben ſeinen vollſtändigen Verlauf gewinnt. Erſt ſucht der Menſch Geſtalt und Beſtand für ſich ſelbſt zu gewinnen; dann ſtrebt er, ſeine Herrſchaft über die Außenwelt auszubreiten, deren Widerſtand ihn erſt zur Selbſtbeſchränkung, zuletzt zur Ausgleichung und zur Vereinigung mit Anderen zu einer höheren Lebensgeſtaltung — veranlaßt oder nöthigt. Auf gleiche Weiſe war und blieb lange die erſte Religion nur Stammes- oder Volksreligion. Erſt die altperſiſche und buddhiſtiſche, ſpäter und nur vorübergehend — die jüdiſche, dann die chriſtliche, und in ihrer Jugend — die mahomedaniſche — ſuchten Proſelyten zu machen und dachten daran, weltbeherrſchend zu werden. Nur in der chriſtlichen Kirche iſt dieſer Gedanke lebendig geblieben. Nachdem ſie aber Europa halb mit dem Kreuze, halb mit dem Schwerte, und Amerika faſt nur mit dem letzteren ſich unterworfen, hat ſich ihre Gewalt an dem Freiheitsſtreben des germaniſchen Geiſtes gebrochen. Mögen immerhin die erſten Reformatoren nur daran gedacht haben, das urſprüngliche Chriſtenthum zu reſtauriren, ſie mußten doch für ſich das Recht in Anſpruch nehmen, die Glaubenslehre, die von den erſten Chriſten unmittelbar als höhere Offenbarungen aufgenommen worden, — je nach ihren individuellen, menſchlichen Einſichten, nach ihrem eigenen Wiſſen und Gewiſſen zu deuten; ſie mußten gegen das herrſchſüchtige Rom die Befugniß geltend machen, ihres eigenen Glaubens zu leben;

ſie mußten gegen die Brandfackeln der klerikaliſchen Inquiſition zur weithin leuchtenden Geiſtesfackel der Belehrung und Ueberredung greifen, und an die vorhandene Bildung, an den natürlichen, gemeinen Menſchenverſtand appelliren. Das höhere Streben ſuchte und fand ein neues, gewaltiges Organ an der Druckerpreſſe, und die bleiſchweren geſchriebenen Bannbullen der alten Kirche erlagen den geflügelten und geiſtbeflügelnden Druckblättern, in denen ſich zuerſt, wenn zunächſt auch nur dürftig — der göttliche Keim der Humanität entfaltete. Wahrhaft menſchlich war es aber, an das allen Menſchen eingeborene, an die freie Zuſtimmung des denkenden Geiſtes und des fühlenden Herzens zu appelliren. So war die Reformation im Grunde, — obgleich noch nicht im Bewußtſein — eine Emancipation des allgemein-menſchlichen Weſens von prieſterſchaftlicher Vormundſchaft; — ſie war, wenn auch bloß erſt faktiſch, doch bereits eine Anerkennung der Religion als einer durch freie Geiſtesthätigkeit vermittelbaren allgemeinen Angelegenheit der Menſchheit. Wirklich kam ſie in Deutſchland damit zu Beſtand, daß ſämmtliche, ſowohl weltliche als geiſtliche „Theologen, Kirchen- und Schuldiener," die ſich von der päpſtlichen Gewaltherrſchaft los ſagten, — das von den weltlichen Gewalthabern genehmigte Concordienbuch unterſchrieben, womit alſo die kirchliche Gemeinſchaft thatſächlich als eine rein freiheitliche Angelegenheit anerkannt wurde.

Wenn dann auch die neu entſtandenen Glaubensgenoſſenſchaften, dem allgemeinen Entwicklungsgeſetz nach, ſelbſt wieder zuerſt ſich ſchroff abgeſondert, dann, mitunter ſogar mit der Schärfe des Schwertes — nach Ausbreitung geſtrebt, ſo blieb fortan doch das Streben vorherrſchend, nur mittelſt geiſtiger Waffen, alſo auf dem Wege freier Ueberzeugung, zur Weltherrſchaft zu gelangen.

Auch begannen ſchon im XVII. Jahrhundert wohlgemeinte Verſuche, eine friedliche Ausgleichung zwiſchen den verſchiedenen Kirchen zu bewirken. Da ſie aber alle noch mehr oder weniger von Vorausſetzungen ausgingen, welche eine freie, allgemeine Einverſtändigung unmöglich machten, ſo dienten jene Verſuche nur dazu, die Differenzen — zum wenigſten theoretiſch — noch ſchärfer auszuprägen. — Wie indeß jede Gedankenmittheilung aus dem Bedürfniſſe hervorgeht, eine geiſtige Gemeinſamkeit zu erzeugen, ſo bleibt ſie auch dann nicht ohne Segen, wenn ſie zunächſt nur einen Widerſpruch hervorruft. Der Gegenſatz — als Meinung oder Ueberzeugung von unſeres Gleichen uns entgegentretend, — hat eine ganz andere Gewalt, als wenn er nur von uns ſelbſt gedacht wird. Als der wirkliche Widerſpruch eines denkenden, ſelbſtſtändigen

Ebenweſens treibt er uns vielmehr zu dem Verſuche an, ihn durch Ueberzeugung zu überwinden. Wir ſuchen deshalb den eigenen Gedanken zu rechtfertigen, zu begründen, den fremden zu entgründen; und da alle einzelnen Gedanken zuletzt auf wenige mehr oder weniger allgemein gewiſſe Sätze zurückweiſen, ſo führt der Gedankenkampf eine immer größere Wahrſcheinlichkeit, ja Dringlichkeit des Einverſtändniſſes herbei. Die Wahrheit, wie das Licht, übt eine auf die Dauer unwiderſtehliche Macht; denn wie dieſes der Blick, ſo iſt jene das Wort der göttlichen Liebe.

Auch in den theologiſchen, kirchlichen Diskuſſionen hat ſich dieſe, Macht bewährt, und je weiter die Parteien ſich von einander zu entfernen ſchienen, um ſo tiefer hat ſich das Bedürfniß der Einverſtändigung fühlbar gemacht, um ſo näher ſind die Streitenden dem tiefſten und innigſten Gewißheitspunkte gekommen, in welchem ſie ſich ureinig erkennen müſſen.

Schon iſt man auf dieſem Wege der Erörterung thatſächlich an dem Einigungspunkte angekommen, auf welchem die Verſchiedenſtgläubigen die Nothwendigkeit anerkennen, ihre Anſichten, Glaubensmeinungen und Grundſätze zu rechtfertigen, d. h. entweder ſie an Gewiſſes, an allgemein Zugeſtandenes anzuknüpfen, oder ſie als Moment eines Syſtemes, eines gegliederten Ganzen — aufzuweiſen.

Aus dieſem, freilich mitunter egoiſtiſchen Bedürfniſſe, ſich ſelbſt für ſeine geiſtige Individualität den Charakter der Allgemeinheit, der Gemeingültigkeit zu vindiziren, ſo wie aus dem höheren, philanthropiſchen Drange, zu einer beſeligenden Geiſtereinigung hinzuführen, gewinnt erſt die ſtätige Vermehrung der öffentlichen Blätter ihre volle Bedeutung. Immer tiefer fühlt der Einzelne ſein Ungenügen; immer lichter kömmt ihm zum Bewußtſein, daß er Werth und Würde nur durch Theilnahme am Allgemeinen, durch Einleben in immer weitere Lebenskreiſe, durch Verklärung des Selbſtes zum wiſſenden und willigen Organe der göttlichen Weltordnung gewinnt. Die erſtweſentliche Bedingung hierzu iſt aber, daß dieſe Weltordnung in ihren allgemeinſten Grundzügen entdeckt und ausgeſprochen werde, wozu der Weg nur durch die freieſte und allgemeinſte wechſelſeitige Mittheilung der Gedanken, Wünſche, Hoffnungen, Bedürfniſſe und Gefühle angebahnt werden kann. Dazu iſt nun das große Weltgeſpräch eröffnet, in welches ſich zu miſchen ſelbſt diejenigen ſich gedrängt fühlen, welche überzeugt zu ſein behaupten, daß die Wahrheit, deren die Menſchheit zu ihrem ewigen Heile bedürfe, ſchon längſt vollſtändig ausgeſprochen, und daß die Anerkennung oder vielmehr die gläubige Annahme derſelben, auf die es allein noch ankomme,

nicht durch menſchliche Geiſtesthätigkeit, ſondern durch übernatürliche, übermenſchliche Einwirkung bedingt ſei.

Wirklich ſehen wir ſeit dem Anfange dieſes Jahrhunderts die Anzahl der Tagblätter und Zeitſchriften jeder Art und namentlich auch, — beſonders ſeit Anfang des dritten Dezenniums dieſes Jahrhunderts, — die religiöſen Zeitblätter in mehr als geometriſcher Progreſſion ſich vermehren, nicht nur auf Seiten derer, welche freie Forſchung als ein göttliches Menſchenrecht in Anſpruch nehmen, ſondern auch auf der entgegengeſetzten Seite, auf welcher dieſes Recht ganz oder theilweiſe in Abrede geſtellt wird. Es iſt dies eine Thatſache von welthiſtoriſcher Bedeutung, welcher die andere parallel läuft, daß in noch ſtärkerer Progreſſion ſich die Zahl der Vereine und Geſellſchaften zu den mannigfaltigſten Zwecken vermehrt. Näher betrachtet iſt die zuerſt angeführte Thatſache ſelbſt nur ein Moment der zuletzt erwähnten, da durchgängig die Zeitblätter nur durch einen Verein von Schriftſtellern zu Stande kommen und nur als Organe von Geſellſchaften eine allgemeinere Bedeutung anſprechen und Dauer gewinnen können. Im Ganzen genommen, gehört dieſe Thatſache zu den eigenthümlichſten Erſcheinungen der neueſten Zeit und eben ſowohl zu den großartigſten, erhebenſten und hoffnungsvollſten der ganzen uns bekannten Geſchichte. Es iſt der Anfang einer Wiedergeburt der menſchlichen Geſellſchaft aus dem Elemente der Freiheit, in welcher das Recht der Individualität ſich mit dem Rechte des Allgemeinen auf das Innigſte zu verſöhnen ſtrebt; es iſt die Grundlegung zu einem Baue, deſſen Pracht und Majeſtät wir nur erſt dunkel zu ahnen vermögen, da die Arbeit, von den Einzelnen ausgehend, — von Innen nach Außen fortſchreitend, auf naturgemäße Weiſe zu immer reicheren, organiſchen Anaſtomoſen, Verkettungen und Syſtematiſirungen hingeführt werden wird. Auch wäre es in jeder Beziehung erfreulich und förderlich, wenn ſich ein Verein bildete, der ſich zur Aufgabe ſtellte, eine vollſtändige Statiſtik der bis hierhin erſchienenen Zeitſchriften und entſtandenen Vereine zu liefern, und in einer eigenen Zeitſchrift ein Archiv der Humanität zu begründen, in welchem jene Statiſtik fortgeſetzt würde.

Möchten die vorſtehenden Zeilen recht bald Veranlaſſung zur Stiftung eines ſolchen Vereines und Archives geben!

12.

Einige Worte über die Lebensfrage des Jahrhunderts.

Man hat in neueſter Zeit, und wohl nicht ganz mit Unrecht, behauptet, alle Zuſtände, welche die Menſchheit von Urſprung an durchlaufen — oder vielmehr durchſchlichen, fänden ſich noch jetzt durch irgend ein Volk oder einen Stamm repräſentirt. Gewiß iſt, daß der Herr Himmels und der Erde kein Freund der Einförmigkeit, und das Weltall nur dadurch ein ſchönes, ein Kosmos iſt, daß die göttliche Einheit deſſelben die Einigkeit einer unendlichen Mannigfaltigkeit iſt.

Eine göttliche Idee durchwaltet das Ganze; aber ſie offenbart ihren unerſchöpflichen Reichthum zugleich in einer unendlichen Fülle von Geſtaltungen, und in einer unabſehlichen Reihenfolge von Metamorphoſen.

Auch die Zuſtände, welche unſer Planet, welche unſer Sonnen-, unſer Milchſtraßenſyſtem durchwandert, ſind nur für dieſes zu einer weltgeſchichtlichen Vergangenheit geworden; die neueren Aſtronomen ahnden ihre Gegenwart in anderen Planeten, Sonnen und Milchſtraßen.

Auf ähnliche Weiſe ſcheint es ſich mit dem Menſchen, mit Völkern und Raſſen zu verhalten, und wenn man einen Blick auf unſer jetziges Europa wirft, ſieht man auch hier neben einander, was die Geſchichte ſeit dem Anfange des Mittelalters nach einander in Ausführung gebracht.

Während in Piemont und Sardinien im Grunde noch der päpſtliche Klerus das weltliche Feudalſyſtem beherrſcht, und in Ungarn ſich noch ſtarke Spuren des alten Fauſtrechtes zeigen, ſind Portugal und Spanien theilweis in das Zeitalter der Reformation eingetreten, welche auch zuerſt gegen daß Aeußerſte und Höchſte der mittelalterlichen Kirche ſich empört: gegen die Geldabgaben an Rom, gegen die päpſtliche Souveränität und gegen das Kloſterweſen, die höchſte Blüthe der katholiſchen

Aſcetik. In Großbritannien wiederholt ſich jetzt im Weſentlichen, was im 17. Jahrhunderte auf dem Continente ſich begeben: König und Bürgerthum bekämpfen die feudale Ariſtokratie, die Diſſenters verfechten die proteſtantiſche Religionsfreiheit gegen die halbkatholiſche Staatskirche, die Irländer ihre Nationalität gegen das rohe Eroberungsrecht. Ebenſo fehlt es im übrigen Europa nicht an Repräſentanten des politiſchen Abſolutismus aus Ludwigs XIV. Zeiten, und an Geſtaltungen, welche an die Tendenzen Joſeph's II. erinnern. Theilweis ſteht ſelbſt Frankreich noch auf einem Standpunkte, über welchen Deutſchland ſich größtentheils erhoben; denn als zwei völlig disparate Syſteme befinden ſich dort außer einander das Staatsweſen und die Kirche, zu welcher, jedoch in unzähligen Nüancen und Abſtufungen, die Uebermehrheit der Franzoſen noch gehört.

Nur die echt germaniſchen Völker haben ſich theilweis auf die Höhe der Zeitbildung erhoben, und nur die deutſchredenden Stämme arbeiten an gründlicher Löſung der höchſten Frage der neueſten Zeit. Wird nämlich, was zum Wenigſten im gebildeten Deutſchland keinem Widerſpruche mehr begegnen dürfte, — wird das äußere, weltliche, irdiſche Daſein durch das Innerſte, Ueberweltliche, Ewige beſtimmt, geſtaltet das innerſte Leben ſich aus ſtätiger Einigung neu auftauchender Ideen und Realitäten mit der überkommenen Wirklichkeit, dann möchte wohl auch nicht in Abrede zu ſtellen ſein, daß die höchſte Aufgabe der Gegenwart darin beſtehe, die chriſtliche Weltanſchauung, wie ſie bis auf die neuere Zeit die Oberherrſchaft behauptet hat, mit allen Ideen und Realitäten in Ausgleichung zu bringen, welche durch Wiederauferſtehung des geſammten Alterthumes und durch Entdeckung von mehr als nur einer neuen Welt in die europäiſche Bildung eingetreten ſind.

Solche Ausgleichung, wenn ſie eine wahrhafte, gründliche, lebendige ſein ſoll, ſetzt aber die gründlichſte Erkenntniß der Differenzen voraus. Sollten wir nun die Glieder des Gegenſatzes mit zwei Worten zu bezeichnen haben, ſo würden wir, älterer Sprachweiſe uns anſchließend, ſie als Weltweisheit und Gottesgelahrtheit beſtimmen; dieſe als die Kunde von demjenigen, was als göttliche Offenbarung überliefert; jene als die Wiſſenſchaft, welche alle übrige, nicht durch Offenbarung bedingte Erkenntniß, in höchſter Faſſung alſo die Philoſophie der Natur, der geſchichtlichen und der gegenwärtigen Menſchheit begreift.

Es iſt nun ſchon mehrfach auf die höchſt merkwürdige Thatſache hingedeutet worden, daß die deutſche Philoſophie analoge Stadien, wie das politiſche Leben in Frankreich durchlaufen. Weit bedeutſamer iſt aber die Art und Weiſe, wie in Deutſchland ſeit dem Ausbruche der Regeneration in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, die Weltweisheit

und Gottesgelahrtheit einestheils ſich immer tiefer gegen einander differenzirt, anderntheils auch immer inniger ſich zu einigen verſucht haben.

Die Darſtellung dieſer aus- und einkreiſenden Bewegung, welche in Wahrheit den Herzſchlag des deutſchen Lebens bildet, wäre unſtreitig eine der größten und zeitgemäßeſten Preisaufgaben für die geiſtigen Eminenzen unſeres Volkes; wir können hier nur durch einige flüchtige Andeutungen auf die Thatſache, deren wir gedacht haben, hinweiſen.

Erinnern wir zuvor an den wichtigen Umſtand, daß, während — nach Abſchluß der mittelalterigen Offenbarungsüberlieferung zu Trient — die Weltweisheit in Italien, Frankreich, und überwiegend auch in England ſich fortwährend nur theils neben der Gottesgelahrtheit, theils im Widerſpruche mit ihr entwickelt, in Deutſchland dagegen ſie vielfach, wie u. a. ſie in J. Böhme, Leibnitz, Swedenborg u. A. ſich auf das Innigſte mit der Offenbarungslehre zu vereinigen getrachtet. Auch iſt nicht zu überſehen, daß andererſeits die Gottesgelahrtheit nirgends gründlicher bearbeitet und ſich reichlicher entwickelt hat, als eben auch in Deutſchland.

Was nun in den zwei Jahrhunderten nach vollzogener Spaltung der katholiſchen Kirche in Deutſchland nur in wenigen der eminenteſten, man möchte ſagen, prophetiſchen Geiſtern als Strebensziel aufgetaucht, das ſehen wir ſeit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, durch Kant, Herder und Leſſing gleichſam an die Tagesordnung gebracht.

Auf der einen Seite wird das überlieferte Chriſtenthum immer tiefer, auf der anderen werden alle übrige Gebiete des menſchlichen Wiſſens mit unvergleichlichem Fleiße durchforſcht. Scheinen dann Wiſſenſchaft und Offenbarung in die entſchiedenſte Spannung gegen einander gerathen zu wollen, ſofort iſt ſowohl die höchſte Wiſſenſchaft ſelbſt, die Philoſophie — als die Theologie — beſtrebt, eine wechſelſeitige Ausgleichung zu finden. So zieht Kant, als Repräſentant der Wiſſenſchaft, das Chriſtenthum in den Kreis ſeiner philoſophiſchen Forſchung, und Herder, der hochgebildete Theolog, verſchmilzt die Wiſſenſchaft mit der chriſtlichen Gottesgelahrtheit. Was aber auf den Höhen der Bildung von dieſen Heroen des vorigen Jahrhunderts vollbracht, dies gibt alsbald den Ton an in den untergeordneten Gebieten, und in die Herrſchaft über die Gemüther theilt ſich das Kantiſche und das Herder'ſche Chriſtenthum.

Von Neuem und noch tiefer differenzirt ſich dann das geiſtige Leben durch Fichte's gigantiſche Beſtrebungen, während auch die übrigen Wiſſenſchaften einen außerordentlichen Aufſchwung nahmen, und die Theologen ſich immer tiefer in die Offenbarungsurkunden hineinwühlen.

Fichte ſelbſt aber verſucht machtvoller, als je zuvor geſchehen, in ſeinen „Grundzügen" die durch ihn geſteigerte Spannung zu löſen, indem er die chriſtliche Offenbarung und die Weltwiſſenſchaft als Hauptmomente, und deren Verſöhnung als Ziel der Entwicklung des Menſchengeſchlechtes auffaßt. Andererſeits drängt ſich der Offenbarungsglaube durch Reinhard, Jakobi und viele Andere — der Philoſophie entgegen, während die gelehrten Forſchungen der Theologen den Weg zum richtigen Verſtändniſſe der Offenbarungsurkunden bereiten.

Schon war indeß durch Schelling's Lehre vom Abſoluten und ſeine Naturphiloſophie eine neue, noch tiefere Differenz zum Ausbruche gekommen, da jene Lehre mit Ideen hervortrat, welche zwei Jahrhunderte früher den kühnen Jordano Bruno zu Rom auf den Scheiterhaufen geführt. Jetzt dagegen ſehen wir alsbald ausgezeichnete Theologen, wie Daub, Schleiermacher und Zimmer den Verſuch wagen, das Chriſtenthum innerhalb des Abſoluten zu conſtruiren, während geiſtreiche Anhänger des berühmten Philoſophen, wie Stutzmann und J. J. Wagner jene Differenz durch neue Conſtructionen der Weltgeſchichte zu löſen unternehmen.

Wie aber Fichte Kant's ſubjectiven Idealismus und deſſen „Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft" zum Aeußerſten hingeführt, ſo war es Hegel, welcher Schelling's Lehre vom Abſoluten zum abſoluten Idealismus ſteigerte und hiermit thatſächlich, wenn auch nicht eingeſtändlich — die Weltwiſſenſchaft in die äußerſte Spannung gegen die traditionelle Gottesgelahrtheit verſetzte, da dieſe, von einer vorirdiſchen Verewigung des Böſen ausgehend, auch nur eine theilweiſe Vermittelung geſtattete, und ſomit in einen abſoluten Dualismus auslief.

Ihrerſeits war man in der theologiſchen Facultät theilweiſe zum Bewußtſein darüber gelangt, daß das Chriſtenthum, welches man in neueſter Zeit in den Offenbarungsurkunden zu entdecken glaubte, in grundweſentlichen Beziehungen widerſprüchlich demjenigen entgegengeſetzt ſei, welches bisher als das echte von der Kirche überliefert worden. Wie nun die ſogenannten Rationaliſten ihre neuere Auffaſſung der Offenbarung, ſo erklärten dagegen die ſogenannten Supernaturaliſten die alte ſymboliſche Auffaſſung deſſelben für die unbedingt wahre, und es ergab ſich hieraus für die Philoſophie die Aufgabe, dieſen Widerſpruch wiſſenſchaftlich aufzulöſen.

Hegel's Encyklopädie ſchien hierzu die geeignete Formel darzubieten und es wurden nun nach zwei verſchiedenen Seiten hin Verſuche angeſtellt, die Gottesgelahrtheit mit der Wiſſenſchaft zu verſöhnen. Marheineke trat zuerſt mit einer Dogmatik hervor, in welcher zum we-

wenigſten der Kraftaufwand zu beſtaunen, mit welchem der ſo ſpröde und widerſpenſtige Stoff der lutheriſchen Dogmatik ſcheinbar flüſſig gemacht und in die Formeln Hegel'ſcher Dialektik eingegoſſen wurde. Der Inhalt ſollte derſelbe bleiben, und nur deſſen Form zu einer rein wiſſenſchaftlichen geſteigert werden. Andererſeits wandte das Ausgleichungsſtreben ſich zu den Urkunden der Offenbarung, um dieſen Stoff auf dem Wege der Kritik dem abſoluten Idealismus genießbar zu machen. Vatke ſuchte ſich des alten, Strauß ſich des neuen Teſtamentes zu bemächtigen, beide zugleich philoſophiſch gebildet und ausgerüſtet mit allen Hülfsmitteln, welche die moderne Gottesgelahrtheit nach und nach aufgebracht. Das ungeheure Aufſehen, welches beſonders der Idealiſirungsverſuch des zuletzt Genannten erregt, und die Zurüſtungen, welche von ſo vielen Seiten gegen ihn für nöthig erachtet werden, beweiſen, daß hiermit die Lebensfrage des Jahrhunderts zur Verhandlung gekommen, die einmal zur Beantwortung hingeſtellt, unausbleiblich in Bälde zu einer Entſcheidung hinführen muß.

Die Löſung, welche Strauß nach Hegel'ſchen Principien verſucht, iſt aber, um das zu Anfang erwähnte Gleichniß wieder aufzunehmen, wie die Juli-Revolution in der franzöſiſchen Staatswelt, auch nur eine amphibologiſche Revolution der deutſchen Geiſterwelt. Wie jene es nur zur ephemeren Abfindung einer Quaſi-Legitimität mit einer Quaſi-Republik gebracht hat, ſo iſt es in Deutſchland nur erſt zur äußerlichen Copulation einer quaſi-philoſophiſchen Dogmatik mit einer quaſi-gläubigen Philoſophie gekommen, deren Erzeugniſſe eine quaſi-chriſtliche Wiſſenſchaft und ein quaſi-wiſſenſchaftliches Chriſtenthum ſind. Wie dort, ſo werden auch hier veraltete Dinge mit neuen Namen und neue Dinge, mit alten Namen belegt, ohne daß Form und Inhalt ſich lebendig durchdringen.

Aber auch darin behauptet unſer heiliges Deutſchland ſeine geiſtige Superiorität über das Nachbarland, daß, wie es früher keine Septembriſeurs producirt, ſo jetzt auch der Verſuchung zu Septembergeſetzen ſiegreich widerſtanden, und dem wiſſenſchaftlichen Kampf der Principien volle Freiheit gelaſſen worden. Ein zweiter Gamaliel, hat Neander den gottvertrauenden Rath gegeben, das Werk des wiſſenſchaftlichen Geiſtes nicht mit irdiſcher Gewalt zu dämpfen, und wenn deſſenungeachtet noch kürzlich wieder Tholuck mit dem Antrage hervorzutreten ſich nicht geſcheut, die Discuſſion über theologiſche Fragen ſo lange in eine todte Sprache zu bannen, bis die Theologen zu einem Abſchluſſe darüber gekommen, ſo iſt doch keineswegs zu befürchten, daß demſelben irgendwo Gehör gegeben werde, da eine ſolche Bannung zu ſehr ſowohl dem

Geiſte der Zeit im Allgemeinen, als insbeſondere dem edlen Geiſte deutſcher Nation widerſprechen würde.

Zu hoffen iſt vielmehr, daß ebenſo, wie zur Zeit der Reformation Europa durch freiſinnige Fürſten und hochgebildete Laien vor ägyptiſcher Verfinſterung und chineſiſcher Verdumpfung gerettet worden, auch jetzt wieder fürſtliche Freiſinnigkeit und weltliche Wiſſenſchaft einen Fortſchritt herbeiführen werden, der, wie er vor der Reformation Jahrhunderte lang vergeblich von der prieſterſchaftlichen Hierarchie gefordert wurde, auch jetzt nicht von denen zu gewärtigen ſteht, welche, wie Matheineke[1]) und Tholuck, den beſtellten Lehrern der Theologie eine ſpecielle Miſſion und ein Entſcheidungsrecht in göttlichen Dingen arrogiren.

Soviel hat ſich vielmehr bereits herausgeſtellt, daß Ueberlieferung und freie Forſchung, Offenbarung und Wiſſenſchaft, Theologie und Philoſophie nicht mehr von einander laſſen können, daß ihre Einigung von beiden Seiten immer angelegentlicher erſtrebt wird, bis jetzt aber weder in der tauſendſpaltigen theologiſchen Facultät, noch in der ſcheinbar einigen und, der Verſicherung nach, zum definitiven Abſchluſſe gekommenen neueſten philoſophiſchen Schule zu finden iſt. Wie hier das Wiſſen vielfach nur ein Scheinwiſſen, ſo iſt dort der Glaube großentheils nur ein Scheinglaube; auf beiden Seiten aber wird noch übermäßig mit Worten ein ebenſo verderbliches als verwerfliches Spiel getrieben, und nur die Zuverſicht gibt Troſt, daß aus dem freien Kampfe der Parteien das Licht der verſöhnenden Wahrheit ſiegreich hervorſtrahlen werde, und daß die Leidenſchaftlichkeit, mit welcher um den Sieg gekämpft wird, doch vorherrſchend nur aus dem tiefgefühlten Bedürfniſſe der Einigung und Liebe entſpringt.

13.

Die Emancipation des Geiſtes.

Die Naturforſchung iſt aufgeſtiegen über die kirchliche Schöpfungstradition hinaus in die unterirdiſchen Archive unſeres Planeten, und über unſer traditionelles Sonnenſyſtem empor in die Unendlichkeit zahlloſer Milchſtraßenſyſteme! Die Geſchichtsforſchung hat die engen Grenzen der kirchlichen Ueberlieferung überſchritten, und vertieft ſich in die älte-

1) S. deſſen Dogmatik. 2. Aufl. 1827. §. 13. 14.

ſten Urkunden aller Völker, um das Wort des gemeinſamen Anfangs zu finden, welches — allen vorhandenen Beſonderungen der Menſchheit ihr Recht gewährend — zugleich alle ausſchließlichen Prätenſionen derſelben entferne. Ebenſo iſt die Forſchung in allen übrigen Sphären — des Rechtes, der Religion, der Kunſt und ſelbſt der Philoſophie — über den beſonderen Kreis hinausgedrungen, in welchem die denkenden, wirkenden und ſchaffenden Geiſter Jahrhunderte, — Jahrtauſende hindurch gleichſam gebannt und verhaftet waren.

Auf dieſe Weiſe hat für die Forſchung, die von dem Höhepunkt der Gegenwart aus nach allen Richtungen in das Unendliche vordringt, — jegliche theoretiſche Autorität ihr abſolutes Anſehen verloren, und alles Vorhandene, alle Vorausſetzungen und Vorurtheile werden zur Verantwortung gezogen vor den Richterſtuhl der eröffneten allgemeinen Geiſterverſammlung.

Dieſe durchgreifende Emancipation des Geiſtes vollbringt ſich aber nicht durch einen einzigen Akt, ſondern durch einen Prozeß, deſſen Hauptmomente ſich etwa in folgender Weiſe bezeichnen laſſen möchten. Zuerſt erfaßt der Geiſt ſich in ſeiner reinen Innerlichkeit und Unbeſchränktheit, und reißt ſich los von dem Gegenſtande, in welchem er bisher ſein Daſein gehabt, der aber, ſeinen geſteigerten Bedürfniſſen nicht mehr entſprechend, zum Kerker für ihn geworden. Vor Allem nach Nicht-Gebundenheit ſtrebend — ſtößt er alles Hemmende von ſich, — das Weſenhafte mit dem Zufälligen, das Währende mit dem Ephemeren; denn beide ſcheinen ihm zunächſt untrennbar verbunden, weil beide mit gleicher Gewalt feſtgehalten worden. Er will vor Allem frei ſein, ſich frei fühlen, ſich frei wiſſen, und läßt ſich eine Weile an dieſer Gewißheit genügen.

Indeſſen gibt es auch weibliche Geiſter, welche ſtets eines beſtimmten objektiven Haltes bedürfen, und dasjenige in Schutz nehmen, was die nach Freiheit Strebenden leidenſchaftlich von ſich geſtoßen haben. Da nun dieſe Letzteren ſich nicht mehr gedrückt, nicht mehr gefeſſelt fühlen, fangen ſie das von ſich Geſtoßene auch unbefangener zu berückſichtigen an. Zugleich regt ſich in ihnen das Bedürfniß nach einem objektiven Spielraume der Freiheit, nach Erfüllung der leeren Selbſtgewißheit. Sie ſuchen jetzt den erſt ganz verworfenen Gegenſtand zu erkennen, ihn auf freie Weiſe ſich anzueignen, indem ſie ihn ruhig prüfen, in ſeine verſchiedenartigen Elemente auflöſen und das als wahr- und nahrhaft Befundene zum Aufbau einer frei-geiſtigen Welt verwenden. Wie ſie zuvor ſich von der unmittelbaren Gebundenheit an das Objekt, ſo haben ſie ſich nun von der Beſchränktheit ihrer inhaltsloſen, blos ſubjektiven Freiheit eman-

cipirt. Gegen das blos verneinende, wegräumende Freiheitsſtreben konnte ſich das blos gläubige Feſthalten am Vorhandenen behaupten. Wendet jenes hingegen mit achtender Bereitwilligkeit auf das Ueberlieferte ſich zurück, dann muß auch der Glaube von ſeiner Eigenheit ablaſſen, und, eingehend auf die ſchonende Kritik des Gegners, erhebt auch der früher nur Gläubige ſich unbemerkt zu der Freiſinnigkeit des forſchenden Geiſtes.

Dieſer erkennt das Weſenhafte in den Gegenſtänden des Glaubens, es unterſcheidend von den Geſtaltungen, in welche es zunächſt ſich ausgeführt; das gläubige Gemüth aber erkennt das Recht des Geiſtes an, das Weſen von ſeinen Erſcheinungen zu unterſcheiden und das, was ihm als Wahr gelten ſoll, an dem zu prüfen, was ihm das Gewiſſeſte iſt, an dem, was er nicht abläugnen kann.

So wird der Gläubige emancipirt von ſeiner Gefangenheit in dem Objekte ſeines Glaubens, und der Forſcher von ſeiner anfänglichen Befangenheit in vereinzelter, gehaltloſer Selbſtherrlichkeit. Gemeinſam vollbringen ſie erſt das Werk der wahrhaften Befreiung.

14.

Die drei Worte des Lebens[1]).

Befragen wir Natur und Geſchichte, die Kunſt und das Leben, fragen wir Himmel und Erde, — drei Worte ſind es, die aus Vergangenheit und Gegenwart, die von Außen und Innen, aus allen Fernen und Höhen und Tiefen uns entgegentönen — als weltſchaffender, welterhaltender, weltvollendender Dreiklang. Sie ſind es, die das Daſein begründen, die Alles Leben erwecken, es ſchmücken und krönen, — und ohne ſie würde das Weltall in Nichts zerſtieben. Auf ſie deutet hin jene älteſte philoſophiſche Mythe, welche von der Harmonie das Univerſum erbauen läßt, durch Vereinigung der Einheit und der Entzweiung, oder, wie man ſpielend ſagen könnte, durch die Vermählung von Eros und Eris. Auf ſie auch deuten hin jene drei Saiten, die urſprünglich des Muſen-Gottes Leier trug; auf ſie endlich, jene geheimnißvolle Dreieinigkeit, von welcher alle Tondichtungen ausgehen, um nach den mannigfaltigſten Ausweichungen immer von Neuem in ihren himmeltiefen Schooß ſich zu verſenken!

---

1) Vorgeleſen im Muſeum zu Frankfurt a. M. am 19. Febr. 1836.

Wie nun jeder Dreiklang ſelbſt wieder von einem Grundtone ausgeht, der, um die Sprache des Muſikers zu reden, ſich als Gegenſatz die Quinte hervorruft, um mit ihm durch die ſanfte Terze zum vollen Dreiklang zu verſchmelzen, — ſo hätten auch wir nach dem Grundton des Univerſums, nach dem erſten Worte des unendlichen Dreiklangs zu fragen, — wenn die Frage nicht ein Zweifel ſchiene an dem, den mit zahlloſen Stimmen das Univerſum verkündet! Ruft nicht ein Himmel dem anderen, eine Ewigkeit der anderen den Namen des Allmächtigen zu, und nennen ihn nicht — aller Orten „alle Herzen unter dem himmliſchen Tage?“ — Iſt Er nicht das einzige Selbſtwort, ohne welches kein anderes weder ausgeſprochen, noch verſtanden werden kann? Das Alpha und Omega des ewigen Weltgeſpräches — die Wurzel und Krone jenes ewig grünenden Weltbaumes, der ſeine gewaltigen Aeſte in das Unermeßliche ausbreitet, deſſen Zweige wir Milchſtraßen, deſſen Blätter wir Sonnenſyſteme nennen? —

Das Urwort — das Allerheiligſte — ertönet, und Entzücken durchſchauert das Weltall! Paradieſe entſteigen dem Abgrund, es kreiſen harmoniſch die Sphären, und aus der ganzen Schöpfung hallt der Name des Allmächtigen wieder!

Er iſt es, zu dem das leuchtende Auge des Menſchen emporſchaut, zu dem er die bebende Stimme erhebt, den er anruft, dem er Altäre baut, dem er Blumen und Früchte, dem er die Erſtlinge ſeiner Heerde darbringt, zu dem er die Wolken des Weihrauchs und die reinen Flammen des Dankes und der Anbetung aufſteigen läßt! Er iſt es, zu dem er emporſteigen möchte, auf den lichten Höhen der Berge; dem zu Ellora er Felſen in Tempel verwandelt, dem zu Theben und Babylon, auf Elephantä und Sion, zu Epheſus und Palenka er die rieſigſten Bauten emporthürmt! Er iſt es, den er in tauſend und abertauſend Geſtalten ſich zu vergegenwärtigen ſtrebt, von dem geheimnißvollen Steine der Indier und Araber an bis zu dem Dalai-Lama von Tibet, von der unförmlichen Herme bis zu des Phidias Jupiter, von dem Fetiſch des Negers bis zu der gläubig verehrten Hoſtie, von der beflügelten Weltkugel auf den Obelisken Aegyptens bis zu dem Bilde des Erlöſers, wie er die Kindlein ſegnet und am Kreuz ſeine Arme der Menſchheit entgegenbreitet! —

Und immer und überall iſt es daſſelbe erſte Wort, dem alle Knie ſich beugen, dem alle Geiſter ſich neigen, — ob es nun Schangti in China, ob in Indien Brahm, oder Buddhi in Tibet, Natagai bei den Mongolen, oder Kneph in Aegypten, ob Jehora oder Bel, ob es Zeus, Juvanspater oder Allvadur, ob es Teotl in Mexiko oder in Peru Pachacamac ausgeſprochen werde! Wie das Eine Licht ſich

in tausend Färbungen spiegelt, wie die erste Einheit in allen Zahlen sich wiederholt, — so ist es das erste Wort, das in allen Sprachen, in jeder auf andere Weise widerhallt; — denn überall ist es der Ausdruck des höchsten Gedankens, wie der tiefsten, unvergänglichen Empfindung! Es ist der Grundton aller Hymnen und Psalmen, von den ältesten der Vedas und Zendaveste's bis zu dem Befreiungsgesange Israels, von den Jubelliedern der Märtyrer bis zu Klopstock's und Lamartine's Harmonieen; es durchzittert die Saiten der Davidischen Harfe und der Leier des Orpheus, und hallt wieder im rauschenden Klange der Cymbeln, wie in dem Schall der Posaun', und dem gewaltigen Donner der Orgel; — in den Klagen Palästrina's und in Durantes Magnificat, wie in den himmlischen Chören von Bach und von Händel!

Von Ihm auch, den das erste Wort uns verkündet, nur von Ihm wurden alle größten Dichter begeistert, von Wyasa und Walmik bis auf Homer und Hesiod, von Ferdusi bis auf Dschelaleddin-Rumi, von Jesaias bis auf Dante und Milton! Und dasselbe erste Wort ist es, welches alle tiefen Denker, alle wahrhaften Philosophen zu erfassen, zu verstehen und in harmonische Systeme zu übertragen gestrebt; welches Pythagoras, den erhabenen, — und den schönguten Plato, welches den hellsichtigen Plotin und Proklus, und wie die edlen Geister alle heißen — zu Priestern im Tempel der Wahrheit geweiht; — welches, — wie das Morgenroth auf den Gipfeln der Alpen, — auf der Stirne jener Offenbarer und Gesetzgeber glänzt, die aus den Nebeln der Vergangenheit emporragen über die zahllosen Geschlechter der Menschen, und Familien und Staaten und Kirchen gegründet, und Stämme und Völker und ganze Welttheile um sich her zu Gemeinden versammelt, in Kraft und zur Verherrlichung jenes urmächtigen Wortes.

Aber nicht nur die Dichter und Philosophen, nicht nur die Offenbarer, Propheten und Priester sind Verkündiger dieses Wortes; aus dem Tiefinnersten jedes Menschen bricht es hervor, — wie der Blitz aus den Wolken, wie ein Silberblick aus dem gährenden Metall!

Ist es doch unwillkührlich der höchste Ausruf der Bewunderung und des Entzückens, wie das tiefste Stöhnen der Angst und der Nothschrei im Abgrund des Schmerzes! Sei es, daß die Sonne vor uns aufgeht über zahllosen, — still anbetenden Blüthen, und umrauscht von dem schmetternden Jubel der Vögel; sei es, daß in schweigender Mitternacht der Himmel, mit seinen unzähligen Sternen, uns anblickt, und Sonnen, zu Lichtstäubchen schwindend, — die Majestät des Allmächtigen verkünden! Sei es auch, daß Orkane wüthen, und Lawinen nieder-

donnern, daß Vulkane ſich empören und zerſchmetternde Blitze auf die bebende Erde herabſchießen!

Und immer daſſelbe Wort, derſelbe Name entſteigt unſerm Herzen, unſrer Seele, wenn die Wunder der Kunſt uns bezaubern, entzücken, überwältigen, und wenn, Auge in Auge ſtrahlend, und Seele in Seele ſich verſenkend und verlierend, Gefühl um Gefühl, und Geiſt um Geiſt und Himmel um Himmel ſich tauſchen; — aber auch, wenn, von allen, auch dem Einzigliebſten, verlaſſen, verkannt und gekränkt, das Herz das Unſäglichſte leidet, — ja ſelbſt noch, wenn durch eigne Schuld der Menſch, in ſich ſelber zerriſſen, um Hülfe zu Demjenigen ſchreit, den ſein Verbrechen verläugnet! —

Doch, wo fände ich Worte genug, jenes erſte Wort, jenen Namen des Allerheiligſten genugſam zu preiſen, den alle Welten in alle Ewigkeit nicht zu vollloben vermögen; mit dem wir Ruhe im Sturme — und Frieden im Kampfe; mit dem wir Heiterkeit im Elend, im Untergang Zuverſicht, und im Tode unſterbliche Hoffnungen haben; — mit dem die Natur zur Offenbarung unendlicher Schönheit, die Menſchheit zur einträchtigen Gemeinde und das Leben auf Erden zur offenen Pforte des Himmels wird; — ohne den aber das Weltall in Atome zerfällt, die Geſchichte zum Wahnſinn, die Poeſie zur Täuſchung, das Erhabenſte zur Lüge, die Erde zum Irrenhaus und die Zukunft zum gähnenden Abgrund wird; — ohne den die Natur ein ſich ſelbſt verſchlingendes Ungeheuer, die Menſchheit zur Mördergrube und die geſtirnte blaue Himmelsdecke zu einem großen Leichentuche würde über dem Grabe alles Glaubens, aller Liebe und Hoffnung! —

Soll ich jetzt ihn noch nennen, jenen Namen, der in leuchtenden Hieroglyphen am Himmel verzeichnet, aus allen Geſchöpfen der Erde widerhallt, der ein Blitzſtrahl dem Verbrecher, aber ein Lichtſtrahl dem Verzweifelnden und ein Wonneſtrahl dem Friedfertigen, — wie die Sonne den Erdkreis — einzig das Univerſum verklärt! —

Wenn Er aber, wenn Gott, der Allmächtige, das erſte Wort alles Daſeins und Lebens, — wie lautet das zweite im unendlichen Dreiklang? Ich frage rings umher in dem bunten Kreiſe der Lebendigen, und — wie mit Einer Stimme — antworten Alle mir — Freiheit! Ja, ſie iſt es, nach der Alles Leben ſich ſehnet, ohne die ſelbſt Gott nicht, der Allmächtige, wäre! Denn, wie die Größe des Fürſten durch die Größe ſeiner Unterthanen, wie die Erhabenheit des Gekrönten durch Erhebung, durch Freilaſſung des Bürgers, ſo erweiſt ſich die Allmacht des Schöpfers erſt durch die Freiheit ſeiner Geſchöpfe. Sie iſt das „Werde!" das von Ewigkeit zu Ewigkeit der Allmächtige ſpricht; auf

deſſen Klang Millionen Welten dahinrollen, und der Menſch ſich aus dem Staube emporrichtet.

Wie Gott ſich durch ſtetes Erſchaffen verkündet, ſo ſtrebt jedes Geſchöpf, die ihm verliehenen Kräfte zu üben, und ſo iſt freie Kraftbethätigung des Erſchaffenen der erſte Abglanz, der erſte Widerhall der göttlichen Allmacht! Ohne ſie wäre der Ewige ewig einſam in ſich; — und nicht ſpielte die Weisheit an den Stufen ſeines Thrones, hätte ſie nicht Freiheit zur Morgengabe empfangen.

Und was iſt es Anderes, als Freiheit, was in dem Herzen des Frühlings ſich regt, was durch Keimen und Sproſſen, was blätternd und blüthend, was bewegend und fliegend und jubilirend ſich kund thut? Hinaus und empor ſtrebet Alles, der eignen Kraft ſich in Freiheit zu freuen. Nur in der Freiheit iſt Freude, nur in ihr gedeiht das Leben, nur durch ſie wird der Menſch zu der Krone der Schöpfung. Frei wollend erwacht er zum menſchlichen Daſein; frei waltend, genießt er die Welt. Seine Naturtriebe beherrſchend, erringt er mit der Freiheit den Frieden; frei liebend ſchwelgt in Wonnen ſein Herz, und nur in Freiheit dem Allmächtigen gehorchend, erſteigt er den Himmel und verklärt ſich zum Ebenbilde Gottes! — So erwacht die Natur in dem Menſchen zum Gefühl, zum Bewußtſein der Freiheit; ſo erzählt die Geſchichte die ſtätig fortſchreitende Befreiung des Menſchen. Heroen bezwingen die knechtende Gewalt; Geſetzgeber feſtigen das befreiende Recht, und von der ſklaviſchen Furcht vor dem eiſernen Schickſal befreien uns Propheten und Weiſe. Um der Freiheit willen verläßt Iſrael das reiche Aegypten und folgt Moſen in die ſteinige Wüſte; von ihr begeiſtert kämpft Hellas zu Marathon und ſtirbt Leonidas, „wie das Geſetz es befahl.“ Mit Sokrates leert ſie den Giftbecher und wählet mit Kato den Tod. Mit Hermanns Schwert ſchlägt ſie Varus und ſeine Legionen, und gewährt deutſchen Frauen im Tode den Sieg.

Und wie Freiheitsmuth den römiſchen Weltſcepter zerbricht, ſo entfeſſelt des erhabenen Dulders freier Gehorſam den inneren Menſchen und das freiwillig getragene Kreuz wird zum ewig grünen Baume der Freiheit; denn frei iſt, wer Gott dient, — und des Tyrannen ſpottet, wer den Tod nicht mehr fürchtet. Und von Triumph zu Triumph — zieht ſie durch die Jahrhunderte hin, löſt die Ketten des Sklaven, befreiet Bürger und Nationen, und pflanzt ihre Siegesfahne in zwei Welttheilen auf! Sie erbauet nun Staaten, ſie verbündet Fürſten und Völker. Sie bezwingt die Elemente, und macht dem Menſchen die Natur und den Zufall unterwürfig, — und Freiheit, volle Freiheit, in allen Kreiſen des Daſeins und Wirkens, im Wiſſen und Streben, im Handel und Wan-

del, in Staat und Geſellſchaft und Kirche — iſt das Strebziel der Menſchheit, iſt das Looſungswort des Jahrhunderts, und wie Gott, das erſte, ſo iſt Freiheit das zweite Wort unſers Lebens!

Aber frei will auch der Despot, frei der Welteroberer herrſchen; frei möchte Jeder ſeine Kräfte bethätigen, ſeine Wünſche befriedigen, und wie Jeder, ein Sohn des Unendlichen, — auch Unendliches anſtrebt, ſo durchkreuzen, bedrängen, bekämpfen ſich die Wünſche, die Kräfte und Strebungen der Menſchen, und das allgemeine Ringen nach Freiheit füllt mit Hader und Streit, füllt mit Kriegen und Klagen, füllt mit Druck und mit Elend die Erde, und mit jenem bezaubernden Worte fährt zugleich ein herzzerreißender, ungeheurer Mißklang durch die göttliche Welt! Was iſt es nun, was der Freiheit ihr Maß, was ihr erſt Werth, was ihr Würde verleiht? Was verſöhnet den Streit, was löſet den Mißklang, was vereinigt mit der Allmacht des Schöpfers die Freiheit des Menſchen, was iſt das dritte, das höchſte, allbeſeligende Wort?

Wohl erkennt's der Verſtand, daß, wenn Gott, freie Weſen erſchaffend, gerade durch Selbſtbeſchränkung ſeine Allmacht bezeugt, — auch der Menſch, um ein Ebenbild Gottes zu werden, ſeine eigene Ungebundenheit binden, ſeine Unbeſchränktheit beſchränken, daß er, wie Gott, das freie Daſein aller ſeiner Mitgeſchöpfe wollen, daß er Gottes Willen zu dem ſeinigen machen müſſe. Aber was iſt es, was ihm Kraft gibt, über ſich ſelbſt zu triumphiren, was ihn ſich ſelbſt zu vergeſſen, ſich hinzugeben, ſich aufzuopfern antreibt?

Daß Gott der Allmächtige ſei, das war des Menſchen urerſter Gedanke! daß ſeiner Bruſt ein eigener Wille einwohne, das war ſeine erſte Erfahrung, als von der verbotenen Frucht er gekoſtet. Als er aber aus dem Paradieſe vertrieben, was gab ſeinem Leben noch Reiz, und als der Bruder den Bruder erſchlagen, was drängte das Weib, dem Mörder in das Elend zu folgen? Was läßt die Mutter an der Wiege des Säuglings wachen, und, ihn zu retten, dem Löwen entgegen ſich ſtürzen? Was ſchwellt mit Entzücken des Jünglings Bruſt, daß ſein Stolz vor der Schönheit ſich neigt? daß in der Fülle der Kraft er vor der ſchwachen Jungfrau ſich beugt? Was ſtählt ſeinen Muth, daß für Weib und für Kind er in die Feinde ſich ſtürzt? was gibt dem Weib den noch größeren Muth und die Geduld und die Ausdauer, die tauſend Mühen des Lebens zu tragen? Was vereinet die Herzen, knüpft Ehen, webt der Freundſchaft beglückendes Band, lächelt aus dem Kinde die Eltern an, weiht Eltern und Fürſten zu Prieſtern der Gottheit und beſeligt und heiligt Alles Leben auf Erden?

Und als der Menſch, ſeiner Freiheit mißbrauchend, ſich in Selbſt-

ſucht verloren, was hielt den Vernichtungsblitz des Allmächtigen zurück? Was bewog ihn, nachzuſenden dem Verlorenen, und ihn zurückzurufen, zurückzubitten zu dem harrenden Vater? Was ließ den Geſendeten verzichten auf die gewaltſame Beherrſchung der Welt, um alle Schmach und allen Schmerz zu erdulden, und für alles Wohlthun den Kreuztod zu erndten?

Und was war es dann, was Unzählige zu gleichem Tode begeiſtert, was der Armen, der Waiſen, der Unterdrückten ſich annahm, was Hunderttauſende antrieb, den Sklaven ihre Ketten abzunehmen, um ſie ſelbſt zu tragen, was ſie hinaustrieb in die Fremde, zu den wilden Naturſöhnen, um dem Erhabenſten, dem Göttlichſten — Brüder zu werden? Was iſt es, was jene blühende Jungfrauen begeiſtert, auf alle Weltluſt verzichtend, ihr ganzes Leben dem Dienſte der Kranken, der Verpeſteten zu weihen? —

Was iſt es anders, als die Liebe, als das dritte, das heiligſte Wort des Lebens, das den Dreiklang vollendet, das Himmel und Erde, das Allmacht und Freiheit, das Gott und den Menſchen vereinigt, und das noch das Univerſum durchrauſchet, wenn die Weiſſagungen vergangen, wenn alle ſondernden Sprachen verſtummen und im Anſchauen des Unendlichen alle endliche Erkenntniß verſchwunden!

Denn ſie iſt ja der höchſte Name des Allmächtigen ſelbſt; ſie iſt Schöpfungsluſt, Selbſthingabe; ſie iſt Verewigungswunſch, ſie auch Beſeligung. Sie iſt die Schönheit, die himmliſche, vollendete, die, in ſich harmoniſch, alle Herzen und Geiſter harmoniſch ſtimmt, und ſie hinreißt in den Einklang der Welt; — die von Sonnen und Sternen herab auf die Erde ſtrahlt und von der Erde emporſteigt in dem Dufte der Blumen, in dem Jubelgeſang des Frühlings und in den Flammen der Altäre; die vom Himmel in Strömen des Segens und der Begeiſterung herabthaut und in Gebeten und Hymnen wieder einkehrt in die himmliſche Heimath. So iſt ſie zugleich das letzte und das erſte Wort des Lebens, zugleich Zweiklang und Dreiklang; denn nur die Liebe iſt allmächtig, nur die Allmacht ſchafft Freiheit, nur der Freie kann lieben, wie nur die Liebe befreit, und ſo können auch wir unſeren Vortrag nur mit den Worten jenes, von Gott, Freiheit und Liebe begeiſterten Sängers ſchließen:

„Die Lieb iſt allen eingegraben,
Das Gut für ihren Zweck zu haben:
Da kömmt auch Alles wieder an,
Weil anderwärts nichts dauern kann,
Als wenn's zu dem kann wiederkommen,
Wo es ſein Weſen hergenommen."

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

CB
81
C3
V.3

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.